Zeitschrift
des Deutschen und
Österreichischen
Alpen-Vereines
1913

FRW
1898

(1913)
Vol. 44

£10

Trav
/ER.

16\27

ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS

BAND XLIV
JAHRGANG 1913

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_KV-351-602

Naturaufnahme von Bruno Hess

Mezzotinto Bruckmann

Plattkofel vom Confinboden

ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS

GELEITET VON HEINRICH HESS

BAND XLIV

JAHRGANG 1913

WIEN 1913 :: VERLAG DES DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS

HERGESTELLT DURCH F. BRUCKMANN A.-G. IN MÜNCHEN

IN KOMMISSION FÜR DEN BUCHHANDEL BEI DER J. LINDAUERSCHEN UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG (SCHÖPPING) IN MÜNCHEN

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist untersagt. Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzung bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Arbeiten.

Buch-, Mezzotinto- und Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G. in München. — Autotypien von C. Angerer & Göschl in Wien und F. Bruckmann A.-G. in München. — Papier für Text- und Lichtdruck von der Gustav Schaeuffelenschen Papierfabrik in Heilbronn a. N., Kunstdruckpapier von Karl Scheufelen in Oberlenningen-Teck und Krause & Baumann in Dresden. — Druckfarben von Berger & Wirth in Leipzig. — Kartenbeilage von G. Freytag & Berndt in Wien.

INHALTS-VERZEICHNIS

Seite

1. *Otto Ampferer:* Das geologische Gerüst der Lechtaler Alpen 1
2. *R. von Klebelsberg:* Die eiszeitliche Vergletscherung der Alpen. Unter besonderer Berücksichtigung der Ostalpen 26
3. *Prof. Dr. Willy Hellpach:* Das alpine Naturgefühl und die geopsychische Abhängigkeit 40
4. *Dr. A. von Guttenberg:* Naturschutz und Naturschutzgebiete 54
5. *Dr. Otto Stolz:* Tirols Stellung in der deutschen Geschichte 62
6. *Ernst Hamza:* Folkloristische Studien aus dem niederösterreichischen Wechselgebiete 81
7. *Dr. G. Künne und Richard Pötzsch:* Bergfahrten im arktischen Norwegen 128
8. *Wilhelm Steinitzer:* Bergfahrten in den japanischen Alpen 141
9. *Fritz Kurz:* Bergfahrten zwischen Kaiserjoch und Flexenpaß 161
10. *Ing. Paul Zloklikovits:* Vergessene Lande 182
11. *Hans Skofizh und Dr. Franz Tursky:* Schneeschuhfahrten in den Hohen Tauern. 195
12. *Karl Sandtner:* Die Fanes- (Heiligenkreuzkofel-) Gruppe 221
13. *Dr. Ing. Guido Mayer:* Die Langkofelgruppe (Ihre turistische Erschließung seit dem Jahre 1895) 244
14. *Hanns Barth:* Die Adamello- und Presanellagruppe. II. Die Presanellagruppe 311

VOLLBILDER

Seite

1. *Plattkofel vom Confinboden.* Aufnahme von Bruno Hess. Mezzotinto von F. Bruckmann A.-G. ..... Titelbild
2. *Gosaumulde des Galtseitenjochs zwischen Großer Schlenkerspitze und Reichspitze vom Muttekopf aus.* Aufnahme von Dr. O. Ampferer. Autotypie von C. Angerer & Göschl 10
3. *Sonntagstracht in Feistritz am Wechsel (N.-Ö.) um 1860.* Zeichnung von Hans Hamza. Vierfarbenautotypie von C. Angerer & Göschl 122
4. *Shimashima.* Aufnahme von W. Steinitzer. Autotypie von C. Angerer & Göschl 146
5. *Weißschrofenspitze, Valluga und Rockspitze aus der Umgebung der Leutkircher Hütte.* Aufnahme von R. Rex. Autotypie von C. Angerer & Göschl 164
6. *Pazielfernerspitzen.* Aufnahme von R. Rex. Autotypie von C. Angerer & Göschl 168
7. *Paziel mit Rockspitze.* Aufnahme von R. Rex. Autotypie von C. Angerer & Göschl 170
8. *Festenburg mit dem Hochwechsel.* Aufnahme von P. Zloklikovits. Autotypie von C. Angerer & Göschl 182

Seite

9. *Johannisberg vom Großen Burgstall.* Aufnahme von Joseph Netzuda. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G. 214
10. *Großglockner vom Großen Burgstall.* Aufnahme von Joseph Netzuda. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G. 216
11. *Fanessee mit dem Taë und Blick auf Monte Cristallo.* Vierfarbenaufnahme von Dr. F. Benesch. Autotypie von C. Angerer & Göschl 222
12. *La Varella und Conturinesspitze mit St. Cassian.* Aufnahme von K. Sandtner. Autotypie von C. Angerer & Göschl 224
13. *Vordere Eisengabelspitze vom Wege zum Limojoch.* Vierfarbenaufnahme von Dr. F. Benesch. Autotypie von C. Angerer & Göschl 234
14. *Vallon de Lavares mit Conturinesspitze.* Aufnahme von Karl Sandtner. Autotypie von C. Angerer & Göschl 236
15. *Langkofelgruppe von der Hartlsenne in Gröden.* Vierfarbenaufnahme von Dr. F. Benesch. Autotypie von C. Angerer & Göschl 248
16. *Langkofel: Der große Gratturm an dem „Felsenweg" durch die Südwestwand.* Aufnahme von Dr. F. Benesch. Autotypie von C. Angerer & Göschl 256
17. *„Steinerne Stadt", Bergsturz unter dem Langkofel.* Aufnahme von Dr. F. Benesch. Autotypie von C. Angerer & Göschl 264
18. *Langkofel von den Höhen oberhalb Plan in Gröden.* Vierfarbenaufnahme von Dr. F. Benesch. Autotypie von C. Angerer & Göschl 272
19. *Langkofelgruppe vom Sellajoch.* Aufnahme von M. Bröske. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G. 280
20. *Presanella aus dem Stavèltal:* Aufnahme von Joseph Netzuda. Mezzotinto von F. Bruckmann A.-G. 312
21. *Presanella von der Denzahütte (Stavèltal).* Aufnahme von Joseph Netzuda. Autotypie von C. Angerer & Göschl 314
22. *Presanella vom Monte Cercen.* Aufnahme von Joseph Netzuda. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G. 316
23. *Busazza vom Maroccaropaß.* Aufnahme von Joseph Netzuda. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G. 318
24. *Busazza vom Monte Cercen gegen die Berninagruppe.* Aufnahme von Joseph Netzuda. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G. 320
25. *Monte Gabbiol vom Mandronhause.* Aufnahme von Joseph Netzuda. Autotypie von C. Angerer & Göschl 322

BILDER IM TEXTE

Seite

1. Arlberg und Klostertal. Aufnahme von Hans Rohn 3
2. Verrucano — Buntsandstein — Rauhwacke. Aufnahme von Hans Rohn 3
3. Blankspitze südlich der Ansbacher Hütte. Aufnahme von Hans Rohn 3
4. Gehänge nördlich von Langen. Aufnahme von Hans Rohn 3
5. Südhang der Stertespitze. Aufnahme von Otto Ampferer 4
6. Westseite der Fanggokarspitze. Aufnahme von Hans Rohn 4
7. Ostseite der Reichspitze. Aufnahme von Otto Ampferer 4
8. Grat vom Kreuzkopf zum Grieskopf. Aufnahme von Otto Ampferer.. 4
9. Bocksgartenkopf. Aufnahme von Otto Ampferer 7
10. Südwestwand des Gatschkopfes. Aufnahme von Otto Ampferer.. 7
11. Westflanke, von Tajaspitze — Muttlerkopf. Aufnahme v. Otto Ampferer 7
12. Nordseite des Kaiserjochs. Aufnahme von Otto Ampferer 7

Seite

13. Bei der Muttekopfhütte. Aufnahme von Hans Rohn 8
14. Blaue Köpfe am Muttekopf. Aufnahme von Otto Ampferer 8
15. Beferwald nördlich von Boden. Aufnahme von Otto Ampferer 8
16. Dreiensee. Aufnahme von Otto Ampferer 8
17. Blick vom Zürsersee gegen Rüfispitze—Krabachjoch. Aufnahme von Hans Rohn 13
18. Parseierspitze, Dawinkopf usw. Aufnahme von Hans Rohn 14
19. Aples-Pleisspitze von Osten. Aufnahme von Hans Rohn 17
20. Stierloch — Schwarzlochspitze — Griesmuttekopf von Westen. Aufnahme von Hans Rohn 17
21. Wetterspitze (Oberrätischer Kalk). Aufnahme von Otto Ampferer .. 18
22. Eingang in das Starkenbachtal. Aufnahme von Otto Ampferer .. 18
23. Knappenböden im Hintergrund des Alperschontales. Aufnahme von Hans Rohn 21
24. Stierköpfl-Kopfscharte nördlich der Ansbacher Hütte. Aufnahme von Hans Rohn 21
25. Blick vom Krabachjoch gegen das Pazieltal. Aufnahme von Hans Rohn 22
26. Paßfurche des Flexensattels, die jäh gegen das Klostertal abbricht. Gegenüber Eisschliffurchen im Gneis der Arlberglücke. Aufnahme von Hans Rohn..... 22
27./28. Zwei Kartenskizzen zu dem Artikel Ernst Hamza, Folkloristische Studien im niederösterreichischen Wechselgebiet. Zeichnungen von Hans Hamza ...82 u. 86
29. Zwei Dialektköpfe. Zeichnungen von Hans Hamza..... 95
30. Germanische Figur vor der Völkerwanderung. Rekonstruktion. Aus Fr. Hottenroth, Handbuch der deutschen Tracht (Stuttgart, Gustav Weise)..... 122
31. Baiware in seiner Stammestracht zur Zeit der Völkerwanderung. Rekonstruktion. Aus Fr. Hottenroth, Handbuch der deutschen Tracht (Stuttgart, Gustav Weise) 122
32—36. Trachtenfiguren. Zeichnungen von Hans Hamza .....123—126
37—39. Drei Kartenskizzen zu dem Aufsatz Dr. G. Künne u. Richard Pötzsch, Bergfahrten im arktischen Norwegen. Zeichnungen von Dr. G. Künne....129, 131 u. 134
40. Kartenskizze zu dem Aufsatz Wilhelm Steinitzer, Bergfahrten in den japanischen Alpen. Zeichnung von W. Steinitzer..... 142
41. Nakao und der Vulkan Yakeyama, etwa 2600 m. Aufnahme von W. Steinitzer 155
42. Hodakayama-Gruppe vom Tokugotoge. Aufnahme von W. Steinitzer..... 155
43. Gipfel des Hodakayama, 2995 m. Aufnahme von W. Steinitzer 156
44. Abstieg vom Hodakayama. Aufnahme von W. Steinitzer 156
45. Stanskogel. Aufnahme von Fritz Scholz 173
46. Südwand der Rockspitze. Aufnahme von R. Rex..... 173
47. Ausblick vom Stanskogel gegen Westen (Ostern 1913). Aufnahme von R. Mann 174
48. Valluga von der Schindlerspitze. Aufnahme von R. Rex 174
49. Schmiede bei Strallegg. Aufnahme von P. Zloklikovits 191
50. Bauernhaus in Wenigzell. Aufnahme von P. Zloklikovits 191
51. Bauernhaus bei Wenigzell. Aufnahme von P. Zloklikovits 192
52. Bauernhaus bei Weiz. Aufnahme von P. Zloklikovits 192
53. Schneeige Hochalmspitze von der AperenHochalmspitze. Aufnahme von Ing. Ed. Mayer..... 201
54. Ankogel von der Hochalmspitze. Aufnahme von Ing. Ed. Mayer . 201
55. Hochalmspitze und Säuleck von der alten Hannover Hütte. Aufnahme von Ing. Ed. Mayer..... 202
56. Elendköpfe und Preimlspitze vom

Seite

Hochalmkees. Aufnahme von Ing. Ed. Mayer 202
57. Sonnblick und Hocharn von der Fraganter Scharte. Aufnahme von Julius Auer 211
58. Schareck von der Rojacherhütte. Aufnahme von Julius Auer..... 211
59. Großglockner Gruppe von Nordw. aus etwa 4000 m Höhe. Ballonaufnahme von Dr. H. Lorenz ... 212
60. Glockerin von Norden. Aufnahme von Bruno Hess 212
61. Zehner- und Neunerspitze von der Limojochspitze. Aufnahme von K. Sandtner 229
62. Neuner- u. Zehnerspitze mit Spessa. Aufnahme von K. Sandtner 229
63. Conturinesspitze vom Sarétal. Aufnahme von K. Sandtner 230
64. Gipfel der Zehnerspitze. Aufnahme von K. Sandtner 230
65. Abteital, Sellagruppe und Langkofel vom Heiligenkreuzkofel. Aufnahme von K. Sandtner 239
66. Heiligenkreuz mit den Wänden des Heiligenkreuzkofels. Aufnahme von K. Sandtner 239
67. Heiligenkreuzkofel von der Alpe Armantara. Aufnahme von K. Sandtner 240
68. Alpenvereinsweg auf den Heiligenkreuzkofel. Aufnahme von Hans Tauer..... 240
69. Die Ostanstiege auf das Langkofelmassiv. Zeichnung von Dr. Guido Mayer, unter teilweiser Benützung einer Aufnahme von E. Terschak..... 246
70. Die Nordwand des Langkofels. Zeichnung von Dr. Guido Mayer 251
71. Die Route über den Westpfeiler des Langkofels. Nach Angabe des Ing. Pauli gezeichnet von Dr. Guido Mayer..... 257
72. Die Fünffingerspitze von Süden. Zeichnung von Dr. Guido Mayer nach einer Aufnahme von E. Terschak 268
73. Der Südwestgrat der Fünffingerspitze. Nach einer Zeichnung von Dr. Guido Mayer 274
74. Die Grohmannspitze von Norden. Zeichnung von Dr. Guido Mayer nach Aufnahmen von E. Terschak 278
75. Die Grohmannspitze und der Innerkoflerturm von der Rodella. Zeichnung von Dr. Guido Mayer nach einer Aufnahme von E. Terschak 282
76. Busazza von Norden. Zeichnung von Otto Barth..... 314
77. Cima Presanella und Cima di Vermiglio. Zeichnung von Otto Barth 317
78. Cima d'Amola von Südosten. Zeichnung von Otto Barth 319
79. Palù-Gipfel von Norden. Nach einer Skizze des Leutnants Adolph Listhuber gezeichnet von Otto Barth 322

BEILAGE

Karte der Lechtaler Alpen: Arlberggebiet. Maßstab 1:25000. Aufgenommen von L. Aegerter. Stich und Druck von G. Freytag & Berndt, Wien.

DAS GEOLOGISCHE GERÜST DER LECHTALER ALPEN

VON OTTO AMPFERER

EINLEITUNG Die Lechtaler Alpen sind erst in den letzten Jahren weiter bekannt geworden und dies zu großem Teil durch die Arbeit unseres Alpenvereins. Hütten und Wege sind in dem einsamen Gebirge entstanden und nun sind noch die herrlichen Karten Aegerters gekommen, die uns als treue Führer die Hände reichen zur Wanderung über Berg und Tal.

Dicht drängen sich zwischen Fern- und Flexenpaß die Berge aneinander, kein breiteres Tal gewinnt hier Raum, kein größeres Dorf findet sein Lager. Schmale, dunkle Spalten öffnen sich gegen das Inntal. Die wildesten Täler der Nördlichen Kalkalpen, Larsenn-, Starkenbachtal, Zamerloch liegen hinter diesen Zwingern. Steil und ohne Rast brechen die Berge aus dem Stanzertale zur Höhe. Hier im Süden winkt nur am Fuße der Parseierspitze eine milde Terrasse, die sonnige Staffelei von Grins, die der Herbst unter hoher Gletscherkrone in wundervoller Süße mit Früchten schmückt.

Im Norden sammelt der Lech alle Wasser dieses Gebirgs. Freundlicher öffnen sich hier die Tore zum Eintritt und neben der rauhen Werktagstracht zerrissener Schrofen grüßt das liebe Sonntagskleid edler Grasberge hervor.

Treten wir ein, so hebt sich Berg um Berg vor uns empor, rätselvoll oft ineinander verschränkt, die Häupter vielfach tief zurückgelehnt. Wälder und Wiesen wechseln, Almen schwellen. Wir steigen höher, aus dem Tosen der Bäche ist Gespräch und Gelächter der Quellen geworden, die Talgründe tun sich auf und klargestirnt tritt Fels und Firn in seine Rechte.

Wir klimmen zum letzten Grat empor und lassen unsere Blicke wie Vögel über das Gebirge schwingen.

Keine alpinen Majestäten haben hier ihren Thron aufgeschlagen, ein tüchtiger Mittelstand von Bergen tritt von allen Seiten uns entgegen.

So hat dies Land zwischen dem Himmeleis von Otztaler Alpen und Silvretta und dem Gezäune der Allgäuer Berge solange seine Einsamkeit bewahren können.

Die geologische Erforschung dieser Bergwelt knüpft sich bisher nur an wenige Namen. Von Gümbel, Escher von der Linth, von Hauer, von Richthofen, von Pichler, von Mojsisovics, Falbesoner, Penck, Skuphos, Mylius haben wertvolle Beiträge geliefert.

Ich selbst habe das Gebirge als Geologe zuerst im Jahre 1901 und seit 1903 fortlaufend Sommer um Sommer, Herbst für Herbst betreten. Trotzdem ist meine Arbeit darin noch lange nicht abgeschlossen. Ich habe in diesem Gebirge meine Erfüllung als Feldgeologe gefunden und ein Glücklicher, der sich am Feuer seiner Erinnerungen zu wärmen vermag, spricht zum Leser. So gut wie unbekannt lag das Gehege der Berge hier vor mir und ich trat ihren Geschenken mit offenen Sinnen entgegen. Ich kam nicht, um zu rauben, sondern um im Überflusse des Erkennens zu leben. Wie der Föhn in den Wald, so warf sich gar oft die Freude des Entdeckers in meine Seele, daß ich aufjauchzte voll trunkener Lust. Berge und Täler, ihr Zeugen meiner Freude, ihr Wohnstätten meiner Pläne und Lustbarkeiten, wie freute und freue ich mich, euch zu finden!

Ich trank aus euren Quellen, ich suchte eure Pfade, ich formte Bilder eurer Entstehung und lauschte und formte wieder. Ihr gabt mir eure Geheimnisse zu

allen Stunden, bald im düstern Bangen steinbeschossener Schluchten, bald in der seligen Wiege sonniger Weiten.

O Wolkengarten, der du still über den Rätseln des Gebirgs erblühst, wie oft hast du meine Seele leicht gemacht wie Flaum und meine Gedanken geleitet! O Duft des Bergmahds, wie warst du süßer Lohn dem Kletterer nach finster Klamm! Erdige, blutige Finger ruhten so gerne neben deinen Blumen, heiße Lippen schlürften dankvoll von deinen verschwiegenen Brunnen!

Mühen und Gefahren, von einem freundlichen Geschicke immer wieder zu gutem Ende geführt, vergingen gleich Nebel und Gewitter zwischen heiteren Tagen.

Weit über alle dem steht mir aber noch der Hochgewinn dieser Lebenszeit, der Fund tiefer Liebe und wahrer Freundschaft.

Ihr Augen, voll Kraft, jedes Glück und Leid rein zu bewahren, tapfere Schildwachen vor der Burg unserer Geister, an euch richte ich mich aufwärts!

BAUSTEINE

Es ist hier nicht der Ort und Raum, um die wissenschaftlichen Ergebnisse meiner Studien und ihre Beweise im einzelnen vorzulegen. Dies soll in einer geologischen Monographie der Lechtaler Alpen geschehen. Ich will hier nur eine kurze Übersicht geben, aus welchen Gesteinen dieses Gebirge besteht, wie diese zu seinem Aufbau gefügt wurden und wie endlich das heutige Gebirgsrelief entstand.

Das Material des Gebirgskörpers entstammt, wenn wir von einigen kleineren Beiträgen absehen, den Bildungsstätten der Trias-Jura-Kreidemeere.

Ältere Schichten treten uns nur in einem schmalen Saum am Südfuße des Gebirgs zwischen Landeck und Arlberg entgegen. Jüngere sind in Form meist loser Schuttablagerungen diluvialen und alluvialen Alters in vielen kleinen Resten allenthalben vorhanden.

Es sollen nun im folgenden die einzelnen Schichtgruppen der Reihe ihrer Entstehung nach besprochen werden, wobei das Hauptaugenmerk nicht der Detailausbildung und Fossilführung, sondern vor allem den jeweils charakteristischen Landschaftsformen jeder Serie zugewendet werden soll. Brauchbare Eindrücke sind hier nur in Verbindung mit guten Abbildungen zu erreichen. Als Ideal einer solchen Darstellung hätten allerdings feine Farbenphotographien zu gelten, die leider noch nicht vorhanden sind.

So zahlreich nun die Variationen der Schichtreihen in ihren kleineren Elementen sind, so beherrschen doch verhältnismäßig wenige größere Gruppen den Ausdruck des Geländes. Zu einer solchen Herrschaft können nur ausgedehnte und in gewissem Maße konstante Gesteinsserien gelangen. Wenn dies nun schon für eine ungestörte Schichtfolge gilt, so kommt für eine von vielen Bewegungen betroffene Reihe noch eine mechanische Auswahl mit in Betracht.

Es entstehen durch das Spiel solcher Kräfte neue Gruppierungen, indem die Schichtfolge an ihren nachgiebigeren Stellen zerrissen wird, da festere Gesteine ihre Form leichter bewahren als schmiegsame, die hinwieder bald zu dünnen Streifen ausgewalzt, bald zu mächtigen Fladen zusammengestaut werden.

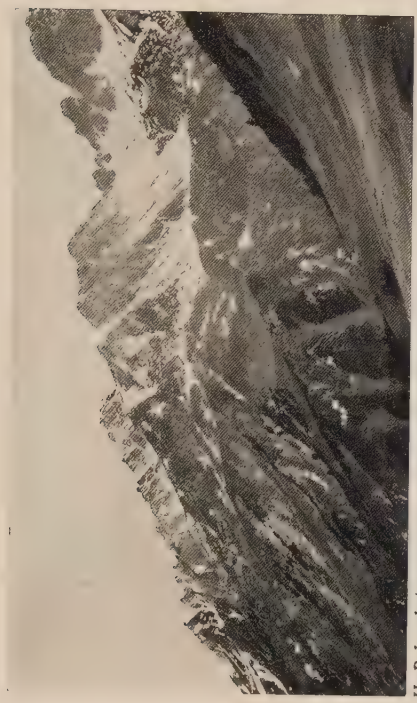
So kommen Gesteinsgenossenschaften zustande, deren Verwandtschaft in einer innigeren Verwachsung, in ähnlicher Elastizität und Widerständigkeit gegen Verschiebungen und Verbiegungen begründet ist.

Solche Gruppen werden uns im folgenden mehrfach entgegentreten und sie sind es, die dem betrachtenden Auge zuerst sich einprägen.

Gneis-Quarzphyllit (Fig. 1). Diese älteste Gesteinsserie nimmt nur am Südabfall der Lechtaler Alpen in der Strecke zwischen Stuben—Zams einen bescheidenen Anteil an unserer Gebirgsmasse. Die Gneise sind auf den Arlbergpaß

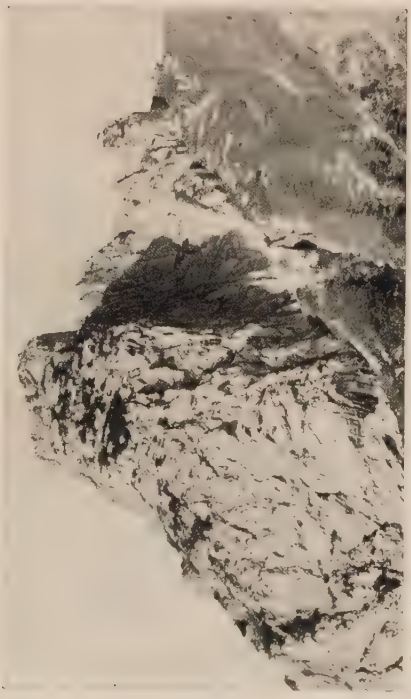
H. Rohn phot.

Fig. 1. Gneis.
Ariberg und Klostertal



H. Rohn phot.

Fig. 2. Verrucano—Buntsandstein—Rauhwacke.
Südhänge der Schindlerspitze



H Rohn phot.

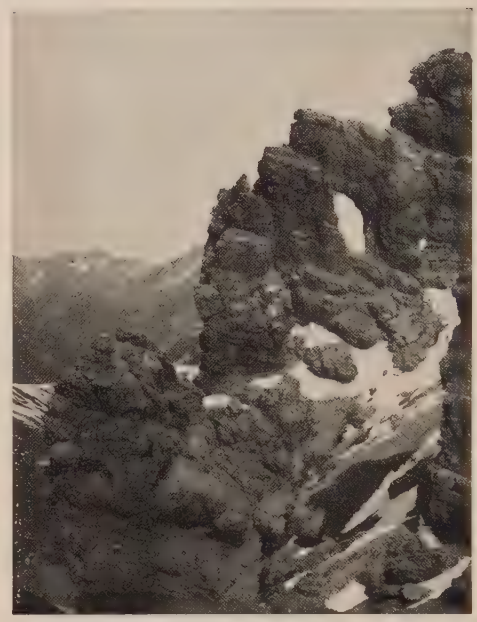
Fig. 3. Wettersteinkalk.
Blankspitze südlich der Ansbacher Hütte

H. Rohn phot.

Fig. 4. Partnachschichten—Arlbergkalk.
Gehänge nördlich von Langen

O. Ampferer phot.

Fig. 5. Wettersteindolomit. Südhang der Stertespitze



H. Rohn phot.

Fig. 6. Rauhwacke der Raibler Schichten. Westseite der Fanggokarspitze

O. Ampferer phot.

Fig. 7. Hauptdolomit. Ostseite der Reichspitze

O. Ampferer phot.

Fig. 8. Kössener Schichten. Grat vom Kreuzkopf zum Grieskopf

beschränkt. Die Quarzphyllite setzen hauptsächlich die waldigen Höhen östlich von Flirsch und die Terrasse von Grins—Stans zusammen.

Das vorherrschende Gestein ist ein normaler Quarzphyllit, der besonders in seinen südlichen Lagen in Granatphyllite und Gneisphyllite übergeht. Der Granatphyllit tritt in der Zone Flirsch—Zintlkopf am stärksten hervor. Als Einschaltungen des Quarzphyllites sind Quarzite, Quarzgrauwacken, Diabasporphyrite, Diabasmandelsteine, Diabas sowie Lagen von Muskovitgneis vorhanden.

Im Terrain auffallend sind davon eine Mauer von weißem Quarzit, östlich von Flirsch am Südfuß der Eisenspitze, eine Klippe desselben Gesteins nordöstlich vom Zintlkopf, sowie ein Zug von Diabas, der sich östlich von Grins 1 *km* weit in kleinen Anhöhen verfolgen läßt.

Der Quarzphyllit bildet mildgestufte, wasserreiche Gehänge. Da es ein ungemein gleitfähiges Gestein ist, begegnet man an seinen Hängen hin und hin Rutschungsformen. So brechen Nischen aus und werden oft Wülste aufgestaut, die wie Moränenwälle quer an den Lehnen hinziehen. Dies ist in der Umgebung der Dawinalpe, sowie oberhalb von St. Anton sehr schön zu sehen.

Verrucano — Buntsandstein — Rauhwacke (Fig. 2). Diese Schichtgruppe tritt weniger durch große Massen als auffallende Färbungen hervor. Der Verrucano besteht aus roten, grünen, grünlichen, gelblichen Breccien und Konglomeraten, sowie aus weißlichgrauen, rotgefleckten Quarzporphyrtuffen und quarzphyllitähnlichen Schiefern. Rötliche Quarze, Brocken von roten und grauen, violetten Schiefern, grauen und gelblichen Dolomiten machen die Hauptmasse der Breccien und Konglomerate aus. Verrucano kommt als ein bald schmaler, bald breiter Streifen zwischen Arlberg und Grins vor. Er begleitet den Nordrand des Quarzphyllits, mit dem er stellenweise auch verfaltet ist. Nach oben gehen aus ihm bunte, rote, grüne, weißliche Quarzsandsteine und rote Schiefer hervor. Mit diesen sind im Hangenden stellenweise grellgelbe, rötliche, löcherige Rauhwacken und Spuren von Gips verbunden. Die warme Quelle oberhalb Grins quillt aus dieser Schichtgruppe auf. Die Rauhwacke formt sich mit Vorliebe zu verwegenen Ruinen. Am schönsten erhält man in diese Gesteinsreihen Einblick am Aufstieg von Grins gegen die Augsburger Hütte.

Muschelkalk — Partnachschichten — Arlbergschichten (Fig. 4). Dunkle, dünngeschichtete, knollige, wulstige, oft kieselreiche Kalke mit dünnen schwärzlichen, grünlichen Mergelfugen herrschen vor. Dichte helle, oft kristalline, manchmal auch rauhwackige Kalke, Krinoideenkalke treten dazu. Im Hangenden stellen sich immer mächtigere Lagen von schwarzen Tonschiefern ein, während die Kalke auf einzelne Bänke zusammenschrumpfen. Wir haben die sogenannten Partnach-Schichten vor uns. Die mattschwarzen, dünnspaltigen Tonschiefer zerfallen wegen starker Druckschieferung leicht zu schmalen, spitzigen Griffeln.

Kalke und Schiefer sind zudem von zahllosen weißen Sprüngen kreuz und quer zerhackt. Die Verwitterung reißt tiefe Runsen aus diesen Tonschiefern und läßt die knolligen Kalklagen als wilde Felsbretter dazwischen vorspringen.

In den sogenannten Arlbergschichten, der nächst jüngeren Bildung, gewinnen wieder die Kalke die Vorherrschaft. Wir sehen eine reichgeschichtete Folge von hellen und dunkleren grauen Kalken, Dolomiten, Rauhwacken mit schmalen Zwischenlagen von dunklen Mergeln.

Diese Schichtgruppe tritt am Südrand der Lechtaler Alpen, aber auch im Bereich des obersten Lechtales bei Lech zutage. Gute Aufschlüsse von Muschelkalk und Partnachschichten sind z. B. am Aufstieg von Flirsch gegen die Ansbacher Hütte, in der Schnanner Klamm, sowie an der Flexenstraße ober Stuben zu finden. Das Hölltobel (an dieser Straße) ist ein klassisches Beispiel für die

gewaltige Auswitterung der Partnachschichten. Die Arlbergschichten sind vom Arlberg westwärts entwickelt, ostwärts nimmt ihre Stelle der Wettersteinkalk ein.

Wettersteinkalk — Raibler Schichten (Fig. 3, 5, 6). Der Wettersteinkalk ist eine ungemein mächtige und einheitliche Kalkbildung, deren Verbreitungsgebiet im wesentlichen östlich der Lechtaler Alpen zu suchen ist. Es ragen nur letzte Ausläufer noch herein. Die vielfach gegen 1000 *m* mächtige Schichtlage besteht vorzüglich aus hellgefärbten Kalken, die in den obersten Teilen häufig dolomitisch sind. Nur gegen die liegenden Partnachschichten zu sind dunklere Kalke eingeschaltet. Kleinere wie größere unregelmäßige Hohlräume sind im Innern manchmal mit Galmei, Bleiglanz und Zinkblende angefüllt. Oben geht diese gewaltige Kalkmasse wie ja auch unten ganz plötzlich in tonige Sedimente über.

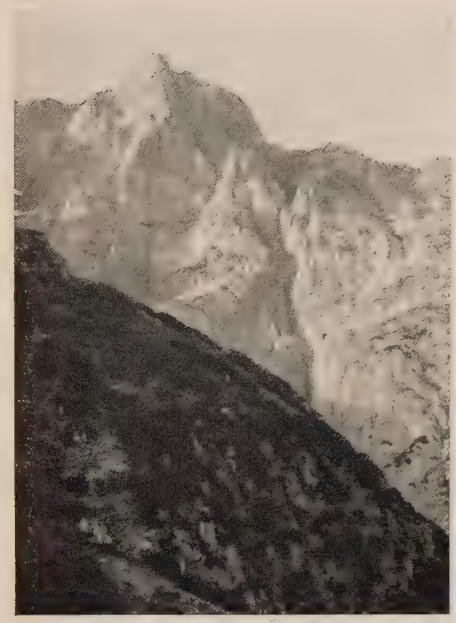
Auf die hellen Kalkbänke setzen sich unmittelbar die dunkelgefärbten Mergel, Tonschiefer, Sandsteine, Oolithe, Kalke, Dolomite und Rauhwacken der Raibler Schichten. Es ist eine sehr mannigfaltige Serie, die zudem fast in allen Schichtlagen häufig Versteinerungen enthält. Sie kommt im Terrain besonders bei steiler Stellung durch ihren jähen Wechsel von begrünten Rinnen, Felsbrettern und schwarzen Mergelschluchten zur Geltung. In den Lechtaler Alpen ist der Zug der Heiterwand zwischen Nassereith und Boden das größte Vorkommen nicht nur des Wettersteinkalks, sondern auch der Raibler Schichten.

Hauptdolomit (Fig. 7). Über den grauen Rauhwacken der obersten Raibler Schichten stellt sich eine wohl über 1000 *m* mächtige Reihe von Dolomitlagen ein. Es sind dunkel- bis hellgraue, oft bräunlichgraue oder schwärzliche, dichte und kristalline Dolomite, die beim Zerschlagen einen stark bituminösen Geruch geben.

Zwischen den dolomitischen sind öfters kalkreichere Bänke sowie feine Dolomitbreccien eingeschaltet. Es wechseln hellere und dunklere Zonen, wodurch eine Streifung im großen entsteht. Zwischen den Dolomitlagen sind meist nur dünne Lagen von dunklen, bituminösen Mergeln eingebettet. In einzelnen Zonen erreichen jedoch dünnschichtige dunkle Mergel und Kalke eine Mächtigkeit bis zu 10 *m*.

Der Hauptdolomit ist das bei weitem vorherrschende Gestein unseres Gebirges. Er verwittert in schroffen Formen, ob er nun zu Wänden im Tale oder zu Hochgebirgsgraten zugeschnitten wird. Kein anderes Gestein der Lechtaler Alpen hat so viele und so ausgedehnte Schutthalden. Der Abschnitt vom Fernpaß zum Alperschon—Parseiertal ist am reichsten damit ausgestattet.

Kössener Schichten (Fig. 8). Im Gegensatz zu dieser harten Gesteinsreihe bestehen die darüber angeordneten Kössener Schichten wieder vorzüglich aus weichen tonreichen Mergeln, Schiefern und einzelnen Kalkbänken. Die Mergel der Kössener Schichten, meist schwärzlich, seltener gelblich, rötlich gefärbt, sind dünnblättrig, tonig weich und leicht verbiegbar. Die Kalklagen dazwischen bleiben vereinzelt und sind meist dickbankig. Gegen oben nimmt im Schichtsystem der Kalkvorrat zu. Einzelne Lagen in den Mergeln und Kalken sind fast nur aus zerbrochenen Muschelschalen zusammengefügt. Diese Muschelbreccien sind ungemein charakteristische Bestandteile dieser Schichtfolge, die noch reicher als die Raibler Schichten an überliefertem Lebensinhalt ist. Wo Kössener Schichten anstehen, kann man mit Sicherheit auf Fossilfunde rechnen. Der Bau dieser Formation aus so bildsamen Mergeln mit einer nur schwachen Versteifung durch wenige Kalkblätter gestattete der Faltungskraft, sich in diesem Material sehr lebendig auszudrücken. Die Kössener Schichten sind die Ausgleicher für die Plumpheit und Starrheit des Hauptdolomits. Sie zeigen uns vielfach z. B. an der Nordwestseite der Alples-Pleis-Spitze, an der Wetter- und Feuer-



O. Ampferer phot.

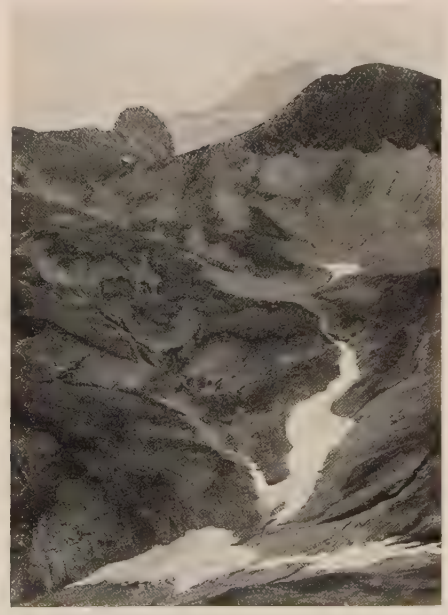
Fig. 9. Oberrätischer Kalk. Bocksgartenkopf

O. Ampferer phot.

Fig. 10. Fleckenmergel—Manganschiefer. Südwestwand des Gatschkopfes

O. Ampferer phot.

Fig. 11. Radiolarienschichten — Aptychenkalke. Westflanke von Tajaspitze—Muttlerkopf



O. Ampferer phot.

Fig. 12. Kreideschiefer. Nordseite des Kaiserjochs

H. Rohn phot.

Fig. 13. Gosauschichten. Bei der Muttekopfhütte

O. Ampferer phot.

Fig. 14. Blöcke in den Gosauschichten. Blaue Köpfe am Muttekopf

O. Ampferer phot.

Fig. 15. Grundmoräne. Beferwald nördlich von Boden

O. Ampferer phot.

Fig. 16. Moränenwall. Dreiensee

spitze, an der Rotspitze herrliche Faltungsbilder. Sie treten in vielen, meist kleineren Massen auf und fehlen wohl keinem Tale unseres Gebirges.

Oberrätischer Kalk — Liaskalk (Fig. 9). Über den obersten Lagen der Kössener Schichten stellen sich auffallende Kalklagen ein. Es sind in ihrer Mächtigkeit rasch schwankende helle, wenig oder gar nicht geschichtete Kalklinsen, an deren Aufbau Korallen einen wesentlichen Anteil nahmen. Das Schnee- und Regenwasser höhlt die Oberflächen dieser Kalke zu Karren aus.

Sie ruhen auf Kössener Mergeln und Knollenkalken, während sie oben häufig mit verschwimmender Grenze in wechselnd rotgefärbte Kalke übergehen. Diese roten Kalke sind dicht oder kristallin, oft knollig oder brecciös entwickelt. Sie führen ziemlich häufig Ammoniten, die jedoch gewöhnlich stark gequetscht oder verzerrt sind. Oberrätischer- und Liaskalk sind in den Lechtaler Alpen weitverbreitet. Einige der schönsten Gipfel wie Freispitze, Wetterspitze, Aples-Pleis-Spitzen, bestehen aus diesem schönen Gestein.

Fleckenmergel — Manganschiefer (Fig. 10). Über den roten Liaskalken ordnet sich eine reiche Folge von meist schmutzig gelbgrau verwitternden Mergelkalken, Kalken, Mergeln, Quarziten, Sandsteinen, Manganschiefern an, die wieder für sich eine ausgesprochene selbständige Gruppe bilden. Auf den Schichtflächen mancher Mergel und Kalke erscheinen dunkle, blattartige Verzweigungen. Ebenso zeigen sich im Querbruch einiger Kalkarten dunkle Flecken. Belemniten und Ammoniten kommen in bestimmten Zonen gar nicht selten vor.

In der oberen Abteilung dieses Systems ist in weiter Verbreitung eine Zone von schokoladebraunen Mergeln und Schiefern mit blauem Metallglanz von Manganimprägnierung vorhanden. Diese Manganschiefer erreichen nördlich des Lechs in den Allgäuer Alpen eine sehr mächtige Entfaltung.

Die leicht verwitternden Fleckenmergel schaffen sehr viel guten Boden für Wälder, Mähder und Almen. Ohne sie wären viele Täler in den Lechtaler Alpen kaum bewohnbar. Sie sind hier sehr weit verbreitet und besonders westlich vom Alperschon—Parseiertal am Gebirgsaufbau reich beteiligt.

Radiolarienschichten — Aptychenkalke (Fig. 11). Hier treten uns Ablagerungen entgegen, die als Bildungsstätte ein tieferes Meer voraussetzen. Es sind regelmäßig und ziemlich dünn geschichtete rote, grüne, schwarze Hornsteinkalke. Sie enthalten, wenn auch nicht überall, Strukturreste von Radiolarien und auf den Schichtflächen Abdrücke von Aptychen. Es sind kieselsäurereiche Gesteine, die im kleinen unter dem Hammer splittrig brechen, im großen aber biegsam sind. Mangan ist meist auch mitenthalten. Im Hangenden verlieren sie den hohen Kieselgehalt und es gehen dünnschichtige, helle, grünlichgraue Kalke mit muscheligem Bruche hervor, die nicht selten Aptychenabdrücke zeigen. Durch Faltung und Schiebung werden diese Kalke ganz dünnschichtig, flaserig und zäh. Radiolarite und Aptychenkalke sind die Träger der steilsten noch begrünten Gebirgsflächen. Diese Gesteine kommen nur in schmalen Streifen und einzelnen Schollen meist in Gesellschaft der Fleckenmergel vor. Ihre harten Schichten formen sich zu kühnen, scharfkantigen Gipfeln, wie Rotwand, Tajakopf, Festen. Auch der Gipfel der Parseierspitze gehört dazu.

Kreideschiefer (Fig. 12). Während die bisher erwähnten Schichtgruppen im wesentlichen unter andauernder Meeresbedeckung entstanden, traten vor Ablagerung der Kreideschiefer Landbildung und Faltung ins Spiel. Die Kreideschiefer ruhen deshalb auf einer Erosionsfläche, die bald jüngere, bald ältere Schichten anschneidet. Die meist sehr mächtige Schichtgruppe stellt sich als ein Wechsel von meist dunkelgefärbten Mergeln, Schiefern, Kalkbreccien, Hornsteinbreccien, Sandsteinen mit Kohlenspuren, gröberen und feineren buntkörnigen Konglomeraten

dar. In bestimmten Breccien ist Orbitulina concava Lam. nicht selten, die einen Teil der Ablagerungen ins Zenoman verweist. Die Hauptverbreitung dieser Schichten fällt in die westlichen Lechtaler Alpen. Bei der Ansbacher Hütte, am Kaiserjoch, im Almejur- und Krabachtal, sowie zu beiden Seiten des Flexensattels sind die größten Massen davon aufgestapelt. Sie weiten überall die Landschaft durch ihren weichen, milden Formenguß. Ihre Gründe bieten im Sommer herrliche Alpweiden, im Winter prachtvolles Schneeschuhgelände.

Gosauschichten (Fig. 13, 14). In noch viel ausgesprochenerer Weise als die Kreideschiefer lagern die jüngeren Gosaubildungen des Muttekopfs einem bereits stark gefalteten und tieferodierten Untergrunde auf. Sie bestehen aus einer buntfarbigen Reihe von Breccien, Konglomeraten, Sandsteinen und Mergeln. In lebhaftem Wechsel folgen feingeschichtete Mergel und gröbere Sandsteine übereinander. Die Breccien und Konglomerate umschließen vielfach sehr grobes Material, das den Schichten der Umgebung entnommen ist. Auch exotische Gerölle (der Umgebung fremd) sind darin zu finden. Zwischen den Breccien und Konglomeraten sind einzelne ungeheure Blöcke von oberrätischem Kalk eingemauert, die wahrscheinlich vom Brandungsufer des Gosaumeeres abbrachen und ins Meer hinunterglitten. Die Gosauschichten bilden eine langgestreckte Mulde zwischen Plattein- und Kogelseespitze. Der Muttekopf wird in seinem oberen Teil davon erbaut und seine Besteigung zeigt in wunderbaren Aufschlüssen diese eigenartige höchstgelegene Gosauablagerung der Nordalpen.

Schuttablagerungen (Fig. 15, 16). Seit der Gosauzeit blieb unser Gebiet dauernd Land und wurde erodiert. Die Ablagerungen, die nun noch zustande kamen, sind im wesentlichen Schuttbildungen der Hänge, der Bäche, Flüsse und Gletscher.

In der Gegend von Imst sind alte, konglomerierte Schotter am Kalvarienberg vorhanden, die von Grundmoränen überlagert werden. Auch lose Sande und Schotter liegen unter denselben Moränen. Wir haben hier Reste einer älteren Talverschüttung vor uns. Die letzte Vergletscherung ging darüber und ließ in den Tälern und hoch an den Seitenhängen hinauf ihre Grundmoränen zurück.

Häufig sind diese reich an gekritzten Geschieben, zeigen hellweiße Farbe und scharfgratige Verwitterung. Die größten Grundmoränenmassen lagern auf der Imster Terrasse. Die jüngeren Lokalgletscher haben in den Karen, auf vielen Jöchern und Hängen Wälle aus grobem, kantigem Blockwerk zurückgelassen. Noch jünger sind die zahlreichen Halden, die sich überall breiten. Ihre größten entstammen dem Haupt- und dem Wettersteindolomit.

AUFBAU

Unaufhörlich wirken die Kräfte, die alles Land unserer Erde zu zerreiben und dem Meere zurückzugeben trachten. Ohnmächtig scheint auf den ersten Blick dieses Pochen, dieses Ritzen an den ungeheuren Bergfesten, an den gewaltigen Plateaus, den riesigen Ebenen, das Schäumen des Flutgürtels an den Stirnen der Felsenküsten.

Dazu tritt aber die Zeit, jene stille und mächtige Gönnerin aller Gestaltung. In ihren Händen wachsen kleine Regungen zu ungeheurem Wirken und furchtbare Katastrophen schrumpfen zu Winzigkeiten zusammen.

Wir haben gesehen, wie in unserem Gebiete in den Kellerräumen verschiedener Meere aus diesen Geschenken ferner und naher Festländer allmählich eine mächtige Folge von bunten Gesteinslagen bereitet wurde, die im allgemeinen ziemlich parallel wie Teppiche übereinander gelegt sind. Wir sind aber bei der Geschichte dieser Ablagerungen an zwei Stellen, einerseits bei der Verrucano-Buntsandstein-Gruppe, anderseits bei der jüngeren Kreide auf Bildungen gestoßen,

Naturaufnahme von Dr. O. Ampferer

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Gosaumulde des Galtseitenjochs zwischen Gr. Schlenkerspitze und Reichspitze vom Muttekopf aus

die uns unzweideutig beweisen, daß ihrer Ablagerung bedeutende Veränderungen im Untergrunde und in der Umgebung vorhergegangen sind.

Von kleineren Trockenlegungen und gelegentlichen Gleitfaltungen ufernaher Sedimente muß bei dieser gedrängten Übersicht ja völlig abgesehen werden.

Für die nähere Charakterisierung jener Störungen, die der Verrucanozeit vor- und zugeordnet waren, sind in unserem Gebirge nur wenig Auskünfte zu erlangen.

Verrucano tritt im Stanzertale im östlichen Abschnitte mit Quarzphyllit, im westlichen mit den Arlberggneisen in Berührung. Es fehlen also hier zwischen dem altkristallinen Gebirge und dem Verrucano alle paläozoischen Ablagerungen, die sonst eine gewaltige Schichtfolge vorstellen. Daß aber hier zwischen jenem alten Gebirge und dem Verrucano Gesteinsschichten vorhanden waren, geht aus der Zusammensetzung der Gerölle und Brocken des Verrucano hervor. Wir finden hier z. B. häufig kleinere und größere Stücke eines roten Tonschiefers, welcher weit und breit nirgends mehr anstehend zu finden ist. Ebenso sind Stücke eines gelben Dolomits unbekannter Herkunft gar nicht selten. Endlich wissen wir auch für jene im Verrucano so außerordentlich häufigen, eigentümlich roten Quarze keine Heimstätte.

Neben diesen Konglomeraten und Breccien finden sich auch in dieser Schichtgruppe ziemlich ausgedehnte Massen von Quarzporphyrtuffen, die uns vermuten lassen, daß auch hier ähnlich wie in Südtirol und an vielen anderen Stellen gegen Ende des Paläozoikums stärkere Eruptionen stattgefunden haben.

Während wir für die Verrucano-Buntsandsteinzeit auf Landnähe, große Abtragungsflächen, Eruptionen schließen können, wissen wir aus den Aufschlüssen der jüngeren Kreide, daß deren Ablagerung schon lebhafte Gebirgsbildung vorherschritt. Die jüngere Kreide ist in den Lechtaler Alpen in zwei räumlich und wahrscheinlich auch zeitlich getrennten Schichtserien entwickelt. Es sind einerseits die Kreideschiefer, wie sie z. B. am Kaiserjoch so schön entfaltet sind, und anderseits die viel gröber ausgebildeten Gosauablagerungen des Muttekopfs. Die Kreideschiefer enthalten allenthalben Breccien mit Orbitulina concava Lam. und dürften größtenteils dem Zenoman zuzuordnen sein. Die Gosauschichten sind jünger. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß auch in dem oft sehr mächtigen Verbande der Kreideschiefer noch jüngere Elemente stecken.

Die Kreideschiefer lagern verschiedenen älteren Schichten auf. Die jüngsten Schichten, auf denen sie liegen, sind die Aptychenkalke, die ältesten Plattenkalk und Hauptdolomit.

Eine kräftige Erosion muß ihrer Ablagerung vorhergegangen sein und breite Lücken ausgefressen haben, daß diese jungen Schichten sich auf so tief begrabene Sedimente legen konnten. Die Auflagerungsgrenzen laufen, soweit ich bisher wahrnehmen konnte, meist ziemlich der Schichtlage parallel. Die Basis der Kreideschiefer wird großenteils von Breccien gebildet, die ganz aus lokalem Schutt aufgebaut sind. Der Ausblick von dem Seebichel oberhalb des Zürsersees gegen die Rüfispitze (Fig. 17) gibt ein ausgezeichnetes Bild dieser diskordanten Auflagerung der Kreideschiefer auf älteren Schichten.

Während wir aus den Aufschlüssen der Kreideschiefer nur auf eine starke vorherige Erosion des gehobenen Meeresbodens schließen konnten, zeigen uns die Lagerungsverhältnisse der Gosauschichten des Muttekopfs, daß neben der Erosion auch schon heftige Zusammenfaltung der Schichten ins Spiel getreten war.

Die Gosaukreide hat sich hier nicht nur unmittelbar auf die Schichten des weit älteren Hauptdolomits gesetzt, sondern sie ruht selbst in flacher Ausbreitung stellenweise auf den Köpfen der senkrecht aufgerichteten Dolomitplatten.

Eine der schönsten Belegstellen für diese Erscheinung befindet sich in dem Südabfall der Brunnkarspitze und ist vom Brunnkarjöchel aus sehr klar zu übersehen.

Für den gewaltigen Umfang der Erosionszerstörungen vor und während der Gosauzeit liefern die interessanten bunten Konglomerate und Breccien des Muttekopfs reiches Beweismaterial.

Wir finden in dem Gemäuer jener auffallenden Konglomerate nicht nur Stücke von allen Schichten von den Aptychenkalken bis hinunter zum Hauptdolomit, ja zu den Raibler Schichten, sondern auch mancherlei Proben von viel älteren Gesteinsarten, die heute in der Umgebung des Muttekopfs nicht mehr zu finden sind. Diese sogenannten exotischen Gerölle machen nur einen kleinen Bruchteil der Konglomeratmassen aus, fallen aber durch ihre vorherrschend grünen und roten Färbungen auf. Es handelt sich hier um Vertreter von altertümlichen Gesteinstypen, deren nächste Verwandte in der Verrucano- und Grauwackenzone zu finden sind. In zahlreichen Ausbildungen begegnen uns Verrucanogesteine, dann Grauwackenschiefer, Diabasschiefer und Quarzporphyre. Es sind die Zeugen eines zerstörten paläozoischen Landgebietes, auf dessen Vorhandensein uns schon die Gerölle des Verrucano im Stanzertale aufmerksam gemacht haben.

Heute liegen zwischen den Kalkalpen und dem altkristallinen Gebirge in unserer Gegend nur schmale Streifen von Verrucano. Die Grenze zwischen Kalkalpen und Kristallin ist eine mächtige Bewegungszone, der entlang verschiedenes Gebirge steil gepreßt aneinander stößt.

Wenn zur Gosauzeit diese Grenze schon bestanden hätte, wäre für ein paläozoisches Land kein Platz gewesen. Dazu kommt noch der eigentümliche Umstand, daß unter den Gosaugeröllen Gesteine der Otztaler Masse so gut wie gar nicht vertreten sind, obwohl dieses übermächtige kristalline Gebirge heute den Gosauschichten auf 6 *km* nahe kommt.

Aus diesen Beobachtungen ergibt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit, daß entlang der „Inntallinie“, wie wir die wichtige Grenze zwischen Kalkalpen und Kristallin nennen wollen, nach der Gosauzeit bedeutende Verschiebungen stattgefunden haben, die zur Ausschaltung eines paläozoischen Landstreifens geführt haben.

Die Faltung, welche unser Gebiet schon vor der Gosauzeit heimgesucht hat, verbog die Schichten zu ostwestlich streifenden, eng zusammengestauten Falten. Die Gosaubucht des Muttekopfs liegt ganz in dieses alte Faltenland eingesenkt. Ohne die Auflagerung der Kreideschichten würden wir bei den mehrfachen noch später eingetretenen Faltungen die Züge dieser älteren Gebirgsbildung nicht herauslesen können. Nach der Ablagerung der Gosauschichten verließ das Meer dauernd das Gebiet der heutigen Lechtaler Alpen, das nun fortan ununterbrochen der Erosion freilag. Zuwachs an Material ist nun kein wesentlicher mehr zu verzeichnen, dafür eine stetige Wegführung kleiner und kleinster Teilchen.

Der Meeresboden wurde aber nicht nur in die Höhe gehoben, sondern in mannigfaltiger Weise von gewaltigen Druck- und Zugspannungen ergriffen. Die Größe dieser Kräfte überstieg beträchtlich die Widerstandsfähigkeit der Gesteinsschichten, welche sich unter lebhaften Faltungen, Zerreißungen, Verschiebungen den neuen Raumgesetzen fügten.

Über den Sinn dieser neuen Gesetzgebungen für die Massenverteilung sind unter den heutigen Alpenforschern recht verschiedene Meinungen vertreten. Vor wenigen Jahren hat in dieser Zeitschrift ein ausgezeichneter Kenner der Alpen, Prof. G. Steinmann, das Wort erhalten, um die neuesten Vorstellungen über den Alpenbau vorzuführen. Da es sich dabei aber großenteils um Hypothesen handelt, deren Entscheidungen noch zu suchen sind, so gehe ich diesen Fragen mit Absicht aus dem Wege. Soviel kann jedoch entgegen den älteren Anschauungen

H. Rohn phot.

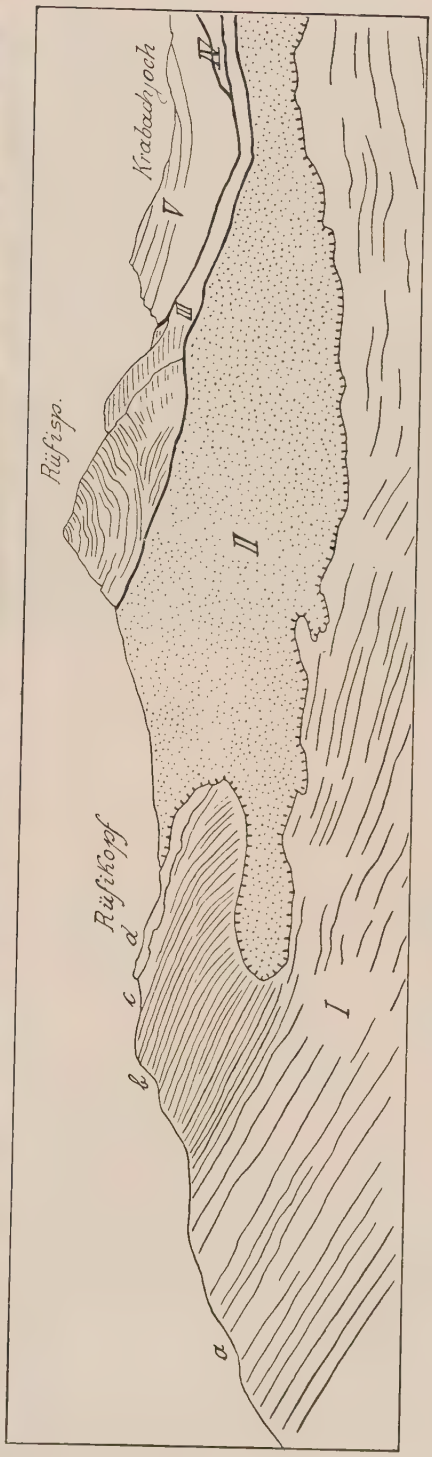


Fig. 17. Blick vom Zürsersee gegen Rüfispitze—Krabachjoch

I = Sockel aus a = Hauptdolomit, b = Plattenkalk, c = Kössener Schichten, d = Oberrätischer- und Liaskalk. II = Punktiert = Kreideschiefer. Die gezackte Linie stellt die transgressive Auflagerung der Kreideschiefer dar. III = Schubmasse aus Hauptdolomit. IV = Schubkeil aus Aptychenkalk. V = Schubmasse aus älterer Trias. Die dick gezogenen Linien sind die Anschnitte von Schubflächen

H. Rohn phot.

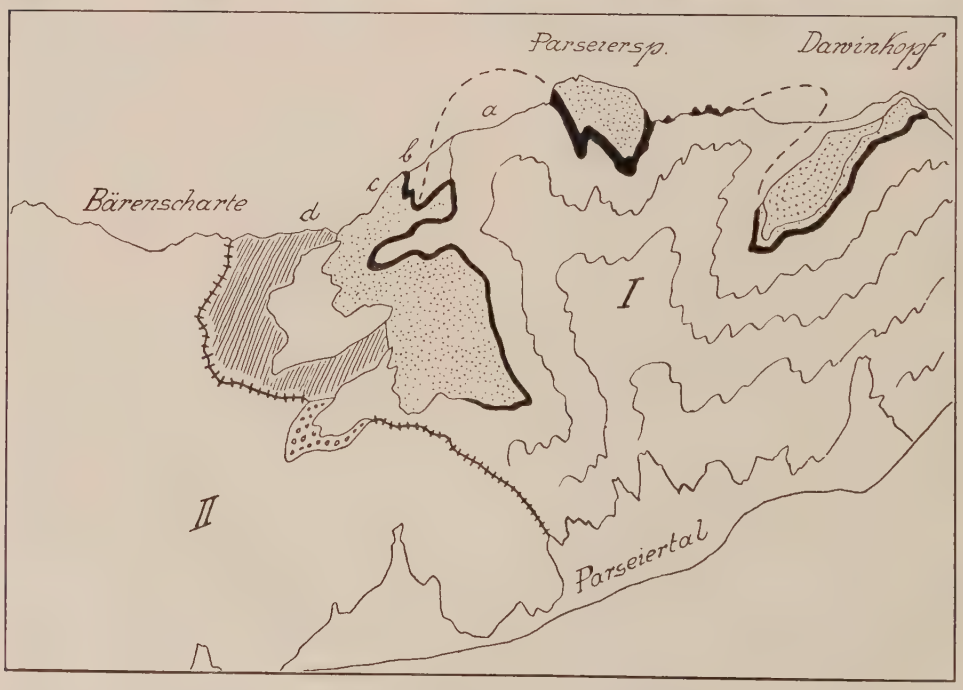


Fig. 18

I = Gewölbe aus a = Fleckenmergel, b = Radiolarienschichten, c = Aptychenkalken, d = Kreideschiefer. Dieses Gewölbe ist längs einer Schubfläche (Ausstrich = gezäunte Linie) auf das Faltenband II aufgeschoben.

als gesichert gelten, daß auch die ganze Gebirgsmasse als solche bedeutende Verschiebungen erlitten hat. Diese Beweglichkeit im großen Stile ist nur denkbar, wenn die oberen Erdschichten sich in bedeutendem Ausmaße von den tieferen loslösen und ihren eigenen Wegen folgen können. Eine solche Loslösung des Oberen vom Unteren oder auch umgekehrt folgt notwendig aus den Dimensionen der einzelnen Falten und Uberschiebungen und wir begegnen bei einer Musterung der Elemente des Aufbaues auf Schritt und Tritt den Beweisen für den verhältnismäßig sehr geringen Umfang und Inhalt dieser Gebilde.

Wir finden zusammengeklappte Mulden, die uns zeigen, daß an ihrem Aufbau keine jüngeren Schichten als die im Kern eingeklemmten teilgenommen haben, wir finden zusammengeklappte Gewölbe, die uns ebenso zeigen, daß an ihrem Bau keine älteren Schichten als die im Kern eingeschlossenen Anteil haben (Fig. 18). Falten von so großen Spannweiten, daß noch sehr tiefe Erdschichten sich darin einordnen können, sind in den Alpen überhaupt nicht vorhanden. Größenordnungen dieser Art zeigen nur die leichten Verbiegungen ganzer Kontinentalflächen.

Die Falten der Lechtaler Alpen erscheinen insgesamt nach oben und unten rasch begrenzt. Das heißt mit anderen Worten: zwischen den verschiedenen Faltungen müssen immer wieder trennende Bewegungsflächen eingeschaltet sein. Dies ist auch der tatsächliche Befund der geologischen Erforschung gewesen.

Diese Bewegungsflächen sind jedoch in so großartigen Dimensionen erschlossen, daß es verfehlt wäre, sie etwa lediglich als Ausgleichsfugen zwischen verschieden gefalteten Stockwerken zu begreifen.

In welcher Richtung immer wir die steilgefalteten Lechtaler Alpen durchwandern, wir stoßen bald genug auf die Ausstriche dieser Bewegungsflächen, welche häufig nicht nur geologisch, sondern auch landschaftlich stark betonte Scheidelinien bilden. Es sind sehr viele solche Flächen im Gebirgsbau verwendet, die jedoch von ganz ungleicher Ausdehnung und Bedeutung sind. Die meisten erlöschen nach kurzem Schwunge oder ihre Aufgabe wird in einer oft noch nicht geklärten Weise von anderen ähnlichen Flächen übernommen.

Für eine größere Anzahl der wichtigsten Flächen ist aber heute nicht nur ihr Verlauf, sondern auch ihre Wirksamkeit entdeckt. Sie sind die natürlichen Führerinnen durch das Gewirre und Gedränge der zahlreichen kleineren tektonischen Formen, die an jedem Berg und Hang mit ihren oft so seltsamen Aushängeschildern die Aufmerksamkeit des Wanderers erregen.

Wie ich schon mehrfach erwähnte, ist die Südgrenze der Kalkalpen gegen das kristalline Gebirge eine solche Bewegungsfläche, deren Bedeutung schon durch das Studium der Verrucano- und Gosaugerölle erkannt wurde, deren Bahn jedoch noch vielfach zu unbekannten Tiefen führt, die erst zu ergründen sind.

Die Grenzfläche steht in unserem Bereiche allenthalben steil. Sie streicht von Stuben am Arlberg bis Zams am Südabfall der Lechtaler Alpen, tritt bei Zams auf die Südseite des Inntales, woselbst sie talab bis in die Gegend von Roppen verbleibt. Im Gelände prägt sich diese Grenzmarke nur wenig aus, meist wird sie von Wäldern bedeckt oder sie streicht in wildem Schluchtwerk.

Geradlinigkeit des Verlaufes, Zusammenströmen verschiedener sonst entfernter Gebirgszonen, Druck- und Zugerscheinungen im großen und kleinen, Unmotiviertheit in der Bauweise der Nachbarschaft geben ihr das Gepräge einer tieferen Abstammung, zeigen den Schnitt weitreichender Gewalten.

Die Nordgrenze der Lechtaler Alpen ist geologisch nicht einheitlich. Der Lech durchbricht, sich hin und herbiegend, die ostwestlich streichenden Bauzonen im allgemeinen schräg gegen den Außenrand der Alpen hin.

Auch die Ost- und Westabgrenzung des Gebietes fällt nicht mit dem Ausstrich wichtiger Bewegungslinien zusammen.

Dagegen kommt uns im Innern des Gebirges, wenn wir von Osten her eindringen, gleich eine außerordentlich eindrucksvolle Zerschneidung des regelmäßigen Faltenbaues entgegen. Es ist dies eine weit von Osten herüberziehende Grenze, welche südlich des Fernpasses unser Gebirge betritt. Sie zieht in auffallend gerader Richtung am Nordfuße des Heiterwandkammes entlang, bei der Anhalter Hütte am Kromsee vorüber, schneidet unter den Ortschaften Boden und Gramais durch und biegt erst im Westabfall der Ruitelspitze (südlich von Elbigenalp) gegen Süden ab.

Sie umsäumt hier den Sockel der Ruitelspitze, die Torspitzgruppe, die Leiterspitze, springt dann in einem Erker bis zu den Seeköpfen südlich der Memminger Hütte vor. Am Nordfuße der Parseierspitze kehrt die Grenze dann gegen Osten und erreicht durch das Patroltal und über den Silbersattel das Inntal in der Gegend von Schönwies. Hier scheint sich diese Bewegungsfläche jener an der Grenze von Kalkalpen und Urgebirge anzugliedern.

Die Umbiegung unserer Grenze aus der ostwestlichen in die nordsüdliche und neuerdings in die ostwestliche Richtung ist in mehrfacher Hinsicht interessant. Während nämlich in beiden ostwestlichen Laufstrecken die Bewegungsfläche sehr steil aufgestellt erscheint, zeigt sie in der dazu senkrechten Richtung ganz flache, leicht verbogene Lagerungen.

Die Ursache des Abbiegens in die Nordsüdrichtung liegt ebenfalls klar zutage. Gerade an der Stelle des Umschwenkens durchbricht eine starke Aufwölbung, deren Achse ungenau nordsüdlich verläuft, den sonst ostwestlich orientierten Gebirgsstrich. Dadurch werden viel tiefer liegende Schichten ans Licht gebracht und es zeigt sich nun, daß das ganze, von der eben besprochenen Grenze eingesäumte Gebirgsstück ebenfalls wie eine Schichte emporgehoben wurde. Dabei wird nun nicht nur offenbar, daß die Bewegungsfläche bereits in mäßiger Tiefe flach unter jener Gebirgsmasse hinzieht, sondern daß darunter anders gefaltetes und meist aus jüngeren Schichten bestehendes Land lagert.

Hier halten wir den Schlüssel zur Öffnung mancher sonst rätselhaften Bauformen der Lechtaler Alpen in den Händen.

Wenn nun durch eine Querwölbung an ihrer Ostseite unter einer Decke von älteren Gesteinen jüngere Schichtmassen zum Vorschein gebracht werden, so muß sich auf der Westseite des Gewölbes dieselbe Erscheinung bieten.

Das ist nun auch wirklich der Fall. Über den westlich in die Tiefe sinkenden jüngeren Schichten stellen sich wieder Schubmassen von älterem Gesteine ein.

Da sich aber nun an diese größte Querwelle noch einige kleinere ähnliche Verbiegungen anschließen, so erscheint die Fortsetzung der im Osten so einheitlichen und mächtigen Schubdecke hier in mehrere, viel kleinere Reste aufgelöst.

Auch liegt die Basis der Schubdeckenreste der westlichen Lechtaler Alpen wesentlich höher als in den östlichen. Die Deckenreste krönen hier meist die Gipfel. Da es sich außerdem durchaus um viel kleinere, leicht überschaubare Massen handelt, so treffen wir hier modellartig günstige Umstände für das Studium dieser Bauformen.

Das Madauer—Parseiertal scheidet den Herrschaftsbereich der schweren, geschlossenen Schubmasse von dem Gebiete der inselartig aufgelösten, einzelnen Schollen. Dieser Gegensatz bringt auch viele landschaftlich feine Reize mit sich.

Die große Querwölbung, von der wir öfter sprachen, folgt ungefähr dem Kamme Sonnenkogel—Tajakopf—Wetterspitze.

H. Rohn phot.

Fig. 19. Aufschiebung von Hauptdolomit auf Oberrätischen Kalk. Aples-Pleisspitze von Osten

H. Rohn phot.

Fig. 20. Überschiebung von Hauptdolomit auf Kreideschiefer und Überschiebung dieser Schubmasse durch eine zweite aus Fleckenmergel, Radiolariten und Aptychenkalken. Stierloch—Schwarzlochspitze — Griesmuttekopf von Westen

O. Ampferer phot.
Schuttrunsen am Eingang in das Starkenbachtal

O. Ampferer phot.
Schubfläche am Gipfel der Wetterspitze (Oberrätischer Kalk)

Ausgezeichnete Muster von Deckschollen aus älteren Gesteinen über einem Sockel aus jüngeren Schichten bilden die Wildtaler Spitze im Sulzeltal, Alples-Pleisspitze (Fig. 19), Fallesinspitze am Kaiserjoch, Rüfispitze (Fig. 17) und Hasenfluh-Wildgrätlisgratspitze zuseiten des Flexenpasses.

Dadurch, daß die Unterlage ausnahmslos von den jüngsten Schichten des Gebietes, den weichen, dunkelgefärbten Kreideschiefern hergestellt wird und mit scharfer Grenze darüber die hellen, gut geschichteten Hauptdolomitmassen lagern, ergeben sich ungemein klare Einblicke.

Diese Bauweise aus zwei übereinandergeschobenen Gesteinsdecken erfährt teilweise noch eine Steigerung, indem sich sogar drei übereinander lastende Decken aufweisen lassen.

Es sind heute von diesem dritten Stockwerke, das am stärksten der Verwitterung unterlag, nur ziemlich beschränkte Reste mehr vorhanden. Solche finden sich z. B. als kleine Kappen am Gipfel der Rotplatte, an der Südwestecke des Feuerspitzplateaus, am Pimits, am Krabachjoch, an der Hasenfluh. — Daß auch über der großen östlichen Schubmasse noch eine höhere Decke lag, die heute zerstört ist, scheint aus den Aufschlüssen am Südrande der Muttekopf Gosau am Larsenngrat hervorzugehen. Die Gosaubucht des Muttekopfs krönt als jüngstes Schichtglied jene große Schubmasse, wird aber an dem genannten Grat von einer aus Muschelkalk, Partnachschichten, Wettersteinkalk, Raiblerschichten und Hauptdolomit bestehenden Gesteinsmasse etwas überschoben.

Vielleicht haben wir hier auch einen Rest jenes einst viel ausgedehnteren dritten Stockwerkes vor uns.

Mit der Feststellung dieses dritten Stockwerkes ist der Reichtum der Bauformen noch lange nicht erschöpft.

Es zeigt sich nämlich, daß nicht nur verschiedene Faltungsrichtungen, sondern auch verschiedene Schubrichtungen belebt wurden. Ein schönes Beispiel dieser Erscheinung ist gegenüber der Ansbacher Hütte zu sehen. Hier bildet das wilde Felsgerüst von Stierloch- und Schwarzlochspitze (Fig. 20) einen Keil von Hauptdolomit, der, von Norden gegen Süden ansteigend, auf steil gefalteten Kreideschiefern ruht. Über dieselbe Kreideschieferwölbung ist nun von Süden ein Keil von Aptychenkalken, Radiolariten, Fleckenmergeln geschoben, der mit deutlicher Schubstirne (Nordecke des Griesmuttekopfs) auch noch auf den Dolomitkeil übergreift. Wir haben hier nicht nur zwei verschiedene Bewegungsrichtungen, sondern auch zwei verschiedene Schubphasen im Steinbild ausgedrückt.

Ostwestliche und nordsüdliche Faltenelemente in enger Nachbarschaft zeigt die Nordwand der Wetterspitze. Es entstehen dadurch außerordentlich komplizierte Schichtverschlingungen. Dazu tritt an vielen Stellen die schürfende Wirkung der vorrückenden Schubmassen auf ihren Untergrund. Besteht die Schubmasse aus festeren Gesteinen als die Grundlage und sind entsprechende Reibungs- und Neigungsverhältnisse da, so wird der Grund förmlich aufgepflügt und vor der Schubstirn hergewälzt. Auch dafür bietet die Wetterspitze und der Kamm der Guflespitze im Sulzeltal prächtige Muster.

Wird eine solche zusammengeschürfte Zone später mit ihrer Basis gemeinsam zu einer Mulde verbogen, so haben wir eine scheinbar einfache Form vor uns, die jedoch einen nicht dazu passenden Kern von höherer mechanischer Organisation enthält.

Bilder dieser Art liefert die stolze Freispitzgruppe, deren Formenreichtum ein Entzücken des alpinen Geologen bildet.

Damit sei diese kurze Übersicht der wichtigsten geologischen Bauformen der Lechtaler Alpen abgeschlossen.

Wir haben gesehen, daß bereits vor Ablagerung der jüngeren Kreide eine kräftige Zusammenfaltung eingetreten war, die ostwestlich streichende Mulden und Sättel aus den ehedem ziemlich ebenflächigen Sedimenten formte.

Es ist wahrscheinlich, daß ein großer Teil der intensiven Faltung der Schichten unseres Gebirgs auf diese alten Pressungen zurückzuführen ist.

Später, in tertiärer Zeit, wurde das Land neuerdings von bedeutenden Spannungen gepackt, die ebenfalls wieder Faltungen erzwangen, doch größtenteils mit den wirksameren Mitteln der Überschiebungen arbeiteten. Überschiebungen gestatten eine viel schärfere Raumkonzentration, als sie durch Faltungen erreichbar ist.

Die jüngsten Meeresschichten des Gebirgs, die Ablagerungen der Oberkreide, sind uns bis heute wohl nur dadurch erhalten geblieben, daß sie weithin von älteren Gesteinsmassen überschoben wurden.

Sie zeigen uns so, wie viele Bewegungen auch noch nach ihrer Bildung hier durchgezogen sind und ihre Spuren in Bauwerken hinterlassen haben.

RELIEF Geboren im Schoße des Meeres, geformt von unterirdischen Gewalten, erhielt unser Land sein heutiges Angesicht unter den Feilstrichen der Verwitterung.

Ihre Angriffsarten sind außerordentlich verschieden, vom leisen Rieseln des Regens, vom stillen Bröckeln des Frostes bis zum Donner der Wildbäche, zum Riesendrang vorrückender Eisströme.

Die feineren Werkzeuge der Erosion arbeiten gleichsam mit geschickten Fingern, sie spüren und folgen jeder Änderung des Gesteins, wogegen die großen Motoren breite, gleichmäßige Flächen zu erzeugen trachten.

Es ist daher das kahle Hochgebirge um vieles feiner, sorgfältiger zugeschnitzt als die unteren Berghänge oder gar die Böden der größeren Täler.

Die Gipfel der Lechtaler Alpen weisen nach ihrer bunten Zusammensetzung eine große Mannigfaltigkeit von Formen auf.

Wir besitzen heute in den von Ingenieur L. Aegerter gezeichneten drei Kartenblättern der Lechtaler Alpen eine meisterhafte kartographische Darstellung dieser reichen Formenwelt. Leider fehlt noch zum Abschlusse des Werkes das letzte vierte Blatt, welches das Gebirge westlich vom Flexenpass wiedergeben sollte.

Was sich in dem gegebenen Maßstabe zur Charakterisierung der Felsen und Hänge tun läßt, ist hier mit feiner Beobachtung hineingelegt.

Wie sehr verschieden sich die einzelnen Schichtgruppen gegenüber den Angriffen der Erosion benehmen, wurde schon bei der Besprechung und Abbildung der Bausteine hervorgehoben.

Das einheitlichste, monumentalste Bauwerk der Lechtaler Alpen ist der Kamm der Heiterwand. Sie besteht aus Wettersteinkalk. Dieser helle, silbergrau verwitternde Kalk ragt hier senkrecht zwischen viel weicheren Schichten empor.

Schichtung ist nur leicht angedeutet, die Hauptwirkung bleibt den breiten, blanken Wänden. Es ist erzadeliger Kalk und nach seinen Schätzen haben die Menschen durch Jahrhunderte Gänge und Schächte in sein Inneres gehämmert.

Aus diesem Gestein, das weiter östlich ganze Gebirge beherrscht, besteht in den Lechtaler Alpen dann noch der Mannkopf, Ödkarlekopf und der kühne Zacken der Blankspitze unterhalb der Ansbacher Hütte.

Die meisten Gipfel unseres Gebirges fallen dem Hauptdolomit zu. Dieses Gestein ist dunkler grau gefärbt und meist energisch geschichtet. Die Schichtung wird an seinen Gipfelbauten zum leitenden Motiv. Rauhe Verwitterung, klaffende Risse, reiches, überall ausgegossenes Schuttwerk verkünden weithin das Dasein des Dolomits.

H. Rohn phot.

Ein aus mehreren kleinen Karen entstandenes Großkar. Knappenböden im Hintergrund des Alperschontales

H. Rohn phot.

Vom Eise abgerundete Hauptdolomitbänke. Links eine scharfgratige Ecke, die von der vorstehenden Samspitze gegen die Abschleifung geschützt war. Stierköpfl-Kopfscharte nördlich der Ansbacher Hütte

H. Rohn phot.

Ausweitung von Tal und Gehänge im Gebiete der weichen Kreideschiefer. Blick vom Krabachjoch gegen das Pazieltal

H. Rohn phot.

Paßfurche des Flexensattels, die jäh gegen das Klostertal abbricht. Gegenüber Eisschliffurchen im Gneis der Arlberglücke.

Prachtvolle, tief zerschluchtete Felshäupter dieses Gesteins sind z. B. die Schlenker- und Dremelspitze bei der Hanauer Hütte, die Vorderseespitze bei der Ansbacher Hütte.

Die Kössener Schichten kommen nur an wenigen Stellen als milde Gipfelbilder in Betracht. Reichbewachsene Grasstaffel und kleine Quellen gehören zu diesem Boden. Der Schlirekopf südöstlich von Namlos ist ein Vertreter dieser Bergform.

Die oberrätischen Kalke, eng verschweißt mit den roten Liaskalken, sind ein gar prächtiges Gestein für stolze Felsbauten. Sie haben im Auftreten Ähnlichkeit mit dem Wettersteinkalk, doch kommen sie nicht in so großen Massen vor. Fast stets ungeschichtet, von Schaufelflächen begrenzt, häufig mit einer Tätowierung von Korallenstruktur verziert, gehören sie zu den auffallendsten Bestandteilen unseres Hochgebirges. Als starre Lage zwischen den ungemein elastischen, biegsamen Kössener Schichten und Fleckenmergeln wurden sie bei den heftigen Faltungen meist in Stücke gebrochen.

Sie bilden entweder einsame, klare Gipfeltürme wie die Wetterspitze, die Alples-Pleis-Spitze, oder aber sie sind mit ihren Schichtnachbarn aufs innigste verfaltet und treten dann als gewaltige Pfeiler und Erker aus solchen bunten Mischungen hervor. Freispitze, Rotspitze, Fallenbacherspitze, Feuerspitze sind Beispiele dieser Art. Ganz anders sehen die Gebäude der Fleckenmergel aus.

Sie erinnern an verfallendes, gelblichgraues Ziegelgemäuer.

Rundköpfige, weich gedeckte Gipfel wie Gatschkopf und Plaißkopf sind dafür bezeichnend. Ihre Hochgebirgsabhänge bilden unsäglich kahle, abgefegte Bratschenwände wie z. B. die Nordwestflanke der Parseierspitze (Fig. 18). Die tieferen Hänge sind gut mit Gras bekleidet.

Meist dienen jedoch die Fleckenmergel den Radiolariten und Aptychenkalken als Unterbau. Diese beiden ebenfalls wieder eng aneinandergeschweißten Gesteinsarten sind hart und doch geschmeidig.

Wo sie einsetzen, wird das Gehänge plattig und steil. In herben, freien Linien streben ihre Gipfel empor, jene schönen Grasfelshörner mit dem Schmuck des herrlichsten Edelweißes. Rotwand, Tajakopf, Festen, Pimits gehören zu dieser Edelrasse. Manchmal sind sie aber wie die Stahlspitze am Bergstock die Schärfe sonst weicher Berge. Dies ist an der Parseierspitze, am Stanzkogel und der Rockspitze der Fall.

Von den Kreideschichten gelangen hauptsächlich die Gosauablagerungen zur Gipfelbildung. Sie bauen breittreppige Berge auf und lassen viel grobes Blockwerk entstehen. Der Muttekopf ist ihr Musterberg. Die Kreideschiefer kommen ihrer Weichheit wegen nur selten zum Gipfelbau. Die Berglerspitze bei der Kaiserjochhütte gehört zu ihnen.

Zwischen den Bergen und an ihrer Brust hängen die Kare. Diese eigenartigen Hohlformen, deren Entstehung noch immer nicht völlig klar ist, sind wahrscheinlich ein Vermächtnis des Eiszeitalters.

Die Lechtaler Alpen sind zwar nicht so reich an typischen Karen wie z. B. das Karwendelgebirge, doch sind besonders in den weiten Hauptdolomitbereichen viele prächtige Kare eingeschaltet. Im Hintergrund des Larsenn- und Starkenbachtales, im Angerletal, in der Umrandung von Gramais sind ausgezeichnet erhaltene ein- und mehrstufige Kare zu sehen. Die Hanauer Hütte im Parzinn liegt auf der Schwelle eines großen, mehrteiligen Karraumes, der zu den eindrucksvollsten des Gebietes gehört.

Die Kare sind heute außer Gebrauch gestellte Formen, die deshalb zerfallen. Es ist keine Kraft mehr da, die sie in ihrer Eigenart weiterbilden würde. Die Schutthalden, so sich von den Seitenwänden herein ergießen, streben unaufhaltsam, ihre Hohlform gänzlich umzuprägen.

Das ist mit ein Grund, warum Kare im Gebiete gleichmäßiger, fester Gesteinsarten gewöhnlich viel reiner erhalten sind. Einige Kare unseres Gebietes sind noch heute mit Eis gefüllt. Im Ausklang der letzten Vergletscherung waren sie alle damit besiedelt, wie die Moränenwälle bezeugen, die in ihnen zurückgeblieben sind. Meist sind mehrere Wälle hintereinander gebaut worden.

Einzelne von den Moränenkränzen haben jenen schönen Bogenschwung, den wir am lebendigen Schlangenleib größerer Gletscher bewundern. Dies gilt z. B. für die Moränenbögen, die im Tag- und Nacht- sowie im Großkar im Larsenntal ruhen.

Hinter den Felsschwellen der Kare oder den Moränenschanzen sind mehrfach kleine Seen wie der Stein-, Kogel-, Gufel-, Dreien-, Bitterich-, Schiefer-, Großkarsee, die drei Seewiseen, Vorder-, Hintersee angestaut. Ihre Zahl war einst weit größer. Viele sind erloschen, viele verlandet und anstatt des Seeauges grüßt den Wanderer gar oft ein kleines, zwischen rauhen Steinen freundlich ausgespanntes Grastüchlein.

Die Moränenwälle zeigen uns die Größe der Gletscher, die in den Karen wohnten, deutlich an. Wir bemerken, daß in vielen Fällen der Gletscher lange nicht den Bodenraum seines Kares auszufüllen vermochte. Die Karform paßt dann zu dem Gletscher wie die Kleider eines Erwachsenen zu einem Kinde. Die großen Formen müssen daher, wenn sie überhaupt vom Eise geschaffen wurden, schon wesentlich früher ausgeräumt worden sein.

Steile Stufen leiten meist von den Schwellen der Kare zu den Tälern nieder. Gut entwickelte Trogtäler sind hier selten. Als Beispiel eines Trogtales mag das Angerletal angeführt werden, das südlich von Boden gegen die Hanauer Hütte zieht. Auch das westlich benachbarte Gramaisertal hat einen solchen Bau. Es enthält zugleich den höchsten Talschluß unseres Gebietes, die bei 700 *m* hohe Felsstufe gegen das Kar unter dem Gufelgrasjoch.

Bschlabser (Angerle) und Gramaiser Tal sind Täler, welche die Gesteinsschichten quer zu ihrem Streichen durchbrechen. Dies gilt für die meisten Täler unseres Gebirges und die Formen, die wir hier außerordentlich deutlich und enge aneinandergedrängt finden, kehren in mannigfachen Variationen immer wieder.

Beide Täler beginnen im Lechtal draußen mit tiefen Klammen. Die Bäche wühlen und bohren mit ungeheurer Wucht in diesen 5—6 *km* langen unzugänglichen Schluchten. Etwas vor Boden und gleicherweise etwas vor Gramais tritt der Bach aus der Klamm heraus. Sogleich stellt sich in dem Talgrund, unmittelbar auf dem Fels ruhend, eine mächtige Einlage von Grundmoräne ein. Nördlich von Boden und Gramais ist diese Moräne trefflich erschlossen. Talaufwärts verschwindet nun bald der Felsgrund und wir begegnen ihm erst wieder am Talschluß, dessen Wand sich zur Karschwelle aufschwingt.

Während entlang der Klammstrecke der alte, breitere Talboden als Weitung über der Enge der jungen Klamm liegt, müssen wir ihn hier tief unter junger Verschüttung suchen. Wenn wir die Talkurve am Grate beginnen lassen, so läuft sie über Fels bis in das Kar. Hier sind Halden und Moränenwälle. Dann steigt sie über Fels in den Hintergrund des Tales, läuft über Schutt, bis sie endlich in die Klamm eintritt und hier bis zur Mündung auf Fels bleibt. Das alte Tal ist besonders deutlich über der Klamm zu erkennen und meistens mit Grundmoräne ausgekleidet, die den jungen Talstrecken vollständig fehlt.

Die Quertäler der Lechtaler Alpen haben im Norden wie im Süden vielfach ganz gewaltige Mündungsklammen. Die im Süden gegen den Inn sind am tiefsten eingesägt. Schluchten wie jene des Zamerlochs oder Larsenns gehören zum Großartigsten in der Rüstkammer der Nördlichen Kalkalpen. Ihre Wildnisse sind

zu rauh, zu ausgedehnt, um je mit Steig und Brücke künstlich gefaßt und schaugerecht zu werden.

Terrassen sind in den Lechtaler Alpen in größerem Stile nur an ihrer Südseite entwickelt. Hier haben wir eine große Terrassenlandschaft bei Imst und eine kleine bei Grins. Beide sind hauptsächlich Felsterrassen mit aufgelagertem Schuttwerk. Die Grinser Terrasse zeigt sehr deutlich talentlang streichende, vom Eise ausgeschliffene Furchen.

Die Terrasse von Imst schmiegt sich im Bogen tief ins Gebirge hinein. Sie hat mehrere Stufen. Zu unterst liegt ein Schemel aus alten, konglomerierten Schottern, aus jungen Sanden und Schottern. Darüber zieht eine Felsstufe hin, hinter der sich eine alte Furche verbirgt, die mit Grundmoräne, Schotter, Grundmoräne erfüllt ist. Höhenwärts strebt neuerlich Fels empor. Darüber breitet sich Grundmoräne aus, auf der die Moränenwälle von Lokalgletschern des Muttekopfs ruhen.

Es ist die interessanteste Terrasse des Inntales, die uns hier mit ihren Schluchten, Stufen und weißen Moränenzeltlagern ein gutes Stück Talgeschichte zu erzählen weiß.

Die Lechtaler Alpen sind trotz ihrer reichen Felsentfaltung kein stark verschüttetes Gebirge. Die Felssohle des Lechtales dürfte jedoch von Steeg abwärts tief unter Schutt begraben liegen. Die Vegetation kämpft im allgemeinen mit gutem Erfolge gegen die niederstrebenden Schutthalden an, wo nicht gerade Lawinen ihren eisigen Arm dazwischen legen. Viele Furchen vermögen selbst an den Flanken der Grasberge nicht zuzuheilen, weil ihre Wunden Jahr für Jahr frisch aufgerissen werden.

Ein großer Bergsturz ist nur am Ostabfall des Loreakopfes am Fernpaß vorhanden. Wo indessen die oberrätischen Kalke oder Gosaukonglomerate herrschen, fehlt nie eine Aussaat von groben Blöcken.

Das schroffste Gelände, kleinweise von Furchen zerrissen, erhebt sich am Eingang ins Starkenbachtal. Innerlich zertrümmerter Wettersteindolomit ist hier, wie auch an der Blankspitze zwischen Flirsch und Pettneu, der Nährer und Entsender dieser wilden Schuttscharen.

Mit einigen Worten über die großen Pässe unseres Gebirges sei diese Beschreibung nun abgeschlossen.

Im Osten liegt der Fernpaß, weitbekannt durch die Bildnisse seiner lieben Seen zwischen tiefem Waldgehügel.

Wir haben hier ein tiefes, altes Tal vor uns, in das sich nach dem Rückzug der letzten Vergletscherung ein Riesenbergsturz hineinwarf, der aus dem Leib des Loreakopfes brach. Ungeheueres Trümmerwerk erfüllt von Nassereith bis Biberwier das Tal, zu lauter Hügeln und Kuppen geballt.

Flexenpass und Arlberg sind dagegen ganz in festes Gestein gelegt. Die Furchen dieser nahezu gleich hohen und eng benachbarten Pässe laufen steil gegeneinander. Beide sind breite Eisschleusen gewesen. Die übergekippten Gneise sind in prächtiger Art nach ihrer Härte vom Eise ausgefegt worden.

Arlberg und Flexenpaß sind Stücke von hohen, alten Tälern, die heute von den heranreichenden jungen Tälern angefressen werden. Das ist besonders deutlich am Flexen ob Stuben zu sehen. Der Stubenbach hat hier schon große Fortschritte gemacht. Die Fortsetzung des alten Paßtales aber zieht hoch über den Galerien der Straße gegen Rauz und Arlberg.

DIE EISZEITLICHE VERGLETSCHERUNG DER ALPEN

UNTER BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG DER OSTALPEN

VON R. v. KLEBELSBERG

Alpinismus und Naturwissenschaft sind gute Freunde. Schon lange bevor das Bergsteigen selbst zum Zweck wurde, haben es Naturforscher praktisch ausgeübt; sie halfen den Alpinismus begründen und dieser förderte dann wieder alle Zweige alpiner Forschung. So eng verknüpft wie die Geschichte seiner Entwicklung ist der Alpinismus auch heute noch mit der Naturwissenschaft. Viele und zwar manchen der Besten führt sie ihm zu, noch mehreren aber weckt er tieferes Interesse und Verständnis für die Natur. Die Beziehungen wachsen mit der Gemeinschaft der Materie, sie sind am größten, wenn wir die alpine Naturerscheinung in ihren Grundlagen ins Auge fassen: im Bau und Bild des Gebirges.

DIE GLETSCHER IM HEUTIGEN BILDE DER ALPEN

Vom Bilde scheint uns nichts charakteristischer für das Hochgebirge als die Gletscher. Sie ziehen den Alpinisten von all der Schönheit wohl am meisten an und dünken ihn ein Wunder der Alpennatur. Wie aus einer anderen Welt schauen sie in die grüne Niederung der Täler herab; sie endigen im Bereiche blühender Alpenweiden oder des Waldes und immer wieder hat es etwas Merkwürdiges an sich, stundenlang an heißen Sommertagen über sie hinzuwandern. Das Gletscherphänomen liefert eben auch eins der interessantesten Kapitel spezifisch alpiner Naturwissenschaft. Es ist die Lage der Schneegrenze, die das Dasein dieser Eisströme bedingt, jenes Höhengürtels, oberhalb dessen im Laufe der Jahre mehr Schnee fällt als abschmilzt. So sammeln sich hier große Schneemassen an und sie müßten über alle Berge wachsen, wenn sie nicht allmählich, zu Firn und Eis verdichtet, unter dem Druck der eigenen Schwere ins Fließen gerieten. Sie strömen aus dem Sammel- oder Nährgebiete talab in die wärmeren Luftschichten unter der Schneegrenze, das Abschmelz- oder Zehrgebiet. Die Schnelligkeit des fließenden Wassers ersetzt der Gletscherstrom durch größere Tiefe und Breite. Mit ihm wandert der Schutt, der von den umgebenden Hängen auf den Gletscher gefallen oder bei der Bewegung vom Felsgrunde losgebrochen; am Rande der „Zunge“ bleibt er liegen, wallförmig gehäuft zu End- und Ufermoränen. Viel Material wird von den Schmelzwassern wieder fortgeschwemmt. Oft aber bewahren jene Moränen ihre ursprüngliche Lagerung; sie markieren dann den Gletscherrand eines bestimmten Zeitalters. Schon im Laufe weniger Jahre kann der Rand seine Lage wechseln, zurück- oder vorgehen, je nachdem der Betrag des Abschmelzens oder die Zufuhr aus dem Nährgebiete überwiegt. Ist der Gletscher einmal ein Stück zurückgewichen, dann können wir sehen, wie er seine Unterlage beeinflußt hat: der Fels ist in den Formen gerundet, die Oberfläche geschliffen und geschrammt, so wie die Blöcke in der Moräne.

FRÜHERE AUSDEHNUNG DER GLETSCHER

So ausgeprägt ist die Eigenart des Moränenschuttes und der vom Eise bedeckt gewesenen Fläche, daß diese Charakterzüge der Gletscherlandschaft dem Turisten in Erinnerung bleiben, wenn er sie einmal genauer be-

trachtet hat. Er erkennt sie überall in der näheren Umgebung des Gletschers wieder. Seitwärts reichen die geschliffenen Formen hoch hinauf an den Hängen des Gletschertales, erst weit oben stoßen sie, längs einer auffallenden Grenze an schrofigen, ungeschliffenen Wänden ab, die in zackige Grate auslaufen. Der Gletscher hat also früher viel höher gereicht und das Tal in weit erheblicherem Maße erfüllt als heute; dementsprechend lag auch sein Ende weiter talabwärts; alte überwachsene Moränenwälle, runde, gescheuerte Felsbuckel und Gletscherschliffe zeugen davon. Wie weit wir aber ins Tal hinuntersteigen, zu den Siedelungen und Kulturstätten der Menschen, zu den Dörfern und Märkten, dann auf dem großen Verkehrswege durch das reich bevölkerte, üppig bebaute Haupttal hinaus bis an den Rand der Alpen — fort und fort begleiten uns dieselben Spuren ehemaliger Gletschertätigkeit. Erst weit draußen im Alpenvorland verlieren sie sich. Hier, auf den Hochebenen nördlich der Alpen, sind schon vor hundert Jahren einzelnen Beobachtern die sogenannten Erratischen Blöcke aufgefallen, große Stücke fremdartiger Gesteine, die weder aus der Nähe stammen, noch durch das fließende Wasser herbeigeschafft worden sein konnten; vergesellschaftet mit ihnen große, wallförmige Schuttanhäufungen, die die Ebene um viele Meter überragen und Leben in ihre einförmige Fläche bringen. Geschliffene und geschrammte Geschiebe, Blöcke groß und klein, bauen, in eine zähe, lehmige Grundmasse gebettet, in wirrem Durcheinander diese schmalen, gestreckten Schuttrücken auf: es sind die Endmoränen am Außenrande der großen Vergletscherung, die zur Eiszeit die Alpentäler erfüllte und aus diesen noch weit in die Ebene vordrang.

GRUNDZÜGE DER EISZEITLICHEN VERGLETSCHERUNG AN DER NORDSEITE DER OSTALPEN

So wie die heutigen Gletscher von der Lage der Schneegrenze abhängen, war diese auch maßgebend für jene ungleich gewaltigere Vereisung der Vorzeit. Heute liegt die Schneegrenze am Hauptkamme der Ostalpen bei etwa 3000 *m*, damals lag sie um rund 1200 *m* tiefer. Bis unter die heutige Waldgrenze herab waren also die Zentralalpen ein Stapelplatz der Schneemassen, für einen Höhengürtel bis zu 2000 *m* vertikaler Spannweite blieb der Schnee liegen, ohne abschmelzen zu können, gegenüber nur 800 *m* heute. Je tiefer zudem die Gebirgsoberfläche beiderseits des Zentralkammes sinkt, um so flacher und breiter ladet sie aus; erst recht wuchs daher mit der Senkung der Schneegrenze das verfirnte Areal. An der Nordseite drängten die Firnmassen zunächst in die großen breiten Haupttäler (Inn, Salzach, Enns), die dem Zentralkamme streckenweit entlang verlaufen. Sie vereinigten sich hier zu gewaltigen Hauptgletscherströmen und flossen großenteils in der heutigen Flußrichtung weiter ab, nordwärts von den Mauern der Kalkalpen gestaut. Jene Längstäler waren zwar damals schon ähnlich tief eingeschnitten wie heute, dieselben hohen Bergzüge faßten sie nach außen, gegen den Alpenrand hin, ein, die Talsohle lag auch schon tief unter der damaligen Schneegrenze; die Firnabflüsse der Zentralalpen jedoch füllten sie hoch hinan auf; so hoch, daß einerseits die Gletscheroberfläche über das Niveau der eiszeitlichen Schneegrenze zu liegen kam, der Gletscher hier also weitere Zufuhr an Firnmaterial erhielt und anderseits die Haupttalgletscher eine solche Mächtigkeit erreichten, daß sie gewissermaßen übergingen, über die Pässe der äußeren Taleinfassung in Gebiete überflossen, die im heutigen Flußnetz keine Speisung aus den Zentralalpen mehr erfahren. Der Großteil jedes Hauptgletscherstromes folgte aber immerhin dem entsprechenden heutigen Tallauf. Wo dieser aus der Richtung der Gebirgsketten abbiegt, um die randlichen von ihnen in Quertalstrecken zu durch-

setzen, da schwenkte auch der Gletscherstrom aus der Richtung parallel dem Zentralkamme ab in eine solche quer oder schief zu den ungefähr ähnlich streichenden nördlichen Ketten, um das Alpeninnere zu verlassen. Indes war hier die Scheidung des Eises nicht durchaus gleichsinnig mit der der heutigen Flüsse; denn auch letztere gilt nur für die Flußläufe selbst, während sich die Längstalstrecken der einzelnen Haupttäler, bloß durch niedere Sättel getrennt, für die ganzen höheren Lagen ineinander öffnen zu einer vom Arlberg bis an die Niederen Tauern fortlaufenden Längstalflucht. Je nachdem der eine Hauptgletscherstrom hier mächtiger war, höher hinaufreichte als der andere, lieferte er Beiträge zu diesem, und nur wenn sich beide die Wage hielten, konnte der heutigen Talscheide auch ein eiszeitlicher Firnsattel entsprechen. In den tirolisch-salzburgischen Nordalpen blieb die Oberfläche der Hauptgletscherströme auch für die Quertalstrecke zunächst noch über der eiszeitlichen Schneegrenze, der Gletscher bewahrte seine Fähigkeit, in benachbarte Gebiete überzuströmen, seien dies nun die parallelen Abschnitte anderer Haupttäler oder Nebentalsysteme.

Erst am Rande der Alpen trat ein entschiedener Wechsel ein. Zwar sank damals ähnlich wie heute auch die Schneegrenze vom Scheitel der Alpen gegen den Rand hin — sie hebt sich mit der Gebirgsaufwölbung (Erdwärme) und Abnahme der Niederschlagsmenge —, allein der Abfall des Gebirges ist hier rascher und tiefer: die Alpenoberfläche dachte unter die eiszeitliche Schneegrenze ab und sie wurde firnfrei. Zugleich öffnen sich die Täler gegen das Alpenvorland, die Gletscher, die ihnen entströmten, bekamen Platz, sich auszubreiten, und sanken mit ihrer Oberfläche gleichfalls unter die eiszeitliche Schneegrenze. Damit setzte nun allgemein das Abschmelzen ein und ging die Oberflächenform des Gletschers von der konkaven in die konvexe über, indem einerseits an seinem Rande keine neuen Eisteilchen mehr hinzukamen, anderseits die größere Strömungsgeschwindigkeit der mittleren Partien Ausdruck erlangte. Das Verhältnis zwischen Zehr- und Nährgebiet, wie es an den Gletschern der Gegenwart besteht, mußte dabei in ähnlicher Weise Geltung haben, d. h. die Gesamtmenge des Eises, die unter der Schneegrenze zum Abschmelzen kam, der Firnmasse entsprechen, die sich oberhalb angesammelt hatte. Sowie heute die Gletscherzungen weit unter die derzeitige Schneegrenze herab in den Bereich der Weide- und Waldvegetation führen, war daher mit der Schneegrenze auch damals noch lange nicht das Ende des Gletschers erreicht, sondern es folgte nun erst das Abschmelzgebiet. An dessen längsgestreckter Zungenform ist bei den heutigen Gletschern der Alpen die Lage in einem mehr weniger engen Tale schuld. Wo hingegen die seitlichen Schranken fehlen und der Gletscherstrom auf eine freie Fläche hinaustritt, wie zur Eiszeit im nördlichen Alpenvorland oder am Fuße des Eliasgebirges, 5955 *m*, von Alaska (Malaspinagletscher) in der Gegenwart, da fließt das Eis fächerförmig zu einem flachen Kuchen auseinander, der weithin in allmählich abnehmender Mächtigkeit die Unterlage bedeckt, einen großen Bogen vor das Gebirge spannend, dem er entstammt.

Zu einer solch ausgedehnten Vorlandvergletscherung kam es in erster Linie an der Mündung des Inntales.

DER INNGLETSCHER

Der Inngletscher[1]) besaß in der Gegend von Imst, wo er sich, aus den Zentralalpen in die große Längstalflucht heraustretend, konzentrierte, eine Mächtigkeit von etwa 1600 *m* über der heutigen Talsohle (rund 700 *m* ü. M.). So hoch, bis gegen 2300 *m*, reichen an den Bergen

[1]) Zur Orientierung vergl. die Ravensteinsche Übersichtskarte der Ostalpen (2 Blätter; Beilage zur Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1900 und 1901).

der Umgebung die Spuren seiner abschleifenden Tätigkeit (Schliffgrenze); nur wenig tiefer liegen noch völlig verläßliche Zeugen in Form erratischer Geschiebe. Der Hauptstamm dieser gewaltigen Gletscheransammlung kam aus dem Engadin, in dessen unterstem Abschnitt (Schuls—Martinsbruck) die Eisoberfläche bereits 2600 *m* überstieg. Der Rest entstammte vornehmlich den Ötztaler Alpen. Diese lieferten mit ihrer ausgedehnten Massenerhebung auch damals einen Hauptsitz der Vereisung. Die wichtigsten nordseitigen Abflüsse folgten dem Kauner-, Pitz- und Ötztal; in der Gegend von Sölden stand das Eis bei etwa 2550 *m*, um Vent und Gurgl in rund 2700 *m*, noch weiter talein rückt die Obergrenze der eiszeitlichen Vergletscherung an den Hängen immer näher der heutigen, bis sie schließlich in den Firngebieten der obersten Talgründe mit ihr verfließt (bei etwa 3000 *m*). Westwärts floß aus dem großen Sammelbecken von Imst—Landeck sehr wahrscheinlich Eis über den Arlberg zum Rheingletscher ab. Nordwärts drang nicht nur ein großer Strom durch die tiefe und breite Senke des Fernpasses, 1209 *m*, in die nördlichen Kalkalpen vor, sondern auch die höheren Sättel des Schweinstein-, 1579 *m*, und Hahntennjoches, 1895 *m*, in den südöstlichen Lechtalern, sowie das Marienberger Jöchl, 1796 *m*, in der Mieminger Kette waren überflutet. Der Hauptstrom aber senkte sich ganz sanft, um etwa 100 *m*, in der Richtung nach Innsbruck. Noch breiter und tiefer als der Fernpaß tut sich hier in der nördlichen Einfassung die Senke (Durchschnittshöhe etwa 1300 *m*) von Seefeld—Leutasch auf, zwischen Reiterspitze und Hoher Munde. Ein mächtiger Arm des Inngletschers ging dahin ab ins Isargebiet. Den Verlust ersetzte der große glaziale Einzugsbereich des südlich mündenden Sellrain- und Silltales; immerhin aber scheint der Eisabgabe über den Seefelder Sattel ein rascheres Gefälle der Gletscheroberfläche im Inntale gefolgt zu sein, denn um Innsbruck, 566 *m*, reichen die Gletscherspuren nur mehr bis etwa 2000 *m* (höchste Erratika bei 1900 *m* am Brandjochboden). Gegen den Brenner zu stieg die obere Gletschergrenze auf ungefähr 2300 *m*; die gleiche Höhe gewann sie im Stubai bei Neustift, um sich hier dann ähnlich wie im Ötztale allmählich der heutigen zu nähern, bei 27—2800 *m* schließlich in sie überzugehen.

Im Unterinntale verlief die Gletscheroberfläche gleichmäßig mit langsamer Senkung (etwa 4 ‰) bis in die Gegend des heutigen Jenbach. Hier kam auf der einen Seite der mächtige Zillertaler Gletscher hinzu (Höhe bei Mayrhofen etwa 2200 *m* ü. M., nächst der Berliner Hütte etwa 2500 *m*, Übergang in die heutige Gletscheroberfläche in beiläufig 2700 *m*), während auf der andern der Spalt des Achentales wieder eine beträchtliche Gletscherkomponente in die bayerischen Voralpen entließ.

Unterhalb der Zillermündung öffnet sich das Inntal in eine weite Depression der Gebirgsoberfläche. Der Gletscher konnte sich hier fast unbeschränkt ausbreiten; vom Vorderen, 2299 *m*, bis zum Hinteren Sonnwendjoch, 1988 *m*, vom Guffert, 2192 *m*, bis hinüber an das Kaisergebirge, 2344 *m*, ragte kein Berg über das Eis, nur durch ihren Einfluß auf die Bewegung tieferer Gletscherteile verursachten die niederen Höhenzüge, die dem Inn entlang ziehen (Brandenberger Joch, 1510 *m*, Heuberg, 1747 *m*, Pendling, 1565 *m*, links, Pölven, 1596 *m*, rechts) leichte Wellungen der Gletscheroberfläche. Am Außenrande dieser weitgedehnten Eisansammlung flossen Gletscherströme in die Täler der bayerischen Voralpen ab, über Steinberg in das Achental, durch die Langenau und das Rottachtal zum Tegernsee, über den Ursprungsattel, 840 *m*, in das Leitzachtal und zum Schliersee. Nach Osten setzte sich die Firnfläche in großer Breitenentwicklung durch die Längstalflucht gegen Kitzbühel fort, wo das Inn-Eis mit dem der Salzach Fühlung nahm; selbst die Hohe Salve, 1829 *m*, tauchte noch unter.

Die große seitliche Ausbreitung der Gletschermasse bewirkte ein rascheres Abnehmen im Stromstrich. In der Gegend von Kufstein reichte das Eis kaum höher als bis 1600 *m*, immerhin noch hoch genug, um den Sattel, 1484 *m*, am Ropanzen gegen Kössen zu überfließen. Nördlich des Zahmen Kaisers beschleunigten weitere Abflüsse (Sacharang—Priental, Tatzelwurm—Leitzachtal) die Senkung des Hauptgletschers. In etwa 1300 *m* Höhe passierte dieser bei Fischbach den letzten alpinen Engpaß. Endgültig treten die Kulissen auseinander und wie ein großer Schuttkegel ergoß sich die Gletschermasse vor- und seitwärts auf das flache Land am Alpenfuße. An der Spitze des Kegels, südlich von Rosenheim, stand das Eis noch an 1100 *m*, um dann immer mehr auseinanderzufließen und mit einem Oberflächengefälle von fast gleichmäßig 10 ‰ zu verflachen. Den Rand des Eiskuchens bezeichnet ein breiter Halbkreis von Moränenwällen, der im Schlierseer Tal vom Alpenfuße, etwa 800 *m*, absetzt, bei Kirchseeon, 561 *m*, die Eisenbahn München—Rosenheim schneidet und bei Haag, 564 *m*, fast 40 km nördlich von Rosenheim, in der Verlängerung des Inntal-Stromstriches seinen distalen Scheitel erreicht. Nach innen zu dämmte dieser Moränenbogen den Rosenheimer See auf, an den heute noch die Moorgründe und Torfstiche nahe der Stadt erinnern; durch das Wiedereinschneiden des Inns auf der Strecke Wasserburg—Gars ist der See abgezapft worden.

DER „ISARGLETSCHER“

Die vielen größeren und kleineren Firnströme, die vom Inngletscher seitwärts in die Nördlichen Kalkalpen abzweigten, lieferten den Grundstock zur Vereisung des Loisach—Isargebietes. Zwar erzeugten Wetterstein und Karwendel durch ihre bedeutende Massenerhebung über die eiszeitliche Schneegrenze, etwa 1400 *m*, an sich schon namhafte Gletscher und auch die meisten der anderen Höhenzüge, wie Wendelstein, 1837 *m*, Rotwand, 1884 *m*, Hirschberg, 1670 *m*, Benediktenwand, 1801 *m*, usw. waren selbständig vergletschert, das Ammergebirge (Hochplatte, 2084 *m*) z. B. ganz nach Art der heutigen Vergletscherung in den Zentralalpen; allein diese „Lokal“-Gletscher wären ohne die Zufuhr zentralalpinen Eises doch relativ untergeordnet geblieben. Die gewaltigen Gletscherströme jedoch, die über den Fernpaß, den Seefelder Sattel und durch das Achental in die Nördlichen Kalkalpen eindrangen, steigerten die Vereisung so sehr, daß sie, wie der Inngletscher, weit auf das Vorland übergriff. Sie erfüllten im Stau des bayerischen Voralpenzuges (Ammergebirge—Krottenkopf—Benediktenwand—Hirschberggruppe) das große Längstal Plansee—Garmisch (Eishöhe rund 1700 *m* ü. M.)—Isartal—Achenpaß (Eishöhe etwa 1300 *m*) bis über die eiszeitliche Schneegrenze, ungefähr 1300 *m*, hinan und stauten dadurch auch die Firnströme der Lokalgletscher, z. B. in den Karwendeltälern, so hoch auf. Aus der gemeinsamen Eisansammlung gingen dann einzelne mächtige Gletscherströme hervor, die durch die Quertäler der Voralpen (Ammergau, Loisach, Walchensee, Isar) auf das Alpenvorland abflossen. Hier vereinigten sie sich wieder und bildeten einen großen Vorland-Eisfächer. Entsprechend seiner Zusammensetzung aus einer Mehrzahl ungleichwertiger Zuflüsse war dieser nicht so regelmäßig wie beim Inngletscher, die einzelnen Hauptströme hoben sich, durch moränenschutterfüllte Mulden getrennt, sowohl an seiner Oberfläche, wie besonders durch Ausbuchtungen seines Randes deutlich von einander ab. Der mächtigste davon war der Strom des Loisachtales, der (Richtung Ammersee) vorreichte bis in die geographische Breite von München, in einer früheren Zeit größter Ausdehnung — das Ende des Inngletschers lag damals bei Erding — sogar bis Mering, an der Linie München—Augsburg.

LECH- UND ILLERGLETSCHER

Im Westen hing das Vorlandeis des Loisach-Isargebietes mit dem des Lechtales zusammen und daran schloß sich weiterhin der Illergletscher. Beide blieben in ihrer Nordwärtserstreckung um mehr als 30 *km* hinter dem Loisachgletscher zurück, sie reichten bis gegen Kaufbeuren, bezw. Altusried (Eisoberfläche bei Reutte und Sonthofen je über 1500 *m*). Der Grund dafür liegt in der Armut an zentralalpiner Eiszufuhr; der Lechgletscher erhielt solche, wie erwähnt, nur über die hohen Sättel im Hintergrund des Bschlabs- und Rotlechtals, eine etwas größere Abgabe durch das Heiterwanger Tal aus dem Staubecken von Lermoos (Eishöhe etwa 1800 *m*; Fernpaßstrom); das Nährgebiet des Illergletschers hingegen stand überhaupt außer Verband mit dem zentralalpinen Eise.

DER SALZACHGLETSCHER

Ostlich vom Inngletscher lagen die glazialen Verhältnisse diesem sehr ähnlich im Gebiete der Salzach. Auch hier legte sich vor den Ausgang des Tales ein großer Vorlandgletscher. Seine Randmoränen ziehen in etwas spitzerem Bogen südlich von Burghausen vorbei und schließen nächst Traunstein im Westen, Steindorf-Plainfeld im Osten an das Gebirge. Sanft erhob sich der Eisfächer zu seiner Spitze in rund 1000 *m* Meereshöhe über Salzburg, 420 *m*, um dann in den Hauptgletscherstrom des Salzachtales überzugehen. Dieser Hauptgletscher griff einerseits in die Niederung des Berchtesgadner Landes über, soweit es nicht von eigenen Gletschern erfüllt war, stülpte sich anderseits in die Abtenau und trat hier in Beziehung zur Vergletscherung des Salzkammergutes. Im Pongau sprechen die Anzeichen für eine obere Gletschergrenze bei etwa 2000 *m*. Der Wagreiner Sattel, 960 *m*, die Scheide zwischen den Längstalstrecken der Salzach und Enns, lag jedenfalls viele hundert Meter tief unter dem Eise, das hier, für beide Talsysteme in innigem Zusammenhang, ähnlich wie bei Wörgl im Inntale, eine weitgedehnte Senkung des Gebirges einnahm, aufgestaut durch die Barre der Kalkalpen, Hochkönig und Tennengebirge. Nach Westen stieg die Eisfläche sanft (etwa 3‰) in die Gegend des Zeller Sees, wo sie sich ins Glemmtal und das Saalfeldner Becken verzweigte, während ihre Hauptzuflüsse südlich aus den Tauerntälern kamen. Die Schmittenhöhe, 1968 *m*, war vermutlich noch vom Eise überflossen, der Hundstein, 2116 *m*, dürfte als einsamer, beschneiter Buckel vorgeragt haben. An der linken, nördlichen Seite des Oberpinzgaus überhöhte das Salzacheis die meisten der flachen Sättel gegen das Glemmtal, einen sehr mächtigen Strom aber gab es über den Paß Turn, 1273 *m*, in das Kitzbühler Achental ab (Eisoberfläche bei Kitzbühel rund 1800 *m*); kleinere Zweige benützten die Übergänge in das Spertental und die Filzenscharte, 1693 *m*, in das Windautal. Bei Krimml erreichte der Salzachgletscher 2200 *m* Oberflächenhöhe; tief unter ihn tauchte daher die breite Senke Gerlospaß, 1486 *m*, — Pinzgauer Platte, 1695 *m*, und unter Vermittlung des Zillertaler Gletschers bestand so auch hier ein Zusammenhang des Eises in der Längstalflucht Inn—Salzach; nur ein niederer Firnsattel, etwa 2300 *m*, im Gebiete der Gerlos mag die beiderseitigen Gletscherströme geschieden haben. Aus der Krimmler Gegend nach Süden hätte man sehr bequem, mit etwa 2% Steigung, zur Birnlücke oder dem Tauern, 2671 bezw. 2634 *m*, wandern und jenseits in schier endloser Gletscherfahrt, ungefähr 230 *km*, nur selten durch Eisbrüche behindert, über den Rienz-, Eisack- und Etschgletscher bis in die Poebene gelangen können. In der Gipfelregion der Hohen Tauern geht die Oberfläche der eiszeitlichen Vergletscherung bei etwa 2700 *m* in die der heutigen über.

ZWISCHEN INN UND SALZACH

Der Firnstrom, der aus dem Salzachtale über den Paß Turn nach Norden abging, lieferte einen Hauptbestandteil der Vergletscherung des Großachentals. Mit dem Eise, das via Hochfilzen aus dem Saalfeldner Becken kam, erfüllte er das weite Senkungsfeld der Alpenoberfläche im Raume St. Johann—Erpfendorf, Fieberbrunn—Waidring, nordwärts an der Mauer des Fellhorns (1766 *m*; Eishöhe etwa 1600 *m*) brandend. Eine Reihe von Talöffnungen entließ das Eis gegen Lofer, Unken, Reit im Winkel und Kössen. Aus den beiden letzteren Abflüssen ging der Chiemseer Gletscher hervor, der am Hochgern (Eishöhe etwa 1200 *m*) in die Ebene hinaustrat. In einem großen Viertelbogen verlaufen seine Endmoränen um den Chiemsee, bei Seeon leicht einspringend in die des Inngletschers übergehend. Chiemsee- und Inngletscher hingen im Alpenvorlande zusammen.

Im Saalfeldner Becken hatte auch der Saalachgletscher seinen Ursprung, dem bei Lofer (Eishöhe etwa 1300 *m*) und Unken jene Abflüsse von Waidring her zuflossen; er stieß nördlich von Reichenhall, beiderseits des Högelberges, zum Vorlandeis des Salzachgletschers. Noch im Innern des Gebirges hingegen endigten die kleineren, vorwiegend durch Zuflüsse vom Großachen- und Saalachgletscher genährten Ferner der Weißen und Roten Traun, der eine unterhalb Ruhpolding, der andere bei Inzell, beide in etwa 650 *m* Meereshöhe. Außerdem erzeugten alle bedeutenderen Erhebungen der Kalkalpen, soweit sie eben hinlänglich über die eiszeitliche Schneegrenze (11—1300 *m*) aufragten, eigene, „lokale" Gletscher, auch noch die Vorberggruppen wie Hochgern, 1744 m, Hochfelln, 1670 *m*, Rauschberg, 1672 *m*; größere Bedeutung erlangte die Lokalvergletscherung besonders im Berchtesgadner Land, entsprechend der horizontal wie vertikal sehr beträchtlichen Erhebung der Berge, die es umrahmen.

DER ENNSGLETSCHER

Östlich des großen Quertales der Salzach, an der Grenze der Hohen und Niederen Tauern, sinkt die Massenerhebung der Alpen unter die heutige Schneegrenze. Im gleichen Verhältnis nahm ihr Aufragen über die eiszeitliche Firnlinie ab und verloren die Gletscher, die ihnen entströmten, an Mächtigkeit. Sie erreichten das Alpenvorland nicht oder nur kaum mehr. Die große Längstalflucht, die vom Ennstal weit nach Osten fortgesetzt wird, barg auch hier einen Hauptgletscherstrom. Aus den vielen zentralalpinen Seitentälern genährt, war er zunächst noch mächtig genug, um die breite Talfurche bis über die Schneegrenze hinan zu erfüllen; seine Oberfläche lag im Süden des Dachsteins bei etwa 1900 *m*, in der Gegend von Gröbming rund 100 *m* tiefer. Durch die breite Öffnung gegen Aussee gab er einen bedeutenden Arm dahin ab, über den Pyhrnpaß, 945 *m*, einen kleineren in das Steyrgebiet (Ende unterhalb Windisch-Garsten etwa 600 *m*). Während nun aber im Inntale deriei Massenverluste durch neue Zufuhr ersetzt wurden, war das hier nicht der Fall; je mehr sich ostwärts das Gebirge im ganzen senkt, um so spärlicher speiste es die Gletscher. In der Gegend von Selztal stand das Eis noch an 15—1400 *m*; die eine Zunge folgte nun dem Paltental bis kurz vor die Wasserscheide (Schoberpaß, 849 *m*) gegen das Liesingtal, die andere endigte im Gesäuse, nächst Hieflau, etwa 550 *m*, nachdem sie vorher noch, bei Admont (Eisoberfläche etwa 1100 *m*) einen Lappen in die Buchau, 850 *m*, gestülpt. Zur Zeit jenes früheren Maximalstandes allerdings, als die Eisfächer auf der bayerischen Hochebene bis Mering und Erding gereicht hatten, drang der Gletscher im Ennstale an 40 *km* weiter vor, bis nach Großraming, etwa 350 *m*, und der Arm über den Pyhrnpaß endete erst dort, wo heute Kremsmünster liegt.

DIE VERGLETSCHERUNG DES SALZKAMMERGUTS

Wo die Zentralalpen unter die heutige Schneegrenze sinken, werden sie an Höhenentwicklung von den Kalkalpen überflügelt und geht die heutige Vergletscherung von ihnen auf diese über. Entsprechend konnte hier auch zur Eiszeit die eigene Vergletscherung der Kalkalpen selbständig zur Geltung kommen gegenüber der zentralalpinen, die an Mächtigkeit ostwärts allmählich verlor. Dieses Verhältnis charakterisiert die eiszeitliche Vergletscherung des Salzkammerguts. Der Dachstein und das Tote Gebirge mit ihrer großen Breitentwicklung in Höhen über der eiszeitlichen Schneegrenze lieferten ein ergiebiges Nährgebiet und dazu gesellte sich, wie wir gesehen haben, vom Ennstale her ein mächtiger zentralalpiner Zufluß (Gröbming—Aussee). Der Sammelpunkt aller Firnströme war die Talweitung von Ischl, 466 *m*; hier stand das Eis bei mehr als 1250 *m* und gingen seine Abflüsse in Form starker Gletscherzungen radial auseinander, der östlichste durch das Trauntal bis nach Gmunden, zwei mittlere über die niederen Sättel am Schafberg (Eisoberfläche etwa 1000 *m*) zum Atter- und Mondsee, endlich der westlichste durch das Tal des Wolfgangsees bis hinüber an den Rand des Salzachgletschers. Kleinere Lokalgletscher lagen in den Tälern und Karen am Osterhorn, 1762 *m*, Schafberg, 1780 *m*, im Höllengebirge, 1862 *m*, an der Nordseite des Traunsteins, 1691 *m*, usf., der schönste von ihnen im Almtale des Toten Gebirges, 2514 *m*; sie lassen auf eine Schneegrenzlage von 1200—1000 *m* schließen.

DIE VERGLETSCHERUNG DER NORDÖSTLICHEN OSTALPEN

Lokalgletscher dieser Art, in ihren Dimensionen zum Teil den heutigen Ostalpengletschern vergleichbar, vertraten östlich des Ennsknies, in den steirisch-niederösterreichischen Bergen, für sich allein das Glazialphänomen. Sie hielten sich an die Haupterhebungen, um Eisenerz, an der Steirischen Salza und der Ybbs; namentlich Oetscher, 1892 *m*, und Dürrenstein, 1877 *m*, waren hier Zentren der Vereisung. Ein anderer Gletschertypus herrschte mehr weniger in der Hochschwabgruppe, 2278 *m*, auf der Veitsch, 1982 *m*, der Schneealpe, 1904 *m*, Raxalpe, 2009 *m*, und dem Wiener Schneeberg, 2075 *m*, wo die Plateauform der Berge Veranlassung gab zur Bildung einer Art Plateauvergletscherung, flachen Eiskalotten mit in die Täler niedersteigenden Zungen. Am Schneeberg reichte eine solche Zunge bis zum Schwabenhof, etwa 800 *m*, oberhalb Puchberg; besonders schön sind die glazialen Züge im Seetale am Hochschwab — der Gletscher endigte beim Seebauern, etwa 800 *m*. Jenseits des Semmerings nährten Stuhleck, 1783 *m*, und Wechsel, 1738 *m*, noch kleine Kargletscher, was auf eine eiszeitliche Schneegrenze von etwa 1500 *m* schließen läßt.

DIE GLETSCHER AN DER OSTSEITE DER ALPEN

Die Reihenfolge der Betrachtung führt uns an die Ostseite der Alpen. Mehr und mehr erniedrigt treten die Ketten gegen das ungarische Tiefland auseinander, weit dringen entlang den Flußläufen die randlichen Buchten der Niederung zwischen sie ein. Ganz allmählich nur, nicht rasch wie am Süd- oder Nordrande der Alpen, hebt sich hier das Gebirge in Höhen über der eiszeitlichen Schneegrenze, die in diesem Gebiete zudem hoch lag, bei 14—1800 *m*. Die drei großen Längstäler aber, Mur, Drau und Save, dringen bis ins Innere des Hochgebirgs und nahmen Teil an dessen ausgedehnten Firnansammlungen. Gewaltige Gletscherströme flossen daher auch in diese Täler ab; sie konnten in ihnen die von Anfang an eingeschlagene Längsrichtung, parallel den Ketten, fast bis ans Ende beibehalten. Indem aber das Gebirge ostwärts für den überwiegenden Teil seiner Flächenentwicklung noch früher unter die Schneegrenze sank als seine Scheitellinie, die Tal-

öffnungen anderseits große Breite erlangen, gingen die Gletscher schon bald aus dem Nähr- ins Abschmelzgebiet über und endigten mit relativ rasch abfallenden breiten Zungen noch tief im Innern der Alpen.

DER MURGLETSCHER

Der Murgletscher sammelte sich im Lungau aus den vielen Tälern der Niederen Tauern. In der Gegend von Mauterndorf, 1140 *m*,—Tamsweg, 1021 *m*, war die Firnanhäufung so mächtig, mehr als 1000 *m*, daß sie starke Ströme über den Katschbergpaß, 1641 *m*, und die Turracher Höhe, 1763 *m*, nach Süden in das Draugebiet abgab, obwohl dem Eise in der Richtung der Mur selbst zwei Parallelfurchen zum Abflusse offen standen, das eigentliche Murtal (Murau) und die nördlich davon gelegene Furche des Seebachs; der langgestreckte Rücken dazwischen (Gstoder, 2141 *m*) lag großenteils unter dem Eise. Auch noch weiter östlich überflutete Mureis die südliche Taleinfassung, zungenförmig in die Seitentäler der Gurk absteigend. Wo sich aber dann vollends der tiefe und breite Neumarkter Sattel, 888 *m*, gegen Süden auftut, der die heutige Talsohle der Mur nur um 100 *m* überhöht, da war die Eisabgabe so bedeutend, daß sie eine rasche Auflösung des Gletschers herbeiführte; mit breiten kurzen Zungen endigte er an der Olsa kurz vor ihrer Mündung in die Gurk, etwa 620 *m*, im Görtschitztale oberhalb Hüttenberg, etwa 800 *m*, mit langen schmalen im Murtale nächst Judenburg, bei 760 *m*, — eine kleine linksseitige Abzweigung überschritt hier noch den Pölshals, 811 *m*, und sperrte, hammerförmig ausgebreitet, das untere Pölstal — und in dem kleinen Seitentälchen von Oberwölz gegen Zeyring.

Weit vor ihrem Auslaufe in die Niederung wurden hier die Alpen eisfrei. Die Schneegrenze lag so hoch, 17—1800 *m*, daß sie nur mehr die Bildung kümmerlicher Lokalgletscher bewirkte — im Bereiche der Stangalpe, 2441 *m*, der Seetaler Alpen, 2397 *m*, der Pack-, 2184 *m*, Stub-, 1929 *m*, und Gleinalpe, 1989 *m* —, die keine zusammenhängende größere Vereisung zu nähren vermochten. Die aperen Areale im Innern des Gebirges spielten dann eine wichtige Rolle bei der faunistischen und floristischen Wiederbesiedlung der Alpen nach dem Rückzuge der eiszeitlichen Vereisung.

DER DRAUGLETSCHER

Kam der Murgletscher von der Südabdachung der Niederen Tauern, so entsprach dem ungleich größeren Draugletscher das weit bedeutendere Einzugsgebiet an der Südseite der Hohen Tauern. Zunächst strömten aus den Gründen des Isel- und Mölltales gewaltige Firnmassen im Becken von Lienz, 673 *m*, zusammen, wo das Eis an 2100 *m* stand (Gletscheroberfläche bei Windisch-Matrei etwa 2400 *m*, bei Heiligenblut ungefähr 2300 *m*). Eine zweite große Konzentration folgte in der Gegend der Möll—Drau—Lieser-Vereinigung; was vom Möllgletscher nicht über den Iselsberg, 1204 *m*, geflossen war, gelangte hier mit den Abflüssen der Sonnblick-, Ankogel-, Kreuzeckgruppe und jenen Murgletscherarmen über den Katschbergpaß und Turracher Sattel zum Hauptstrome des Draugletschers (Oberfläche bei Sachsenburg—Gmünd etwa 1800 *m*). Südlich der Gailtaler Alpen floß dem Strome, über die Sättel und Kammsenken vielfach von ihm genährt, ein zweiter kleinerer entlang, aus dem obersten Draugebiete (Eishöhe bei Sillian etwa 2200 *m*) durch das Lessach- und Gailtal (bei Hermagor ungefähr 1800 *m*). Über dem heutigen Villach, 508 *m*, schlossen sich beide zu einer weiten Eisfläche, 16—1500 *m*, aus deren Mitte als größter mehrerer Inselberge der Dobratsch, 2167 *m*, ragte. Im selben Maße, als dann aber das Drautal große Breite erlangt, verflachte der Gletscher, nur mehr unbedeutende Zuflüsse aus den Karawanken erhaltend; er er-

füllte noch den Großteil des Klagenfurter Beckens — über der Kärntner Hauptstadt, 446 *m*, noch etwa 600 *m* mächtig —. Zwischen Völkermarkt und Bleiburg lag sein äußerstes Ende.

DER SAVEGLETSCHER

Die große Eisansammlung um Villach hing südwärts mit der im Becken von Tarvis zusammen; diese ward zunächst zwar aus den Julischen Alpen genährt, nahm aber wahrscheinlich auch an dem Eise des Gailtales teil (Gletscheroberfläche um 1600 *m*). Aus ihr ging nach Osten zu der Savegletscher hervor. Im Tal der Wurzener Save langsam fallend, von beiden Seiten durch neue Zuflüsse verstärkt, vereinigte er sich am Ausgang gegen die Weitung von Radmannsdorf, 477 *m*, bei etwa 950 *m* Oberflächenhöhe, mit dem Gletscher der Wocheiner Save (Eishöhe am Wocheiner See 14—1500 *m*). Der letztgenannte war ganz ein Abkömmling der Julischen Alpen. So rasch als an deren Ostende die Alpenoberfläche sinkt, beschloß der Savegletscher kurz unterhalb Radmannsdorf seine Laufbahn.

Weiter östlich barg die Gruppe der Steiner Alpen (2561 *m*; eiszeitliche Schneegrenze ungefähr 1500 *m*) eine Lokalvergletscherung, ganz ähnlich der heutigen etwa in den Ötztaler Alpen.

DIE GLETSCHER DER ÖSTLICHEN SÜDALPEN

Auch an ihre Südseite sandten die Julischen Alpen beträchtliche Gletscherströme, den größten in das Isonzotal, bis zur Mündung der Idria, etwa 200 *m* ü. M., kleinere in die westlichen Seitentäler, besonders von Karfreit (235 *m*; Eishöhe rund 1000 *m* ü. M.) in das Natisonetal; den südlichen Alpenrand indes erreichte keiner. Zu solch bedeutender Mächtigkeit brachte es hingegen der westlich benachbarte Tagliamento-Gletscher. In den weiten Arealen der Karnischen Alpen, den Tälern des Tagliamento, Degano, But und der Fella genährt, an letzterer zurückgreifend bis zum Firnscheitel von Tarvis, schob er seine Eismassen in einer breiten Zunge (Oberfläche bei Tolmezzo an 1200 *m*) weit in die Poebene hinaus, bis auf 7 *km* vor die Tore des heutigen Udine, 108 *m*. Amphitheatralisch spannen sich hier drei große Moränenbögen vor die tiefer gelegene Mündung des Tagliamentotales. Im Schutt der Wälle treten vereinzelt Gneiß- und Granitblöcke auf, Gesteine, wie sie heute im ganzen Einzugsbereich des Tagliamento fehlen; auch aus dem Gailtale, von wo verschiedentlich Eis über die Pässe (Plöckenpaß, 1363 *m*; Straninger Alm, 1550 *m*; Naßfeld, 1558 *m*) nach Süden floß, konnten sie nicht bezogen werden. Kompliziert, den heutigen Flußläufen vielfach widersprechend, war der Weg der Fremdlinge.

Wo im Westen der Carnia die schönen Täler von Cadore und Comelico tief in das Gebirge dringen, hatte ein anderer großer Gletscher der Südalpen seinen Ursprung; der der Piave. Zwei seiner Hauptarme entsprangen ausschließlich den Ampezzaner Dolomiten, im Boite- (Eishöhe um Cortina etwa 2400 *m*) und Ansieital (um Auronzo etwa 2000 *m*), dem etwas kleineren nördlichsten hingegen (Val Padola) strömte über den Sextner Kreuzberg (1638 *m*; Eishöhe rund 2200 *m*) eine zentralalpine Komponente zu. Dieses Pustertaler Eis brachte jene Irrblöcke ins Firnbecken des Comelico und von hier dann durch den Mauriapaß (1299 *m*; Eishöhe etwa 1800 *m*) in die Carnia, zum Tagliamento hinüber. Der Hauptstrom des Piavegletschers folgte dem Flußlauf nach Süden und erhielt neue Zufuhr aus dem Zoldo- und Cordevoletal. Die vereinte Gletschermasse ergoß sich in das breite Becken von Belluno-Feltre (391 bezw. 260 *m*, Gletscheroberfläche 12—1100 *m*). Dahin mündeten weiter im Westen auch der Cismone- (Eishöhe bei Primiero etwa 1500 *m*) und Valsugana- (bei Borgo etwa 1400 *m*) Gletscher. Niedrige

sanfte Vorberge (Col Visentin, 1765 *m*) stauten hier das Eis vor seinem Austritt in die Poebene; zungenförmig streckte es seine letzten Enden in die Quertäler, die dort hinausführen, in dem östlichsten von ihnen, bei Vittorio, erreichte es noch den äußersten Rand der Alpen; von einer Vorlandvergletscherung, wie am Tagliamento, kann man kaum mehr sprechen, die Gelegenheit früherer Ausbreitung verhinderte ihr Zustandekommen. Sonst stimmen die beiden Gletscher in den Grundzügen überein; beide sammelten sich in weitverzweigten Talsystemen der Südlichen Kalkalpen, zentralalpines Eis spielte nur eine untergeordnete Rolle, und strömten mehr weniger direkt in den großen Quertalrichtungen alpenauswärts. Dieses letzte Prinzip, auf die Südseite der Ostalpen im ganzen übertragen, kennzeichnet auch den Verlauf des größten der Gletscher, den sie südwärts sandten: den Etschgletscher.

DER ETSCHGLETSCHER

Die Arme des Etschgletschers griffen so weit ins Innere des Gebirges, daß wir ihren Wurzeln schon von der abliegenden Seite her begegneten: am Firnscheitel, 24—2300 *m*, über dem Toblacher Feld, der auch den Drau-, Gail- und Piavegletscher speiste, am Krimmler Tauern, dem Brenner und am Reschen-Scheideck, wo Eis vom Inngletscher herüber in den Vinschgau floß. Von diesen Pässen kamen die Hauptzweige des Etschtalsystems und senkten sich allmählich, analog zusammengesetzt, die Hauptströme der Vergletscherung. Den Vereinigungen der Täler entsprachen gewaltige Eiskonzentrationen, bei Bruneck (Oberfläche etwa 2300 *m*), Sterzing, rund 2300 *m*, und im oberen Vinschgau, etwa 2400 *m*, in den Becken von Brixen, etwa 2200 *m*, und Meran, rund 2100 *m*. Eine schier unermeßliche Firnfläche, rund 2000 *m*, dehnte sich weiterhin im breiten Tale von Bozen — die höchsten Punkte des Mendelzuges (Rhönberg, 2115 *m*) schauten eben noch heraus — und erst kurz vor Trient kamen aus dem Sulz- und Fassatal die letzten großen Zuflüsse hinzu. Aber schon sank hier der Gletscher unter die Schneegrenze, etwa 1800 *m*. Zugleich gingen beträchtliche Teile von ihm ab in die schwächer vergletscherten Nachbartäler, über die Sättel von Molveno, etwa 1000 *m*, und Terlago, etwa 500 *m*, in das Sarcatal, über Pergine, 469 *m*, in das Suganertal. Um Trient stand das Eis immerhin noch an 1700 *m*; es vermochte daher die Hochfläche von Lafraun, 12—1400 *m*, zu überfließen und schickte jenseits Zungen in das Astico- und Assatal bis gegen Arsiero, 356 *m*, bezw. Asiago, 999 *m*, hinab; die Einstülpungen in das Terragnolotal und Vallarsa hingegen endeten stumpf ohne Überschreiten der Pässe.

Im Etschtal selbst fehlte eine große einheitliche Offnung gegen die Ebene. Nur zum kleineren Teil konnte die Berner Klause das Eis fassen, es reichte dort mit rasch abfallender Zunge bis zum Talausgang bei Rivoli Veronese. Der Hauptstrom bog durch den breiten Loppiosattel, 272 *m*, zum Sarcagletscher hinüber und durchfloß mit diesem vereint (Oberfläche bei Riva etwa 1300 *m*) das Gardaseetal, bis weit in die Poebene hinein. Als breiter Gürtel umsäumen die Endmoränenwälle das Südufer des Sees, von Salò über Solferino bis Volta Mantovana, etwa 70 *m* ü. M., und zurück über Sommacampagna gegen Garda; es ist das berühmte Moränenamphitheater des Gardasees.

Der Etschgletscher war der größte am Südabhange der ganzen Alpen. Wie sein Einzugsgebiet im Osten die Gletscher der Dolomiten überflügelte, so umgriff es im Westen jene der Adamelloalpen: den Sarcagletscher, den Chiesegletscher (Ende am Idrosee, 368 *m*) und den Oglio gletscher (Ende südlich des Iseosees, 185 *m*). An der Zentralkette entspringend, war der Etschgletscher ein Gegenstück zum Inngletscher. Seine Vorlandvergletscherung aber blieb in ähnlich bescheidenen Grenzen, wie die der anderen südseitigen Alpengletscher: die Südseite der Alpen war auch damals die sonnigere, trockenere und wärmere.

So erweist sich die Lage der Schneegrenze im Verhältnis zur Gebirgsoberfläche auch hier als der maßgebende Faktor für den Betrag und Umfang der Vergletscherung. Doch nicht so sehr darauf kommt es an, daß sich einzelne Hauptkämme möglichst hoch über sie erheben — steile Hänge sind der Ansammlung von Firnmassen minder zuträglich — als vielmehr auf die Größe des Areals, das hoch über der Schneegrenze liegt.

DIE EISZEITLICHE VERGLETSCHERUNG DER WESTALPEN

Das zeigt sich klar in den Westalpen. Weit überragen diese ihre ostalpinen Rivalen, ungleich größer auch sind heute die Gletscher des Berner Oberlands und der Zermatter Berge, selbst gegenüber den größten der Ostalpen[1]). Zur Eiszeit aber, als viel tiefere Höhenschichten des Gebirgs für die Vergletscherung mit in Frage kamen, war diese nicht dort am größten, wo die meisten und höchsten Viertausender aufragen, sondern in jenem Mittelstück der Alpen, wo sich deren Masse in größter Breite über die eiszeitliche Schneegrenze erhob: zwischen Brenner und Gotthard.

Die Gotthard-Region war das Zentrum der Vergletscherung in den Schweizer Alpen. Von einem großen, doch relativ niedrigen Firnscheitel, etwa 2500 *m*, flossen hier gewaltige Firnströme nach allen Richtungen; der Rheingletscher, der in Graubünden noch viele ostalpine Zuflüsse aufnahm, zum Bodensee, der Reuß- und Aaregletscher ins Schweizer Mittelland, der Rhonegletscher bis weit nach Frankreich hinein, endlich an die Südseite der Tessinergletscher. Im Norden kam es wieder zu großen Vorlandvergletscherungen. Bis nach Biberach und Sigmaringen reichte zur Zeit des Maximalstandes der Rheingletscher, im Süden des Bodensees ziehen seine Endmoränen von St. Gallen über Winterthur nach Schaffhausen. Eng benachbart überdeckten Linth- und Reußgletscher vereint das ganze Züricher und Luzerner Land, nach außen hin in viele Lappen zerteilt, die bis in den Aargau vorsprangen. Der Aaregletscher verband sich mit dem Rhonegletscher und dieser weiter im Südwesten mit den Gletschern des Montblanc (Arve), der Grajischen (Isère, Arc) und Pelvoux Alpen (Romanche, Drac) zu einer ungeheuren Eismasse, die sich im Westen auf 25 *km* Lyon näherte, während sie im schweizerischen Gebiete die ganze breite Niederung zwischen Alpen und Jura erfüllte, bis über die eiszeitliche Schneegrenze, etwa 1200 *m*, hinan aufgestaut. So hoch hinauf strandete das Eis am Südostgehänge des Berner Juras Gesteine aus den Alpen. Diese Vorkommnisse waren es, auf die der Name erratischer Blöcke zuerst Anwendung fand und von denen — zu Anfang des letzten Jahrhunderts — die Kenntnis der eiszeitlichen Vergletscherung der Alpen ihren Ausgang nahm.

Im Verhältnis hierzu viel geringer war die Vergletscherung an der Südseite, in den Lombardischen und Piemontesischen Alpen. Im Veltliner Längstale floß, noch großenteils von ostalpinem Eise genährt, der Addagletscher; umbiegend in die Richtung quer zum Streichen des Gebirges ging er, den Zipfeln des Comosees entsprechend, in zwei langgestreckte Zungen auseinander, deren verbreiterte Enden am Rand der Poebene je ein schönes Moränenamphitheater hinterließen. Größer, etwa dem des Gardasees vergleichbar, ist das am Lago Maggiore, vom vereinigten Toce-Ticino-(Tessiner)Gletscher herrührend. Weiter im Westen lagen die Gletscher der Piemontesischen Alpen, unter ihnen als größte die beiden der Dora Baltea — mit dem prächtigen Moränenamphitheater von Ivrea — und Dora Riparia. Dann aber hob sich, ähnlich wie wir es am Ostende der Alpen gefunden haben, die eiszeitliche Schneegrenze über immer größere Teile der Gebirgsoberfläche. Der letzte bedeutende Gletscher war der

[1]) Aletschgletscher 115 km^2 — Pasterze 32 km^2, Gornergletscher 67,2 km^2 — Gepatschferner 25 km^2.

der Durance in den provenzalischen Alpen, nur mehr relativ kleine folgten in den nach Ost umbiegenden Seealpen: mit dem Abnehmen der Höhe und Breite des Gebirgs klingt das Phänomen aus, das in so großartiger Entfaltung die eiszeitliche Szenerie der Alpen beherrschte.

GESAMTBILD DER EISZEITLICHEN ALPENVERGLETSCHERUNG

Die eiszeitliche Vergletscherung folgte wie die heutige dem System der Täler. Wie deren Anordnung in den einzelnen Teilen der Alpen verschieden ist, zeigte auch der Gletscherverlauf regionalen Wechsel. Nicht nur bildlich glichen die Gletscherströme großen Flüssen, sie versahen auch die Rolle solcher unter anderen klimatischen Verhältnissen für je gleiche Gebiete. Nur griff der Gletscher dank seiner größeren Masse oft über die Wasserscheiden der Flüsse hinaus. Denn wie diese Unregelmäßigkeiten an ihrem Grunde überwinden, konnte er über Berge und Jöcher fluten, von einem Hauptstrom zum anderen. So kam das große Eisstromnetz zustande, das für die eiszeitliche Vergletscherung der Alpen charakteristisch ist gegenüber dem nordischen Inlandeise oder der antarktischen Plateauvergletscherung. Allenthalben ragten noch Kämme und Gipfel hervor, an den Flanken vereist und verfirnt, von Lawinen fein ziseliert, doch an den Graten aper; dazwischen flocht sich ein völliges Netzwerk von großen und kleinen Gletscherströmen. Erst am Rande der Alpen schlossen sich diese Ströme lokal zu einem breiten, ununterbrochenen Vorlandeisfächer, der einigermaßen dem Inlandeise glich: ein Gesamttypus der Vergletscherung, wie er heute noch am Fuß des Eliasgebirgs, im pazifischen Nordamerika, besteht.

DIE EISZEITLICHE UND DIE HEUTIGE VERGLETSCHERUNG DER ALPEN

Verschwindende, kümmerliche Reste sind die heutigen Gletscher der Alpen im Vergleich zu den eiszeitlichen. Doch auch diese waren nichts Fixes. Sie erfuhren wie jene wiederholt große Schwankungen, zogen sich weit zurück und stießen dann wieder vor. Schon bei unserer flüchtigen Betrachtung haben wir außer dem letzten noch einen früheren Maximalstand der eiszeitlichen Vergletscherung kennen gelernt. Zahl und Amplitude dieser großen Oszillationen bilden einen der wichtigsten Punkte neuerer Forschung; manches konnte dahin gedeutet werden, daß es nicht bloß einfache „Schwankungen“ waren, sondern verschiedene, selbständige Vereisungen, durch Perioden wärmeren Klimas und vollständiger Ausaperung des Gebirges (Interglazialzeiten) voneinander getrennt.

Aber auch der definitive Rückzug der eiszeitlichen Vergletscherung in die heutige, soweit man annehmen darf, daß die Alpen inzwischen nicht schon einmal ganz eisfrei geworden waren, vollzog sich durchaus nicht gleichmäßig. Milderung des Klimas, Hebung der Schneegrenze und damit das Schwinden der Gletscher gingen nicht in allmählich aufsteigender Kurve vor sich, sondern etappenweise, mit mancherlei Unterbrechungen und sogar Rezidiven. Eine Reihe zwischengeschalteter Gletscherstände („Stadien“) vermittelt zwischen dem eiszeitlichen und dem heutigen. Auf der oberbayerischen Hochebene machte das Eis z. B. einmal längeren Halt am Südende des Ammersees, bei Weilheim. Ähnlich wie dort deuten Endmoränenwälle schon weit im Innern des Gebirges, in für viele Täler übereinstimmender Lage darauf hin, daß eine spätere große Station des Rückzuges einer Hebung der Schneegrenze auf etwa 600 *m* über der eiszeitlichen, ebenso viel unter der heutigen, entsprach. Der Gletscher reichte z. B. im Gschnitztal bis kurz ober Trins, 1214 *m*, bei Steinach im Stubai bis Telfes—Mieders, etwa 1000 *m*. Wieder einige hundert Meter höher blieben die

Gletscher abermals eine Zeitlang stationär, an ihrem Ende den Schutt zu Moränenwällen abladend, im hinteren Stubai z. B. bei etwa 1600 *m*. Noch weiter oben führt uns dann die Rückbildung in den Bereich jener Gletscherstände und Schwankungen historischer Zeiten über, von denen wir ausgegangen sind. Hier gibt sich die einstige Eisbedeckung nicht nur mehr in Schliffen, Rundbuckeln und Moränen zu erkennen, sondern auch noch an der frischen Farbe des Schuttes, in der Vegetation und Siedelung. Das letzte dieser neuzeitlichen „Maxima" datiert aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts; damals reichten alle die größeren der heutigen Alpengletscher um einige hundert Meter weiter vor, sperrte z. B. der Vernagtferner zum letzten Male das Rofental, seinen Bach zu einem See aufstauend, der dann ausbrach. Ein lichter Saum mit nur lockerem, jungem Pflanzenwuchs, in höheren Lagen fast steril, zeigt mit aller Schärfe die Gletscherausdehnung jener jungvergangenen Zeit, noch mancher alte Bergbauer weiß davon zu erzählen.

Schließlich langen wir wieder bei den Gletschern der Gegenwart an und freuen uns, daß wenigstens dieser kleine Teil von der Vergangenheit auf uns gekommen ist, immer noch großartig und interessant genug, um den Hochalpen ganz besondere Reize zu geben.

PROBLEME DER ALPINEN EISZEITFORSCHUNG

Nur flüchtig war der Überblick und lediglich die Gletscher selbst betreffend. Für die Wissenschaft steht heute das Studium der Begleit- und Folgeerscheinungen im Vordergrund. An sie knüpfen die Versuche zur Lösung der großen glazialgeologischen Probleme an.

Aus der Vergletscherung ergibt sich die Lage der eiszeitlichen Schneegrenze und aus dieser wieder das Klima der Alpen im Eiszeitalter; das Rätsel der Ursache tritt einen Schritt rückwärts. Die Moränen der Gletscher wurden zum Teil von den Schmelzwässern verfrachtet und zu großen Schotterfeldern ausgebreitet, deren wiederholte Ineinanderschachtelung wichtige Schlüsse auf die Gliederung der Eiszeitepoche gestattet. Der gesamte Formenschatz der Alpen, vor allem der ihrer Täler, ist durch die Vergletscherung weitgehend beeinflußt worden; eine Analyse dieser Wirkungen gibt daher Anhaltspunkte über die morphologische Entwicklungsgeschichte der Alpen. Die Eiszeit war für die Alpen der letzte im großen wirksame Faktor der geologischen Vergangenheit; sie prägte ihnen darum nicht nur im Bild und Relief gerade die hervortretendsten Züge auf, sondern schuf auch die Grundlage für alle spätere organische Besiedlung, sowohl was den Untergang des Alten, als das Aufkommen des Neuen betraf. In die Eiszeit fällt auch das erste Auftreten des Menschen und wie schon sein Verhältnis zur eiszeitlichen Vergletscherung selbst ein interessantes Kapitel ist, spielen ihre Wirkungen in die verschiedensten Kulturzweige der alpinen Gegenwart hinein.

SCHLUSS

Doch vieler Arbeit bedarf es noch, um dieses und anderes zu klären. In dem einen hauptsächlichen Punkte hingegen, der eiszeitlichen Ausbreitung des Glazialphänomens in den Alpen, sind wir den großen Zügen nach schon so weit unterrichtet, daß es möglich war, ein Bild davon zu entwerfen. Und dieser Erfolg der alpinen Naturwissenschaft steht nicht außer Beziehung zum Alpinismus und Alpenverein, wir danken ihn in erster Linie einem Werke, das auf Anregung unserer Sektion Breslau entstand, dem großen Werke von Penck und Brückner: „Die Alpen im Eiszeitalter".

DAS ALPINE NATURGEFÜHL UND DIE GEOPSYCHISCHE ABHÄNGIGKEIT. VON DR. WILLY HELLPACH

I.

In den Jahren vor der letzten Säkularwende konnte man viel von der „Entdeckung der Ebene" reden hören. Das niederdeutsche Flachland, oft genug als der Inbegriff aller landschaftlichen Reizlosigkeit verschrieen, war mit einem Male zu einer rauschenden Quelle von Stimmung und Schönheit geworden. Man saß vor Liebermanns schwermütig einödigen Dünenbildern, schwelgte in Leistikows föhrenumstandenen Grunewaldteichen, wanderte mit Fontane durch das ärmliche Wiesenland und die sandigen Kiefernforsten der Mark, man ging mit seinem Botho und seiner Lene zwischen den Äckerrainen vor den Toren Berlins spazieren oder man ließ sich auf Effi Briests verhängnisvoller Schlittenfahrt pommerschen Küstenwind um die Nase wehen; die jungdeutsche Dichtergeneration wohnte am Müggelsee, eine Schar junger Maler flüchtete ins bremische Heidemoor nach Worpswede — und selbst aus den Toren der süddeutschen Kunstmetropolis ging der Pilgerzug derer, die Natur erleben und gestalten wollten, nicht mehr so in die gießbachdurchrauschten, firnenüberglänzten, kuhglockendurchläuteten, tannenumdufteten Berge, als ins weite, flache, graue Dachauer Moos. Storm und die Droste-Hülshoff erwachten dem lyrischen Bedürfnis aufs neue, die Heide erschien als eine unüberbotene Steigerung landschaftlicher Schönheit; Wacholder und Sauerampfer, Wicke und Klatschmohn drängten den Flieder samt dem Maiglöckchen, das Heideröslein und das Veilchen aus der Lyrik, man malte und bedichtete Sand mit der gleichen Liebe wie ehedem blütenbestickte Wiesenmatten — und gerade vielleicht nur den grenzenlosen, einförmig glänzenden Rübenfeldern der Provinz Sachsen bog die von Flachlandsschönheit trunkene Jugend noch mit einer scheuen Unsicherheit aus; die ungehobene Reizfülle dieser Sorte Agrikulturlandschaft stahl sich höchstens hie und da in einen lyrischen Vers.

Um die Jahrhundertwende selber aber begann etwas ganz anderes. In die Glieder namentlich der studierenden Jugend fuhr der Bergsteigeteufel; der Strom sommerlicher Reisender flutete in Höhenlagen hinauf, denen er sich bis dahin höchstens scheu auf Stunden und Tage genähert hatte, das Engadin wurde Mode samt seinem Segantini. Bald tauchten die Schier und die Rodeln auf, die Ärzte entdeckten die Heilkraft der winterlichen Hochgebirgssonne, den Lebenskünstlern ging die berauschende Schönheit auf, mit der die Lichter des Himmels und seiner Gestirne sich auf Schneefeldern brechen und beugen — der moderne Mensch schwor auf Alpen und Alpenwinter. Er tut es gegenwärtig noch, ja vielleicht noch umfassender; er hängt Bilder von Erler-Samaden in seinen Salon, pilgert zu Hodlers seltsamen Offenbarungen, und liebt es, wenn die Sonne von St. Moritz auch in Romanen und Feuilletons leuchtet.

Es ist im Augenblick nicht abzusehen, ob auch diesem Rausch eine Erschlaffung folgen wird, und wie bald. Gewiß aber ist, daß unsere Tage mit ihrem fiebernden Drang zu den Genüssen des Alpenwinters die „Entdeckung" des Hochgebirges erst vollendet haben. Diese Entdeckung, die vor anderthalb Jahrhunderten erst

ihren Anfang nahm und die so gänzlich als ein Stück modernen Naturgefühls erscheint: darin verwandt ihrem Gegenstück, der Entdeckung der Ebene. Denn die Schönheit des Hügellandes und des Meeres haben, mag es auch in begrenztem Ausmaß der Stimmungsskala gewesen sein, ohne Zweifel schon die Alten gekannt. Die Villen der römischen Reichen an den Küsten ihrer Halbinsel beweisen es ebenso wie manches Kloster im deutschen Mittelgebirg. Zur Nordsee freilich hat erst eine Zeit den Weg finden können, der das Empfinden für eintönige Flachlandsschönheit schon dämmerte: ist diese Schönheit uns heute doch mit dem Begriff der Nordsee fast unlöslich verbunden — an Watten und Dünen, an Marsch und Geest, an baumlose Ebene und grundlosen Sand oder grenzenloses Moor denken wir, wenn der Name dieses ernstesten aller Meere in unser Ohr fällt. Und vielleicht wird der Zug zu dieser besonderen Art von Seezauber das eigenlich Bleibende aus all dem Flachlandstaumel sein, denn schon sind wir dem Enthusiasmus für die märkischen Kiefernforsten und die Lüneburger Heide wieder ferner gerückt, und sind den sächsischen Rübäckern nicht näher gekommen; schon sucht der „apartere Mensch" die Felsenküsten der Normandie auf, und die Seereisen schlängeln sich mehr und mehr, außer an dem noch immer modischen Norwegen, nun an Schottland, an Griechenland, an Dalmatien und Montenegro hin; die Freude an der Vereinigung von Meer und Bergland löst die Schwermütelei der friesischen Marschen- und Wattenflächen immer sichtbarer ab.

Woher dieser Wandel? Vollziehen sich da vor unsern Augen in der Menschenseele grundstürzende Änderungen und Umbildungen ihres Verhältnisses zur Natur, oder ist es bloße Mode, sind es lediglich praktische, sagen wir hygienische Impulse, die den Flachlandsträumer von vorgestern zum Alpenenthusiasten von gestern und heute machten? Ohne Zweifel spielt von alledem ein Stück mit, zumal auch die Gesundheitspflege ihre Moden hat und das „Gefühl" nicht minder — aber verkennen wir nicht, daß umgekehrt in allem Modetaumel sich doch auch Entwicklungstendenzen offenbaren, die ihre modischen Aufbauschungen zu überleben pflegen. Wie es allenthalben in unserer Zeit gärt und ringt, nach neuen Lebenszielen, neuer Weltanschauung, neuem Glauben, neuen Gemeinschaftsformen — nach einer neuen „Kultur", um es mit einem beliebten Schlagwort zu umspannen, — so sucht auch zur Natur der Mensch eine neue Orientierung und läßt sich ein wenig widerstandslos von einstürmenden Gewalten, die ihn packen, zum Ausprobieren dieser und jener Möglichkeit, zum Teil ganz entgegengesetzter Möglichkeiten solcher Orientierung tragen. Vorgestern und gestern in den märkischen Forst und ins niedersächsische Moor, gestern und heute nach Zermatt oder Pontresina, heute und morgen nach Spitzbergen, morgen und übermorgen vielleicht an die Eisbarriere der Südpolarwelt oder durch die nordwestliche Durchfahrt der Arktis . . . Es steht außer Frage, daß noch keine Zeit, auch das von Rousseaus Predigt faszinierte 18. Jahrhundert nicht, eine so stürmische, so massenhafte Flucht in die Natur gesehen hat wie die unsere — mag auch ein Teil der Flüchtenden sich dabei seltsamerweise mit allen Utensilien überfeinerter Zivilisation beladen. Hier wird im Verhältnis zwischen Mensch und Natur ein Neues: von dem keiner heute absehen kann, in welcher fertigen Gestaltung es dereinst organisches Glied einer künftigen Kultur sein wird, dessen aufbauende, gestaltende Elemente aber schon jetzt, nein gerade jetzt, vor ihrem synthetischen Zusammenschluß deutlich erkennbar sind.

Es ist eine hygienische Triebkraft, die da wirkt, und eine sportliche, es ist eine ästhetische, und es ist endlich eine, die wir nicht gut anders als mit dem Worte „ethisch" bezeichnen können: eine ethische, und sie wird von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr mächtiger, indem sie auch

die hygienische und die sportliche und die ästhetische durchdringt und in dieser allseitigen Entfaltung, gleich allem wahrhaft Ethischen, zum Religiösen hindrängt, zur gestaltenden Macht einer Lebens- und Weltanschauung. Selber aber erscheint diese ethische Triebkraft in der hygienischen, der sportlichen und der ästhetischen wurzelnd, ja heute vielfach erst ganz bescheiden aus diesen Wurzelböden als eigener Keimling hervorlugend. Es ist immer wieder, wenn auch in anderer Formel, das Abhängigkeitsverhältnis des Menschen zur Natur, das sich dort hygienisch, da sportlich, dann ästhetisch auslebt und schließlich von dort und da und dann her zu einer ethischen und religiösen Erfassung solcher Abhängigkeit hinstrebt. Auf diesem Wege — wie wäre es am Eingange des 20. Jahrhunderts anders möglich — läßt es sich selber, in der Erkenntnis der Art, des Grades, der Grenzen der Abhängigkeit, von wissenschaftlichen Einsichten erleuchten, oder es wird, ob es will oder nicht, von ihnen erleuchtet, und so tritt die Erkenntnis davon, wie die Menschenseele von der irdischen Natur beeinflußbar und beeinflußt ist, in den Dienst jener ethischen Sublimierung und Synthese der einzelnen Beziehungsweisen zur Natur, in den Dienst ihres Zusammenwachsens zu einer neuen, „modernen“ Orientierung des Menschen der Erde gegenüber.

II.

Diese Erde, auf der er lebt und von der er nimmer loskann, er möchte sich auch noch so hoch in ihre Lufthülle erheben —, diese Erde tritt an den Menschen in zweierlei Grundgestalt heran und (indem sie auf ihn wirkt) gleichsam in ihn hinein. Er nimmt sie einmal mit groben Sinnen wahr, er sieht sie, hört sie, riecht sie, spürt sie, sei es daß sie als Boden, als Wasser, als Atmosphäre ihn umgebe; er freut sich — indem die Wahrnehmung ihren Weg von den Sinnen zum Gemüt macht — des blauen Himmels und der grünen Matte, erfrischt sich am Duft des Waldbodens, lauscht ängstlich dem Brausen steigender Flut, wehrt sich ärgerlich gegen das kalte Blasen des Windes oder gibt sich apathisch dem Gluthauch sommerlicher Mittagshitze hin. Aber das alles ist doch eben nur die eine Seite. Denn diese Erde tritt ihm nicht bloß in sinnfälliger Ehrlichkeit vors Antlitz, sie schleicht sich auch hinterrücks in ihn hinein und packt ihn, wie man es heute so gerne nennt, unversehens, einem betarnkappten Angreifer gleich, bei seinen „Nerven“. Unser Organismus ist ja rein physiologisch in beständiger Wechselwirkung mit der Außenwelt, besonders auch mit der Atmosphäre, deren Gase er einatmet, deren Wärme und Feuchtigkeit die Intensität seiner Verbrennungs- und Ausscheidungsprozesse, also seinen Stoffwechsel mitbestimmen, deren elektrische Ladungen sich mit seiner Oberfläche so gut wie mit der jedes andern Objektes auszugleichen haben, von deren Druck seine eigene Gewebespannung, die Druckkraft seiner Herzarbeit mit abhängt, deren Licht seinen Chemismus gleich dem jedes lebendigen Wesens beeinflußt. Alles dies schließt sich zu einem Totalbilde zusammen, dessen Beschaffenheit für die seelische Verfassung nicht gleichgültig ist. Denn es mag einer unter der „Seele“ sich vorstellen, was er will, ob eine bloße Funktion der organisierten Materie, oder ob ein unsterbliches, nur zeitweilig an einen Körper gekettetes, in einer jenseitigen Welt beheimatetes Wesen von übernatürlicher Herkunft und Art — daß eine Fülle seelischer Zustände und Vorgänge aufs Entscheidendste von den Zuständen und Vorgängen des Körpers her Einwirkungen erfahren, entscheidende, oft diktatorische Einwirkungen, das ist als schlichte Erfahrungstatsache aller philosophischen Bestreitung entzogen. Unsere Gemütsverfassung,

unsere geistige Aufnahme- und Verarbeitungsfähigkeit, die Lebhaftigkeit unserer Interessen, selbst Gedächtnis, Produktivität, Willensfestigkeit — alles das hängt weitgehend von körperlichen Bedingungen ab (wie allein die Beobachtung nach einer akuten Vergiftung — etwa mit Alkohol — nach einer erschöpfenden Strapaze, einer zehrenden Krankheit zeigt), und hängt dank eben diesem Medium des Körpers dann also auch ab von den Naturereignissen, den Wandlungen und Erschütterungen der Mutter Erde, die ihre Wirkungen tief in jedes lebende Wesen hinein geltend machen. Nur eben, daß die Zusammenhänge hier oftmals viel dunkler liegen und schwieriger zu bemerken sind; die sinnliche Freude an blauem Himmel, an einer glitzernden Wasserfläche, der Schrecken über einen grellen Blitz, das Grauen vor dem Donnern der Gletscherbrüche, oder vor dem Dunkel des nächtlichen Waldes — das sind Erlebnisse, deren Ursache jeweils klar zutage liegt; die Veränderungen von Luftdruck, von atmosphärischer Elektrizität, von Feuchtigkeit, sind den Sinnen zunächst gar nicht wahrnehmbar und es bedarf schon einer subtilen Beobachtung und Selbstbeobachtung, um zu dem Schlusse zu kommen, daß mit ihnen eine Verstimmung, eine schlechte Arbeitsdisposition, irgend eine Störung seelischen Wohlbefindens zusammenhänge. Umsomehr, als wir leicht geneigt sein werden, derlei zunächst immer aus den sinnlich wahrnehmbaren Änderungen des Erdzustandes zu erklären: aus dem grauen Regenhimmel, oder dem eisigen Wind, oder der lästigen Schwüle. Erst wenn uns eine fortgesetzte Selbstbeobachtung lehrt, daß es graue Tage mit eisigem Wind gibt, an denen uns merkwürdig wohl und frisch zumute ist, und umgekehrt sonnig schöne, die uns dennoch zu keinem rechten seelischen Wohlbefinden kommen lassen — und wenn überdies die hunderterlei kleinen Störenfriede des sozialen Alltagslebens, des Berufs, der Geselligkeit, der wirtschaftlichen Kümmernisse, aus der Rechnung ausgeschieden sind: erst dann führt uns eine halbwegs sichere Einsicht zu dem Zusammenhang zwischen Luftdruck, elektrischer Ladung, Feuchtigkeit, Temperatur usw. mit unserer psychischen Verfassung hin.

Es ist die Aufgabe der Wissenschaft, den Knäuel von Abhängigkeiten, den sie überall, in den Bewegungen der Weltkörper wie in den Lebensäußerungen einer Pflanze wie in den Gedankengängen eines Genies vorfindet, in seine einzelnen Fäden auseinanderzuwirren. Unsere Beeinflussung durch den Zustand der uns umgebenden irdischen Natur wird sich fast immer aus den beiden geschilderten Faktoren, wie aus Kette und Schuß, zusammenweben: aus den sinnlichen Eindrücken, die unsere Seele von der Natur her empfängt, und aus den organischen Einflüssen, die auf dem Wege über Stoffwechsel, Blutkreislauf, Nervenfunktion von der Natur her auf dieselbe Seele sich geltend machen. Die Forschung hat beides zu sondern, um jedes nun wirklich erforschen und durchforschen zu können; und die Trennung hat, wie immer in der Wissenschaft, beim Sprachgebrauch zu beginnen. Der Laie sagt, er sei mehr oder weniger (das schwankt ja individuell, wie die seelische Abhängigkeit von der Umgebung überhaupt, auch von der menschlichen, der „sozialen") — er sei mehr oder weniger vom „Wetter" abhängig und meint damit vom Anblick der Himmelsfarbe so gut wie von den Wirkungen des herannahenden Föhns. Die Wissenschaft aber unterscheidet die Gesamtheit der objektiven atmosphärischen Zustände, die in einem Zeitpunkte vorhanden sind, als das Wetter, von dem sinnlichen Bilde, das im selben Zeitpunkte die Natur bietet und das als „Landschaft" bezeichnet wird. Kann man alle seelischen Einwirkungen, welche die Erde kraft ihrer wechselnden Zustände im Menschen (und zum Teil auch im Tiere) erzeugt, mit einem kurzen zusammenfassenden Ausdruck als die geo-psychischen Er-

scheinungen[1]) bezeichnen (im Unterschied also etwa von den pathopsychischen, die durch Erkrankungen des Organismus, oder den sozialpsychischen, die durch das Leben in der menschlichen Gemeinschaft hervorgebracht werden) —, so zerfallen diese geopsychischen Erscheinungen in zwei Hauptgruppen, deren eine die Einwirkungen des Wetters, deren andere die der Landschaft auf die Menschenseele umfaßt.

In dieser Sonderung wird manchem ein Faktor zu fehlen scheinen, von dem er vielleicht selbst gerade die kräftigsten Einflüsse an sich verspürt hat: das Klima. Und in der Tat sind die Beeinflussungen seelischer Zustände — des Wohlbefindens, der Stimmung, der intellektuellen Leistungsfähigkeit — durch das, was wir Klima nennen, meistens tiefgreifender und wichtiger als durch das bloße Wetter. Indessen, wissenschaftlich bedeutet ja das Klima gleichsam nur einen Zweigbegriff des Wetters: die mittlere Beschaffenheit des Wetters in seiner (jährlichen oder täglichen) Abfolge, den Typus der Wetterphänomene für einen bestimmten Erdschauplatz. Der Weg seiner Wirkung auf die Psyche ist genau der nämliche wie der des Wetters; und so bilden für diesen wissenschaftlichen Zweck Wetter und Klima eine geophysische Einheit mit zwei Unterabteilungen gegenüber der davon grundsätzlich verschiedenen Einheit der Landschaft. Die geopsychologischen Abhängigkeiten sind meteorische und klimatische auf der einen, sind landschaftliche auf der andern Seite[2]).

III.

Es kann nicht in der Absicht dieser Erörterung liegen, auch nur das Wichtigste von dem herzuzählen, was an meteorischen und klimatischen Einwirkungen auf das seelische Leben bekannt ist. Das Ziel unserer Betrachtungen hier: ein Verständnis modernen alpinen Naturgefühls — weist in doppelter Hinsicht auf Beschränkung hin und hilft uns zugleich zur positiven Auswahl der „Kostprobe". Von allen geopsychischen Abhängigkeiten, die zu diesem Ziel überhaupt ein Verhältnis haben, liegt uns kaum eine so nahe, wie jene meteorische, die durch den Föhn, und wie jene klimatische, die durch die Höhenluft erzeugt wird.

Der Föhn, jener verhältnismäßig warme, außerordentlich trockene Gebirgswind, der vom Kamm ins Tal weht und namentlich im Frühlingshaushalt der Alpennatur eine bedeutende Funktion versieht, wirkt, wie man seit alters weiß, auf das Befinden von Tier und Mensch recht energisch ein, und oftmals schon lange vor seinem Losbrechen: sensitive Personen scheinen die Vorboten des Föhns sogar noch vor den ersten Föhnverkündern im Landschaftsbilde, der Umfärbung der Berge, der Einschleierung des Himmels, zu spüren. Die Reaktion des Organismus besteht physiologisch in Beeinträchtigungen des Schlafes, der Verdauung, in Herzunregelmäßigkeiten und besonders in rheumatischen Beschwerden; seelisch in einem höchst charakteristischem Gemisch von Erregung und Lähmung — jene in Unruhe, Gereiztheit, „Kribbligkeit" und Ähnlichem, diese in Arbeitsunfähigkeit, Abgeschlagenheit, Denkhemmung, Gleichgültigkeit und Verwandtem sich offenbarend. Das ist das empirische Wirkungsbild, wie fast jeder Alpenbesucher, wie vor allem die Bewohner föhnreicher Orte (Zürich, Bludenz, Inns-

[1]) Eine erste Gesamtdarstellung dieser Phänomene versucht mein Buch: „Die geopsychischen Erscheinungen. Wetter, Klima und Landschaft in ihrem Einfluß auf das Seelenleben." Leipzig, Wilh. Engelmann. 368 S. (Eine Besprechung ist in den „Mitteilungen des D. u. Ö. A.-V." 1913, Nr. 8, S. 128, durch Prof. von Zwiedineck-Südenhorst erfolgt.)

[2]) In meinem oben angeführten Buche lauten die drei Definitionen: „Wetter ist der Gesamtzustand der Atmosphäre und der benachbarten Abschnitte des Erdkörpers in einem Zeitquerschnitt an einem Orte" (S. 14). „Klima ist die in periodischer Wiederkehr sich darstellende Abfolge der Wetterformen" (S. 109). „Landschaft ist der sinnliche Gesamteindruck, der von einem Stück der Erdoberfläche und dem dazu gehörigen Abschnitt des Himmelsgewölbes in uns erweckt wird" (S. 230). Für die Begründung dieser Begriffsbestimmungen muß ich auf die Ausführungen des Buches selbst verweisen.

bruck und anderer) es kennen — es gibt nur wenige, die vom Föhn nichts derartiges verspüren, er fällt selbst Naturen an, die sonst so gut wie wetterunempfindlich sind.

Fragen wir nun aber, wie diese Wirkung entstehen mag, so sind wir sofort im Reich der bloßen Vermutungen. Weder wissen wir, was am Föhn derartig wirksam ist, noch durch welche Medien unseres Organismus er wirkt. Es kann die Wärme nicht sein, denn föhnlose, entsprechende Temperatursteigerungen üben keine ähnliche Wirkung aus; es kann auch nicht gut, wie Professor Trabert auf Grund seiner wertvollen Untersuchungen bei Innsbrucker Schulkindern an Föhntagen angenommen hat, der niedrige Luftdruck sein, weil eine ganze Reihe von Gründen überhaupt dagegen sich auflehnt, mäßige Luftdruckabnahme mit Befindensverschlechterung in ursächlichen Zusammenhang zu bringen[1]). Die Luftbewegtheit kann es erst recht nicht sein, da sie erhöhte Temperatur sonst leichter ertragen hilft, und die Trockenheit ebensowenig: sie mag vereinzelt ungünstig wirken, z. B. durch Austrocknung der Geruchsschleimhaut der auf ihren Riechsinn sehr stark angewiesenen Tiere — im allgemeinen ist Lufttrockenheit gerade bei steigender Wärme eine Bedingung besonderen Wohlbefindens. Der Föhn ist eben nicht „schwül", das heißt feuchtwarm, wie der Scirocco und die Gewitterluft es sind. In körperlicher Wärmestauung, wie sie bei unterbundener Abdunstung eintritt, kann seine Wirkung nicht begründet sein — ist er doch im Gegenteil der größte Verdunster, den wir kennen. So geriet man schließlich auf seine elektrischen Eigenschaften, mit denen auch seine chromatischen Äußerungen im Landschaftsbilde zum Teil zusammenhängen; die Luftelektrisiertheit ist ja vermutlich auch an der Gewitterluft das eigentlich auf uns Wirksame. Freilich ist das vorläufig Vermutung, und weniger als Vermutung noch ist heute jede Vorstellung, die wir uns über den Angriffspunkt der föhnig-elektrisierten Luft am Organismus machen können. Darüber wissen wir gar nichts, denn was die gewöhnliche, auch die sciroccale Schwülewirkung erklären hilft, die gehemmte Wasserabgabe infolge großer Luftfeuchtigkeit, das fällt hier gerade weg. Auf welche Art sich aber der Organismus mit der Luftelektrizität ausgleicht und welche Reaktionen in dem für den Zustand der Psyche entscheidenden Nervengeweben das mit sich bringt, ist völlig dunkel. Kurzum, eine grandiose Form alpin-meteorischer Abhängigkeit unseres seelischen wie körperlichen, unseres „psycho-physischen" Lebens ist als Faktum da, wird als Faktum jahraus jahrein von Tausenden der Alpenbewohner und Alpenbesucher erlebt, vom einfachen Mißbehagen bis zur Unerträglichkeit durchlebt — und ihre Erklärung führt zu einem glatten — Ignoramus. Das für den Forscher natürlich kein Ignorabimus sein kann. Und da der Föhn gleichsam nur eine Exzentrizität des alpinen Wettertypus, des Alpenklimas vorstellt, so liegt die Frage nahe, ob wir denn allen Wirkungen dieses Klimas gegenüber ähnlich erklärungs-hilflos sind.

Wir sind es zum Glück nicht. Eine andere Exzentrizität der Alpenluftwirkung, die Bergkrankheit, gehört heute zu den am besten erleuchteten Phänomenen, mag auch um dies und jenes Detail dabei noch gestritten werden. Die seelische Lähmung, die im Durchschnitt den Kern ihres Bildes ausmacht (der sich mit Erregungssymptomen dann je nach dem einzelnen Fall mehr oder weniger „garniert"), ist ein Effekt der starken Luftdruckabnahme von der meteorischen — und des dadurch erzeugten Sauerstoffmangels von der physiologischen Seite her gesehen (Mossos Hypothese, daß nicht Sauerstoff, sondern Kohlensäuremangel,

[1]) Ich habe das ausführlicher begründet in Geopsych. Erscheinungen, S. 82 ff. (Kapitel „Luftdruck") namentlich S. 86: „Die Befindensveränderung bei Wetterwechsel ist nicht, sicher nicht in der Hauptsache als Luftdruckänderungseffekt zu deuten." Einen neuen Beleg dafür habe ich in der Zeitschrift für angewandte Psychologie 1913, Heft 2, S. 272 ff. „Geopsychologische Mitteilung" veröffentlicht.

Akapnie, das Entscheidende sei, findet heute kaum noch Anhänger). Die kausale Reihe ist hier lückenlos geschlossen: Luftdruckverminderung erzeugt von einem gewissen, durch die Regulationen des Organismus nicht mehr zu bewältigenden Grade ab (um 0,3—0,4 Atmosphären) Sauerstoffmangel in diesem Organismus, und der setzt sich seelisch in Lähmungserscheinungen (bezwingende Müdigkeit, Schlafsucht, Apathie) um. Wem danken wir diese Reihe? Dem Experiment. Durch die Versuche in pneumatischen Kammern, in denen sich der Luftdruck beliebig vermindern läßt, wurde das „Urphänomen" der Bergkrankheit künstlich erzeugt, wurde erwiesen, daß die oft begleitenden Erregungssymptome (Reizbarkeit, Angst, Unruhe und dergleichen) in andern Ursachen, z. B. der motorischen Übermüdung durch forciertes Steigen, und ähnlichem, gegründet sind. Dadurch, daß man ein Element des Alpenklimas, den niedrigen Luftdruck, isoliert und in seinem Einfluß auf den Organismus experimental untersucht hat, wurde eine der interessantesten klimatopsychischen Erscheinungen, eben die Bergkrankheit, dem blos hypothetischen Erklärungsgerede entrückt und entscheidend geklärt.

Mit den Wirkungen der Höhenluft unterhalb der Bergkrankheitszone sind wir noch nicht so gut daran. Doch lassen die letzten Jahre auch da erkennen, daß lediglich die experimentelle Untersuchung einzelner Elementarvorgänge uns fördern kann. Es ist z. B., gleich aller Zerstörung von Irrtümern, ein Verdienst dieser Untersuchungen, daß die beliebte Annahme, die „erfrischende", das heißt leicht angenehm erregende Wirkung der Höhenluft beruhe auf der Vermehrung der roten Blutkörperchen — nunmehr endgültig als abgetan gelten kann. Eine solche Vermehrung, die noch heute durch die Reklamen der Hochgebirgsstationen spukt, findet nämlich nicht statt. Hingegen erfährt der Eiweißstoffwechsel im Hochgebirgsklima eine sehr merkwürdige Beeinflussung: trotz erhöhter Allgemeinverbrennung wird doch Eiweiß vom Körper angesetzt [1]), und zwar schon in Höhen von 1600 *m*. Vielleicht hängt die Erholungskraft des Höhenklimas zu einem Teil hiermit zusammen. Sicheres ist darüber nicht auszusagen, da unsere Kenntnisse über die Beeinflussung der geistigen Funktionen durch den Eiweißstoffwechsel ganz fragmentarisch sind. Auch sie würden durch entsprechende Experimente zu erweitern sein.

Wir sehen hier, wie in ein Dunkel, in dem bisher nur die Irrlichter der Hypothese aufflackerten, gleich einem Scheinwerfer die Experimentalmethode hineinleuchtet, als geophysiologisches oder als geopsychologisches Experiment. Die geophysiologischen Experimentaluntersuchungen sind durch Mossos und Zuntz' und seiner Mitarbeiter bahnbrechende Werke [2]) in verhältnismäßig kurzer Frist zu höchst erfreulicher Entwicklung gelangt. Der Monte Rosa ist, wie man weiß, für solche Forschungen eine besondere Heimstätte geworden, er beherbergt ein dafür errichtetes Laboratorium. Kümmerlicher sieht es noch um die geopsychologische Experimentalforschung aus, doch ist mit Befriedigung zu konstatieren, daß die letzte österreichische Monte-Rosa-Expedition unter Durigs Leitung auch damit einen Anfang gemacht hat.

Man muß von einem geopsychologischen Experiment natürlich nicht die naive Vorstellung haben, als handle es sich um so etwas wie Wettererscheinungen im Laboratorium nachzuahmen, etwa jemanden unter eine Dusche zu stellen und dann zu schließen, sein Verhalten dabei sei ein Abbild seines Verhaltens bei Regen. Experimente können immer nur verhältnismäßig elementare Vorgänge

[1]) Siehe O. Cohnheim, Physiologie des Alpinismus II. Wiesbaden 1912.

[2]) Mosso, Der Mensch in den Hochalpen; Zuntz (nebst Löwy, Müller und Caspari): Höhenklima und Bergwanderungen.

nachbilden. Man kann also die geopsychologischen Experimente so anstellen, daß man ganz einfache geistige Leistungen (Rechengeschwindigkeit, Lerngeschwindigkeit, Wiedererkennen und dergleichen) einmal im Flachland und dann im Hochgebirge prüft und die Ergebnisse vergleicht. Oder man bleibt an einem Orte und stellt dort einzelne Elemente des andern Wetters oder Klimas künstlich dar, z. B. den Luftdruck, indem man jemanden in eine Kammer bringt, in welcher der Luftdruck künstlich bis auf die bei 2000 oder 3000 *m* Seehöhe vorhandenen Werte erniedrigt ist, und den Einfluß dieses verminderten Druckes auf die verschiedenen Einwirkungen auf den Geist prüft. Die Erscheinungen der Bergkrankheit haben auf solche Art, wie wir sahen, bereits ihre Erklärung gefunden. Ohne Zweifel werden wir auf diesem Wege auch das Höhenklima noch in anderen seiner Wirkungen verstehen lernen. Zu hoffen bleibt nur, daß der deutschen Forschung — worunter wir natürlich die des deutschen Kulturkreises verstehen — die nicht unbeträchtlichen Mittel dazu zur Verfügung gestellt werden, ehe sie auch hier, wie leider schon auf mancher andern Linie, von der glücklicheren amerikanischen Schwester überholt wird!

IV.

Der Kopenhagener Psychologe Alfred Lehmann hat vor einigen Jahren (zusammen mit dem Lehrer Pedersen) noch eine andere Art von geopsychologischen Experimenten veranstaltet, indem er die Schwankungen bestimmter Leistungen je nach den Jahreszeiten untersuchte[1]). Da stellt sich eine besondere Art geopsychischer Abhängigkeit vor unsern Blick, die sich stellenweise bis zu einer kosmopsychischen auswächst. Schon die gröbste Erfahrung lehrt ja jeden einiges davon: unser physio-psychisches Leben wechselt alltäglich zwischen Wachen und Schlaf, ein Wechsel, der in der Hauptsache von der atmosphärischen Helligkeit bestimmt wird, und manche Menschen fühlen sich im Sommer geistig wohler als im Winter — oder umgekehrt. Über diese Erfahrungen hinaus hat auch hier das Experiment manches erhellt, hat es noch vieles zu erhellen. Anderes hat die zweite exakte Methode der Forschung, die statistische bloßgelegt; in wieder anderem greifen Experiment und Statistik sich gegenseitig unter die Arme. Die Statistik zeigte z. B., daß Selbstmorde, geschlechtliche Gewalttätigkeiten, Konzeptionen und Geistesstörungen alle eine besondere Häufigkeit im Spätfrühling (April bis Juni) aufweisen. Schulexperimente ließen erkennen, daß die geistige Anspannungsfähigkeit um diese Zeit sinkt, während die körperliche Leistungsfähigkeit steigt. Abnahme der Überlegungsfähigkeit bei gesteigertem physischen Betätigungsdrang sind aber die gemeinsame Grundlage aller jener im Frühling sich häufenden Geschehnisse; wiederum hat hier einmal das Experiment erklärt, was die Statistik offenbart hatte.

Diese Periodizitätsforschungen stehen heute besonders im Brennpunkt wissenschaftlichen Interesses, und schon jetzt lassen ihre Ergebnisse erkennen, wie eng auch der Kulturmensch trotz allem mit dem großen periodischen Rhythmus der Erde verbunden ist, den seinerseits wieder der kosmische Rhythmus bestimmt. Sogar der lange Zeit hindurch recht stiefmütterlich behandelte Trabant unserer Erde, der Mond, scheint dabei wieder zu größeren Ehren zu kommen. Daß er die gewaltigen Erscheinungen von Ebbe und Flut erzeugt, konnte ihm zwar nie bestritten werden, und schon Darwin hat damit die Periodik bestimmter Vorgänge im Haushalt des weiblichen Körpers in erklärende Verbindung gebracht. Aber kein Geringerer als der große nordische Physiker Arrhenius hat das

[1]) Lehmann und Pedersen, Das Wetter und unsere Arbeit. Leipzig 1907.

Problem von neuem angepackt, ob nicht im felsenfesten Glauben des Volkes an den Mondeinfluß auf alles lebendige Geschehen mehr Berechtigung stecke, als man lange zugeben wollte. Er hat einen bestimmenden Einfluß des Mondes auf den Gang der Luftelektrizität nachgewiesen, der in der Tropenzone deren Schwankungen bis zu einer Größe von 80 %, in der nordischen Zone immerhin noch bis zu 20 % beeinflußt. Ist das nicht auch geopsychologisch außerordentlich bedeutsam, wenn wir uns erinnern, wie wir vorhin die seelischen Wirkungen des Föhns den luftelektrischen Eigenschaften vermutungsweise zuschieben mußten? Aber Arrhenius will darüber hinaus auch Vorgänge im Bereiche der Erhaltung der Art und die epileptischen Erkrankungserscheinungen noch heute vom Mondwechsel mitbestimmt gefunden haben, wofür er als einflußvermittelndes Medium abermals die Luftelektrizität anspricht, und er erklärt sich auf diesem Wege auch das seltsamste und geheimnisvollste aller kosmo-biologischen Phänomene: das „mondpünktliche" Ausschwärmen des Südseewurmes Palolo zur Fortpflanzung, das Jahr für Jahr im Oktober und November in der Nacht vor der Vollendung des letzten Mondviertels mit astronomischer Exaktheit sich vollzieht . . . Geopsychologisch erhalten diese Forschungen von Arrhenius auch dadurch noch Bedeutung, daß sie, freilich auf einer ganz andern Grundlage als die mit der atmosphärischen Ebbe und Flut arbeitende Theorie Falbs, den Mond wieder als ein witterunggestaltendes Element einführen (für die Gewitter und Nordlichter haben Arrhenius und sein Mitarbeiter Ekholm dies exakt erwiesen) und damit das Problem stellen: ob und wieweit dieses Element seinen Wirkungsanteil auch in die seelischen Wettereinflüsse hinein erstrecken mag[1])?

V.

Bis zu fast mysteriösen Fragezeichen haben uns die letzten Betrachtungen geführt. Aus dem noch geheimnisvollen Dunkel kosmo-psychischer Abhängigkeiten, für die unsere Erde gleichsam nur die Kupplerin abgibt, treten wir gern wieder hinaus in die lichte Unmittelbarkeit des sinnlich Greifbaren — der vor dem Auge sich breitenden Landschaft. Alles, was uns bisher als Wetter und Klima entgegentrat, vom Föhn bis zum Mondwechsel, hat ja auch seine rein landschaftliche Seite. Es erscheint in der Natur in bestimmten Farben, in bestimmter Verteilung von hell und dunkel, beeinflußt die Formen, die Linien, die Bewegung der Dinge auf der Erdoberfläche, es modelliert die Landschaft mit. Auf diese Art also wirkt es nochmals von einer andern Seite her auf uns ein: mittelbarer, von der Natur aus betrachtet, indem die Landschaft ein Umweg für das Wetter und Klima ist, auf dem dieses an uns herankommt — unmittelbarer, vom Menschen aus gesehen, indem nun die Natur den kürzesten Weg über die wahrnehmenden Sinne zu unserer Seele nimmt, und nicht den physiologischen Umweg über Blutdruck, Stoffwechsel u. dgl. durchmessen muß. Wie sehr beide Einwirkungen, die meteorisch-klimatische und die landschaftliche, sich durchflechten, und doch von der Wissenschaft getrennt werden müssen, haben wir schon ausgeführt. Durchflechten aber können sie sich ebensogut im Verhältnis der Parallelität wie in dem der Gegensätzlichkeit. Zum Beispiel: Vor dem Föhn, wenn dessen Nervenvorboten schon sich geltend machen, kann die Landschaft ihrem sinnlichen Eindruck nach trübselig, düster, bleiern sein — und jene Nervenwirkung also noch unterstreichen; sie kann aber auch sehr schön sein, mit dem Tiefblau der Berge und dem Fahlgelb des Himmels. Vor und im

[1]) Über alle diese Fragen s. d. Abschnitt: Die astropsychischen Erscheinungen in meinen „Geopsychischen Erscheinungen", S. 212—226.

Beginn großer Schneefälle spüren empfindliche Menschen oft in sich Zustände, die denen vor Föhn oder Gewitter gleichen, aber das Schneien selber ist ein ganz elementar erheiternder, beruhigender, wohltuender Eindruck, dem sich schon das Gemüt des Kindes nicht zu entziehen vermag. Die landschaftliche Schönheit südlicherer Himmelsstriche wird in ihrer Gemütswirkung oft durch die Nervenwirkungen des in dieser selben Landschaft herrschenden Klimas beeinträchtigt — wieviele fühlen sich im italienischen Frühling, namentlich anfänglich, trotz Sonne und Farbenpracht, niedergestimmt, abgeschlagen, erregt! Es kommt häufig vor, daß der Eindruck des Hochgebirges noch die Seele bedrückt, während zugleich schon die günstigen Effekte seiner Luft auf die Empfindungswelt sich zu zeigen beginnen, und umgekehrt verleitet der landschaftliche Enthusiasmus nicht selten Alpenbesucher, Höhen zu wählen, die ihrem Befinden nicht mehr zuträglich sind. In solchen Fällen ist eine vorsichtige Abwägung der meteorologischen und der landschaftlichen Einflüsse auf das seelische Leben z. B. durch den beratenden Arzt gelegentlich von größter Wichtigkeit. Wie es Menschen gibt, die Meerluft brauchen und denen sie doch nicht gerade kombiniert mit dem melancholischen Bilde der deutschen Nordseelandschaft geboten werden darf, so hilft auch die Wahl von Hochplateau oder Hochtal, engem oder weitem Tal, Seeufer oder Waldland bei gleicher Höhenlage für den in die Berge Geschickten den Erfolg des Aufenthalts mitentscheiden — das wird leider noch zu häufig vergessen.

Die Berücksichtigung dieses Moments tut freilich nicht jedem Menschen gleich not — denn ähnlich der Sensitivität der Nerven gegenüber dem Wetter ist auch die Empfänglichkeit der Sinne und des Gemüts für Landschaften sehr individuell ausgebildet. Ähnlich ihr, und doch wiederum verschieden von ihr. Beim Wetter geht die Leiter vom ganzen zum einzelnen, d. h. der einfache Mensch hält sich an das Gesamtwetter, wie es ist, er kennt Regenwetter, Sturm, Schneewetter, schönes Wetter, Gewitter, Aprilwetter; erst wer sich in bezug auf Wettereinflüsse sorgfältiger beobachtet, zerlegt dann allmählich diese Komplexe in Elemente und achtet auf Luftdruck, Luftfeuchtigkeit usw. Den einfacheren Menschen sprechen aber an der Landschaft meist Einzelheiten an: eine glitzernde Wasserfläche, blauer Himmel, eine saftiggrüne Matte, Waldduft, Vogelgesang, Abendkühle u. dgl.; erst der verfeinerte Betrachter baut sich daraus ein Landschaftsbild auf, dessen Wirkung er dann wie die einer „Komposition" auskostet. Dieser Unterschied rührt daher, daß die einfachere Psyche sich immer ans sinnlich Grobe hält, und das ist das Wetter als Totalität, das sind die auffallenden Details der Landschaft; erst der wissenschaftlich analysierende Geist zerlegt die Wettertotalität in ihre Elemente — und erst der ästhetisch komponierende Geist fügt die Einzelheiten der Landschaft zu einer Synthese zusammen.

Diese Synthese stellt eigentlich das dar, was wir gewöhnlich „Naturgefühl" nennen. Sie setzt sich aus einer Stufenfolge[1]) recht verwickelter Vorgänge im Seelenleben zusammen, die auch nur zu skizzieren im Rahmen dieser Betrachtung unmöglich sein würde. Wir können lediglich zwei besonders markante davon herausheben: Der eine ist die Symbolisierung von Natureindrücken, die gewisse landschaftliche Vorgänge, wie z. B. das Herbstwerden, mit menschlichen Ereignissen (dem Sterben) in Analogie setzt, und von da aus dann jene Vorgänge in eine eigenartige, übertragene Stimmung taucht. Die farbenfrohe, fruchtschwangere Herbstlandschaft empfängt auf solche Art einen elegischen Stempel. Diese Art Landschaftsanschauung hat schon sehr früh eine Rolle gespielt, denn in ihr wurzelt zu einem Teil die Naturmythologie. Der subjektiv gerichtete mo-

[1]) Assimilation, Symbolisierung, Ethisierung: die ausführliche Darstellung siehe Geopsych. Erscheinungen, Abschnitt III, S. 275—293.

derne Mensch sieht nun nicht bloß Ähnlichkeiten in die Landschaft hinein, die einen gewissen objektiven Rückhalt haben, wie die zwischen Herbsteln und Tod, sondern er findet seine persönlichste Gemütsstimmung in der Landschaft wiedergespiegelt, indem er für seine Auffassung gleichsam alles übersieht, was in der Landschaft mit dieser Stimmung nicht zusammenklingt, und alles vorherrschend sieht, was der Stimmung entspricht. In primitiver Art begegnen wir solcher Landschaftsbetrachtung schon häufig bei Begräbnisschilderungen unserer Zeitungen. Stürmte und regnete es, oder war wenigstens der Himmel grau — nun, so war's ja „zum Abschiednehmen just das rechte Wetter"; schien aber die Sonne, nun — so schien sie „wehmütig". Das Gemüt sieht da das Landschaftsbild gleichsam um; es legt in die Landschaft, was in ihm ist, und verstärkt nur noch seine eigene Stimmung, indem es sich dem so gemodelten Landschaftseindruck hingibt. Von allen Landschaften taugt zu dieser Art der Betrachtung keine so gut wie die Ebene, weil sie von sich aus sehr indifferent ist, wenig positive Gemütseffekte erzeugt; in sie läßt sich beliebig viel hineinsehen, sie läßt sich auf alles mögliche stimmen — und von allen Menschentypen liegt diese Art Landschaftsbetrachtung am meisten dem Ästheten, der das Bedürfnis hat, seine feinsten Stimmungsnuancen immer aufs neue zu objektivieren: kein Wunder, daß die große ästhetische Woge der achtziger und neunziger Jahre die Ebene entdeckte, und daß es heute die Kunst ist, die der Ebene am längsten treu bleibt.

Aber die Ästheten machen immer nur eine kleine Gruppe aus, auch unter den naturempfänglichen Menschen, und stärker bewegend für die größere Mehrzahl bleibt allemal das „Ethische". Schon immer hat die Menschheit zur Natur in ethischen Beziehungen gestanden, in den Personifikationen der Mythen, in den Licht- und Astralreligionen und auch im Christentum trotz seiner Weltverachtung, aber es war freilich mehr die Natur in ihren wirkenden Elementarkräften, also als Wetter etwa, denn die Natur als Landschaft, der diese Beziehungen galten. Dem modernen Menschen, der die Natur mittlerweile technisch bändigen gelernt hat, und der darum zu ihren Elementarkräften sittliche Beziehungen jener Art nicht mehr gut haben kann, dem aber gleichzeitig auch das regulierte, paragraphierte, tausendfältig umzäunte Dasein viel weniger Gelegenheit bringt, sittliche Konflikte auszufechten — diesem Menschen bietet sich die Natur als Landschaft dar, um ethische Stimmungen in sie hineinzufühlen und sich an der so ethisierten Natur zu erbauen, aufzurichten, in ihr Größe, Erhabenheit, Majestät, Unerbittlichkeit, Feierlichkeit zu erleben. Dieser Mensch hat das Hügelland verlassen und ist nicht in der Ebene geblieben — er hat das bewegte nordische Meer, hat das Hochgebirge, die Alpenwelt für das Naturgefühl entdeckt.

Die Entwicklung des Geistes dreht sich da wieder einmal spiralig. Denn der Mensch des stürmischen Meeres und des starrenden Hochgebirges scheint nur zu tun, was schon der Mensch des Mythus tat — und tut doch etwas anderes. Der Mythus legt nicht Menschlichkeit reflektierend in die Natur hinein, er fürchtet, hofft, liebt sie ganz naiv in ihr; er steht zu den Naturgewalten in einem praktisch-moralischen Verhältnis, was sich ja auch darin äußert, daß er sie gleich Menschen behandelt, anfleht, bedroht, besticht usw. Der Mensch von heute ethisiert sich die Natur theoretisch, reflektierend, um sie so zu genießen. Er schwelgt im Toben eines Sturms und weiß doch, daß, sobald dieser Sturm ihn bedroht, er sich lediglich mit technischen Mitteln dagegen schützen kann und wird. Bis dahin aber „genießt" er die „Größe" der Natur im Sturm, das heißt, er erlebt eine ethische Eigenschaft, die er der Natur unter-

stellt, auf ästhetische Weise. (Man könnte mit einiger Reserve sagen, ähnlich wie wir einen Helden, dessen Grausamkeit, Herrschsucht, Rücksichtslosigkeit uns praktisch nichts anhaben kann, aus der Geschichte oder aus Berichten in diesen seinen Wesenszügen „genießen".) Vom Deck eines Passagierdampfers aus, oder den Alpengasthof, die Hochbahnstation, mindestens die Hütte im Rücken, ist dies Genießen von Natureigenschaften möglich geworden, die dem Menschen noch vor zweihundert Jahren so gut wie ausschließlich Grauen, Schrecken, Beklemmung verursachten. Es ist aber, das übersehe man nie, auch heute nur uns Stadtmenschen möglich, die wir solcher Natur uninteressiert, in Muße, und nicht als Lotsen oder Sprottenfischer, als Wildheuer oder Sennen gegenüberstehen.

VI.

Doch bedeutet diese ästhetisierte Anschauung des Ethischen in der Natur ohne Zweifel nur eine Vorstufe der letzten Vollendung unseres modernen Naturgefühls. Über sie hinaus führt der Weg zur eigentlich religiösen Wendung dieses Verhältnisses, mit deren Vollzug zum ersten Male wieder seit den grauen Vorzeiten der Naturmythe eine positive Einbeziehung der Natur in die Welt- und Lebensanschauung stattfindet, nachdem die Jahrtausende jüdisch-christlicher Glaubensentwicklung dieser Natur eine wesentlich negative Stellung angewiesen hatten.

Dahin führen zwei Entwicklungslinien, und sie werden vermutlich überhaupt nicht in einem Punkte enden, sondern die religiöse Vertiefung des modernen Naturgefühls wird, wie alle Religiosität seit jeher, in zwei Gestaltungen eintreten: in einer, die mehr die überwältigende Größe und Geheimnisfülle der Natur dem kleinen Menschen gegenüber, und in einer zweiten, die mehr die sittliche Herrschaft dieses Menschen über die Naturgewalten akzentuiert. In beide Gestaltungen aber wird die wissenschaftliche Einsicht von den geopsychologischen Abhängigkeiten als konstruktives Element eintreten. Wie eben alle Wissenschaft in dem einen das Bewußtsein der persönlichen Kleinheit im Vergleich zum Universum und im andern das Selbstgefühl der Beherrschung dieses Universums erzeugt. „Da war's nun wieder, wie's die Sterne wollten", seufzen jene mit Goethe, mit dem sie sich „scheinfrei denn, nach manchen Jahren nur enger dran, als wir's am Anfang waren" fühlen. Diese aber flüchten mit Schiller „aus der Sinne Schranken in die Freiheit der Gedanken — und die Furchterscheinung ist entfloh'n"; mit ihm nehmen sie „die Gottheit auf in ihren Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron . . ." Die geopsychologische Untersuchung lehrt uns ja auf Schritt und Tritt neue „eherne" Abhängigkeiten des Menschenkörpers und der Menschenseele von den Erscheinungen in der Natur kennen; sie führt weit hinaus über jenen selbstzufriedenen Dünkel des Halbwissens, der den guten Mond pensioniert hatte und zwischen Himmel und Erde keine verborgenen Kräfte mehr kannte. Allein die Strahlungsphysik der letzten zwei Jahrzehnte hat geoffenbart, wie viel Ungeahntes uns umgibt, und die geophysiologischen und geopsychologischen Untersuchungen werden enthüllen, wie stark dieses vordem Ungeahnte uns bis ins Innerste hinein mitbeherrscht. Nicht bloß zwischen Himmel und Erde, auch zwischen Erde und Mensch laufen Fäden, von denen sich die Schulweisheit lange nichts träumen ließ, und das einzige Palolophänomen hebt gleichsam nur einen Zipfel von Geheimnissen, die wir eben erst zu ahnen beginnen. Alle Forschung aber nähert sich, sie mag noch so weit vordringen, der Fülle des Wirklichen nur asymptotisch, und in den für Abhängigkeitsgefühle überhaupt Zugänglichen erzeugt sie das Bewußtsein, daß

jenseits der Abhängigkeiten, die sie aufgedeckt hat, erst recht noch ungezählte liegen, die sie noch aufzudecken hat. In solchen Gemütern muß es die Anschauung der Natur mächtig beeinflussen, wenn sie sich bewußt werden, daß der Föhn nicht bloß vom Kamm in das Tal, sondern auch tief durch ihr eigenes Innerstes weht, und daß die silbernen Lichter des Mondes, „was durchs Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht", nicht bloß bescheinen, sondern vielleicht mitbewegen, miterzeugen helfen.

Überdies hat alle wissenschaftliche Einsicht ihre „technischen" Konsequenzen, und wir haben die Natur um so mehr gelernt zu meistern, je besser wir sie durchschauten. Auch die geopsychologische Erkenntnis zeitigt notwendig solche Verwertungen. Die Entstehung einer wirklich rationellen, mehr als grob-empirischen Klimatotherapie wird ein Stück davon sein; unsere ganze Erholungs- und Ausspannungshygiene, die Praxis der Sommerfrischen, Seereisen, Landaufenthalte, schließlich die kolonisatorischen Aufgaben werden ganz von selbst auf die exakte Grundlage der geopsychologischen Einsichten rücken. In alledem zeigt nun die Abhängigkeit ein ganz neues Gesicht: das freundliche sozusagen, indem sie sich als wohltätige Abhängigkeit, die Natur als Gesunderhalterin und Gesunderin des Menschen offenbart. Zugleich meistern wir diese Abhängigkeit, benutzen sie, machen sie uns dienstbar: da nimmt das Verhältnis zur Natur eine ganz andere Wendung — aus der Einsicht in die Abhängigkeit steigt ein neues Bewußtsein davon auf, daß diese Abhängigkeit durch die Kräfte des menschlichen Geistes auch wieder begrenzt und den Zwecken des menschlichen Willens unterworfen werden kann.

Hier aber greift das sportliche Verhältnis zur Natur entscheidend ein, indem es das Vertrauen auf die Kraft des menschlichen Willens unvergleichlich befestigt. Kein Zweifel, daß auch der Sport, und vielleicht nicht zuletzt, aus den geopsychologischen Abhängigkeitserkenntnissen seine praktischen Nutzanwendungen ziehen wird, ja heute schon zieht: hat er doch, der Titel eines Werkes wie des Zuntzschen („Höhenklima und Bergwanderungen") zeigt es schon an, einen ganz wesentlichen Anstoß zur Erforschung der geopsychologischen Probleme gegeben. In ihm aber wird alle „Technik", die sich aus geophysiologischen und geopsychologischen Einsichten ergibt, reines Mittel zum Zweck; Mittel im Dienst der Zwecke, die er sich aus dem menschlichen Willen heraus setzt. Und wo träte dieser Vorgang kristallreiner an den Tag als im Alpensport? Noch der Wassersport behält einen Rest des Zieles, Menschen zu übertrumpfen, zu besiegen; Jachtenregatten und forcierte Eilfahrten moderner Riesenschiffe laufen doch immer wieder darauf hinaus, „Rekorde" zu brechen. Der Alpensport aber kennt den Menschen nicht mehr als Gegner, als Rivalen, sondern nur noch als Gefährten; was er besiegen will, ist ausschließlich die Natur selbst.

Damit erlangt er für die Entstehung des modernen Naturgefühls eine doppelte Bedeutung. Einmal flüchtet sich im alpinen Sport der Mensch unserer Zeit, der Stadtmensch, aus den Umklammerungen der sozialpsychischen Abhängigkeit, wie Beruf, Verdienenmüssen, Geselligkeit, soziale Stellung und all dies sie ihm auferlegen — flüchtet sich ins ausschließliche Gegenüber mit der Natur, zunächst einmal in die denkbar stärkste geopsychische Abhängigkeit, die ja vielleicht nirgends, außer etwa noch angesichts eines stürmisch bewegten Meeres oder eines Erdbebens, dem Menschen so eindrucksvoll zu Gemüte tritt wie in der grandiosen Stille und Weite der Hochgebirgswelt. Dann aber richtet er sich aus dieser geopsychischen Abhängigkeit stolz auf, macht sich selbst in dieser gewaltigen Natur, dank sittlicher Kräfte, wie Selbstzucht, Selbstentäußerung, Selbstverleugnung, Selbsterziehung, zu ihrem Herrn und Meister und erlaubt den Abhängig-

keitsbeziehungen nur noch, dienstbare Mittel für seine Zwecke zu sein. Ist der Kultus der Ebene gleichbedeutend mit dem müden Sichhineinspiegeln in eine willenlose Landschaft, die sich jegliche Stimmung aufdrängen läßt, verkörpert die Freude am Hügelland, am Mittelgebirge, an den lieblichen Binnenseelandschaften und Küstenszenerien den hedonischen Genuß des schlechthin Wohlgefälligen, des Anmutigen, sinnlich Erquickenden, und führt das nordische Meer uns in die Hallen des „schlechthinnigen Abhängigkeitsgefühls" (mit Schleiermacher zu reden), so enthält das Verhältnis zur alpinen Natur alle diese Bestandteile als Möglichkeiten, der Reihe nach als gesteigerte Möglichkeiten (am wenigsten Träumer- und Ästhetengelegenheit, schon mehr sinnlich Entzückendes, noch mehr Gewaltiges, Abhängigkeit Predigendes), aber nach ihnen allen richtet in ihm nun schließlich der Mensch sich über die denkbar mächtigste Natur auf, und alle feierliche Ehrfurcht vor dem Auswirken ihrer Gewalten, aller berauschende Genuß ihrer sinnlichen Schönheiten wird hier getragen von dem letzten Bewußtsein, daß die Gewalten bezwungen sind und die Schönheit erobert ward durch die Kraft des sittlichen Willens.

In dieser Verschmelzung aber, die noch über alle geopsychische Abhängigkeit, meteorisch-klimatische wie landschaftliche, ihre Erkenntnis durch den Menschengeist und Verwertung durch den geistbedienten Menschenwillen stellt, scheint uns die höchste Vollendung erreicht zu sein, deren ein modernes Naturgefühl fähig zu denken ist. Das ist freilich noch nicht Weltanschauung, zu der allemal auch das bewußte Verhältnis zur Kultur gehört, das ist noch nicht Religion, die nach dem blickt, was jenseits der natürlichen und der kultürlichen Erscheinungswelt sich verbirgt; aber es bildet ein Stück Weltanschauung und ein Stück Religion, und es ist das Stück, das in unsern Tagen vor unsern Augen am klarsten sich um- und neubildet: aus den Komponenten von wissenschaftlicher Einsicht und ästhetischem Erlebnis, ohne die noch niemals Weltanschauung — und aus der sittlichen Dominante, ohne die noch keine Religion gewesen ist.

NATURSCHUTZ UND NATURSCHUTZGEBIETE

VON DR. A. v. GUTTENBERG

Naturschutz! Ein Wort, das heute vielfach bei Vorträgen und in Schriften gebraucht wird; und doch sind wir noch weit entfernt davon, daß es allseitig verstanden und nach seiner Bedeutung gewürdigt wird, denn es wird noch viel Tätigkeit und Bemühen erfordern, bevor nur einigermaßen das erreicht wird, was wir unter dem einen Wort „Naturschutz" zusammenfassen.

Sowohl das Wort als auch der Begriff Naturschutz sind erst in neuester Zeit geprägt worden. Früher lag kein Anlaß dazu vor, denn es bestand nicht, wie heute, oder wenigstens in viel geringerem Maße, eine Gefahr für die Erhaltung der Natur; der Naturzustand hatte neben der Kulturentwicklung des Menschen noch hinreichend Raum. Vielmehr hatte der Mensch in den ersten Zeiten dieser Kulturentwicklung vollauf zu tun, um sich gegen die Gefahren der ihn umgebenden übermächtigen Natur zu schützen. Erst nach und nach lernte er die Natur beherrschen und sie seinen Zwecken dienstbar machen. Erst mit der Zunahme der Bevölkerung, mit der Erhöhung ihres Kulturstandes und ihrer Lebensbedürfnisse ist die Gefahr entstanden, daß wir uns einerseits von der Natur allzusehr entfernen und daß anderseits die Natur selbst durch unsere Eingriffe, durch rücksichtslose und ungemessene Ausnützung der Naturschätze, bleibend zum Nachteil der Menschen verändert wird, daß zahlreiche der bedeutendsten, der schönsten und selbst der für uns nützlichsten Naturschöpfungen gänzlich zum Verschwinden gebracht werden. Erst dadurch ist allmählich — vielleicht für manche Naturschöpfung, die der Erhaltung wert gewesen wäre, zu spät — die Erkenntnis zum Durchbruch gelangt, daß mit der an sich ja berechtigten Nutzung der Naturprodukte auch ein Schutz der Natur als Korrektiv einhergehen müsse, daß eine kräftige und alsbald einsetzende Tätigkeit im Sinne dieses Naturschutzes unbedingt notwendig sei.

Der Mensch beherrscht heute die Natur in weitgehendem Maße, er beherrscht nicht nur Land und Wasser, die Tier- und Pflanzenwelt, er schickt sich neuestens auch an, die Lüfte zu beherrschen. Jeder Herrscher hat aber die Pflicht, die von ihm Beherrschten auch zu beschützen und schon in diesem Sinne dürfen wir den Naturschutz als eine Pflicht, die dem Menschen aus ethischen Gründen zukommt, bezeichnen.

Man sage nicht, es wären dies nur unnötige Sorgen und Wünsche einzelner Naturschwärmer, die Natur biete sich noch überall in reichlicher Fülle dar. Denn das wäre nicht richtig. Die Gefahr einer Verarmung der uns umgebenden Natur ist näher gerückt, als manche glauben wollen. Gar manche schöne und hochinteressante Erscheinungen der Tier- und Pflanzenwelt, gar manche schöne oder eigenartige Landschaftsbilder, die unserer Heimat zur Zierde gereichten, sind unter dem Einflusse des Menschen bereits vom Erdboden verschwunden; weit mehr solcher Schöpfungen aber sind heute schon nahe daran, zu verschwinden; sie sind, wie man sagt, auf den „Aussterbe-Etat" gesetzt.

Ich erinnere da nur an den Steinbock, der früher in den Hochbergen von Tirol und Salzburg verbreitet war und der heute nur noch eine Zufluchtstätte in einem dem König von Italien gehörigen Jagdgebiete des Gran Paradiso besitzt; ich erinnere an den Bison, den sogenannten amerikanischen Büffel, der in

Herden von Hunderttausenden die Prärien Nordamerikas bevölkert hatte und nun durch den seitens der amerikanischen Jäger und Trapper betriebenen unglaublichen Massenmord so ausgerottet wurde, daß er nur noch in zwei kleinen Herden in dem großen Naturschutzgebiet des Yellowstoneparks und in jenem von Kanada existiert. Oder ich erinnere an den Biber, dieses hochinteressante Tier, das früher die Gewässer in Mitteleuropa häufig bewohnte und nun aus Österreich gänzlich, aus Deutschland bis auf eine einzige Stelle an der Elbe, in der Nähe von Magdeburg, verschwunden ist. Besonders aber ist es die jedem Naturfreunde besonders liebe Vogelwelt, die in hohem Maße gefährdet ist. Man braucht nur auf den Massenmord kleiner Singvögel, Wachteln usw. zu verweisen, der alljährlich in Italien und anderen Südländern stattfindet. Auch der Fischbestand unserer Gewässer ist durch die Abwässer der Fabriken sowie durch die Regulierung der Flußläufe schon bedeutend vermindert und die Fische sind in manchen der früher fischreichsten Wässer nahezu ausgestorben.

Fragen wir nach den Ursachen dieses Verschwindens, so müssen wir unter anderem auch menschliche Habsucht, Unverstand und den vielen Menschen leider innewohnenden Vernichtungstrieb nennen.

Man pflegt dieses Zurückweichen der Natur hauptsächlich dem mächtigen Kulturfortschritte der neueren Zeit zuzuschreiben, und zum Teil gewiß nicht mit Unrecht. So ist dies der Fall bezüglich der fortschreitenden Kultur des Bodens durch die Land- und Forstwirtschaft. Der Urwald mußte im Interesse unserer Produktion dem Wirtschaftswalde weichen; ausgedehnte Moore, Sümpfe und Heiden wurden zur landwirtschaftlichen Nutzung herangezogen. Damit ist aber auch eine Veränderung in den Lebensbedingungen mancher Tier- und Pflanzengattungen eingetreten und diese sind, ebenso wie die Raubtiere, Bär, Wolf und Luchs, die mit einem Kulturlande nicht mehr vereinbar waren, aus diesen Gebieten verschwunden.

Noch mehr aber hat sich vielfach durch die zunehmende Ausdehnung der Industrie das ursprüngliche Bild der Landschaft verändert; sie hat häufig viel schlimmere und störendere Eingriffe in die Naturschönheit zur Folge gehabt.

Wir müssen zwar beide genannte Richtungen des Kulturfortschrittes als berechtigt anerkennen; aber die so vielfach wahrnehmbare rücksichtslose Ausnützung der Naturschätze, die oft ganz pietätlose Zerstörung herrlicher Schöpfungen aus bloßer Gewinnsucht und zur Befriedigung des Spekulationsgeistes einzelner, wie sie namentlich bei Schaffung industrieller Unternehmungen hie und da geübt wird, kann man nicht als Ausfluß einer höheren Kulturstufe der Menschheit gelten lassen, denn es müßte doch eigentlich mit dieser höheren Kultur auch Achtung und Schonung der herrlichen Gottesschöpfung „Natur“ verbunden sein.

Neben der fortschreitenden Bodenkultur und der zunehmenden Ausdehnung der Industrie sind aber auch noch andere Faktoren tätig, die Erhaltung der Naturschönheit im ganzen oder auch einzelner Naturbildungen ernstlich zu gefährden. Dahin ist in gewissem Sinne auch die sonst sehr erfreuliche, große und immer noch zunehmende Ausbreitung der Turistik und Alpinistik zu rechnen, indem durch die Tausende und aber Tausende von Turisten, die allsonntäglich und den Sommer über alle Gebiete durchstreifen, die entlegensten Winkel für die dort lebende Tierwelt beunruhigt werden und anderseits für zahlreiche, bei den Turisten beliebte Pflanzen die Gefahr wächst, mit der Zeit ausgerottet zu werden. Nicht die paar Stämmchen von Edelweiß, Edelraute oder der duftenden gelben Aurikel, die der einzelne naturfrohe Bergwanderer auf den Hut steckt, sind es, deren Pflücken diese Gefahr bewirkt, wohl aber die große Anzahl dieser einzelnen, vor allem aber die vielleicht unüberlegte förmliche Plünderung, die von

gar manchem nur zu häufig ausgeübt wird. Massenhaft verbreitete, insbesondere aber strauchartige Pflanzen, wie die Alpenrose, von der man nur einzelne Zweige abbrechen kann und die im nächsten Jahr doch wieder in voller Blüte stehen, werden nicht so leicht in Gefahr sein, wiewohl auch bei diesen mit Rücksicht auf andere Naturfreunde, die auch an der Schönheit dieser reichblühenden Sträucher sich erfreuen wollen, einige Zurückhaltung dringend nottut. Vor allem aber müssen die selteneren und nur einjährigen Alpenblumen unbedingt Schonung erfahren. In diesem Sinne darf man den in einigen Ländern eingeführten gesetzlichen Schutz einzelner besonders gefährdeter Wald- und Alpenblumen, wenn er auch infolge schwieriger Überwachung nicht voll zur Geltung gelangen kann, sowie die Anregung unseres Vereins, daß sich seine Mitglieder mit dem Tragen des silbernen Edelweißes anstatt des wirklichen begnügen sollen, gern begrüßen.

Auch der gewissenlosen Sammelwut mancher sogenannten Naturfreunde muß als einer Gefahr gedacht werden. Diese sind bestrebt, auch das letzte auffindbare Exemplar besonders seltener Tier- oder Pflanzenarten für sich einzuheimsen, wodurch sie deren Bestand besonders gefährlich werden.

Weit mehr aber, als Turistik und Sammeleifer der Pflanzenwelt schaden, kommt der Jagdsport und besonders die Schießwut derjenigen in Betracht, die den Erfolg des Weidwerks nur in der möglichst hohen Anzahl der niedergestreckten Wildstücke erblicken. Nicht unser einheimisches, gewöhnliches Jagdwild ist dadurch in Gefahr; dieses wird ja für den Zweck besonders gehegt und gepflegt und hat sich eher vermehrt als vermindert, wohl aber einige der edelsten und herrlichsten Tierformen fremder Erdteile, wie der Löwe und Elefant in Afrika, auf die der Jagdsport mit besonderer Vorliebe gerichtet ist, so daß auch für solche Tiere bereits Maßnahmen zur Verhütung der gänzlichen Ausrottung getroffen werden mußten. Im eigenen Lande sind aber alle jene Tiergattungen in hohem Maße in ihrem Bestande bedroht, die zu dem sogenannten „schädlichen“ Wild gerechnet werden, da gegen sie vielfach ein förmlicher Vernichtungskrieg oft in barbarischer Weise und mit unschönen Mitteln geführt wird.

Zu diesen sogenannten „Schädlingen“ gehören aber außer den eigentlichen Raubtieren manche der schönsten oder sonst bemerkenswertesten Erscheinungen der Tierwelt, so um nur einige zu nennen, Fuchs, Dachs, Fischotter, Marder und Eichhörnchen, sämtliche Adler, Falken, Sperber u. dgl., der Uhu und die Reiher, auch der Eisvogel, der mit seinem blauschillernden Gefieder die Ufer unserer Gewässer belebt, und die zierliche Wasseramsel, welche beiden letzterwähnten Tiere allerdings dem Fischbestande unserer Bäche einigen Eintrag tun.

Ob die in unsere Jagdwissenschaft und leider auch in die Jagdgesetzgebung eingeführte strenge Scheidung nach nützlichem und schädlichem Wild so ganz berechtigt sei, darf man um so mehr bezweifeln, als viele der zu den nützlichen gerechneten Wildgattungen in anderer Richtung auch als schädlich erscheinen und umgekehrt die meisten der als „schädlich“ auf die Proskriptionsliste gesetzten Tiere anderseits auch manchen Nutzen gewähren können. Ganz abgesehen davon aber dürfen wir wohl die Frage aufwerfen, ob der Mensch berechtigt sei, ganze Tiergattungen nur deshalb gänzlich auszurotten, weil sie ihm für seine Zwecke als schädlich erscheinen. Auch diesen Tieren ist ihre Rolle im großen Haushalt der Natur zugewiesen und ihr Verschwinden müßte, abgesehen von der Verarmung unserer Tierwelt, eine Störung in der Gesamtordnung der Natur mit sich bringen.

Unter den Ursachen der Gefährdung vieler unserer schönsten und edelsten Tiere muß aber noch besonders die Mode und das Schmuckbedürfnis unserer Damen hervorgehoben werden. Durch diese sind die wertvollsten Pelztiere sowohl, wie auch die schönsten Schmuckvögel, wie Reiher, Kolibri,

Paradiesvogel und andere mit der Ausrottung bedroht. Es sind geradezu erschreckende Zahlen, die uns die Handelsstatistik über die Anzahl der jährlich auf den Markt gebrachten Pelze und Schmuckvögelbälge angibt. Nach Professor Eckstein kommen jährlich von Nerz, Biber, Edel- und Steinmarder hunderttausende, von Zobel, Eichhörnchen, Hasen und Kaninchen Millionen Pelze in den Handel; von der Hudsonbai-Compagnie, der Zentrale des amerikanischen Pelzhandels, wurden im Jahre 1900 über vier Millionen Pelze, darunter 410 000 Nerze, 320 000 Bisam, 78 000 Zobel, 85 000 Füchse, 51 000 Biber usw. geliefert[1]). Die Jagd auf den Zobel mußte bekanntlich in Rußland für einige Jahre ganz eingestellt werden, um dieses wertvollste Pelztier vor dem gänzlichen Verschwinden zu bewahren. Ebenso beträgt die Zahl der jährlich für Schmuckzwecke getöteten Vögel bei einzelnen Gattungen, wie Kolibri, Reiher, brasilianische und westindische Vögel, Hunderttausende, im ganzen aber Millionen. Es wird da, namentlich in Amerika, eine wahre Massenvernichtung dieser schönen Tiere ausgeführt, um dem Mode- und Schmuckbedürfnisse zu genügen. So ist z. B. in Florida, der Heimat des so sehr begehrten Silberreihers, dieses herrliche Tier bereits zu neun Zehntel ausgerottet. Auch die Tiere des hohen Nordens, die Robben, Walfische, Walrosse und Eisbären, sind durch die uneingeschränkte Verfolgung, teils des Pelzes oder des Trans, teils auch nur des Jagdsportes wegen, bereits in ihrem Bestande sehr gelichtet.

All dem gegenüber dürfen wir wohl sagen, es sei allerhöchste Zeit, diesen und anderen gefährdeten Naturschöpfungen, seien es Tiere oder Pflanzen, schöne Felspartien oder Wasserfälle, unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden und ihnen den erforderlichen Schutz angedeihen zu lassen.

Die Ausübung dieses Naturschutzes können wir nach drei Richtungen gliedern: als allgemeinen Naturschutz, als Schutz der Naturdenkmäler und als Schaffung von Naturschutzgebieten.

Zur Förderung des Naturschutzes im allgemeinen müßte zunächst die Erkenntnis seiner Notwendigkeit in alle Kreise der menschlichen Gesellschaft verbreitet, besonders aber auch schon der Jugend durch Erweckung der Liebe zur Natur eingepflanzt werden. Der Schutz der Natur müßte zum allgemein geltenden Grundsatz werden, gegen den gröblich zu verfehlen sich dann wohl auch der gewinnsüchtige Spekulant und der allzueifrige Sammler oder Nimrod überlegen würde.

Diesen allgemeinen Naturschutz kann im kleinen jedermann ausüben, dadurch, daß er sich selbst Zurückhaltung auferlegt und gegebenenfalls auch andere am Zuwiderhandeln verhindert. Besonders aber kann und soll jeder Grund- und Jagdbesitzer den Naturschutz üben. Wir werden vom Jäger und Jagdfreund gewiß nicht verlangen, daß er das Raubzeug überhand nehmen lasse, er mag es zum Schutze seines eigentlichen Jagdwildes in den entsprechenden Schranken halten; aber darum muß noch nicht der letzte Falke oder Sperber im Habichtkorbe elend zugrunde gehen und unser Schlaumeier unter den Tieren, Herr Reineke Fuchs, durch Blei oder Giftbrocken gänzlich ausgetilgt werden.

Durch den Naturdenkmalschutz sollen einzelne Gebilde der heimatlichen Natur, seien es besondere Landschaftsbilder, wie ein Stück Moor oder Heide u. dgl., besonders schöne Felspartien, Höhlen oder erratische Blöcke, alte und schöne oder sonst merkwürdige Bäume oder Baumgruppen, seltene Pflanzen- oder Tiergattungen, geschützt und in ihrem Bestande erhalten werden. In den Naturschutzgebieten dagegen sollen, wie schon der Name sagt, größere Gebiete von

[1]) Ich entnehme diese Zahlen einem Vortrage, den Professor Dr. Bruno Schweder im Klub der Land- und Forstwirte in Wien gehalten hat.

besonderer Art in möglichst ursprünglichem Zustande erhalten und der Zukunft überliefert werden; es sollen ferner darin die sonst gefährdeten Tiere und Pflanzen eine sichere Zufluchtstätte finden. Beiden diesen nebeneinander berechtigten und notwendigen Zweigen des Naturschutzes liegt, wie diesem überhaupt, ein schöner und idealer Gedanke zugrunde, der Gedanke, das, was uns in der Natur erfreut und uns die Heimat lieb und wert macht, auch den Nachkommen zu erhalten! Der Schutz der Naturdenkmäler ist in Deutschland von Staatswegen organisiert. Das Vorkommen solcher Denkmäler in der Natur wird festgestellt, in ein Verzeichnis eingetragen und es werden geeignete Personen zu deren Schutz bestimmt; speziell Preußen hat diese Aufgabe in die Hände des Berufensten, des Professors Dr. Conwentz, früher in Danzig, jetzt in Berlin, gelegt. In Österreich ist man leider über erste Anregungen in dieser Richtung noch nicht hinaus und es wäre sehr zu wünschen, daß insbesondere die einzelnen Länder sich dieser Sache baldigst annehmen würden, denn mit jeder Verzögerung können unersetzliche Verluste verbunden sein.

Die Schaffung von besonderen Naturschutzgebieten ist schon deshalb berechtigt und notwendig, weil sonst ein vollständiger Naturschutz im allgemeinen heute ganz unmöglich und mit dem Fortschritte der Kultur nicht vereinbar wäre. Es müssen also wenigstens einzelne größere und dazu geeignete Gebiete zu dem oben genannten Zwecke reserviert werden. Bekanntlich sind in der Schaffung solcher „Reservationen“ die Vereinigten Staaten von Nordamerika in großem Stile vorangegangen, wo bereits mehrere solche Schutzgebiete, zum Teile in der Ausdehnung eines kleineren deutschen Königreichs oder eines österreichischen Kronlandes, bestehen, worunter der bereits genannte Yellowstone-Park und das Josemite-Tal die bekanntesten. Auch Kanada hat ein größeres Gebiet als solche Reservation erklärt und dort eine der letzten kleinen Herden des Bisons angesiedelt. Ebenso sind solche Schutzgebiete in Australien, im Kongogebiet und auf der Insel Java eingerichtet worden und neuerdings soll die Schaffung eines großen Naturschutzparkes in Südamerika, an der Grenze von Brasilien und Argentinien, wo die herrlichen Wasserfälle des Iguazu gelegen sind, beabsichtigt sein.

In solcher Ausdehnung wäre die Schaffung von Naturschutzgebieten speziell in Deutschland und Österreich, wo jeder Quadratmeter Boden bereits in festem Besitze ist und mit hohen Preisen bezahlt werden muß, nicht möglich; wir müssen uns mit kleineren Gebieten begnügen, die aber doch groß genug sein müssen, um die freie Haltung auch großer Tiere in erreichbar natürlichem Zustande zu ermöglichen.

In Europa sind, soweit wir davon Kenntnis erlangten, solche Naturschutzgebiete in der Schweiz, und zwar im Cluozatal, dem Aufenthaltsorte der letzten Bären, dann im nördlichen Schweden und in der norddeutschen Tiefebene, in der Lüneburger Heide, errichtet worden; Frankreich hat neuestens ein herrliches Hochalpengebiet im Dauphiné als Naturschutzpark erklärt. In Bosnien ist dem Vernehmen nach das Gebiet des Klekovača-Gebirgsstockes als solches in Aussicht genommen und in Südungarn soll ein kleiner Teil der ehemals ausgedehnten Flugsandwüsten bei Deliblat in der Ausdehnung von 500 Joch von der sonst großenteils bereits durchgeführten Umwandlung in Akazienwald ausgenommen werden, um das ursprüngliche Bild dieser Sanddünen und ihrer ganz eigenartigen Flora auch für die Zukunft zu erhalten.

Wir in Österreich sind so glücklich, schon längst solche Reservationen, wenn auch von kleinerer Ausdehnung, in den bekannten Urwaldbeständen am Kubany des Fürsten Schwarzenberg, in den Graf Buquoyschen Forsten bei Gratzen,

beide in Böhmen, und im Rotwald (Niederösterreich) des Barons Rothschild zu besitzen, zu welchen später noch ähnliche Reservate des Fürsten Liechtenstein im Altvatergebirge, des Fürsten Karl Auersperg bei Gottschee und neuestens in einem landschaftlich ausgezeichneten Teile des Böhmerwaldes, im Waldbesitze des Fürsten Hohenzollern, hinzugekommen sind. Alle diese Reservationen haben hauptsächlich den Zweck, den Urwaldcharakter der betreffenden Waldteile zu erhalten oder wieder herzustellen.

Was uns aber bis jetzt noch fehlt, das ist die Schutzlegung eines größeren Gebietes in unseren Alpen als eigentlicher alpiner Naturschutzpark! In diesem soll der ursprüngliche landschaftliche Charakter der Gegend für immer erhalten werden und soll sowohl die gesamte Pflanzen- als auch Tierwelt vollen Schutz genießen! Dazu gehört gegenwärtig ganz wesentlich auch die Erhaltung der Gewässer in ihrem natürlichen Zustande und Verlaufe, nachdem auch diese durch die zunehmende Ausnützung der Wasserkräfte zum Betrieb elektrischer Kraftanlagen sehr erheblich gefährdet sind. Man muß selbstverständlich diese Benützung der vorhandenen Wasserkräfte als einen wesentlichen Faktor in der Hebung unserer Volkswohlfahrt nur lebhaft begrüßen, darf aber doch wohl daneben den Wunsch hegen, daß schließlich nicht jeder Gebirgssee oder Wasserfall für diese Zwecke ausgenützt werde und dadurch diese Zierden der Landschaft gänzlich verschwinden oder doch wesentlich an ihrer Schönheit einbüßen. In einem Naturschutzpark müßte also auch ein solcher Eingriff in die natürliche Gestaltung ausgeschlossen sein und das Gewässer in seinem ursprünglichen Zustande erhalten bleiben.

Die Schaffung eines solchen alpinen Naturschutzgebietes hat sich nun der im Jahre 1909 auf Anregung österreichischer und deutscher Naturfreunde in München gegründete Verein „Naturschutzpark“ mit dem Sitze in Stuttgart unter anderm zur Aufgabe gestellt.

Ich sage „unter anderem“, weil der sehr rührige Verein, der nach dreijährigem Bestande bereits mehr als 15000 Mitglieder zählt und über bedeutende Geldmittel verfügt, außerdem auch die Schaffung des bereits erwähnten Naturschutzparkes in der Lüneburger Heide und eines dritten im Mittelgebirge Deutschlands auf sein Programm gesetzt hat. Diese letzte Schöpfung ist gegen die beiden ersten allerdings vorläufig zurückgestellt. Dank der außerordentlichen Förderung von seiten der preußischen Regierung und namhafter Beiträge — die Stadt Hamburg hat allein einen solchen von 10000 M. jährlich gezeichnet — war der Verein in der Lage, bereits etwa 12000 Morgen im schönsten und interessantesten Teil der Lüneburger Heide zu erwerben und die Erwerbung weiterer Grundstücke sich zu sichern, so daß dieser Naturschutzpark anläßlich der im Herbste 1912 in Bremen stattgehabten Hauptversammlung des Vereins den Teilnehmern als in der Hauptsache bereits bestehend vorgeführt werden konnte.

So ist denn die von Dichtern besungene und Malern vielfach zum Vorwurf genommene Poesie der Heidelandschaft, nachdem sie teils durch landwirtschaftlichen Anbau, teils durch Spekulation auf Petroleum- oder Kaliabbau bereits sehr in Gefahr war, gänzlich zu verschwinden, auch für die Nachwelt gesichert worden. Wir in Österreich müssen wünschen, daß in ähnlicher Weise, wenn auch in viel kleinerer Ausdehnung ein oder das andere unserer Moore samt der so charakteristischen Moorflora für die Zukunft erhalten bleibe. Es wäre für den Naturfreund und Naturforscher ein uneinbringlicher Verlust, wenn mit dem Abbau und der landwirtschaftlichen Benützung aller Moore auch die hochinteressanten fleischfressenden Drosera-Arten, die zierlichen Blüten der Vaccinien und Andromeda und der zur Blütezeit prächtige, allerdings zu stark duftende Sumpfporst (Ledum palustre) sowie auch die Moorkiefer verschwinden würden.

Die Schaffung eines alpinen Naturschutzparks ist leider bis jetzt noch nicht so gefördert worden wie der Heidepark von Lüneburg. Es ist dafür von Anfang an das Gebiet des Unter- und Obertales bei Schladming, also ein Gebiet der Niederen Tauern, in Aussicht genommen gewesen. Dieses Gebiet ist auch für den gedachten Zweck ganz vorzüglich geeignet. Es ist mit Ausnahme des Ausganges gegen das Ennstal rings von hohen Bergkämmen umschlossen, landschaftlich von großer Schönheit, erhebt sich in der südlichen Spitze mit dem Hochgolling bis auf 2863 *m*, gehört also dem Hochgebirge an. Es enthält Seen und Wasserfälle, echte muntere Gebirgswässer mit vielen Kaskaden und schönen Ufern, zum Teil noch alte Bestände von Fichten, Tannen, Zirben und schöne Exemplare des Bergahorns, eine reiche alpine Flora und Fauna, sowie alle Wildarten einschließlich des Murmeltiers. Man denkt auch daran, den Steinbock sowie den Steinadler hier wieder heimisch zu machen. Einen Glanzpunkt des Gebietes bilden der Klafferkessel an der Grenze des Lungaus, eine wilde Felsenszenerie mit mehreren kleinen Gebirgsseen, dann der schön gelegene Rissachsee und der prächtige Rissachwasserfall. Die Erwerbung all dieser Herrlichkeiten würde allerdings ein sehr bedeutendes Stück Geld kosten, zumal dabei mehrere, darunter auch bäuerliche Besitzer in Frage kommen. Der größte dieser Besitze ist vom Verein vorläufig von dem Eigentümer in Pacht genommen worden und wird schon jetzt im Sinne des Naturschutzes behandelt, während die übrigen Teile nach und nach erworben werden müßten, so daß sich dann das ganze Schutzgebiet über 100 bis 120 km^2 erstrecken würde. Wegen Sicherung des vorläufig nur gepachteten Gebietes für weiterhin sind gegenwärtig Verhandlungen mit dem Besitzer im Zuge, um dessen allzu hohe Forderungen auf ein annehmbares Maß herabzustimmen. Hoffen wir also, daß dieser alpine Naturschutzpark trotz der noch entgegenstehenden Schwierigkeiten doch zustande kommt! Für den Fall, daß dies nicht gelingen sollte, ist bereits ein zweites Gebiet in Aussicht genommen, das an Großartigkeit des Hochgebirgscharakters gegen die Naturschutzparke in der Schweiz und in Frankreich nicht zurückstehen würde.

Um dieses Zustandekommen zu fördern und zugleich die Werbetätigkeit für den Verein in Österreich lebhafter entfalten zu können, hat sich mit Zustimmung des Gesamtvereins ein „Österreichischer Verein Naturschutzpark“ als Zweigverein des ersten gebildet, der seine Tätigkeit mit Ende des Jahres 1912 begonnen hat.

Während nun der Hauptverein im Norden des Deutschen Reiches ein Heideparadies für dauernden Bestand gesichert hat, lenkt der Österreichische Verein seine Blicke neben der gemeinsamen Hauptaufgabe, der Schaffung eines alpinen Naturschutzparkes, auch nach dem Süden, um auch dort an den blauen Fluten der Adria ein Naturschutzgebiet zur Erhaltung der mediterranen Waldflora sowie auch der Fauna jenes Gebietes in möglichst natürlichem Zustande zu schaffen.

Und wahrlich, wer die Schönheit des dalmatinischen Waldes kennen gelernt hat, dieses Waldes mit seinen zahlreichen Arten immergrüner Sträucher und Bäume, mit seinen blühenden Myrten, Lorbeer- und Erdbeerbäumen, den prächtigen Blütensträußen der baumartigen Heide, überragt von der schönen Krone der Seestrandskiefer oder auch der Steineiche, mit dem Schmuck einer reichen Bodenflora, insbesondere der weiß- und rotblühenden Zistrose, der wird das Bestreben, diese Type unserer österreichischen Waldflora irgendwo naturständig erhalten zu sehen, gewiß voll gerechtfertigt finden!

Von mehreren Seiten, zuerst meines Wissens von Herrn Universitätsprofessor Dr. von Graff in Graz, ist nun in dieser Richtung schon auf den Staatsforst der Insel Meleda, der südlichsten großen Insel Dalmatiens, als das geeignetste

Objekt hingewiesen worden und es wäre sehr erfreulich, wenn dieses Projekt unter Entgegenkommen der österreichischen Staatsforstverwaltung zur Durchführung gelangen könnte. Es ist dies, nach dem ziemlich einstimmigen Urteil der Kenner des Landes, heute der besterhaltene solche Wald in Dalmatien, der mit dieser Eigenschaft zugleich eine große landschaftliche Schönheit vereinigt. Dieser Staatswald nimmt in einer Ausdehnung von rund 2400 Hektar den nordwestlichen Teil der stark gebirgigen und meist mit steilen Abhängen gegen das Meer abfallenden Insel ein; in dieses ausgedehnte Waldgebiet sind zwei Seen, der Lago grande und Lago piccolo, eingebettet, die mit ihren bewaldeten, schön gebuchteten Ufern der Landschaft einen besonderen Reiz verleihen. Auf einer kleinen Felseninsel im größeren der beiden Seen, also einer Insel in der Insel, steht das Konventgebäude nebst schön gebauter Kirche des ehemaligen Klosters St. Maria del Lago, das gegenwärtig nur von einem k. k. Förster und dem Pfarrer bewohnt wird, dann aber für Besucher und für wissenschaftliche Studien einen einzig schönen Aufenthalt bieten könnte.

Sowohl der immergrüne, zum Teil undurchdringliche Buschwald, die Macchie, als auch die Hochstämme der Seestrandskiefern und Eichen sind hier in bester Entwicklung zu finden, auch die Pinie und andere Bäume des Südens sind in einzelnen Exemplaren vertreten. Die sonstige Flora des südlichen Dalmatiens könnte, soweit sie nicht schon vorhanden ist, für Studienzwecke leicht angesiedelt werden. Die Landfauna ist nur wenig vertreten, dagegen ist die Meeresfauna in den beiden Seen, die durch einen schmalen Kanal mit dem Meer in Verbindung stehen und daher Salzwasser enthalten, eine sehr reiche und könnte zur Errichtung einer biologischen Station im Konventgebäude Anlaß geben.

Eine nicht geringe Schwierigkeit setzt der Schaffung und Erhaltung dieses für einen Naturschutzpark sonst wie geschaffenen Gebietes als solchen leider der Umstand entgegen, daß im Staatsbesitze eingeschlossen die Ortschaft Govedjari mit etwa 120 Einwohnern liegt, deren Bewohner nichts weniger als waldfreundlich gesinnt sind und denen — abermals leider! — eine Anzahl mitten im Walde gelegener Dolinen, die ihrer geschützten Lage und ihres tiefgründigeren Bodens wegen schon früher von den Kalonen zum Anbau mit Wein oder Getreide benutzt worden waren, in neuerer Zeit ins Eigentum abgetreten wurde, so daß der Wald mit fremden Besitzenklaven durchspickt ist.

Doch sollte diese Schwierigkeit nicht abschrecken, vorläufig wenigstens das erreichbare Gute anzustreben, zumal in dem großen Besitz immer noch zusammenhängende ausgedehnte Waldflächen übrig sind, in denen sich das Bild des dalmatinischen Urwaldes ungestört entwickeln könnte.

Bedingung wäre gegebenenfalls allerdings die Herstellung eines Schiffsverkehrs zu dem schönsten und unmittelbar am Staatsbesitz gelegenen Hafen der Insel, dem Porto Palazzo, dann die Vorsorge für Unterkunft und Verpflegung in dem genannten Konventgebäude. Es wäre mit der Schaffung eines Naturschutzparkes auf Meleda zugleich ein neuer Anziehungspunkt gegeben für die von der österreichischen Regierung und vom Lande selbst angestrebte Hebung des Fremdenverkehrs in Dalmatien.

Ich hoffe mit meinen Ausführungen den geehrten Lesern unserer „Zeitschrift“ ein Bild gegeben zu haben von dem dermaligen Stande der Bestrebungen für Naturschutz und zur Schaffung von Naturschutzgebieten im Deutschen Reiche und in Österreich; ich hoffe sie aber auch überzeugt zu haben, daß diesen Bestrebungen ein schöner und idealer Gedanke zugrunde liegt, der es wert ist, von allen Naturfreunden kräftigst gefördert zu werden!

TIROLS STELLUNG IN DER DEUTSCHEN GESCHICHTE. VON DR. OTTO STOLZ

Tirol ist heute wohl jenes deutsche Land, das den meisten Deutschen, ungeachtet ihrer Staatsbürgerschaft, gleich gut bekannt ist. Schon in früherer Zeit hat Tirol infolge seiner verkehrsgeographischen Lage oftmals das Interesse der Nation und einzelner Mitglieder derselben beschäftigt, nicht nur das politische und wirtschaftliche, sondern auch das ästhetische. Um nur die ganz Großen zu erwähnen — Dürer hinterließ uns mehrere Ansichten tirolischer Städte und Goethe hat den Anregungen, die ihm die Fahrt durch Tirol bereiteten, in seiner „Italienischen Reise“ unvergänglichen Ausdruck verliehen. Ganz besonders steigerte aber die Bedeutung Tirols für Deutschland das Erwachen des Alpinismus. Alljährlich wandern Tausende aus allen deutschen Ländern durch Tirol und einer der größten Vereine, der Deutsche und Österreichische Alpenverein, zugleich der mächtigste Förderer und zuverlässigste Gradmesser dieser Bewegung, hat Tirol zu seinem Hauptarbeitsfelde erkoren. Die Zeitschrift dieses Vereins erscheint daher als ein durchaus angemessener Ort, die Beziehungen, welche Tirol mit Gesamtdeutschland seit den Anfängen der Geschichte unserer Nation verknüpften, übersichtlich darzustellen.

Länger als über andere Gebiete innerhalb und nördlich der Alpen lastet über den Gegenden des heutigen Tirols geschichtliches Dunkel und auch später tritt an dessen Stelle noch lange keine wirkliche Helle, sondern ein Dämmerlicht, das uns das Bild des geschichtlichen Lebens in diesem Lande nur in unsicheren, verschwommenen Umrissen wahrzunehmen gestattet. Immerhin lassen sich aus dem Formenschatze der Ausgrabungsgegenstände die allgemeinsten Zusammenhänge mit den Nachbargebieten feststellen [1]). In Tirol südlich des Brenners zeigen die Funde seit der jüngeren Steinzeit durchaus eine deutliche Übereinstimmung mit italischen Erzeugnissen und man ist daher berechtigt, die Bewohnerschaft jenes Gebietes als Setzlinge italischer Völkerschaften anzusprechen. Insbesondere die Etrusker, jenes Volk rätselhafter Abstammung, das an der Entwicklung des italischen Wesens einen so bedeutenden Anteil genommen, hat auch in Tirol, vor allem im Etschlande und an einzelnen Punkten der Brennerlinie bis nordwärts Matrei, zahlreiche Spuren seiner Tätigkeit und Ansiedlung hinterlassen. Die Ausgrabungen in Osttirol, im Pustertal, die seit der früheren Eisenzeit vorliegen, beweisen enge Verwandtschaft der damals dort vorhandenen Menschen mit den veneto-illyrischen Völkern im Nordosten Italiens, in Istrien und Krain und die Ortsnamenforschung hat parallele Anknüpfungen für einen größeren Teil Tirols, bis ins Inntal hinaus, gefunden [2]). Hier im Inntale sind Funde aus der Steinzeit sehr spärlich und nur in der Höhle im Kaiserbachtale bei Kufstein von derartiger Reichhaltigkeit, daß ihre Übereinstimmung mit den Typen der bayerischen und österreichischen Pfahlbautenkultur behauptet werden konnte. Die Überreste von Haustieren, die an der erwähnten Stätte entdeckt wurden, weisen aber auch wieder auf südländische Rassen. Verhältnismäßig reich ist das tirolische Inntal an metallzeitlichen Aufschlüssen; aber so einheitlich diese untereinander erscheinen, so wenig gelang bisher eine ethnologische Einreihung ihrer Träger. Nur das scheint nach den Angaben der Prähistoriker sicher zu sein, daß diese Funde von den typisch keltischen Kulturerzeugnissen (der la Tene-Epoche) erheb-

lich abweichen. Die großen Wanderungen der Kelten, die um 400 vor Christus einsetzten, haben zwar auch unser Alpenland heimgesucht. In Südtirol tritt die dauernde Anwesenheit von Kelten, die offenbar aus ihrer neuen norditalienischen Heimat dorthin gekommen waren, in verschiedenen Funden deutlich zutage. Die keltomanische Ortsnamenforschung unserer Zeit schießt freilich mitunter weit übers Ziel, aber ein gewisser Zusatz an keltischem Volkselement blieb seit jenen Wanderungen an der Bevölkerung Rätiens — wie der Römer die Alpengebiete nördlich von Italien nannte — haften. Nur so wird es erklärlich, daß die Schriftsteller der Kaiserzeit sich so zwiespältig über die Nationalität der Bewohner Rätiens äußern: dem einen sind sie Nachkommen der Etrusker, dem anderen Illyrier, dritten Kelten [3]). Die Bodengestaltung des Gebirgslandes mochte es bewirken, daß auf engem Raum Splitter der in verschiedenen Zeitläuften eingewanderten Völker ihre Eigenart leichter bewahrten und die Verschmelzung zu einer neuen Einheit langsamer und schwieriger als in weitum offenen Ebenen vor sich ging. Als Beispiel dafür erscheinen die Ladiner, die, in einigen Alpentälern zwischen Deutschen und Italienern eingepfercht, trotzdem schon seit einem Jahrtausend ihre besondere Nationalität behaupten konnten.

Die endgültige Lösung dieser Fragen ist für unsere Betrachtung nicht so wichtig, als die allgemeinere Feststellung: das Gebiet des heutigen Tirols war — höchstens abgesehen vom Nordrande — in der vorgeschichtlichen Zeit von Bevölkerungen in Besitz genommen, deren Ausgangs- und letzte Heimatsgebiete im Süden der Alpen, insbesondere in Italien liegen, jenes erscheint demnach als äußerstes Glied des mediterranen Geschichts- und Kulturkreises und hat keine geschichtlichen Beziehungen zu den nördlich gelegenen Ländern. Dieser Konstellation verlieh die Eroberung der Alpen durch die Römer unter Augustus einen neuerlichen und den bedeutungsvollsten Ausdruck. Das Etschtal bis hinauf gegen Meran und Klausen vereinigten die Römer mit Italien, Mittel- und Nordtirol mit den Provinzen Rätien und Noricum, wobei wahrscheinlich der Ziller und der Eingang ins Pustertal die Grenze bildeten [4]). Unter dem Einflusse der römischen Verwaltung wurden die rätischen Stämme latinisiert und gegen Ende der Römerherrschaft derart vereinheitlicht, daß der Name eines dieser Stämme, nämlich der der Breonen, zur Bezeichnung der räto-romanischen Nationalität überhaupt gebräuchlich werden konnte. Von allen Provinzen des weströmischen Reiches ist das innere Rätien (Rätia I gegenüber Rätia II, dem Alpenvorlande) von den Stürmen der germanischen Völkerwanderung am wenigsten berührt worden und am längsten mit dem Kerne jenes Reiches, Italien, in staatlicher Verbindung geblieben [5]). Ja, es dürften sich gerade in dem letzten Jahrhundert der römischen Herrschaft zahlreiche Romanen aus anderen transalpinen Provinzen, die bereits von den germanischen Scharen überflutet waren, in die Gebirge Rätiens zurückgezogen und zu deren völligen Romanisierung den letzten Ausschlag gegeben haben.

Auch nachdem die Ostgoten unter Theodorich in Italien ein Reich errichtet hatten, war das innere Rätien dessen wichtige Nordmark. Das äußere Rätien — die Ebene zwischen der Donau und den Alpen — wurde aber damals von einem germanischen Stamme in Besitz genommen, der um 500 aus seinen bisherigen Wohnungen in Baia, dem alten Böhmen, hierher eingewandert war und sich „Boarier“, Baiern nannte [6]). Im Vergleiche zu anderen germanischen Stämmen, die damals Europa vom äußersten Osten bis zu den Küsten des Mittelmeeres mit dem Schwert in der Faust durchzogen, war diese Verschiebung an sich keine sehr bedeutende, aber denselben Ursachen entsprungen, die jene größeren Wanderungen veranlaßt haben: Kriegerische Kraft und stetes Wachstum des Volkes, dabei ein niedriger Stand der Volkswirtschaft, der eine Vermehrung der Lebens-

bedingungen lieber in der Eroberung eines als blühend geschilderten fremden Landes als in emsigerer Bebauung des eigenen suchte. Hatte das die Baiern bis an die Grenzen des gotischen Rätien geführt, so waren sie auch nicht lange vor denselben zu halten. Die schönen Alpenweiden im Norden und die mit edlen Früchten gesegneten Gefilde im Süden des Landes — beides dem altbaierischen Gebiete ermangelnd — mochte den Anreiz zur Gewinnung des Landes besonders gesteigert haben, und als die ostgotische Macht in dem bekannten „Kampf um Rom“ und bald nachher auch die Herrschaft der Byzantiner über Oberitalien unter dem Ansturme der Langobarden zusammengebrochen war, drangen die Baiern unter der Führung ihrer Stammesherzoge in das gebirgige Rätien ein. Dessen alte Bewohner, die Breonen, von alters her und insbesondere im Dienste der römischen Legionen und als Grenzhüter des Gotenreiches mit der Führung der Waffen wohl vertraut, haben sich dieser Einwanderung kaum willenlos ergeben, sondern kriegerischen Widerstand geleistet. Freilich sind es nur Sagen, die uns von tagelangen blutigen Kämpfen zwischen den Baiern und den Römern, d. h. den romanisierten Breonen in der Gegend von Brixen und Klausen, und der endlichen Unterwerfung der letzterwähnten berichten [7]). Aber damit war die Eroberung des neu gewonnenen Landes noch nicht vollendet, es mußte alsbald gegen Nachbarn verteidigt werden. Im Süden — unterhalb Bozen — stießen die Bajuvaren an das Reich der ihnen ethnisch nahe verwandten Langobarden, die Trient zum Sitze eines ihrer Herzogtümer erhoben hatten. Obwohl das Verhältnis beider Reiche ein gutes, ja zeitweise ein sehr intimes war, entbrannten doch Streitigkeiten um den Besitz des Etschlandes bei Bozen, den aber die Baiern glücklich behaupteten. Gefährlicher und umfangreicher waren die Kämpfe, welche die Bayern damals mit den karantanischen Wenden oder Slowenen zu bestehen hatten. Diese waren unter dem Schutze der Avaren im Drautale weit nach Westen bis gegen das heutige Bruneck vorgedrungen und reizten die Bajuvaren wohl durch eigene bedrohliche Haltung zum Angriffe. Wir haben gut beglaubigte Nachrichten von großen Schlachten, die sich die Heerbanne der beiden Völker im Pustertale lieferten und die endgültige Behauptung dieses Gebietes durch die Bayern zur Folge hatten. In der Gegend des heutigen Innichen bezeichnete seit etwa 600 längere Zeit ein menschenleerer Raum die Grenze zwischen dem bayerischen und wendischen Herzogtume.

Man hat auch angenommen, daß im Herzen des Landes, im Burggrafenamte, Passeier und Sarntale Reste der aus Italien geflüchteten Goten sich angesiedelt hätten; allein ein geschichtlich vollwertiger Beweis konnte hierfür nie erbracht werden. Ebenso ist die früher weit verbreitete Meinung einer alemannischen Einwanderung ins obere Inntal und Vinschgau, die sich gerade auf die mundartlichen Merkmale der dortigen Bevölkerung stützte, arg erschüttert worden, seitdem J. Schatz [8]) den bayerischen Grundcharakter dieser Dialekte in wissenschaftlicher Methode erwiesen hat. Die geschichtliche Überlieferung des früheren Mittelalters läßt höchstens den Schluß auf grundherrschaftliche Beziehungen zwischen Schwaben und den genannten Tälern zu und es mögen sich damals in diese auch einzelne Ansiedler aus Schwaben begeben und zu deren Bevölkerung merkbar beigetragen haben. Politisch hat aber das Oberinntal immer zu Bayern gehört [9]). Im oberen Lechtal, das erst spät dichter angebaut wurde, kreuzten sich bayerische und schwäbische Besiedlungswellen. Im inneren Paznaun gelangten alemannische Walser, die berühmten Kolonisten der Hochtäler der Westalpen, um 1300 zu einer sicher bezeugten Niederlassung. [10])

War so die politische Herrschaft der Bajuvaren über Rätien und das heutige Tirol gesichert, so besteht nicht so sehr darin allein die große Bedeutung dieser Vorgänge für die spätere deutsche Geschichte. Bekanntlich haben damals ger-

manische Völker fast in alle Provinzen des weströmischen Reiches mit der Gewalt der Waffen Eingang gefunden und dort nationale Staaten begründet: Die Ostgoten und Langobarden in Italien, die Franken in Gallien, die Westgoten und Sueven in Spanien, die Vandalen in Afrika, die Angeln und Sachsen in Britannien. Aber in keinem dieser Länder, mit Ausnahme des letzten, vermochte sich das germanische Volksbewußtsein auf die Dauer zu behaupten. Vielmehr sind diese germanischen Herrschaftsvölker in die unterworfenen Römer und Romanen, die sie an Zahl und kulturellem Besitz überragten, aufgegangen und völlig entnationalisiert worden. Die Rassenmischung bewirkte zwar die Bildung neuer, außerordentlich entwicklungsfähiger Nationen, aber in deren Volksinstinkt besitzt der germanische Einschlag, obzwar objektiv sicher eine sehr bedeutende Bereicherung des alternden Römertums nicht bloß an unverbrauchter Naturkraft, sondern an besonderen Bildungsanlagen, nur eine sehr geringe, ja eigentlich negative Wertung: Der Stolz des Italieners ist die lateinische Abkunft und die Goten und Langobarden sind ihm heute noch die Barbaren, die als ungebetene Gäste sich an die gedeckten Tische der Zivilisation gesetzt haben; das was die deutsche historische Wissenschaft als „Völkerwanderung“ bezeichnet, nennt die italienische „invasioni barbariche“. Ganz anders — nämlich entgegengesetzt — entwickelte sich dieses Verhältnis in Rätien, das die Bajuvaren auch mit dem Rechte des Stärkeren besetzt und dann verteidigt hatten, und darin liegt ein überaus wichtiges Moment in der Geschichte unseres Landes für jene der deutschen Gesamtnation: Rätien ist durch die Eroberung der Bajuvaren deutscher Volksboden geworden. Aus den heutigen Ortsnamen und den körperlichen Merkmalen der heutigen Bevölkerung Tirols können wir ersehen, daß die romanische Besiedelung Rätiens keine unerhebliche gewesen ist und die Romanen sind von den Bayern auch nicht gewaltsam ausgerottet worden. Diese haben wohl nach dem Rechte des Eroberers die ihnen gut dünkenden Ländereien der Romanen sich angeeignet, diese zu ihren Knechten gemacht oder zur Bebauung bisher öder Gründe veranlaßt, dann aber selbst an den Neurodungen den tätigsten Anteil genommen, neue Dörfer und Höfe begründet, den Boden, den sie zuerst mit dem Schwerte gewonnen, ein zweites Mal mit dem Pfluge erobert. Immerhin werden noch im 8. und 9. Jahrhundert in heute völlig deutschen Gegenden des oberen Eisacktales urkundlich breonische Adelige und Bauern genannt. Auf die Dauer vermochte sich aber das romanische Volkstum nur in jenen Gebieten zu erhalten, die zwar auch unter die politische Herrschaft der Bayern gekommen, aber von ihnen nicht oder nur schütter besiedelt worden waren, so in den heute noch ladinischen Seitentälern des Puster- und Eisacktales und im Obervinschgau, das erst im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts völlig deutsch geworden ist. In den übrigen Tälern des tirolischen Rätien war die Zahl der angesessenen Bajuvaren so groß, der Abstand ihrer bäuerlichen Kultur zu jener der Romanen so gering, daß das gewichtige Moment der politischen Herrschaft die Sprache und die Nationalität der Rassenmengung im deutschen Sinne bestimmte. Die Mischung erfolgte im ganzen Lande nicht in demselben Verhältnisse, in Osttirol, im Leukentale und Unterinntale, in den östlichen Seitentälern des Pustertales, im Sarntale und Passeier können wir ein entschiedenes Vorherrschen des germanischen Typus (große Gestalten, lichte Komplexion), im Innerzillertal, im Eisacktal, Oberinntal und Vinschgau ein solches des gedrungenen und dunklen Typus, in den anderen Gebieten ein gleichmäßiges Nebeneinander beider Typen feststellen, und dieser Verteilung der körperlichen Merkmale entspricht auch ein größeres oder geringeres Überwiegen der deutschen und der romanischen Sprachwurzeln in der Ortsnamengebung der betreffenden Gegenden.

Diese Bajuvarisierung Tirols war der Schlüssel zu allen späteren Schicksalen des Landes: Tirol ist von da ab in allen seinen höheren und allgemeineren Beziehungen an die Lose gebunden, welche die Zukunft über Deutschland geworfen hat.

Außer den Bayern haben noch andere germanische Stämme, die zum Teil schon lange vor der Völkerwanderung, zum Teil während derselben ihre Sitze im heutigen deutschen Sprachgebiet eingenommen haben, ihre ursprüngliche Volksart behauptet: die Alemannen, Franken, Sachsen, Thüringer, und waren im Laufe der Zeit auch zum Bewußtsein einer höheren Volksgemeinschaft gekommen, die sie selbst als „Deutsch", d. h. zum Volke gehörig, bezeichneten. Ein besonders hervorstechender Zug der deutschen Geschichte seit dem 6. Jahrhundert — man darf wohl sagen — bis heute war und ist nun das Widerspiel zwischen der Selbständigkeitstatsache dieser einzelnen Stämme und dem Bestreben, diese einander völkisch und kulturell so nahe verwandten Gruppen zu einer politischen Einheit, zur gesammelten Kraft der deutschen Nation zu vereinen. In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters war der Träger dieser Bestrebungen die kraftvolle Monarchie der Franken. Das bayerische Stammesherzogtum hat lange genug dagegen zähen Widerstand geleistet, der zu immer verzweifelteren Mitteln griff und in der Katastrophe des letzten Agilolfinger zusammengebrochen ist. Der Anschluß der Bayern an das fränkische und spätere Deutsche Reich hat deren Aufschwung außerordentlich befördert, denn unter diesem Zeichen vollzog sich die Ausbreitung ihres Stammes über das heutige Ober- und Niederösterreich, Steiermark und Kärnten und die Kolonisierung dieser von den Slaven nur schwach besiedelten Länder. Hierbei wurde an heute tirolischem Gebiete das Iseltal und untere Pustertal, die in ihren Ortsnamen unverkennbare Spuren ehemals slawischer Bevölkerung aufweisen, für das Deutschtum gewonnen [11]). In ihren Wirkungen heute weniger beachtet oder leider überhaupt nicht mehr wahrnehmbar ist eine andere Vergrößerung des deutschen Volks- und Sprachgebietes, die ebenfalls seit dem 10. Jahrhundert gegen Süden erzielt wurde: damals erwarben Grundherren und Bauern, vorzugsweise wohl bayerischer Herkunft, auch jenseits der Etsch, die bisher bei Bozen die Grenze zwischen dem bayerischen und langobardischen Staate gebildet hatte, Grundbesitz, bevölkerten das heute noch deutsche Etschland unterhalb Bozen, errichteten, gerufen von den Bischöfen von Trient, neue Ansiedlungen [12]) auf den Bergen östlich dieser Stadt und weiter südlich in den Gebirgen von Vicenza, wo sie wahrscheinlich bereits ältere germanische Überbleibsel aus der Völkerwanderungszeit antrafen [13]). Es ist kein Zweifel, daß dieser Ausdehnung die von Kaiser Otto dem Großen 952 verfügte Angliederung der Mark Verona, zu der auch Trient gehörte, an das Herzogtum Bayern einen sehr wirksamen Rückhalt, wenn nicht den ersten Anstoß gegeben hat. Das Deutschtum in den Vicentiner und Veroneser Bergen, mit „den sieben und dreizehn Gemeinden" als Kern, behauptete sich leidlich bis ins 18. Jahrhundert und der österreichischen Regierung wäre es auch nach 1815 noch ein leichtes gewesen, dasselbe für die Zukunft zu erhalten, wenn sie diese Gebiete mit den angrenzenden deutschen Volkssplittern im Suganertale und auf der Luserner Hochebene zu einer großen Sprachinsel vereinigt und in deutsche Verwaltung gestellt hätte. Allein der Staatskunst Metternichs war die politische Bedeutung der Nationalität nie verständlich geworden und so mußte die Geschichte das Paradoxon erzeugen, daß die Macht, die den letzten Rest des bodenständigen Deutschtums in Italien vertilgen half, gerade hier als dessen verhaßte Vorkämpferin angesehen wurde.

Gleichzeitig und in ursächlicher Verbindung mit der geschilderten Höchstentfaltung der bayerischen Stammeskraft bereitete sich seit dem 11. Jahrhundert

eine Entwicklung vor, die schließlich zur Schwächung jener führte. In den Ostmarken gelangten die Geschlechter, die das verantwortungsvolle Amt der Markgrafen innehatten, zu fürstlichem Range, lösten ihre Abhängigkeit vom bayerischen Herzogtume und stellten sich unmittelbar unter Kaiser und Reich. Das „Land im Gebirge“, wie Tirol damals hieß, war zwar nicht als Mark eingerichtet, denn das angrenzende Italien entwickelte damals zu wenig Angriffskräfte, als daß eine solche Organisation in Tirol notwendig gewesen wäre. Wohl besaß aber Tirol damals eine große politische Bedeutung als Zugang zu jenem Lande, seitdem mit der Würde des deutschen Königs auch die eines römischen Kaisers und Königs der Lombarden verbunden, die Herrschaft über Deutschland und Italien in eine Hand gelegt war. Tirol hatte die besten und kürzesten Pässe, welche die deutschen Herrscher und deren Kriegsgefolge bei ihren oftmaligen Zügen nach Italien benützen konnten, und sich diese stets offen zu halten, war ein notwendiges Erfordernis der Reichspolitik. Aus diesem Grunde haben die Kaiser Heinrich II. und Konrad II. die bayerischen Grafschaften im Gebirge und die Grafschaft Trient den Bischöfen von Brixen und von Trient verliehen, die als geistliche Fürsten vom Reiche in strafferer Abhängigkeit standen als die bayerischen Stammesherzoge, die auch später sich dem Reiche mitunter widerspenstig gezeigt hatten. Die Grafschaft Trient verlor damals den staatsrechtlichen Zusammenhang mit der Mark Verona und der Lombardei und galt seither als ein Glied des Deutschen Reiches im engeren Sinne. Als die Stadt Trient trotzdem Anlehnung an den kaiserfeindlichen lombardischen Städtebund suchte, hob Kaiser Friedrich I. im Jahre 1182 ihre autonomen Freiheiten auf und stellte sie unmittelbar unter die Herrschaft des Bischofs. Die Burg und Grafschaft Garda, die bis dahin Pfalzgraf Otto von Wittelsbach vom Reiche zu Lehen getragen hatte, erhielt im Jahre 1167 ebenfalls der Bischof von Trient, unter der ausdrücklichen Bedingung, mit deren Hut keinen Lombarden oder Veroneser betrauen zu dürfen.

War so Tirol in den engsten Interessenkreis der deutschen Reichspolitik gerückt worden, so vermochten doch nicht jene Faktoren, die als deren Stütze im Lande ausersehen waren, diese Aufgabe zu erfüllen. Infolge gewisser verfassungsrechtlicher Rücksichten ging nämlich die fürstliche Gewalt in unseren Grafschaften von den Bischöfen auf zwei Adelsgeschlechter über, deren Glieder anfänglich nur im Auftrage der Bischöfe des Grafenamtes gewaltet hatten, und zwar auf die Grafen von Andechs im Inn- und Pustertal, auf die Grafen von Tirol im Vinschgau, Etsch- und Eisacktal. Die Kaiser hinderten das nicht, denn auch diese Grafen waren meistenteils ergebene Anhänger der staufischen Partei. Oftmals sind damals tirolische Ritter im Heerbanne der Kaiser gen Italien gefahren und bei der gewaltigen Belagerung Mailands im Jahre 1158 verrichtete Graf Albert von Tirol im Angesichte der deutschen Streitmacht ein Heldenstück, das in aller Munde war [14]). Als nach dem Aussterben der Hohenstaufen und dem Interregnum Rudolf von Habsburg zum deutschen Könige gewählt wurde, war Graf Meinhard von Tirol sein eifrigster Anhänger und nahm einen hervorragenden Anteil an der Bekriegung Ottokars von Böhmen, der die östlichen Donau- und Alpenländer seiner dem Anstriche nach deutschen, im Kerne aber slawischen Monarchie angegliedert hatte und seine Macht stark genug wähnte, sich der deutschen Nation als König aufzudrängen. Dieser Meinhard (Graf von Tirol 1258 bis 1295) galt schon damals als einer der tüchtigsten Fürsten seiner Zeit, er vereinigte das Inntal mit dem Etschlande zur einheitlichen „Grafschaft Tirol“, die nur zum deutschen Könige in loser staatsrechtlicher Unterordnung stand, und versah jene mit einer vorzüglichen Verwaltung [15]), die verschiedene Elemente

der vorgeschritteneren italienischen Verwaltungstechnik früher als andere deutsche Länder angenommen hat.

Tirol wurde unter ihm eines der bedeutenderen Territorien des Deutschen Reiches und stellte sich an Kraft und Ansehen fast ebenbürtig neben die älteren Fürstentümer, die sich aus der Zertrümmerung der herzoglichen Stammesgebiete gebildet hatten. Als im Jahre 1335 die alte tirolische Grafenfamilie erlosch, bewarben sich die damals mächtigsten Dynastien Deutschlands, die Luxemburger, Wittelsbacher und Habsburger um das Erbe. Da sie gleichzeitig um die deutsche Kaiserkrone wetteiferten und die Größe und Gruppierung ihres Landbesitzes in der Verfolgung dieser Politik den Ausschlag geben mußte, steht Tirol für damals im Vordergrunde der allgemeinen deutschen Geschichte. Schon war es im Begriffe, sich mit Bayern dauernd zu vereinigen, da vereitelte diese Anfänge eine zu hastige Unionspolitik, welche die Eigenart des zu selbständigem Leben erwachten Landes nicht berücksichtigte, und letzteres fiel nach einem mit großer Heftigkeit geführten Kriege im Jahre 1363 an Österreich.

Im Einverständnisse mit dem König Rudolf, der selbst in Italien nicht auftreten wollte, hatte schon Graf Meinhard von Tirol eine aggressive Politik gegen den Süden eröffnet, besetzte den Kirchenstaat von Trient und vereitelte dadurch die Versuche benachbarter italienischer Staaten, dieses Kirchenstaates sich zu bemächtigen. Seit diesen Tagen ist die deutsche Wacht an der Etsch eine ehrenvolle Aufgabe der Grafschaft Tirol geworden und die Nachfolger Meinhards, seit 1363 die Herzoge von Österreich, blieben mit deren Lösung dauernd und vollauf beschäftigt. Die Regierung Leopolds III., Friedrichs und Siegmunds sind angefüllt von Kämpfen mit Mailand, Verona, Padua und Venedig, und namentlich letzteres, die reiche Handelsrepublik an der Adria, setzte alles daran, die südlichen Tore der Alpen unter ihre Hoheit zu bringen. Erst Kaiser Maximilian vermochte ihre Macht dortselbst endgültig zu brechen und Tirol im Süden eine gute Grenze zu schaffen. In jenen Zeiten war Tirol die Basis aller kriegerischen Unternehmungen des Kaisers in Italien, das Aufgebot der Tiroler Landschaft der wichtigste Bestandteil der Armee, Innsbruck der Sitz der obersten Behörden des Kaisers.

Die politische Ausdehnung Tirols gegen den Südrand der Alpen wurde auch von einer nationalen Entfaltung des Deutschtums in dieser Richtung begleitet, ja erstere wurde vielleicht gerade von diesem Streben deutscher Volkskraft, das ja schon früher eingesetzt hatte, getragen und gestützt. Wir können es ziemlich genau verfolgen, wie Graf Meinhard und dessen Nachfolger als tirolische Landesherrn, insbesondere auch der tatkräftige Wittelsbacher Ludwig (in Tirol 1341 bis 1359), ihre deutschtiroler Dienstmannen ins untere Etschland, das sie dem Hochstifte Trient abgenommen hatten und dauernd mit Tirol vereinigen wollten, verpflanzten, so die Herren von Vellenberg (bei Innsbruck) nach Eppan, die von Rottenburg (bei Jenbach) nach Kaltern, Tramin [16]) und Königsberg (bei S. Michele), die von Villanders und andere aus der oberen Bozner Gegend nach Neumarkt und Salurn, die von Schenna (bei Meran) nach Persen [17]). Diese erhielten hier im Auftrage des Landesfürsten Verwaltung und Gerichtspflege und überdies reichen Grundbesitz, zu dessen Ausnützung sie wohl zahlreiche Bauleute aus ihrer Heimat mitbrachten. Immerhin gab es in Kaltern noch im Jahre 1322 eine Verschwörung dort ansässiger Romanen gegen Heinrich von Rottenburg und seine „dominatio teutonica“, wie der noch erhaltene Untersuchungsakt sagt, also aus rein nationaler Gegnerschaft [18]). Auch Altrei, der heute noch deutsche Ort im welschen Fleimstale ist im Jahre 1321 durch den damaligen Pfleger von Neumarkt, den reichen Gotschlin von Bozen, kraft landesfürstlichen Rodungsprivilegs begründet worden [19]). So wurde damals die deutsche Durchdringung des unteren Etsch-

landes, die ja schon früher begonnen hatte, vollendet und dessen Einverleibung in die Grafschaft Tirol bedeutete gleichzeitig eine dauernde Gestaltung des geschlossenen deutschen Sprach- und Volksgebietes an seinem äußersten Südrande. Gleicherweise hat auch Herzog Friedrich (1406—1434) nach der Gewinnung des Suganertales die Verwaltung seiner dortigen Herrschaften (namentlich Ivano, Castelnovo und Telfana) durchaus Deutschtirolern anvertraut und deutsche Bauleute herangezogen. Wenn man die Güterverzeichnisse, die im 15. und 16. Jahrhundert über den landesfürstlichen Besitz in dieser Gegend angefertigt wurden[20]), liest, staunt man über die Menge deutscher Namen nicht allein für Höfe und Fluren, sondern auch der bäuerlichen Besitzer derselben, und ebenso sind die Akte der Verwaltung und Rechtsprechung größtenteils in deutscher Sprache gehalten. So ist damals hier viel Deutschtum zu bodenständiger Niederlassung gelangt. Aber auch im bischöflichen Trient stärkte sich das Deutschtum um diese Zeit außerordentlich, sowohl am Hofe des Fürsten wie in den breiteren Bevölkerungsschichten. 1477 fordern die deutschen Handwerkszünfte Trients, die „Alemani", wie sie sich selbst nennen, gesetzliche Teilnahme am städtischen Regiment[21]). Die Statuten, das Landrecht von Trient, erschienen um dieselbe Zeit in deutscher Fassung[22]). Im ganzen zeigt sich im 14. und 15. Jahrhundert das Deutschtum in bedeutenden Ansammlungen gegen den Südfuß des Etschgebirges vorgeschoben, ähnlich der Kraftentfaltung, die es auch nach allen anderen Richtungen damals bewirkte. Seit dem 16. Jahrhundert traten dort wie überall Gegenstöße und rückläufige Bewegungen ein.

Anderseits hatte die staatsrechtliche Selbständigkeit, welche Tirol als gefürstete Grafschaft innerhalb des Deutschen Reiches genoß, das Gefühl seiner Zugehörigkeit zum bayerischen Stamme vollständig gelockert, ja verschiedene politische Vorgänge, dann der natürliche Gegensatz von Gebirg und Ebene, erzeugten eine gewisse ständige Spannung zwischen Tirol und Bayern, ähnlich wie zwischen der Schweiz und Schwaben, deren Bevölkerungen ja auch stammverwandt waren. Wie im Süden des Landes hat Kaiser Max auch an der nordöstlichen Ecke Tirol die heutige Gestalt gegeben; die Lage des bayerischen Erbfolgekrieges (1504) klug und energisch benutzend, erzwang er die Herausgabe der drei Gerichte des Unterinntales Kufstein, Kitzbühel und Rattenberg und verfügte ihre Vereinigung mit Tirol, wobei ihnen aber die bisherigen Rechte und Gesetze belassen wurden. Das östliche Pustertal ist ebenfalls damals (1500) infolge des Erlöschens des görzischen Grafenhauses mit Tirol verbunden worden, nicht ohne Protest seitens der Stände Kärntens, die den älteren territorialrechtlichen Verhältnissen gemäß dieses Gebiet für ihr Land in Anspruch nahmen, aber mit diesem Begehren beim Kaiser und dessen Nachfolger nicht durchdrangen.

Im wirtschaftlichen und geistigen Leben stellten sich im Mittelalter zwischen Tirol und Deutschland dieselben engen Beziehungen her, die wir soeben für die politische Seite kennen lernten. Viele bayerische und einige schwäbische Stifter hatten in Nord- und Südtirol reichen Besitz an Höfen und Weingütern, die meistens zu milden Bedingungen an Bauleute vergeben waren; es waren dies größtenteils Schenkungen des bayerischen hohen Adels, der seit den Zeiten der ersten Besitzergreifung bis ins 12. Jahrhundert im „Land im Gebirge" ausgedehnten Grundbesitz innehatte. Zur Lieferung der Erträgnisse dieser Güter von Tirol an die Sitze jener Stifter sehen wir in jener Epoche die erste ständige Transportorganisation, aber noch auf grundherrlicher Basis, in Wirksamkeit. Viel größeren Umfang gewann aber der tirolische Verkehr als Mittelglied des deutsch-venezianischen Handels, der seit dem 13. Jahrhundert immer lebhafter geworden war. Zahlreiche Verträge mit den oberdeutschen Reichsstädten (insbesondere Augsburg,

Regensburg, Nürnberg) vermittelten deren Bürgern sicheren Aufenthalt und freie Kaufmannschaft im Lande. Auch für die wichtigsten tirolischen Erzeugnisse, den Wein im Süden und den reichen Bergsegen im Inntale, bildete Oberdeutschland das vornehmste Absatzgebiet und Tirol bezog Industrieartikel von dorther, soweit nicht italienische Erzeugnisse den Markt beherrschten [23]). Die Messen zu Bozen entwickelten sich zu einem wichtigen Austauschplatze zwischen dem deutschen und italienischen Kaufmannsstande [24]). Der Durchgangsverkehr hatte grundlegende Bedeutung für die Entwicklung des tirolischen Städtewesens, er schuf dem Lande ertragreiche Gewerbe, insbesondere die Frächterei erfuhr eine großzügige Organisation, an deren Ausbau die einheimischen Fuhrwerker, die fremden Kaufleute und Warenbesitzer und die Regierung zusammenwirkten [25]). Letztere sorgte auch im wohlverstandenen eigenen Interesse für einen leidlichen Zustand der Straßen, denn die Zölle bildeten einen wichtigen Posten unter den landesfürstlichen Einnahmen. Die Bevölkerung der tirolischen Städte ergänzte sich nicht allein aus dem umgebenden Lande, sondern in auffallendem Maße auch durch Zuzug aus den oberdeutschen Städten. Überhaupt hörte damals die Einwanderung aus dem Norden nach Tirol nicht völlig auf, die Erweiterungsfähigkeit des urbaren Bodens und wohl noch mehr die Auffindung neuer Erzlager ermunterte zur Niederlassung im Lande, das überdies den Ankömmlingen politische und soziale Freiheiten in einem damals seltenen Umfange darbieten konnte. Als im Jahre 1483 ein schwäbischer Dynast sich bei der tirolischen Regierung über die Aufnahme mehrerer seiner Eigenleute in Tirol beschwerte, erklärte ihm jene, Tirol „sei ein gefürst freys landt“ und man verwehre niemanden, „darein zu ziehen, dann in der graveschaft Tiroll allenthalben Swaben, Payrn, Frankn, Sachsn und allerley volkh were“ [26]).

Die Kunst zeigt sich auch in Tirol ganz im Rahmen jener reichen nationalen Entfaltung, zu welcher diese seit dem 15. Jahrhundert in ganz Deutschland gediehen war. Wenn auch in den Formen und Mitteln des Ausdruckes der italienische Einschlag, je weiter südwärts, desto mehr sich bemerkbar macht, die Grundauffassung, der schöpferische Genius, der aus den tirolischen Kunstwerken jener Zeit spricht, ist deutsch [27]). Die Teilnahme oberdeutscher Künstler an den hervorragendsten Bauten des Landes ist urkundlich belegt und umgekehrt sehen wir insbesondere in der bemalten Holzschnitzerei tirolische Werkstätten sich zu einem führenden Range in Deutschland erheben. Die mönchische Gelehrsamkeit, die im benachbarten Bayern sich so eifrig betätigte, hat zwar in den Klöstern Tirols auffallend geringe Spuren selbständiger Arbeit zurückgelassen, doch zeigt das hier gepflegte Schrifttum engste Fühlung mit den Bildungsstätten des oberen Deutschland; so konnte es kommen, daß in Tirol (und zwar im Kloster Neustift bei Brixen) die einzige Handschrift eines der wichtigsten Denkmale der deutschen Rechtsliteratur, der „Spiegel Deutscher Leute“, sich erhalten hat.

Ungemein kräftig entfaltete sich in Tirol die Kunst der ritterlichen Dichtung. Wenn wir auch die tirolische Abstammung Walters von der Vogelweide in Schwebe lassen, so genügen eine Reihe anderer Namen, insbesondere der Oswalds von Wolkenstein, um Tirol auf dem deutschen Parnaß jener Zeiten würdig zu vertreten.

Tiefe Gärungen sozialer und religiöser Natur bezeichnen den Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit des deutschen Volkes. Tirol war von diesen Bewegungen nicht ausgenommen. Die Landtagsverhandlungen führen seit dem Tode Kaiser Maximilians eine immer heftigere Sprache über Mißstände in der Verwaltung und über wirtschaftliche Ausbeutung, und als der junge Landesfürst, übel beraten von landfremden Günstlingen, statt den Klagen Rechnung zu tragen, diese noch nährte, kam es in Tirol gleich wie in Schwaben und Franken zu offener Empörung. Selbst ein konservativ gesinnter Mann, der Neustifter Chorherr G. Kirchmair,

fand die Abneigung der Tiroler gegen den spanischen Minister des Erzherzogs wohl begründet[28]): „Und was (war) fürwar in mir ain wunder, daß ain ainig (einzig) mentsch, ain auslender und darzu ainer frömbden nacion die Teutschen, das ungezaumbt volk, so gewaltig solt regieren.“ In Meran traten die unteren Stände, Bürger und Bauern zu einem Nationalkonvente zusammen und entwarfen ein Reformprogramm[29]), das die „schwäbischen Artikel“ inhaltlich weit übertrifft. Die Verfassung Tirols, die den unteren Ständen Teilnahme an den öffentlichen Geschäften immer gewährt hatte, vermittelte eben auch jetzt seinen Vertretern einen sicheren Blick für das Brauchbare und Notwendige, der die ungestüme Kraft der eben entfesselten Freiheitsbewegung befruchtete. Die Forderungen, die jenes Programm aufstellte, so unter anderem Einheitlichkeit des Rechtes, Gleichheit des Gerichtes, direkte Verwaltung der staatlichen Befugnisse durch den Staat, Verbot der Ringe, Abschaffung der Leibeigenschaft, des Zunftzwanges und der Roboten, konnten zwar damals größtenteils nicht erreicht werden, aber sie bilden den wichtigsten Inhalt der Arbeit eines späteren Zeitalters, das wir heute allgemein das der Reformen nennen, und gerade darin erweist sich ihre geschichtliche Bedeutung.

Die religiösen Forderungen des Meraner Programms — freie Predigt des reinen Evangeliums, Einschränkung der Klöster, frommen Schenkungen und der kirchlichen Gebühren — stehen offensichtlich im Banne jener Bewegung, die seit dem Auftreten Martin Luthers ganz Deutschland ergriffen hatte. Die Bevölkerung Tirols hatte schon im Mittelalter keineswegs zu den blinden Anhängern der Kurie gehört, vielmehr in den häufigen Kämpfen, welche die Landesfürsten mit den kirchlichen Gewalten zu führen hatten, treu auf Seite der ersteren trotz Bann und Interdikt ausgeharrt. Der Streit des Herzogs Siegmund mit dem Kardinal Nikolaus Cusanus von Brixen hatte Tirol zum Schauplatze eines kirchenpolitischen Kampfes von geradezu europäischer Bedeutung gemacht. So erscheint es begreiflich, daß die neuen Lehren, die überall in Deutschland mit seltener Einmütigkeit aufgenommen wurden, auch in Tirol leichten Eingang fanden; die oben angedeuteten wirtschaftlichen und völkischen Zusammenhänge leisteten hierbei wesentlichen Vorschub. Jedoch ist die neue Lehre nicht gleichmäßig festgehalten worden. Zu denjenigen deutschen Ländern, in denen sich der Katholizismus vom ersten Anpralle vor der endgültigen Beseitigung erholen und seine Kräfte zum Widerstande sammeln konnte, gehörte auch Tirol; auch hier gab hiefür die Haltung des Fürstenhauses, dessen Vertreter ihre Erziehung in der fremden Welt des Spaniertums genossen hatten, den Ausschlag. Immerhin erforderte die völlige Reinigung des Landes von reformatorischen Ideen, insbesondere die Ausrottung des Wiedertäufertums, das unter den Bergbauern des Puster- und Zillertales am meisten Anhänger gefunden hatte, noch lange Jahre, ja Jahrhunderte friedlicher und gewaltsamer Bekehrung und nur durch rücksichtslose Anwendung aller Machtmittel des Staates[30]) ist die berühmte „Glaubenseinheit“ Tirols geschaffen worden. Noch in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts hat die Regierung auf Antrieb geistlicher Kreise den letzten Rest bodenständiger, bäuerlicher Protestanten des Zillertals zur Auswanderung gezwungen[31]). Die geistigen Kräfte, die zur Erneuerung des Katholizismus in Tirol notwendig waren, mußten anfangs aus dem Auslande, aus Deutschland und Italien, bezogen werden. Die Niederlassung der Jesuiten zu Innsbruck (gegründet 1562) war eine der ältesten und wichtigsten in Deutschland. Aber bald nachher erhob sich auch hier im streng katholischen Lager Widerspruch gegen die Tätigkeit und das System dieses Ordens, und kein anderer als Erzherzog Ferdinand II. hat schon damals mit scharfen und klaren Worten die seither nie verstummten Beschuldigungen gegen die Jesuiten, geradezu die springenden

Punkte der Jesuitenfrage, die später Deutschland noch so viel zu schaffen machte, zum Ausdrucke gebracht [32]).

Ein wichtiges Mittel zur vollen Rückkatholisierung Tirols war die geistige Abschnürung vom protestantischen Deutschland; dafür wurde die kulturelle Gemeinsamkeit mit dessen katholisch gebliebenen Gebieten eine um so engere. Wie dort geriet auch in Tirol die höhere Erziehung unter die Herrschaft der Jesuiten und deren Wirkungen waren hier wie dort die gleichen. Mochte die Schulmethode dieses Ordens dem Erfordernisse einer vorwiegend formalen Durchschnittsbildung genügen, so erlahmte unter ihrem Einflusse offensichtlich die Selbständigkeit und ursprüngliche Schaffenskraft der Geister; das geistige Leben Tirols erweckt in jener Epoche den Eindruck einer gewissen Gleichförmigkeit ohne hervorstechende Leistungen einzelner, einer Dürre und Dürftigkeit, die vergleichsweise im Mittelalter nicht vorhanden war. Zu den wenigen originellen und für die Zukunft bedeutungsvollen Äußerungen dieser Zeit zählen mehrere Kapitel eines Werkes [33]) des Haller Arztes Guarinoni (gest. 1654), der in diesen als einer der Ersten die Schönheit der Gebirge, die Wanderfreude und die Zuträglichkeit des Aufenthaltes in denselben preist, freilich ohne vorderhand deutlichen Wiederhall zu finden. So hat Tirol gleich vielen anderen katholischen Gebieten Deutschlands an der Wiedergeburt der deutschen Dichtung und Wissenschaft, die seit dem Ende des 17. Jahrhunderts einsetzte, sozusagen gar keinen tätigen Anteil genommen und selbst die Kenntnis der neu gewonnenen Schätze brach sich nur mühsam Bahn. Es bedurfte der Beseitigung der ärgsten äußeren Hemmnisse durch aufgeklärte Regierungen, ehe auch in Tirol das geistige Leben sich erneuern und, gestärkt an fremden Vorbildern, auch zu selbständiger Erzeugung schreiten konnte.

Weniger ungünstig erwies sich der Geist der Gegenreformation für die Entfaltung der bildenden Künste; das Interesse an religiöser Schaustellung, das dieser Epoche mehr als irgendeiner innewohnte, mußte vielmehr den kirchlichen Bau- und Ausstattungsgewerben kräftige und dauerhafte Antriebe erteilen. Allein die neuen Stilarten, die sich aus der Renaissance entwickelten, erlagen in den deutschen katholischen Gegenden ganz der Führung des Romanismus. Auch in der tirolischen Kunst gelangte seit der Mitte des 16. Jahrhunderts der italienische Einfluß in anderem Sinne als früher zur Geltung, die fremden Formen wurden immer weniger durch die national-bodenständige Kunstauffassung verarbeitet, sondern diese unterwarf sich ihnen nicht selten bis zum Tiefstande einer geistlosen, eigenen Regungen fast unzugänglichen Nachahmung der fremden Vorbilder [34]). Nur an kleinen Zutaten gewahrt man hin und wieder einen als typisch deutsch anzusprechenden Einschlag im Wesen der Schöpfer dieser Werke. Kräftiger als in der höheren Kunst behauptete sich der Geist angestammter völkischer Eigenart im handwerksmäßigen Betrieb, dessen Erzeugnisse sich unter dem Namen „tirolische Bürger- und Bauernkunst“ auch aus dieser Epoche heute noch einer berechtigten Wertschätzung erfreuen.

Das Vordringen des Romanismus gegen das Deutschtum äußerte sich nicht allein in geistigen Gestaltungen, sondern auch als völkische Massenbewegung in den Grenzgebieten. Seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gewahren wir einen allmählichen Rückgang des Deutschtums in der Trientner Gegend und im Suganertale. In den Schriftstücken schwindet der Gebrauch der deutschen Sprache, die Namen der Höfe und Bauerngeschlechter erhalten italienische Endungen oder werden überhaupt durch italienische Stammformen ersetzt, die bewußten Äußerungen deutschen Stammesgefühls werden immer seltener, bis endlich gegen Schluß des 18. Jahrhunderts nur mehr einige deutsche Sprachinseln auf den unwirtlichsten Anhöhen des Fersentales und der Hochebene von Lusern den kärglichen Über-

rest deutschen Lebens in dem ganz italienisch gewordenen Lande bezeichnen. Die näheren Stufen, die Ursachen und Anlässe dieser Veränderung sind noch nicht dokumentarisch untersucht und festgestellt, man denkt an Ausrottung der Bauern nach der Erhebung im Jahre 1525, die insbesondere in diesen Teilen Südtirols sehr stürmisch und von einer nicht weniger gewalttätigen Reaktion begleitet war, ferner an Vertreibungen der Deutschen infolge ihrer besonderen Hinneigung zu den religiösen Neuerungen[35]). Sicher ist, daß der italienische Klerus der Diözese Trient der zäheste Gegner des in dieser heimischen Deutschtums gewesen ist. An der Kurie zu Trient trat seit dem 16. Jahrhundert der deutsche Einfluß stark zurück; die Bischöfe, seither meistens dem eigentlichen Trientner Adel entnommen, waren warme Vorkämpfer und Verteidiger der Italienität ihres Fürstentums[36]). Hingegen vergaß der Innsbrucker Hof die ausgeprägt deutsche Haltung, die noch Maximilian I. und seine Vorgänger beobachtet hatten, immer mehr, ja seit der Einheirat der Claudia von Medici (1626) geriet er völlig unter die Herrschaft eingewanderter Italiener. Soweit ging damals deren Bevorzugung, daß man venezianischen Adeligen sehr wichtige und große Gerichte und Herrschaften an der unteren Etsch und an den „welschen Confinen“ (so hieß das unmittelbar tirolische Gebiet um Rovereto und im Suganertal) zu Lehen und Pfand gab, so den Herren von Zenobio Neumarkt (Enn), Salurn und Königsberg, den Giovanelli Telvana, den Zambelli und Buffa Castelalto[37]). Unter solchen Umständen war die Regierung noch weniger zu einer offenen Unterstützung des Deutschtums in jenen Gegenden fähig, obwohl das nur den besten Überlieferungen der tirolischen Politik entsprochen hätte. Aber auch seit dem Anbruche des österreichischen Zentralismus (1740) und der völligen Einverleibung des Fürstentums Trient in den Staatskörper Österreichs (1803) wurde dies nicht anders. Die Regierung bot vielmehr alles auf, um den italienischen Charakter Welschtirols zu vollenden. Dieser fortgesetzt feindlichen und gleichgültigen Behandlung in Staat und Kirche ist das bodenständige Deutschtum in Welschtirol, wo es allerdings nie zur vollen Geschlossenheit sich durchgekämpft hatte, erlegen.

Im ganzen ist die Erschlaffung des deutschen Volkstumes gegenüber den ausländischen Einflüssen, die Minderung seiner ursprünglichen Zeugungskraft auf den verschiedensten kulturellen Gebieten und seine materielle Einbuße in den Grenzstrichen nicht eine Erscheinung, die auf Tirol oder die nächsten Nachbargebiete beschränkt ist. Vielmehr erweist sich das als der ausgesprochene allgemeine Grundzug der deutschen Geschichte vom Ende des 16. bis ins 18. Jahrhundert, nur mit dem Unterschiede, daß im westlichen und nördlichen Deutschland nicht Italiener und Spanier, sondern Franzosen, Polen, Dänen und Schweden die Angreifer waren. Die übermäßige Beschäftigung mit den konfessionellen Streitigkeiten, die gerade in Deutschland für das übrige Europa sich entscheiden sollten, hat die Kräfte der Nation beansprucht und aufgezehrt, ohne daß dieser Aufwand ihren eigentlichen Daseinszielen zugute gekommen wäre.

Allerdings an den eigentlichen Kern des tirolischen Deutschtums vermochte der begehrliche Nachbar auch in diesen ungünstigen Zeiten nicht heranzukommen. Als das Trientner Domkapitel den Gebrauch der italienischen Sprache in Tramin 1727 gerichtsüblich machen wollte, erklärte der dortige Richter Mathias Pichler[38]) in dem schandvoll verstümmelten Deutsch jener Zeit: „Wann nun aber ein solches dem tyrolischen landtsgesaz a diametro zuwider und ausfierlich statuiert wirdet, dass all und iede gerichtssache in khain andrer als teitschen Sprach pertractiert werden solle, anfolglich diesem orth Tramin, in welch dises statutum auch vigieret, ain praeiudicium einschleichen dürfte.“ Im oberen Vinschgau hatten sich einzelne Reste der rätoromanischen Sprache bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts erhalten und deren Träger wurden kirchen- und staatsgefährlicher Verbindung mit den kal-

vinistischen Engadinern gleicher Zunge bezichtigt. Vor allem auf Betreiben des Abtes des Stiftes Marienberg, M. Lang, eines energischen Schwaben, erging 1607 ein obrigkeitliches Gebot auf ausschließlichen Gebrauch der deutschen Sprache in Gemeinde und Schule in jenem Gebiete[39]) und seitdem verschwindet die rätoromanische Sprache aus Westtirol vollständig.

In politischer Hinsicht ist auf die geschilderte Bewegung von 1525 in Tirol eine geringere Reaktion eingetreten, dank vor allem der Grundlagen, die schon im Mittelalter hierfür gelegt wurden. Hier hat sich nämlich mit geringen Ausnahmen nie das System der Gutsherrschaft entwickelt, das darin bestand, daß der Besitzer eines größeren Gutskomplexes über die darauf angesiedelten Leute auch die Befugnisse der gerichtlichen und politischen Verwaltung ausübte und diese seine „Untertanen" in persönlicher, nicht willkürlich lösbarer Abhängigkeit hielt. In Tirol hat es zwar auch viel grundherrlichen Boden gegeben, aber dieser war durchaus in einzelnen Gütern verstreut und die bäuerlichen Besitzer genossen diese zu Erbrecht gegen einen mäßigen Jahreszins und ohne Minderung ihrer persönlichen Freiheit[40]). Die Bauern der einzelnen Ortschaften bildeten, unbeschadet ob sie solchen Erbleihe- oder freien Besitz hatten, Gemeinden mit einem erheblichen Grad von Selbstverwaltung, unterstanden hinsichtlich der höheren politischen Verwaltung und der Justiz Obrigkeiten, deren Amtsgewalt sich aus unmittelbar landesfürstlicher Beauftragung herleitete, übten auch auf die Rechtspflege einen bedeutenden selbständigen Einfluß durch die Beistellung ihrer Geschworenen zu den Gerichtshöfen aus, wahrten sich die Ehrenpflicht des persönlichen Aufgebotes zur Landesverteidigung und hatten als Krönung dieses Ganzen eine nach den einzelnen Gerichtsbezirken festgelegte Vertretung bei den Landtagen, denen Steuerbewilligung, Kritik der landesfürstlichen Verwaltung und Mitwirkung an der Gesetzgebung zustanden. Eine derartige politische Stellung des Bauernstandes war in Deutschland vom 15. bis 18. Jahrhundert etwas ganz Vereinzeltes und es bildet einen besonderen Ehrentitel Tirols, die Prinzipien der germanischen Volksfreiheit zu einer Zeit bewahrt zu haben, wo in allen anderen Ländern der Absolutismus und das patrimoniale System zu üppigster Entfaltung gediehen.

Auch die äußeren Schicksale Tirols gestalteten sich in dieser Epoche wesentlich anders und viel günstiger als im übrigen Deutschland. Die Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts, die Deutschland gemäß seiner geographischen Lage zum Tummelplatze der Heere von ganz Europa machten, haben mit geringen Ausnahmen die Gebirge Tirols gemieden. Solange Tirol von einem Seitenzweig der Habsburger als einem selbständigen Fürstenhause beherrscht wurde (das ist von 1568 bis 1665), war auch seine finanzielle Teilnahme an den Großmachtsbestrebungen Osterreichs auf einzelne wenige Vorkehrungen beschränkt. Selbst zur Abwehr der Türkengefahr, die unaufhörlich nicht allein Ungarn, sondern auch Nieder- und Innerösterreich bedrohte, hat Tirol damals kaum mehr als ein beliebiges anderes Land des Deutschen Reiches beigetragen. So ist die bäuerliche Wirtschaft in Tirol vor jenen Verheerungen, die sie in den ebenen Ländern Deutschlands damals erlitt, verschont geblieben, ja sie gedieh zu einem bescheidenen Wohlstande, der uns heute noch im behäbigen, selbst künstlerisch wertvollen Charakter des alttirolischen Hauses und Hausrates anspricht. Die kulturelle Verfassung des tirolischen Bauernstandes kennzeichnet auf das günstigste die Tatsache, daß zwei Männer, die aus diesem Stande hervorgegangen sind und ihn zeitlebens nicht verlassen haben, P. Anich und B. Hueber, eine für ihre Zeit ganz vorzügliche Mappierung ihres ausgedehnten Vaterlandes durchgeführt haben.

Wer dies alles bedenkt, versteht auch die Bildung jenes provinziellen Sonder-

und Selbstgefühls und die Abneigung gegen das Neue, Fremdartige und von Außen Kommende im Charakter der Tiroler oder der „tirolischen Nation“, wie man im Bewußtsein der provinziellen Eigenart gerne sagte. Dies mußte auch der aufgeklärte Absolutismus, der, genährt an den Theorien der deutschen naturrechtlichen Schule, seit der Mitte des 18. Jahrhunderts wie in ganz Deutschland und Österreich auch in Tirol eine allgemeine Erneuerung des öffentlichen Lebens anzubahnen versuchte, erfahren. Er stieß hier bei der Bevölkerung auf Mißtrauen und Widerwillen, gerade nicht in allem, was er unternahm, aber doch auch in einem Teil jener Reformen, deren Wert für das Beste des Volkes nicht zu verkennen war. Freilich ermangelte der neuen Richtung auch das Verständnis für die historische Anknüpfung ihrer Maßnahmen, und eine nähere Kenntnis der besonderen Verhältnisse im Lande, das ganz anders zu behandeln war als die übrigen österreichischen Provinzen. In blindem Eifer bedrohte die Reform auch Einrichtungen, die, wiewohl althergebracht, in Tirol noch durchaus lebensfähig und eher wert waren, besser ausgebaut als ganz beseitigt zu werden. Insbesondere gilt dies von den verschiedenen Formen der Selbstverwaltung, die im Lande seit alters her vorhanden waren, aber nicht den Beifall der absolutistischen Theorie finden konnten. Soweit die Neuerung die Interessen der Kirche und die durch die jahrhundertlange geistliche Erziehung geschaffenen Überzeugungen des Volkes berührte, stellte sich ihr ohnedies eine Macht gegenüber, deren Bekämpfung unmöglich in momentanen Anläufen größere Erfolge erzielen konnte. Immerhin muß betont werden, daß der josephinische Geist im Lande selbst alsbald eine überzeugte, wenn auch in Minderheit befindliche Anhängerschaft sich gewann. Man erkannte auf dieser Seite die Notwendigkeit, daß Tirol dem Fortschritte der Zeit und den Anregungen der Außenwelt sich eröffnen müsse, ohne in das andere Extrem zu verfallen und die gesunden und begründeten Forderungen landschaftlicher Eigenart zu verwerfen. Einer der ersten Vertreter dieser Richtung war Michael Senn, der Landrichter von Pfunds, der sich im Jahre 1809 unbedenklich auf die Seite der Insurrektion stellte, aber von den reaktionären Antrieben mancher Mitkämpfer weit entfernt war[41]).

Hiermit komme ich zu jenen Kapiteln, von denen die tirolische Klio am liebsten spricht. Schon in den Zeiten Kaiser Maximilians wurde die Teilnahme des Tiroler Volkes an der Verteidigung seines Landes in bestimmte Ordnungen gebracht, die später mehrfache Ausgestaltung erfuhren. Im Jahre 1703, als im Verlaufe des spanischen Erbfolgekrieges eine Verbindung der feindlichen Armeen in Italien und Bayern über Tirol hergestellt werden sollte, bewährte sich zum ersten Male diese Organisation in einer selbsttätigen Erhebung des Landsturmes. Auch in den ersten Koalitionskriegen gegen Frankreich fielen dem tirolischen Aufgebote wichtige Aufgaben zu. Den Höhepunkt seiner Taten bildet aber, wie allgemein bekannt, der Krieg im Jahre 1809. Überstürzte, zum Teil auch schädliche Neuerungen der bayerischen Regierung, unkluge Verletzungen des tirolischen Provinzialcharakters und Eingriffe in die dem Landvolke über alles heilige hergebrachte Kirchenordnung, dazu das doppelt drückende Gefühl, dies alles von einer fremden, gewaltsam aufgedrängten Herrschaft erdulden zu müssen, erzeugten die Stimmung, welche die Aufforderung Österreichs, zu den Waffen zu greifen, in begeisterter Tat erwiderte. Da schon im Jahre 1809 eine starke nationale Erregung in Deutschland den Kampf Österreichs gegen das übermächtige Frankreich begleitete und vier Jahre nachher zum lodernden Ausbruche kam, war man später geneigt, ähnliche, allgemein deutsche Motive auch in der Erhebung Tirols, ja in ihr einen Vorläufer zum deutschen Befreiungskampfe von 1813 zu erblicken. Das mag im objektiven, nicht aber im subjektiven Sinne berechtigt

sein. Denn was die meisten Führer und die Masse der kämpfenden Tiroler Bauernschaft von 1809 betrifft, wird man bei ihnen wohl viele Äußerungen eines kräftigen Provinzialbewußtseins, streng kirchlicher Gesinnung, der Anhänglichkeit an Osterreich und dessen Erzhaus und einer gründlichen Abneigung gegen Bayern und das dortige Regierungssystem, aber nicht Äußerungen deutschnationaler Gefühle finden. Das schließt aber nicht aus, daß das Beispiel Tirols mächtig auf das übrige, ebenfalls seiner nationalen Selbstbestimmung beraubte Deutschland gewirkt hat[42]). Andreas Hofer und sein Schicksal wurden ein viel behandelter Stoff der deutschen Dichtkunst und jener hiedurch eine der volkstümlichsten Gestalten aus der bewegten Zeit der Befreiungskriege: sein einfach-tragisches Los, schlecht verstandene Treue bis in den Tod, bildet ohnedies ein Motiv, das gerade in der deutschen Volksseele Widerhall finden konnte. Bei einzelnen Mitkämpfern des Tiroler Aufstandes von 1809 treffen wir übrigens auch ausgesprochene Ansätze zu jenem neuen, deutschen Nationalgefühl, dessen Entstehung sich an die Namen Stein, Arndt, Jahn und Görres knüpft. So verfaßte Siard Haser, Chorherr des Stiftes Wilten und einer der führenden Köpfe des Aufstandes, ein Manifest[43]), das zur Verteilung unter die bayerischen Soldaten bestimmt war und sie unter Hinweis auf die Geschichte und die gemeinsamen Belange aller Deutschen aufforderte, Napoleon die Gefolgschaft zu kündigen und gegen ihn mit ihren Volksgenossen sich zu vereinigen. Wie ein Zukunftswort klingt die Mahnung Hasers in die kommenden Tage: „Denn ich verlange nichts anderes, als daß alle Deutschen als Brüder sich lieben und mit vereinten Kräften wider ihre Feinde streiten sollen.“ Daß in den folgenden Jahren tiefster Knechtung der Geist deutscher Gemeinschaft auch in der Tiroler Jugend erstarkt war, dafür gibt einen sprechenden Beweis die Tatsache, daß sie in der Schar des Freiherrn von Lützow in der Stärke einer eigenen Abteilung vertreten war; deren Anführer waren der Zillertaler Jakob Riedl und der Passeirer Josef Ennemoser, der als Student Andreas Hofer Adjutantendienste geleistet hatte. Nach dem Befreiungskriege, in dem er sich das Eiserne Kreuz verdiente und enge Freundschaft mit den norddeutschen Waffengenossen schloß, wurde Ennemoser Professor an der Universität zu Bonn, einer der friedlichen Errungenschaften des siegreich beendeten Krieges[44]).

Eine im Zusammenhange der Ereignisse besonders bemerkenswerte Kundgebung deutscher Gesinnung veranstalteten die Vertreter mehrerer südtirolischer Gerichte im Jahre 1810, als Deutschsüdtirol südlich Klausen und Lana, sowie die ladinischen Seitentäler des Eisack- und Pustertals von Bayern losgetrennt und dem Königreich Italien zugeteilt werden sollten[45]). Gewiß wird zu bedenken sein, daß die bayerische Regierung diese Kundgebungen wünschte und begünstigte, aber es wäre doch wohl kaum möglich gewesen, für sie die Bevölkerung zu gewinnen, wenn nicht die wirkliche Grundlage der entsprechenden Gesinnung vorhanden war. Die Unterfertigung dieser an den König von Bayern gerichteten Manifestationen durch Männer, die noch vor Jahresfrist führende Stellungen in dem Kampfe gegen Bayern eingenommen hatten (wie Landrichter von Gasteiger), läßt uns über die geschichtliche Echtheit der in jenen ausgedrückten Meinungen nicht im Zweifel. So verweist das Gesuch der Gerichte Kastelrut und Villanders „auf die angeborne Anhänglichkeit der Deutschen an ihr geliebtes deutsches Vaterland und den so auffallenden Kontrast in dem Charakter, den Sitten und Gebräuchen der Deutschen und Italiener“. Es sei weltkundig, daß nicht nur das Eisacktal, sondern auch alle Gegenden an der Etsch bis zur Brücke von Lavis seit Jahrhunderten zum deutschen Tirol gerechnet wurden. In jenen Gerichten herrsche durchaus die deutsche Sprache und „obschon in Gröden eine sowohl von der

deutschen als italienischen ganz abweichende Sprache gesprochen werde", so sei doch auch dort nur die deutsche Gerichtssprache üblich. Weiters seien sie durch natürliche, geographische und wirtschaftliche Beziehungen weit enger mit dem Norden als mit dem Süden verbunden und bitten den König, dahin zu wirken, daß die Grenzscheide zwischen Südbayern und Italien der natürlichen Lage und der Sprache gemäß gezogen werde. Ähnliche Gesuche legten auch die Gerichte Salurn und Neumarkt unter Berufung auf ihre ererbte nationale Zugehörigkeit vor. Die Ladiner des Gerichtes Enneberg verwahren sich energisch gegen die Zumutung, daß sie Italiener seien. Sie sprächen zum Teil unter sich allerdings die „Badiotensprache", diese sei aber einzig in ihrer Art und von der italienischen ganz verschieden. Geschäfts- und Gerichtssprache sei aber hier das Deutsche, das von allen Insassen verstanden und gesprochen werde, und der gesamte Verkehr verknüpfe das Enneberg mit dem deutschen Pustertale, und mit Italien hätte es so gut wie gar keine Beziehungen. Eine 1802 vom damaligen Richter von Enneberg, J. Steinberger, verfaßte statistische Beschreibung des Tales erklärt, daß dessen Bewohner „eigentlich zur deutschen Nation gehören, aber eine Sprache reden, die mit der deutschen, welschen, französischen und spanischen Sprache vermengt ist" [46]). Allein Napoleons Wille blieb unerbittlich und schlug Südtirols schönsten Teil zu Italien. Übrigens rechnet die österreichische Regierung, insbesondere die k. k. statistische Zentralkommission, bis zur Stunde die Ladiner von Enneberg und Gröden zur italienischen Nationalität und Sprache, während die Ladiner der Schweiz amtlich als eigene Volksart anerkannt werden.

Der Kampf, der Deutschland von dem Druck der äußeren Feinde befreit und der Nation die erste Bedingung zur Wiedergeburt ihres staatlichen Seins übermacht hat, ließ auch Tirol aufs neue, ja im vergrößerten Umfange, erstehen. Aber wie das ganze Deutschland nach dem Ausgang der Befreiungskriege in seinen nationalpolitischen Hoffnungen getäuscht wurde, so auch Tirol. Österreich stellte die tirolische Verfassung und andere Sonderrechte, für die gerade die Kämpfer von 1809 geblutet hatten, trotz eindringlicher Vorstellungen beim Kaiser nur zum Scheine oder überhaupt nicht wieder her, die Verfassung, die Tirol erhielt, war nach dem Worte eines späteren konservativen Geschichtschreibers [47]) „eine Schale ohne Kern, eine alte Form ohne den alten Inhalt, mit dem einzigen Rechte zu — bitten". Metternichs, des allmächtigen Ministers Programm, das überall die Unmündigkeit der Völker forderte, duldete auch in Tirol keine Ausnahme, selbst wenn diese durch die legitimsten Rechtstitel gestützt wurde, und lieber riskierte man, daß der Name des Kaisers bei dem beispiellos treuen Volke Zweifeln ausgesetzt werde. Das Gefühl eigener Kraft und der Mut zur Selbstbestimmung, die man im Drange des Krieges unbedenklich genug angerufen hatte, für die Zeiten friedlicher Regierungsarbeit aber weniger passend hielt, sollten dem Volke wieder gründlich abgewöhnt werden. Die Erinnerung an 1809 galt diesem System als „peinlich" und sollte möglichst vermieden werden [48]). Es war derselbe Geist, der in Preußen die um Deutschlands Befreiung verdientesten Männer als staatsgefährlich verdächtigte und in die Gefängnisse brachte, nur daß in Tirol zu so energischem Einschreiten kein Grund vorlag, weil hier die Bewegung nie eine wirklich grundsätzliche Prägung empfangen hatte. Die Meinung der Bureaukratie, ihr unangenehme Ideen durch Polizeimaßregeln niederhalten zu können, fand auch in Tirol reichliche, und oft lächerlich wirkende Anwendung [49]). Mit einem wichtigen Faktor des alten Tirol suchte sich aber das neue Regiment gut zu stellen, nämlich mit der Kirche, und fand dabei auch Gegenliebe. So änderte sich auch nichts an dem Verhältnisse blinder Ergebenheit, in dem nun seit drei Jahrhunderten die Bevölkerung Tirols gegenüber der Kirche verharrt hatte; es erfuhr vielmehr im

Sinne des erstarkenden Ultramontanismus weitere Vertiefung. Für die Wahrung wirklich alttirolischer Eigenart und Bauerntums hatte aber weder die Bureaukratie noch der Klerus Verständnis und Eifer und so ist vieles davon gerade seit dieser Epoche verloren gegangen. Der romantische Katholizismus, der von den Rheingegenden ausgehend, eine Verjüngung und Kräftigung des katholischen Gefühls in Deutschland und Österreich bewirkte, fand allmählich auch in Tirol Eingang und fiel hier auf fruchtbaren Boden, es zeigte sich dies vor allem an den bedeutenden literarischen Vertretern, die er hier gewann. Demgegenüber machte sich aber seit den 1830er Jahren in den Städten Tirols auch die Einwirkung des neu erwachten deutschen Liberalismus bemerkbar, der hier an das Erbe des Josephinismus anknüpfen konnte. Auch hier waren Dichter Bannerträger der neuen Bewegung, aber bald festigte sich diese zu einer politischen Richtung, die einen zähen, aber schon durch den Erfolg der eigenen Behauptung gelohnten Kampf mit dem von Natur aus viel stärkeren Gegner führte.

Das Jahr 1848 fand in Tirol vernehmlichen Widerhall. Auch in den ländlichen Kreisen ertönten kräftige Akzente von bäuerlichem Demokratismus. Zur Frankfurter Nationalversammlung, die Deutschland eine einheitliche und freiheitliche Verfassung schaffen sollte, sandte Tirol eine Auslese seiner geistig bedeutenden Männer und man wird ihnen nicht das Zeugnis versagen, daß sie einen ehrlichen Willen zur Erfüllung ihrer Aufgabe mitbrachten [50]). Die Beratung des interkonfessionellen Grundgesetzes zeigte den Gegensatz, in den die geschichtliche Entwicklung Tirol zu dem übrigen Deutschland geführt hatte, auf: Während die katholisch gesinnten Vertreter aus allen anderen Bundesländern in eigenem Interesse für die Freiheit der herkömmlichen Bekenntnisse eintraten, mußten die Tiroler Abgeordneten diese Forderung als unvereinbar mit der „Glaubenseinheit" ihres Landes ablehnen; aber sie vermieden es, mit Rücksicht „auf die zu begründende deutsche Einheit" weitere Folgerungen aus dieser Haltung zu ziehen. Die „Glaubenseinheit" bildet übrigens bis heute einen Punkt, in dem das österreichische Staatsgrundgesetz von verschiedenen Deklarationen der Mehrheit des Tiroler Landtages bestritten wird; faktisch konnte freilich die Bildung akatholischer Gemeinden auch in Tirol seit 1876 nicht mehr vereitelt werden [51]) und es ist gewiß auch nicht die breite Masse des Volkes, die heute daran ein besonders dringendes Bedürfnis erblicken würde. Auch eine andere, noch immer erörterte Tiroler Frage hat das Frankfurter Parlament beschäftigt. Seit dem Mittelalter war, wie ich bereits andeutete, das geistliche Fürstentum Trient dem staatsrechtlichen Körper des Deutschen Reiches (im engeren Sinne) und gleich Brixen hinsichtlich der Landesverteidigung der Grafschaft Tirol angegliedert worden; 1803 wurden beide Fürstentümer säkularisiert und ihr Gebiet vollständig Tirol einverleibt; ein bedeutender Teil Welschtirols hat übrigens auch früher nicht zu Trient, sondern unmittelbar zu Tirol gehört [52]). Unter dem Einflusse der nationalen Bewegung in Italien forderten nun einige Welschtiroler Abgeordnete der Paulskirche, es möge die Trennung ihres Landesteiles von Tirol und dem Deutschen Bunde und dessen Zuweisung an das lombardische Königreich beschlossen werden. Einige Stimmen der Linken, die schematisch und doktrinär diese Frage unter dem Gesichtspunkte des nationalen Gegenseitigkeitsprinzips beurteilten, waren für die Wünsche der Italiener leicht zu gewinnen. Allein die Deutschtiroler Abgeordneten veranlaßten Gegenkundgebungen gerade in Welschtirol selbst, wo ein guter Teil der produktiven Bevölkerung aus wirtschaftlichen Gründen gegen die Trennung war, entwickelten dann in der Debatte des Parlaments das ganze Gewicht der geschichtlichen, wirtschaftlichen, strategischen und völkischen Belange, die gegen die Trennung sprachen und vermochten die Nationalversammlung zu über-

zeugen: diese beschloß mit großer Majorität, daß Welschtirol bei Deutschland bleiben solle.

Aber nicht allein durch den Mund seiner Abgeordneten, sondern auch mit den waffengewohnten Armen seiner Söhne bewies Tirol, daß es gewillt war, sich und Deutschland das schöne und wichtige Grenzland im Süden zu behaupten. Als 1848 die österreichische Armee vor den entscheidenden Siegen Radetzkys noch außerstande war, den Angriffen der italienischen Freischaren und Bundestruppen auf Tirol entgegenzutreten, da waren es vor allem die Schützenkompagnien des tirolischen Landesaufgebotes, die den Feind zurückwarfen. 1859 hätte Garibaldi die Angriffe auf Tirol gerne wiederholt, aber Napoleon III. mußte es ihm versagen, weil ein Angriff auf ein Bundesland nach der Verfassung des Deutschen Bundes diesen selbst mobilisiert hätte. Kritischer war die Lage im Jahre 1866. Nach der Schlacht von Königgrätz hatte Österreich Italien bis auf die Festungen preisgegeben und seine Armee, die eben bei Custozza siegreich gewesen, an die Donau zur Abwehr der Preußen gezogen. Die Verteidigung Tirols war einer kleinen Heeresabteilung und den Landesschützen anvertraut, die lange genug aufs ehrenvollste ihrer Aufgabe nachkamen, aber zum Schlusse vor dem allerorten herandrängenden Feinde zurückweichen mußten. So glaubte Italien den Moment für gegeben, Welschtirol sich aneignen zu können. Aber der Staatsmann, der den Krieg herbeigeführt hatte, nicht allein um Preußen zu erhöhen, sondern auch um die Einigung und Kräftigung Deutschlands zu befördern, Bismarck, fühlte sich seit dem entscheidenden Tage von Königgrätz als der verantwortliche Schützer der alten Reichs- und Bundesgrenzen. So wie er die Forderung Napoleons auf deutsche linksrheinische Gebiete ablehnte, weigerte er sich auch, die Ansprüche Italiens auf Welschtirol, die im Bündnisvertrag keineswegs ausbedungen waren, zu unterstützen, und vereinbarte, als Italien seine Vorstellungen nicht beachtete, eigenmächtig mit Österreich die Friedenspräliminarien [53]). Dadurch wurde ein neuer Aufmarsch aller österreichischen Truppen gegen Italien ermöglicht und dieses bequemte sich nun, auch ohne von Tirol einen Fuß breit Landes zu erhalten, zum Frieden. Geraume Zeit später gebrauchte aber der eiserne Kanzler das Wort: „Es ist für Deutschland von höchstem Interesse, Trient und Triest niemals an Italien fallen zu lassen [54]).“

Im übrigen brachte das Jahr 1866 die Trennung des staatsrechtlichen Bandes, das Tirol als einen Teil Österreichs mit Deutschland verknüpft hatte, geblieben aber ist die nationale und kulturelle Gemeinschaft. Ein künftiger Beurteiler unserer Zeitgeschichte wird sagen, daß das deutsche Volksbewußtsein in Tirol seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts keineswegs abgenommen, sondern bedeutend zugenommen hat, und daß es dort auch in Bevölkerungsschichten ein politischer Faktor zu werden beginnt, die es bisher bloß als eine dunkle, unbestimmte Regung gefühlt hatten. Es könnten hierfür genug Belege angeführt werden, überschritte dies nicht den Rahmen unserer historischen Erörterung. Anderseits ist in derselben Zeit infolge der Entwicklung des Alpinismus, des Fremdenverkehrs und Kurwesens Tirol in den geistigen und materiellen Bannkreis der deutschen Nation getreten wie noch nie zuvor. Mehr denn je sind heute die Worte Adolf Pichlers zu Bedeutung gekommen, der seine Heimat, „die herrlichen Gebirge am Inn und an der Etsch“ als einen „unveräußerlichen Besitz des deutschen Volkes“ bezeichnete.

VERWEISE

Im folgenden werden natürlich keine Verweise auf allgemein bekannte Tatsachen der deutschen und tirolischen Geschichte, sondern nur die Quellen angegeben, aus denen ich meine Behauptungen über weniger erörterte oder bekannte Verhältnisse und Begeben-

heiten schöpfte. Zur Einführung in die Geschichte Tirols dienen vor allem die bezüglichen Abschnitte in A. Huber, Geschichte Österreichs, ferner J. Egger, Geschichte Tirols (3 Bände, 1872—80, Band Mittelalter stark veraltet), speziell für das Mittelalter Kink, Akademische Vorlesungen zur Geschichte Tirols (1850), wegen der geistigen Durchdringung des Stoffes noch immer lesenswert, dann A. Jäger, Geschichte der landständischen Verfassung Tirols (1881) und H. Wopfner, Die Lage Tirols am Ausgang des Mittelalters (1908), letztere zwei besonders ergiebig für die Betrachtung der inneren Zustände des Landes. Für die Geschichte des Fürstentums Trient: Ambrosi, Commentari della storia Trentina.

[1]) Allgemeine Darstellungen der Vorgeschichte Tirols lieferte F. v. Wieser in der „Österreichischen Monarchie in Wort und Bild", Band „Tirol" (1893), S. 115 ff. und im „Berichte über den II. Anthropologenkongreß zu Innsbruck 1894", S. 195 ff.; eine erschöpfende „Archäologie der jüngeren Steinzeit Tirols" O. Menghin im Jahrbuch für Altertumskunde, 6. Band (1912).

[2]) F. Stolz, Die Urbevölkerung Tirols (1892) und Zur alttirolischen Ethnologie in der Zeitschrift des Ferdinandeums, 48. Band (1904), S. 141 ff., wo auch die besonders einschlägigen Arbeiten von A. Walde zitiert sind.

[3]) J. Zösmair, Die alten Kelten einst eine Hauptbevölkerung Tirols, in Innsbrucker Nachrichten 1912, Nr. 164 und 165, bringt nach Holder, Altkeltischer Sprachschatz, Angaben antiker Autoren über keltische Nationalität der Breunen und Genaunen, der wichtigsten rätischen Völkerschaften im Brennergebiete, ohne freilich den inneren Wert dieser Angaben zu erörtern. Die Ausfälle, die Zösmair bei dieser Gelegenheit gegen die in Anm. 2 genannten Forscher macht, werden sachlich und formell durch seine Forschungsergebnisse nicht gerechtfertigt.

[4]) Jung, Römer und Romanen in den Donauländern, S. 28 ff.; Planta, Das alte Rätien.

[5]) Egger, Die Barbareneinfälle in die Provinz Rätien (Archiv f. österr. Gesch., 90. Band), die ausführlichste und quellenmäßig vollständigste Geschichte Tirols vom 3. bis 7. Jahrhundert, für die folgenden Angaben fortlaufend einzusehen.

[6]) Riezler, Geschichte Bayerns, 1. Bd., 1. Kap.

[7]) Redlich, Ein alter Bischofsitz im Gebirge (Brixen), Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1890, S. 36 u. 59.

[8]) Zeitschrift des Ferdinandeums, 3 f., 47, 73 f.

[9]) Stolz im Archiv f. österr. Gesch. 102, 95 ff.

[10]) Stolz und Schulte in „Forschungen und Mitteilungen z. Gesch. v. Tirol und Vorarlberg", 7, 129 und 211 ff.

[11]) Unterforcher in Zeitschrift des Ferdinandeums, 3 f., 41, 206 f.

[12]) Siehe Voltelini im Archiv f. österr. Gesch. 94, 14 f; Biedermann, Die Italiener im tirolischen Nationalverbande, S. 16 f. Bedeutende germanische Elemente in Persen verrät eine Urkunde von 1166 in Bonelli, Notizie etc., 2, 433.

[13]) Schiber, Das Deutschtum im Süden der Alpen, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1902, S. 48 ff.

[14]) Ottonis et Rahewini Gesta Friderici Imp., Scriptores rerum Germ., 3. Aufl., S. 215.

[15]) Über die Verwaltung Meinhards II. (zusammenfassende Monographie gibt es noch nicht) siehe Kogler, Das Steuerwesen in Tirol, im Archiv f. österr. Gesch. 90, 460 ff., Stolz, Das Zollwesen Tirols, a. a. O. 97, 693 ff., Voltelini, Die Pfandleihbanken Tirols in Beiträge z. Rechtsgesch. Tirols, S. 37 f.; Heuberger, Kanzleivermerke etc. in Mitt. d. Inst. f. österr. Gesch. 33, 432 ff.

[16]) Darüber in meiner im Erscheinen begriffenen „Geschichte der Gerichte Deutschtirols", (Archiv f. österr. Gesch. 103. Bd.) Besonderer Teil, Abschnitte 68 bis 76. Voltelini in Zeitschr. d. Ferdinandeums 52, 305 ff.

[17]) Kogler a. a. O. 90, 497 u. 680.

[18]) Archivio per l'alto Adige 5, 395.

[19]) Wie oben, Anm. 16, Abschnitt 76.

[20]) Siehe die allgemeinen Landesfürstlichen Urbare und Teilurbare der genannten Herrschaften im Staatsarchiv Innsbruck. In dem angegebenen Sinn verwertete sie auch Merkh in mehreren Aufsätzen in den Innsbrucker Nachrichten 1913, Nr. 41 f., 52 f., 56 f.

[21]) Patigler, Beschwerdeschriften der Deutschen zu Trient etc. in Zeitschrift des Ferdinandeums, 3 f., 28, 53.

[22]) Voltelini, Die Statuten von Trient, im Archiv f. österr. Gesch. 92, 101 ff.

[23]) Stolz, Das mittelalterl. Zollwesen Tirols, im Archiv f. österr. Gesch., 97, 540 und 786 ff., und die tirol. Geleitsverträge in Zeitschr. d. Ferdinandeums, 3 f., 53, 63 ff.

[24]) Bückling, Die Bozener Märkte in Staats- und sozialwissenschaftl. Forschungen von Schmoller und Sering, Heft 124.

[25]) Stolz, Organisation des Transportwesens in Tirol in Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. 1910, S. 96 ff.

[26]) Sander, Tannberg in Programm der Realschule Innsbruck, 1885 6 S. 49.

[27]) Diesen Grundgedanken verfolgt Riehl, Die Kunst an der Brennerstraße.

[28]) Fontes rerum Austr. Script. 1, 460.

[29]) Wopfner, Acta Tirol., 3, 35 ff.

[30]) Außer der zit. allg. Literatur siehe Hirn, Erzherzog Ferdinand II., 1, 132 ff.

[31]) Gasteiger, Die Zillertaler Protestanten.

[32]) Hirn a. a. O. 227 ff. u. 246.

[33]) „Vom Greuel der Verwüstung des menschlichen Geschlechts."

[34]) Hammer, Entwicklung d. barocken Deckenmalerei in Tirol passim, u. in Zeitschr. d. Ferd. 54, 304 ff.

[35]) So Merkh in verschiedenen Aufsätzen wie oben Anm. 20.

[36]) Biedermann, a. a. O. 31 ff.

[37]) Staatsarchiv Innsbruck, Lehenauszug 2, 1644—1671, und Bekennenbücher, Generalrepertorium.

[38]) A. a. O. Trientner Akten 1, 14.

[39]) Wieser in Forschungen und Mitt. z. Gesch. v. Tirol 4, 213 ff.

[40]) Stolz, Geschichte der Gerichte Deutschtirols im Arch. f. österr. Gesch., 102, S. 147, 165 ff.

[41]) Hirn, Tirols Erhebung 1809, S. 4 u. 866.

[42]) Treitschke, Deutsche Geschichte 1, 342 f.

[43]) Wörndle, Siard Haser (Sammlung „Anno Neun"), S. 72.

[44]) Wurzbach, Biogr. Lexikon 4, 51 u. 26, 91.

[45]) Staatsarchiv Innsbruck, Bayerisches Archiv IV, 1. B.

[46]) A. a. O. Cam. Catt. 324.

[47]) Jäger, Tirols Rückkehr unter Österreich, S. 182 f.

[48]) Siehe Innsbrucker Nachrichten 1905 Nr. 111 S. 5 unter dem Strich. — Die österr. Regierung scheint das Grab, das Andreas Hofer nach seiner Hinrichtung am Walle von Mantua erhalten hatte, nicht als unwürdig erachtet zu haben, und mußte i. J. 1823 durch mehrere Tiroler Kaiserjägeroffiziere, welche auf der Rückkehr ihres Bataillons von Neapel nach Innsbruck die Gebeine Hofers heimlich gehoben und mitgebracht hatten, vor eine vollendete Tatsache gestellt werden. Die Offiziere kamen wegen ihrer Eigenmächtigkeit in kriegsrechtliche Untersuchung (Potschka, Gesch. d. Tiroler Jägerregiments 1, 75).

[49]) Wackernell, Beda Weber, S. 26 ff.

[50]) Über die Haltung der Tiroler Abgeordneten siehe a. a. O. S. 350 ff. — Tirolische Wahlaufrufe aus dem J. 1848, die eine lebhafte deutsche Gesinnung atmen, siehe bei Innerhofer, Die Heimat 1912, S. 97 ff.

[51]) Peregrinus, Der Protestantismus in Tirol.

[52]) Näheres über diese Verhältnisse siehe Mayr, Welschtirol etc. in Zeitschrift d. D. u. Ö. Alpenvereins 1907, S. 62 ff.

[53]) Schultheß, Geschichtskalender 1866, S. 366 ff.; Marchetti, Trentino nel Risorgimento 2, 242 ff.

[54]) Mayr, Die politischen Beziehungen Deutschtirols zum italienischen Landesteile, S. 76.

FOLKLORISTISCHE STUDIEN AUS DEM NIEDERÖSTERREICHISCHEN WECHSELGEBIETE □ □ VON ERNST HAMZA

I. DIALEKT

Gewisse Eigentümlichkeiten sowohl an Sitten und Mundart ziehen sich ununterbrochen durch die ganzen deutschen Alpen, ja, ich sage durch das ganze deutsche Volk; wieder andere Charaktermerkmale finden sich unzusammenhängend, stellenweise wie in Sonderansiedlungen zerstreut, und man weiß nicht mehr, wo sie entsprungen sind und wo sie eigentlich hingehören. Peter Rosegger

Am 12. Oktober 1910 wurde die neue Wechselbahn dem Verkehre übergeben. Das Wechselgebiet war bisher im Verhältnis zu seinen Reizen in jeder Hinsicht sehr wenig beachtet. Die landschaftliche Schönheit dieses Gebietes wird nun durch die Bahn weiteren Kreisen bekannt werden. Der Wechsel selbst mit seinem imposanten Hochgebirgscharakter, die „Bucklige Welt" mit ihrem Auf und Ab von Berg und Tal, Wald und Wiese, die hier vereinigten Schönheiten des Hoch- und Mittelgebirges werden jeden Naturfreund entzücken. Viele Orte haben schon in den letzten Jahren einen großen Aufschwung genommen und die Bahn, die in unzähligen Windungen und durch viele Tunnels die „Bucklige Welt" durchfährt und sich an Schönheit mit der Semmeringstrecke messen kann, wird die Gegend noch mehr erschließen und ihr viel nützen. Vieles Schöne wird aber verschwinden, was mit der Verkehrsentwicklung leider nicht zu umgehen ist, und das ist es, womit ich mich hier beschäftigen will. Der bescheidene, biedere Älpler wird weggefegt werden, das heißt, er wird seinen Charakter als solcher verlieren.

Verschwunden ist bereits die Tracht und im Verschwinden begriffen der einheimisch originelle Tanz. Und ist der Verkehr im Gange, wird auch die ohnehin schon spärliche Reinheit des Dialektes verschwinden, und was noch da ist an echter, reiner Volkspoesie, an Volksliedern, Märchen, Sagen, Sitten und Gebräuchen usw. Alle diese Charakteristika des Volkslebens: Dialekt, Tracht, Lied, Tanz, Sitten, Gebräuche erscheinen mir in der folkloristischen Forschung zumindest ebenso wichtig wie der Hausbau, haben aber bis jetzt wenig (Dialekt) oder gar keine Beachtung gefunden (Tanz), während mit der Erforschung des Hausbaues so viele hervorragende Namen verknüpft sind. Ein einzelnes dieser völkischen Merkmale, z. B. der Hausbau allein, läßt wenigstens bei uns in Niederösterreich absolut keinen Schluß zu auf den Dialekt und die Stammesangehörigkeit der jetzigen Bewohner! So haben die Hausforscher herausgefunden, daß der in Niederösterreich vorherrschende Bauernhaustypus dem fränkischen gleiche, und durch Urkunden ist festgelegt, daß sich neben den Bajuvaren in der Hauptzahl Franken und auch alle anderen deutschen Stämme an der Besiedlung Niederösterreichs beteiligt haben. Einige der Hausforscher erklären nun auch die Bewohner der Häuser für Franken (Grund,[1]) Dachler[2]) usf.), was andere wieder

[1]) Dr. Alfred Grund, „Die Veränderungen der Topographie im Wiener Walde und Wiener Becken."

[2]) A. Dachler: „Das Bauernhaus in Niederösterreich", „Beziehungen zwischen den niederösterreichischen, bayerischen und fränkischen Mundarten und Bewohnern." Zeitschr. f. österr. Volkskunde, Jahrg. VIII. Daraus z. B.: „Es entspricht also dem bayerischen Hause die bayerische, dem fränkischen Hause eine jedenfalls nicht bayerische Mundart, deren Herkunft erörtert werden soll."

scharf und klar verwerfen (Bancalari, Meringer, Rhamm usf.). Wie nun, wenn sich die Hausform „fränkisch", alle anderen oder die Mehrzahl der genannten völkischen Charakteristika aber bajuvarisch zeigen?! Auf die recht verschiedenen und gegensätzlichen Meinungen der einzelnen Hausforscher kann ich hier nicht eingehen [1]); doch meine ich gleich anderen, daß der Rückschluß vom Haus auf den Stammescharakter der Bewohner genau so unberechtigt ist wie das Umgekehrte!

Wenn wir die furchtbaren Verheerungen in Betracht ziehen, die unser armes Niederösterreich durchzumachen hatte, so muß die jedesmalige schnelle Erholung des Landes Verwunderung erregen. Die Bevölkerung (vorerst bajuvarisch, erst

[1]) Bancalari; Besprechung von Dachlers Buch: „Das Bauernhaus in Niederösterreich" in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Band 17: „Die Stammeszuteilung von Gehöften auf Grund geringfügiger Variationen, z. B. daß der Stall rechts oder links vom Hofe oder beiderseitig angereiht ist und dergl. scheint eine willkürliche Annahme. Der Mensch ist kein urteilsloser Nestbauer und keineswegs so sehr typischen Gesetzen unterworfen, wie etwa die Beutelmeise" usf.

Dr. Rudolf Meringer: „Das deutsche Haus und sein Hausrat" . . . Das Haus ist nichts Nationales . . . Einem Haustypus kommt ein gewisses geographisches Verbreitungsgebiet zu, das sich aber keineswegs mit irgendeiner Sprachgrenze decken muß" . . .

mit den Babenbergern kamen Franken) wurde von der Pest, von Avaren, Hussiten, Magyaren entsetzlich gelichtet. Nach Beendigung der Magyarenkriege fand die letzte entscheidende Besiedlung durch Franken statt. Nun kamen die Türken, dann die Schweden, welche die Bevölkerung aufs neue dezimierten, teilweise gänzlich vernichteten oder gefangen wegschleppten. So wurden im Jahre 1529 (erster Türkeneinfall) 150000 Leute niedergemetzelt [1]). Im Jahre 1683 (zweiter Türkeneinfall) gingen dem Lande gar rund 500000 Menschen verloren [2]) bei einer damaligen Einwohnerschaft von kaum einer Million!

Die neue Bevölkerung der verödeten Gefilde mußte nun durch Bajuvaren, Leute aus Oberösterreich und Steiermark, regeneriert werden, auch durch Tiroler und vom süd-niederösterreichischen Gebirge aus, das immer zum größten Teil bajuvarisch war; jedenfalls dadurch erlangten die Bajuvaren ein derartiges Übergewicht, daß sie ihren Dialekt, der schon damals in mehrere genau voneinander zu unterscheidende Schattierungen zerfallen sein mußte, allen anderen Dialekten aufdrückten und, wo nicht möglich, diese so übertünchten, daß man heute wohl mit Recht das Niederösterreichische im allgemeinen als bajuvarisch bezeichnet. (Und zwar dem alten Bauerndialekte nach, nicht dem jüngeren, vom Städtedialekt stark beeinflußten.)

Die neuen bajuvarischen Siedler (besonders südlich der Donau auch Kroaten) haben von den leeren Dörfern Besitz genommen; und wenn auch hie und da nur Mauern von einem, nehmen wir an, früher fränkischen [3]) Dorfe übrig waren, so ist es doch eine Unwahrscheinlichkeit, daß man „Dorfwüsten“ unbenutzt stehen gelassen, Grund und Boden nach ganz anderem System aufgeteilt und etwa an Stelle eines Straßendorfes bajuvarische Einzelhöfe errichtet hat. Man braucht kein Ökonom zu sein, um einzusehen, daß dies in den meisten Fällen beim besten Willen gar nicht gegangen wäre, und es würde auch die jeweilige Obrigkeit einen derartigen Verlust an Boden, Arbeit, Zeit und Geld nicht erlaubt haben. Daher mag es kommen, daß sich die bajuvarische Eigenheit der neuen Siedler nicht immer auch im Hausbau offenbart; sind doch auch die Kroaten verschwunden (germanisiert), ohne ein an sie erinnerndes Merkmal hinterlassen zu haben.

Es ist also leicht einzusehen, daß in manchem „fränkisch“ gebauten Dorfe mehr und reineres bajuvarisches Blut vorhanden sein konnte als anderswo. Wer erkennt z. B., daß Theresienfeld [4]) mit Tirolern, Perchtoldsdorf mit Steirern besiedelt wurde? Weder Hausbau noch Dialekt lassen eine Spur verraten. Naßwald ist eine jüngere Kolonie oberösterreichischer, protestantischer Holzknechte aus dem Gosautale (mitten unter Katholiken) vom Ende des 18. Jahrhunderts. Im heutigen Dialekt (wie Hausbau) habe ich bei dem häufigen Verkehr mit Holzknechten aus dem Naßwald keine Eigentümlichkeit bemerken können, die ihn von dem ihrer Umgebung unterschieden hätte.

Das Bajuvarische dürfte schon damals auf allen Linien siegreich vorgedrungen sein, so wie heute noch, und auf eventuell vorhandenes Andersdialektisches ständig eingewirkt haben.

Außerhalb der Grenzen Niederösterreichs, in Südböhmen, Südmähren, den ungarischen Komitaten Ödenburg, Wieselburg und Preßburg, scheint sich Nichtbajuvarisches bis heute reiner erhalten zu haben [5]), da die ersteren Gebiete keiner solchen Regenerierung bedurften wie Niederösterreich, in welchem Lande die Verheerungen ungleich größere gewesen sein mußten, da der Zug der Türken ja doch

[1]) Hormayer, Archiv, Band 11, Die Türken vor Wien 1529.
[2]) Blätter des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich, 17.
[3]) Oder anderssprachigen. Der Einfachheit halber für alles Nichtbajuvarische.
[4]) Alle im Aufsatze vorkommenden Ortsnamen sind auf den Karten verzeichnet.
[5]) Mir ist im übrigen kein Fall bekannt, wo ein Linguist ein Hervortreten des Fränkischen in diesen Mundarten unwidersprochen und strikte erwiesen hätte!

immer Wien zum Ziele hatte. In den genannten Komitaten wurden die verödeten Gebiete hauptsächlich durch Kroaten regeneriert und die Landesgrenze hat sie vor Einwirkungen auf ihre Sprache etwas geschützt.

Mit dem Entstehen und Aufblühen der Städte begann sich ein neuer, vom Sprachforscher nicht gerne gesehener Faktor (ein „Verwischer") gewaltig geltend zu machen: der bajuvarische „Städtedialekt".

Es ist dies eine Mundart, die durch den Einfluß der Sprache der Vornehmen entstanden ist. Zum Teile wohl auch durch Anpassung an den „Verkehr", eine dem hastigeren Leben mehr entsprechende Sprache, da sie schneller, einfacher und geschliffener gesprochen werden kann, als die unserer Landbewohner, zu deren richtiger Wiedergabe es notwendig ist, breit, gezogen, langsam, behäbig — „maulfaul" — zu sprechen.

In erster Linie gehört das Wienerische hierher, das sich wieder in drei Abstufungen teilen läßt:

a) Eine Schriftsprache mit bajuvarisch-dialektischem Anklang,

b) Die „Sprache der Bürger". Ein verfeinerter Dialekt von c),

c) Die Sprache der unteren Volksschichten. Ein überwiegend bajuvarischer Dialekt, der der Bauernsprache in allen Grundzügen gleicht, nur alle vom Schriftdeutschen gar zu weit stehenden Worte, Wortstellungen, alte Redewendungen, gezogenes Sprechen usw. verloren, abgestoßen hat und kompliziertere Formen und Unterschiede vereinfacht (s. auch später S. 99 f.). Heute nähert sich a) der reinen Schriftsprache und b) a), während c) immer mehr und mehr verfällt, an Schönheit und Wert durch Aufnahme „jänischer" Ausdrucksweise, vieler Elemente fremden Sprachtums — jüdisch, tschechisch, französisch usw. — verliert. Sie ist jetzt nur mehr spärlich in den Vororten zu treffen. Die jetzt herrschende Sprache in diesen Schichten ist bereits ein mehr oder minder reiner Jargon („Pülcher-[Apachen-]Jargon"), der mit Dialekt wenig zu tun hat. Man lese zu diesem Punkte die Schriften des berühmten Wiener Humoristen und Satirikers Pötzl, besonders: „Die Leute von Wien" [1]).

Da sich alle Städte im (bayerisch-)österreichischen Sprachgebiet diesen Dialekt aneigneten, wird er „Städtedialekt" benannt. Er ist wegen des verschiedenen Alters in den einzelnen Städten, durch deren größere oder kleinere räumliche Ausdehnung und dadurch wieder stärkere und schwächere Beeinflussung durch die Umgebung, nicht überall gleich. Speziell das Wienerische als ältester Städtedialekt steht etwas abseits.

Der Einfluß dieses Dialektes auf die Sprache der umwohnenden Landbevölkerung ist leicht einzusehen. Die Bauern kommen in die Stadt, um zu verkaufen und zu kaufen, das Militär lagert in der Stadt usw. Der kleinste „Provinzler" — eine bekannte, vom Großstädter, den er zu imitieren sucht, belächelte Figur — will als „fein" gelten, sich von dem „dummen Bauern" unterschieden wissen; dieser will aber auch „fein" sein, und so suchen alle die Verwandlung in einen „Städter" zu erreichen, d. h. dessen Auswüchse nachzuäffen, während sie an den „guten Seiten" spurlos vorüberzugehen scheinen. Andere, den alten Dialekt vernichtende Faktoren sind: die Schule, wo den Kindern die kleinste dialektische Wendung in fast allen Fällen ohne sachliche Erklärung und Erläuterung einfach als falsch, unfein, häßlich usw. hingestellt wird; ferner die Militärjahre, mag das Regiment wo immer stationiert sein, da der Städtedialekt die Sprache der Unteroffiziere ist, mit der sie sich von der als „g'schead" (geschert = blöd, dumm, tölpelhaft) geltenden Redeweise der bäuerlichen Rekruten unterschieden wissen wollen; der zunehmende Verkehr; das Sommerfrischwesen.

[1]) Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig.

Ein schriftdeutsches Sprechen wird von keinem der erwähnten Faktoren erzielt, auch von der Schule nicht, da sich ja der Lehrer außerhalb des Schulgebäudes des Städtedialektes in seinen verschiedenen Abstufungen bedient und bedienen muß. Auf dem Lande tritt durch sie ein häßliches Kauderwelsch zutage, ein Gemisch von Städtedialekt mit der bleibenden Grundlage des alten, einheimischen, das dem Fremden genau so unverständlich sein dürfte wie der reine Dialekt.

Im ganzen bayerisch-österreichischen Sprachgebiet in Österreich gehen die „Lokalismen" stetig sämtlich verloren und alle streben teils schnell, teils langsam einer Mundart zu: dem bajuvarischen Städtedialekt.

Heute wird in dem verkehr- und städtereichen Niederösterreich nur mehr der danach Forschende reinen Dialekt zu hören bekommen. Zumeist ist man einfach auf den glücklichen Zufall, die Eignung mit der konservativen Bauernschaft umzugehen, angewiesen. Nach etwas fragen kann man nur in den allerseltensten Fällen und in der kniffigsten Weise. Es bleibt einem, will man seiner Sache ganz sicher sein, nur das Erlauschen bei Gesprächen der Leute untereinander übrig. Die Linguistik ist meines Erachtens auch der schwierigste Teil der folkloristischen Forschung. Man muß sich ganz auf sich selbst verlassen und die vollständige Erlernung einer Dialektschattierung ist beinahe unmöglich für einen des Dialektes Unkundigen. Und jene Leute, die selbst noch unverfälschten Dialekt reden, können oft kaum ihren Namen schreiben. Und jeden Tag sterben so und so viele „Alte" ab, die heute noch die einzigen sind, welche unverfälschten Dialekt kennen und können, ja reden wollen! Sehr angezeigt und wertvoll wären daher recht zahlreiche phonographische Aufnahmen der Mundarten [1]). Tracht, Gebräuche, Sitten, Spiele, Tänze, Volkslieder kann man gut wiedergeben und auffrischen, einen Dialekt, besonders dessen Aussprache, aber nie mehr. Solche Aufnahmen aussterbender deutscher Sprachen sollten doch für jeden Deutschen ebenso interessant und wertvoll sein wie etwa das Studium einer Indianer- oder Hottentotten-Mundart.

Leider ist das bis heute zur Verfügung stehende, brauchbare Material für Dialektik von Niederösterreich sehr klein. Nur Missons „Naz" spricht in einer typischen Dialektschattierung („Mannhartsbergerisch") [2]) und aus neuerer Zeit „Da Roanad" von Dr. Willibald Nagl („Neunkirchnerisch") [3]). Unbedingt verfehlt ist es, von dem niederösterreichischen Dialekte zu reden; aber ebenso verfehlt von dem oberösterreichischen, steierischen usw. oder gar „bayerischen". Die Sprache der Bajuvaren zerfällt in zahlreiche Schattierungen, und jedes unserer bajuvarischen Kronländer beherbergt mehrere solcher Schattierungen, von denen einzelne solchen im anderen Kronlande näher stehen wie denen im eigenen, oder sie sind im eigenen Kronlande durch andere Schattierungen voneinander getrennt. Daß dies auch in Niederösterreich auftritt, ist leicht zu begreifen, da dieses Land ja von Angehörigen der anderen Kronländer und von Bayern besiedelt wurde und noch die Einflüsse andersdialektischer Stämme und fremder Sprachen zu tragen hatte und hat. Doch zählt es gewiß nicht mehr Schattierungen wie z. B. die Steiermark!

Ähnlich verhält es sich bei Volksliedern, Jodlern und Volkstänzen. Aber durch die Masse des Materiales läßt sich doch schon vieles bestimmen. So kennt man heute schon speziell für Niederösterreich typische Jodlerschlüsse,

[1]) Dem Laien sei bemerkt, daß der Bauer ein schlechteres Schriftdeutsch, aber ein älteres und reineres Deutsch spricht. Ebenso, daß jeder Dialekt eine Schriftsprache bilden könnte! Ein Beispiel haben wir im Niederländischen.

[2]) „Da Naz, a niederösterreichischer Bauernbui, geht in d' Fremd." Gedicht in unterennsischer Mundart von Josef Misson. (Geboren 1803, gestorben 1875, Ordenspriester.) Druck und Verlag von Karl Gerolds Sohn, Wien.

[3]) Natschbach bei Neunkirchen, Viertel unter dem Wienerwald.

Ländlerkadenzen usw. Das Land Niederösterreich (außer Wien) wurde bisher überhaupt in den Gebieten Dialekt, Tracht, Musik, Tanz, Lied, Gebräuche, Originalität im allgemeinen, unterschätzt, tief unter die andern Kronländer gestellt; und nun zeigt es sich, daß dieses Land, von dem man glaubte, daß

es so gar keine völkische Eigenart besitze, in allererster Reihe steht! Das hat überrascht und alle Erwartungen übertroffen [1]).

Bevor ich nun zu der bajuvarischen Dialektschattierung des niederösterreichischen Wechselgebietes übergehe, sei es mir gestattet, einige Worte und meine Ansicht über die uns benachbarten Heanzen auszusprechen. Zur Erklärung des Namens „Heanzn" wurden schon viele Versuche unternommen, doch befriedigt keiner vollkommen. Man versteht unter Heanzn gewöhnlich die deutschen Bewohner Westungarns, der Komitate Ödenburg, Wieselburg und Preßburg [2]). „Dieselben sind ihrer genaueren Abstammung nach noch immer ein Rätsel", wie dies auch wörtlich in der „Österreichisch-Ungarischen Monarchie in Wort und Bild" im Band Steiermark gesagt wird. Dachler erklärt sie für Franken, hauptsächlich deshalb, weil in ihrem Verbreitungsgebiete (in Ungarn) nur der „fränkische" Haustypus vorkommt [3]) und in ihrem Dialekte gewisse Laute mit solchen in den entsprechenden fränkischen Wörtern übereinstimmen [4]). Dagegen bezeichnet sie K. J. Schröer an der Hand einer Sammlung heanzischer Wörter unter dem Titel: „Heanzen Mundart" kurz als Bajuvaren [5]), und der bekannte Schriftsteller J. R. Bünker in Ödenburg, der sich um die Erforschung dieses vergessenen und zu wenig beachteten deutschen Volksstammes in Ungarn [6]) äußerst verdient gemacht hat, und der den Vorteil hat, beständig unter den Leuten zu wohnen sowie als Lehrer mit ihnen in fortgesetztem Verkehre zu stehen, neigt der Ansicht zu, daß der Grundstock des heanzischen Volksstammes aus vorwiegend bajuvarischen Elementen bestand [7]). Hofrat Prof. Dr. Seemüller [8]) schreibt: „In den weiten Alpengebieten Österreichs, aber auch nördlich davon werden deutsche Mundarten gesprochen, die, so mannigfaltig sie sind, einem und demselben Haupttypus, dem bajuvarischen Sprachzweig, angehören, den man nach den zwei Staaten, in denen er Volkssprache ist, den bayerisch-österreichischen nennt." Derselbe [9]): „Unter den deutschen Mundarten unserer Monarchie beherrscht die bayerisch-österreichische das bei weitem ausgedehnteste und volkreichste Gebiet. Sie ist auch die Mundart des Volksstammes, der das Kernland dieses Reiches, die Ostmark, die später zum Herzogtum Österreich wurde, ebenso den Großteil der übrigen ihr angegliederten Alpenländer besiedelt und in Sprache und Sitte die eigene Art ihnen aufgeprägt hat. Vom Herzogtum Österreich hat sie später nach Südböhmen, Mähren und Westungarn hinübergegriffen, und auch die Gebiete des Böhmerwaldes bis Eger sprechen einen bayerischen Dialekt."

Es ist hier dasselbe Bild wie in den österreichischen Kronländern. Wieder haben wir zwischen altem Dialekt und neuem, vom bajuvarischen Städtedialekt beeinflußten, zu unterscheiden.

Ich schließe mich vollkommen der Meinung Seemüllers und Bünkers an und halte das Heanzische im großen und ganzen für einen bajuvarischen Dialekt. Es zerfällt selbst wieder in viele Schattierungen. Ob überhaupt und welcher Art hiebei andersdialektische Einflüsse beteiligt sind, ließe sich erst nach genauer Erforschung sagen. Ein viel näher liegender, sehr stark wirkender Faktor, durch welchen sich die heanzischen Schattierungen leicht erklärlich machen, ist die verschieden alte und stoßweise Besiedlung des Landes!

Auf Streifungen in das Ödenburger Komitat von Wiener-Neustadt aus fand ich außer dem Laute ui an Stelle allgemeinerer ua [10]) und der mehr als anderswo „gesungenen" Sprache keinen besonderen Unterschied mit den diesem Komitate angrenzenden niederösterreichischen und steierischen Dialekten, wo diese noch nicht vom „Städtedialekt" beeinflußt sind. Auf solches, in diesen Dialekten Gleichlautendes werde ich weiter unten aufmerksam machen. Ich finde, daß das Heanzische wohl mit der niederösterreichischen Mundart unter dem Mannhartsberge und dem Südböhmischen und Südmährischen die ui an Stelle allgemeinerer ua gemeinsam hat, in der Aussprache, im Tonfall, Satzbau, allgemeinem Klange aber wieder den diphtongisierenden [11]) Mundarten der Oststeiermark,

[1]) Auf Grund der bisherigen Ergebnisse im „Ausschuß für das Volkslied in Niederösterreich" unter Ägide des k. k. Unterrichtsministeriums.

[2]) In Mittelsteiermark werden auch die Untersteirer (Sulmer usw.) manchmal so benannt. Die Heanzen von Hochstraß und Umgebung nennen die Jogler Heanzen!

[3]) A. Dachler, „Das Bauernhaus in Niederösterreich".

[4]) Zeitschr. f. österr. Volkskunde, Jahrg. 8.

[5]) In Frommanns Zeitschr. „Die deutschen Mundarten", Jahrg. 6, Nördlingen 1859.

[6]) Sie bilden das natürliche deutsche Hinterland für Wien, was nicht oft genug gesagt werden kann! Sie und ihre Erhaltung sind deshalb von eminenter Wichtigkeit für das gesamte Deutschtum!!

[7]) Bünker, Schwänke, Sagen und Märchen in heanzischer Mundart. Deutsche Verlagsaktiengesellschaft, Leipzig 1907.

[8]) Österr. Rundschau, Band 19, Heft 3. Verlag K. Fromme, Wien, L. Staackmann, Leipzig.

[9]) Geleitwort zu einem Sprachschatz der österr.-bayerischen Mundart.

[10]) Siehe Seite 88, Anmerkung 2.

[11]) Das Heanzische und die angrenzenden niederösterreichischen und steierischen Dialektschattierungen (siehe Karte) sind diphthongisierende Dialekte. Das sind solche, die das Bestreben haben, die Vokale in die Länge zu ziehen und dies durch Anhängen eines zweiten Vokales erreichen. Die beiden Vokale verschmelzen dann zu einem Zwielaute; ein Getrenntsprechen oder Absetzen findet nicht mehr und nicht weniger statt wie bei schriftdeutschen Zwielauten.

der „Sulmer“ in der Untersteiermark, der „Jogler“ und derjenigen im niederösterreichischen Wechselgebiete ungleich näher steht. Die letzteren sind aber bis heute noch weniger bekannt. Nennt doch Peter Rosegger die Bewohner Oststeiermarks, „Heanzen“ [1]), wie denn auch jener Landstrich die „Heanzerei“ genannt wird [2]).

Im Niederösterreichischen hat das Vordringen des Verkehres den alten Dialekt längs der Aspangbahn bis Edlitz hinauf schon verwischt. Bei Kirchschlag hört man heanzischen Einfluß im Dialekte.

Ein zweiter Faktor, der den Gegensatz der Nachbarn begünstigt, ist die Verspottung, die „hämische Minderwertung“ der Heanzen durch die Niederösterreicher und Steirer. Der Name „Heanz“ selbst ist schon ein Spott, genau so wie „Kråwåd“ (Kroate), wie die Heanzen auch, sogar häufiger, nach den in ihrem Lande verstreuten und sich durchziehenden kroatischen Sprachinseln, „schimpflich“ benannt werden. Warum es gewissermaßen als minderwertig erscheint, ein Heanze zu sein oder „Heanzen ähnlich zu reden“ usw., weiß ich nicht, doch sind diese Ansichten bei den niederösterreichischen und steierischen Nachbarn allgemein verbreitet und wirken auch auf die Heanzen ein, ihre Eigentümlichkeiten abzulegen. Diese Ansichten dürften aber nicht gar zu alt sein, mit dem Vordringen der Schriftsprache zusammenhängen und in der Beschäftigung der aus ihrer Heimat herauskommenden Heanzen (wandernde Hühner- und Obstkrämer), ihrer altmodischen, teils direkt kroatischen und magyarischen Tracht und dem starken „Singen“ ihrer Sprache begründet sein [3]). Die Heanzen selbst nennen sich nicht Heanzen, sie haben diesen Namen erst von ihren deutschen Nachbarn erhalten; er ist nur Spottname. Soweit und wo ihr Nationalbewußtsein noch nicht durch die magyarische Schule, die sie natürlich in ihrer Bildung und Vorwärtsschreitung lahmlegt, unterdrückt wurde, nennen sie sich auch „Deutsch-Ungarn“ und sogar „Österreicher!“

Vor Jahren hörte ich von Leuten aus Hochstraß und Rabnitz auf meine Fragen nach ihren nationalen Verhältnissen den Unmut das erste Mal so recht, sich „Heanzn“ genannt zu wissen, daß diese Benennung ihnen als grober Schimpf gilt, und in stolzem Tone die Behauptung: „Mia sain a echti Estraicha!“ (Wir sind auch echte Österreicher.) Und eine Pinkafelderin erfreute mich in ihrem Heimatsorte durch den Satz: „Jå, leena miassama‿'s‿Ungrischi wul, åwar‿insa daitschi Schpråch vagaissama nia!“ (Ja, lernen müssen wir das Ungarische wohl, aber unsere deutsche Sprache vergessen wir nie = werden wir nie vergessen.) Wenn's nur wahr bliebe in Ewigkeit!

Das Land Niederösterreich hat tatsächlich Anspruch auf die Rückstellung des etwa 20 Quadratmeilen umfassenden Gebietes der Herrschaften, beziehungsweise Städte Eisenstadt, Güns, Hornstein, Forchtenstein, Permstein, Kobersdorf und Rechnitz. 1441 wurde die Zugehörigkeit zu Niederösterreich ausdrücklich anerkannt und das Gebiet erst später durch einen Gewaltstreich des Palatins Esterhazy der ungarischen Krone einverleibt.

Im allgemeinen hat aber der Heanz sein Volksbewußtsein bereits verloren und bezeichnet sich in echt deutschem Nachäffungstrieb gerne als „Kern-Ungar“, ohne meist auch nur ein Wort magyarisch zu verstehen, und die Jugend ist glücklich, wenn sie nur eines der ihr in der aufgezwungenen magyarischen Schule eingepaukten magyarischen Worte irgendwo anbringen kann.

Sie lernen hiermit eine Sprache, mit der sie in Ungarn selbst nicht fortkommen! Über dessen Grenzen hinaus ist sie selbstverständlich überhaupt wertlos. Ihr geistiger Mittelpunkt ist die Lehrerbildungsanstalt in Oberschützen bei Pinkafeld. Ein deutschfühlendes Bewußtsein wird dort natürlich nicht gezüchtet, sondern es werden in erster Linie „ungarische Staatsbürger“ „herangebildet“....

Mit dem Zunehmen des Verkehres fallen alle Schranken und auch ins Heanzenland dringt der bajuvarische Städtedialekt. Die Städte und besuchteren Orte sprechen bereits im Städtedialekt mit mehr oder weniger heanzischer Grundlage.

Ganz vom Süden Niederösterreichs, der Grenze Steiermarks zu, von Feistritz am Wechsel im Tale der Feistritz gingen in erster Linie meine Beobachtungen aus, in zweiter Linie vom Voistal bei Schwarzau im Gebirge.

Alle diphthongisierenden Dialekte zeigen Neigung zum „Singen“ oder „Bellen“. Nichtdiphthongisierend: Hås(d) d'scha gessn? Diphthongisierend: Håus (d) d'scha gëissn?

[1]) Rosa Fischer, „Oststeierisches Bauernleben“ mit einem Vorwort von Peter Rosegger. 2. Aufl. 1906, Verlag Leykam in Graz.

[2]) Bei den Joglern und im niederösterreichischen Wechselgebiet fehlt der Laut ui an Stelle von u im Schriftdeutschen.

Schriftdeutsch:	Mutter,	Pflug,	Krug,	Bub,	genug	usw.
Obige:	Muada,	Pflua,	Krua,	Bua,	gmua	„
Heanzisch:	Muida,	Pflui,	Krui,	Bui,	gmui	„

In der heanzischen Oststeiermark aber ist er im alten Dialekt, in der Sprache der alten Bauern untereinander, genau so vorhanden und erhalten wie bei den benachbarten ungarischen Heanzen. Gegenwärtig ist er, weil im Städtedialekt nicht vorhanden, in sehr schnellem Verschwinden begriffen und fehlt in größeren Orten und in der Sprache der Jugend schon fast vollkommen. „Dås tuit in Oxan koa guit.“

[3]) Siehe auch Zeitschr. f. österr. Volkskunde, Jahrg. 8. „Die Hienzen“ von Dr. J. W. Nagl. Bünker: Schwänke, Sagen und Märchen in heanzischer Mundart. Deutsche Verlagsaktiengesellschaft, Leipzig 1907.

Geschichtlich erfolgte die Besiedelung des niederösterreichischen Wechselgebietes von Steiermark aus und die politische Verbindung blieb mit Steiermark bis zum Jahre 1256 aufrecht. Die deutschen Siedler ließen sich zwischen den schon hier befindlichen nicht zu dichten Siedlungen der Alpenslaven nieder. Die Slaven wurden dem deutschen Grundherrn unterworfen. Sie haben nichts zurückgelassen wie einige Ortsnamen. Feistritz = bistriti, schnell fließendes Wasser, Gloggnitz = glogu, Weißdornbach, Edlitz, Prigglitz sind slavische Ortsnamen. Dagegen weisen auf die Siedler wieder zahlreiche Ortsnamen wie z. B. in der Ortsgemeinde Feistritz: Greith = Gereite, von reiten = roden, Gmoos = Gemoor, Rotmoos = Rotes Moor. (Moor heißt im Dialekte Moos, Moos heißt Mias.)

Über das Schloß Feistritz des Fürsten J. M. Sulkowski besagt eine Chronik des Herrn Oberlehrers J. Weninger in Feistritz am Wechsel, daß es im 11. Jahrhundert als sogenannte Wehrburg von den Herren von Viustritze, Ministerialen der Herzoge von Steyr, erbaut wurde und abwechselnd im Besitze der Schaumburger, der Landesfürsten und der Familie Dietrichstein stand.

Daß die Untergebenen eines Grundherrn, oder zumindest deren Mehrzahl, vom selben Stamme, von der gleichen Nation sein müssen wie dieser, steht nirgends fest.

Der niederösterreichische Wechseldialekt bildet nämlich eine selbständige Schattierung mit stark allgemein niederösterreichischen Eigenheiten. Besondere Verwandtschaft mit steierischen Dialekten ist, soweit ich sie kenne, nur mit dem Oststeierischen vorhanden, das aber nur einen sehr kleinen Teil Steiermarks beherrscht, ungefähr ein Zehntel des deutschen Teiles, so daß uns gewissermaßen die Geschichte im Stiche läßt; im Gegenteile, die österreichischen Eigentümlichkeiten des Dialekts dringen sogar ins Steierische ein!

So schrieb schon Hans Grasberger im Band Steiermark der „Österreichisch-ungarischen Monarchie in Wort und Bild“: „Im Ennstale geht die spröde Hochlandsweise merklich in den redseligeren österreichischen Ton über. Aus dem „Buam“ wird ein „Buali“, ein „Büabal“ und wohl gar ein „randigs Bürschl“; man steigt auf die „Bering“ und ins „Biri“ und das fabelhafte Tier „Biristutzn“ „zerschmaddert“, wenn man ihm „a weiß Tüachal“ vorhält, am Steinfelsen; aus dem Stoßvogel wird ein „Stesser“; das kurze vierzeilige Volkslied nimmt hier den Titel „Schnaddahüpfel“ an, und wenn einem etwas „z'weri“ geht, so hat man hier ebenso wie im Mürztale daran ein „Hadaweri“. Die säuselnden „ins“, „inser“, „inten“ für uns, unser, unten und dergleichen sind jenseits der Enns wie, aus gleicher Ursache, am steierischen Gehänge des Wechsels häufig; sie ziehen sich auch den Schöckel entlang.“

„Über Pütten und Aspang weht von alters her viel österreichischer Wind ins Land. Diesseits des Wechsels[1]) kann man Reden auffangen, wie: „Du geahst ja scho völli mit an Stecka“ — „'s Wagerl han i brocha“ — „i geh Kirra oder Kircha“ — „Wocha“ und „Wötta“. In den vormärzlichen Tagen konnte sich die Dialektkunst eines Castelli, Klesheim und Hans Jörgel sogar in Graz als steierisch ausspielen, wogegen sich allerdings bald das Hitzendorfersche[2]) als „ursteierisch“ auflehnte. Wenn also hier Niederösterreich tief einschneidet, so ist es anderseits nicht zu leugnen, daß um den Schneeberg und die Raxalpe die steirische Zunge vorklingt. (Vollkommen richtig, siehe Karte.) In der Vois bei Schwarzau im Gebirge hörte ich z. B. Hacke, Stock, machen — Håkchn, Stökchn, måchann sprechen, was sonst in Niederösterreich entweder Hågga, Stögga, måcha oder Håggn, Stöggn, måchn gesprochen wird. Dagegen spricht der Heanze diese Worte ebenso aus wie der Niederösterreicher im Wechselgebiete und der Oststeirer, weich und melodisch gegen die Härte dieses „Steierischen“. Alle drei sagen ungefähr gleich:

Hågga,	Schtöigga,	måcha,	broucha,	Kira,	Woucha,	Wöida,
Hacke,	Stock,	machen,	gebrochen,	Kirche,	Woche,	Wetter.

Nach dem häufigen Verkehr mit den Bewohnern der Oststeiermark habe ich nun allerdings eine etwas andere Meinung wie Grasberger. Ich sage nämlich, daß die Dialektähnlichkeit gar nicht oder verschwindend mäßig erst durch österreichischen Einfluß bewirkt ist, sondern daß sie seit jeher bestand. Die Sprache ist in der Oststeiermark

[1]) Steierische Seite, [2]) Hitzendorf bei Graz.

überhaupt „österreichischer“, wenn man so sagen darf, lehnt sich oft mehr ans Heanzische und Österreichische an, wie an die benachbarten steierischen Dialekte.

Der Zweig des niederösterreichischen Wechseldialektes reicht bis zum Schneeberge, wo er plötzlich aufhört, um auf der anderen Seite des Schneeberges einer „steierischen“ Dialektschattierung Platz zu machen [1]. Haargenau gleich ist er in seinem ganzen Gebiete freilich nicht. Dem dafür geübten Ohre wird jede unserer Dialektgruppen von Tal zu Tal, beinahe von Haus zu Haus nuancieren! In Feistritz spricht man ähnlicher dem Oststeirer, Jogler und Heanzen wie am andern Ende in Puchberg. Das macht die Nachbarschaft.

Eine gemeinsame Dialekteigentümlichkeit meines Gebietes mit dem Oststeierischen, Joglerischen und Heanzischen, die im allgemeinen in dieser Stärke wohl seltener vorkommt, ist z. B. der Vokalverdopplungstrieb, wovon später noch gesprochen werden wird.

Das Verbum „sehen“:

Schriftdeutsch: sehen; ich sehe, du siehst, er sieht, wir sehen, ihr sehet, sie sehen.
Allgemeiner
Bajuvarisch: segn; i siach, du siagst, ea siacht, mia segn, es sechts, se segn.
Niederösterreichisches Wechselgebiet. (Steierisch und ungarisch Heanzisch und Joglerisch): gsegn; i gsia, du gsiasd, ea gsiad, mia gsegn, es gsechts, se gsegn.

Schriftdeutsches u = i, wie:

uns, uns = (er, ere, usw.), unten, unt = (er, erhalb, usw.), die Nachsilbe = ung.
ins, ins = (a, ri, usw.), int, int = (a, asi, usw.), die Nachsilbe = in(g).
Unterstützung, ... treffen uns unten, unterhalb feuere an (= zünde hinzu).
Intaschtizin(g), ... treiffan_ins_int, intumm zin(d)_zui.

(Auch: Steierisch und ungarisch Heanzisch, Joglerisch; Salzburg häufig; Steiermark: Ennstal, Ausseer Landl, in der Sulm; Oberösterreich: Putzleinsdorf usf.). Weitere besondere Eigentümlichkeiten werden später noch erwähnt werden.

In der „Österreichisch-Ungarischen Monarchie“, Band Steiermark, wird schon gesagt, daß „anzugeben, wo der Bergheanz (Steierisch Heanz) aufhört und der Jogler beginnt, sehr schwer ist“. Ebenso schwer ist es, die Grenze zwischen dem niederösterreichischen Wechseldialekt und dem Joglerischen anzugeben. Wo die Bevölkerung noch reinen Dialekt spricht, dort sind die Unterschiede leichter zu hören; wo aber die markanten Laute in der Sprache bereits fehlen, wo der Städtedialekt die Redeweise schon etwas verwischt hat, ist der niederösterreichische Wechselbewohner, Jogler und steierische Heanz mit Sicherheit nicht zu erkennen und der ungarische Heanze nur durch das stärkere „Singen“. Auf der Landstraße sind die für den einzelnen derselben charakteristischen Laute nicht mehr zu finden und der Städter wird sie auch entfernt von dieser sehr schwer zu Gehör bekommen, da die Leute in seiner Gegenwart oder gar im Gespräch mit ihm ganz zimperlich darauf achten, solch alte Laute und Worte zu vermeiden.

Unterschiede, nach denen man die genannten Dialektschattierungen unterscheiden kann, sind, außer immer wechselnden Nuancierungen, folgende:

Schriftdeutsch: . .	Jahr,	Haar usw.,	Hut,	gut usw.,	spinnen, spät usw.
Allgemeiner Bajuvarisch: . . .	Jåa,	Håa usw.,	Huad,	guad usw.,	schpina, schpåd usw.
Niederösterreichisches Wechselgebiet:	Jua,	Hua usw.,	Huad,	guad usw.,	schpina, schpå^{u}d usw.
Jogler:	Jo$^{u(r)}$,	Ho$^{u(r)}$ usw.,	Huad,	guad usw.,	schwina, schwå^{u}d usw.

[1] Was ich fortan als „steierisch“ bezeichne, sind Dialektschattierungen, welche Aussprachen zeigen, die mehr den steierisch-kärntnerisch-salzburgischen Idiomen eigentümlich sind (hauptsächlich ck = kch) und in Niederösterreich sonst nicht vorkommen.

Steierisch. Heanz:	Jua,	Hua usw.,	Huid, guid usw.,	schpina,	schpåᵘd usw.
Ungarisch. Heanz:	Jouᵘ⁽ʳ⁾,	Houᵘ⁽ʳ⁾ usw.,	Huid, guid usw.,	schwina,	schwåᵘd usw.
	Jua,	Hua usw.,		schpina,	schpåᵘd usw.
	Jåa,	Håa usw.			[1])

Trotz mancher Unterschiede gehören meiner Ansicht nach die genannten Schattierungen: Niederösterreichisches Wechselgebiet, Jogler, Steierisch Heanzen und Ungarisch Heanzen zusammen! Die vier Schattierungen sind Zweige, Ableger, selbständige Entwicklungen eines früher gemeinsamen Astes, dessen Grundstock wieder nur der bajuvarische sein kann. Die Sprache ist ja ein lebendes, sich fortwährend veränderndes Element, das sich entwickelt, ausbildet, Neues erstehen läßt und zu gleicher Zeit Altes verwirft, verändert, der Gestalt und dem Sinne nach, und aus diesem heraus sind ja doch die einzelnen Dialekte einer Sprache überhaupt entstanden. Von fremden Einflüssen abgesehen, sind die Dialekte Äste eines Baumes und jeder Ast verzweigte sich wieder. Der Urbaum starb ab und jedes der Reiser fiel auf fremden, veränderten Boden. Manches starb, manches entwickelte sich wieder zu einem Baume, der dem Urstamm nicht mehr vollkommen glich, sowie auch nicht seinen Brüdern. Der Unterschied wird nun noch größer bei der weiteren Vermehrung der einzelnen neuen Bäume. Tirol z. B. beherbergt eine Unzahl von Schattierungen. In jedem Tale wuchs dann eben der Tochterbaum, sich selbständig entwickelnd, weiter. Und J. Schatz: „Die tirolische Mundart", Zeitschrift des Ferdinandeums, 3. Folge, Heft 47, weist genau nach, daß die Tiroler Mundart eine selbständige Entwicklung einer einheitlichen bayerischen Grundlage ist, daß sich nirgends Anhaltspunkte finden, daß etwa alemannische oder schwäbische Eigenart zugrunde läge oder eine Mischmundart sich gebildet hätte. Er weist ferner noch nach, daß fast jede der mundartlichen Verschiedenheiten Tirols mit den alten Gau-, beziehungsweise Grafschaftsgrenzen zusammenfällt!

Eine derartige, eine selbständige Entwicklung bedingende Grenze ist in unserem Gebiete die ungarische. Man denke nur an die ungarische Schule, an das Militär. Der ungarische Heanz dient unter fremdsprachigen Leuten, die seinen Dialekt als solchen nicht verspotten, daher nicht beeinflussen. Es ist durch die Grenze leicht erklärlich, warum er von den drei andern etwas weiter weg steht. Die heutigen sprachlichen Unterschiede der oben genannten, zusammengehörigen vier Zweige lassen sich ohne jedweden fremden Einfluß einfach aus dem verschiedenen Alter der vier Schattierungen ableiten.

Wir hätten also verschiedene Altersgrenzen e i n e s Dialektes zu unterscheiden, ausgedrückt in Höhenlinien!

Feststehende Kreise, Grenzen können dies freilich nicht sein, da noch zahlreiche andere Faktoren oft kräftige Ausnahmen schaffen. So finden wir ein langsames, einzelnes Vordringen der Hochgebirgsbevölkerung in das Mittelgebirge, zur Ausfüllung der Lücken, die dort durch Abwanderung in die Ebene und in die Städte entstanden; oder ein größeres Vordringen, wie z. B. von Holzknechten in den Wienerwald. Auch ein Vordringen von Bewohnern der stärker bevölkerten Ebene ins Gebirge, um den Leutebedarf dortselbst zu decken, ist zu beobachten. (In Salzburg z. B. in allen durch den Verkehr schnell aufstrebenden Orten zu verfolgen.) Auch alte, frühere Landes-, Gaugrenzen. — Seit alters her berühmte Alpenstraßen, ein „Höhenluftkurort", ein Sanatorium, ein „Wintersportzentrum" haben oft in den entlegensten Höhenregionen „jüngere" Dialektschattierungen geschaffen, wie in der reizlosen Ebene in der nächsten Nähe Wiens (Marchfeld)!

[1]) Je nach der Schattierung, z. B.:
Jour — schwina = Redlerschlag, Viertelstunde von Kogl, und Gegend „enta Pinkafeld".
Jua — schpina = Kogl (2 Gehstunden von Kirchschlag).
Jåa — schpina = Überall im Munde der jüngeren Leute, in größeren Orten, u. ä.

Betrachten wir nun bei unsern vier Schattierungen an einem Beispiele die „Verjüngung“:

Jogler (Hochgebirg)	go^{u},	wo$^{u(r)}$,	Ho$^{u(r)}$,	Bo^{u}t,	Go^{u}dn,	Jo$^{u(r)}$	usw.
Niederösterreichisches Wechselgebiet (Mittelgebirg) .	gua,	wua,	Hua,	Buad,	Guadn,	Jua	„
Steierisch Heanz (Mittelgebirg bis Hügelland) . . .	gua,	wua,	Hua,	Buad,	Guadn,	Jua	„
Ungarisch Heanz (Ebene) .	go^{u},	wo$^{u(r)}$,	Ho$^{u(r)}$,	Bo^{u}t,	Go^{u}dn,	Jo$^{u(r)}$	„
	gua,	wua,	Hua,	Buad,	Guadn,	Jua	„
	gåa,	wåa,	Håa,	Båat,	Gåatn,	Jåa	„
Wiener-Neustädter Ebene gegen Wien zu (dunkler) und Wienerisch (heller) . . .	gåa,	wåa,	Håa,	Båat,	Gåatn,	Jåa	„
Schriftsprache	gar,	wahr,	Haar,	Bart,	Garten,	Jahr	„

Joglerisch, niederösterreichisches Wechselgebiet, Steierisch und Ungarisch Heanzisch	im Munde der Alten	Hulz,	huln,	sulln,	wölln, und wulln,	rulln	usw.
	„jüngere Form“	Huiz,	huin,	suin,	wöin,	ruin	„
Wiener-Neustädter Ebene und Wienerisch	„jüngste Form“	Hoiz,	hoin,	soin,	woin,	roin	„
Schriftsprache		Holz,	holen,	sollen,	wollen,	rollen	„

Ein Vergleich mit einem weit entfernten bajuvarischen Gebiete (Salzburg):

Unter-Pinzgau, ein großer Teil des Pongaues . . .	go^{u},	wo^{u},	Ho^{u},	Bo^{u}scht,	Go^{u}schtn,	Jo^{u}	„
St. Coloman, in der Taugl, Gaisau, Krispl, Wiestal, die „Bergbauern“ von Adnet, und andere	gua,	wua,	Hua,	Buacht, Båacht,	Guachtn, Gåachtn,	Jua	„
Die „Bergbauern“ von Aigen (Hinterwinkel), Ebenau, Koppl, Plainfeld, Hof, Faistenau, Talgau, und andere	gua,	wua,	Hua,	Båacht,	Gåachtn,	Jua	„
Die „Landbauern“ von Aigen, Adnet usw., überall im Munde der Jungen, „Feineren“, (dunkler) und Salzburg Stadt (heller) . . .	gåa,	wåa,	Håa,	Båat,	Gåatn,	Jåa	„

Drei, vier solcher Altersstufen der ganz gleichen Sprache finden wir in den meisten Bauernhäusern. Die alte Bäuerinmutter, die oft nur drei- bis viermal des Jahres, an hohen kirchlichen Feiertagen, mit anderen Leuten als die ihrer allernächsten Umgebung in Berührung kommt, wenn sie aus ihrem weltabgeschlossenen Berghaus stundenweit zur Kirche wandert, spricht am „ältesten“, der Vater mit ihr ebenso alt, im Verkehr mit „Jüngerredenden“ „jünger“, die Tochter fast so

alt wie die Mutter, der Sohn „am jüngsten“ und „kann auch schon Städtedialektisch“, was bei ihm soviel bedeutet wie „sich nobel ausdrücken“.

Weitere Beispiele der Verjüngung der Sprache folgen weiter unten.

Die Dialektforschung, eine Wissenschaft jüngeren Datums, reiht sich erst seit kürzerer Zeit den verschiedenen Zweigen der ethnographischen Forschung ein. Wenn wir heute eine einzelne Schattierung einer Mundart, z. B. der bajuvarischen, ans Licht ziehen, zu erforschen beginnen, so erfassen wir sie in einem gewissen Entwicklungs-Altersstadium. Dann finden wir sie bei Großvater, Vater und Sohn wieder in drei verschiedenen Altersstufen. Die dialektisch selbständige Weiterentwicklung, gleichbedeutend mit weiterer Zersplitterung, ist aufgehalten durch das Überallhindringen der Schriftsprache. Es findet eine allgemeine Annäherung statt, was ebenso erwünscht wie bedauert wird.

Die Niederösterreicher werden genannt: Von den angrenzenden Steirern (Joglern): „Estraicha“; von den angrenzenden Deutsch-Ungarn (Heanzen): „Prägna“. Der Name „Prägner“ ist Schimpf-Spottname. (Herkunft?) Die Steirer von den Niederösterreichern: „Jo^{u}gla“ und „Staira“; von den Deutsch-Ungarn meist: „Staira“. Die Deutsch-Ungarn werden von beiden Nachbaren „Krowådn“ und „Heanzn“ genannt. Beides sind Schimpf-Spottnamen. Auch der Name „Jo^{u}gla“ ist Spottname.

„Ge hea dåu, du stairischa Jo^{u}gl“, heißt es in einem Spottliede. Die Herkunft des Namens ist noch nicht klar. Gewiß kommt er nicht von dem kleinen Orte St. Jakob. Nachdem er Spottname ist, dürfte wohl die von der des Niederösterreichers verschiedene Aussprache des Joglers den Anhaltspunkt zum spotten und zur Prägung des Spottnamens geliefert haben! Tatsächlich spricht der Jogler das o mit nachgeschlagenem u, o^{u}, anders aus wie der Niederösterreicher. Sein „Ro^{u}sal“ (Röschen), eigentümlich im Tonfalle fast Rausal klingend, macht ihn sofort kenntlich. Vergleiche ferner „go^{u} nid wo$^{u(r)}$“ zum niederösterreichischen „gua nid wua“ (siehe auch Seite 92), Gewürzgarten = „Gwo^{u}zgo^{u}dn“ usf. „Die, die das o^{u} so spaßhaft und so gern in ihrer Sprache haben, das sind die Jo^{u}gla.“ Sollte diese Ableitung des Wortes richtig sein, so könnte man auch den Spottnamen „He͡ãnz“ nach derselben Schablone zu erklären suchen. Der Heanze „singt“ überhaupt sehr stark. Während nun der Niederösterreicher den Laut e͡ãn in einer Tonlage ausspricht, „singt“ ihn der Heanze in drei musikalischen Noten, das e scharf i-ähnlich, für den Österreicher „urkomisch“. In demselben Klange sprechen manche heanzische Schattierungen auch andere Worte von ihren Nachbarn verschieden, z. B.: „jetzt“, Niederösterreicher und Jogler: hiaz, Heanzen: hi͡ãnz. „Die, die das e͡ãn so spaßhaft und so gern in ihrer Sprache haben, das sind die He͡ãnzn.“

Das Zeitwort „aushe͡ãnzn“ = ausspotten ist meines Wissens auch nur in den an Ungarn angrenzenden Gebieten bajuvarischer Zunge bis Wien bekannt. Ein Verbum zur Anlehnung war schon vorhanden: fe͡ãnzn = spottend aufreizen, das im ganzen bajuvarischen Sprachgebiet bekannt zu sein scheint.

Man verzeihe mir die mannigfachen Abschwenkungen in weitere Gebiete, ja, in das allgemein bayerisch-österreichische Sprachgebiet! Sie erscheinen mir bei Verfolgung der Literatur notwendig. Man lese nur die schon erwähnten Schriften Dachlers und Rhamms[1]). Die Gegensätze beider treten in ihrer gegenseitigen Befehdung hervor in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde, 14. Jahrgang, Seite 220, und 15. Jahrgang, Seite 45. Dachler, selbst die Mundartforschung, Sitten und Gebräuche usf. nicht besonders berücksichtigend, wirft Rhamm vor, diese trotz zugegebener „bajuvarischer Erscheinung“ ganz außer acht zu lassen, von früheren Bewohnern nichts zu sprechen, und nur nach Ostgermanen Ausschau zu halten. (Geradeso wie er selbst sich nur nach Franken umzusehen scheint! D. V.) Rhamm wieder weist Dachler seinen „fränkischen“ Hof im ausgesprochensten Altbayern nach, verwirft dessen Einteilung in „fränkische“ und „bajuvarische“ Höfe in Niederösterreich, bringt Anschauungen und Beweise für slavische Rückstände, die manchenorts weit einleuchtender sind wie Dachlers „fränkische“ Nachweise. Jede dieser Richtungen hat ihre zahlreichen Anhänger, bei denen es fast darauf abgesehen zu sein scheint, das bajuvarische Element so weit es geht herunterzudrücken!

Dagegen wehren sich außer Mundartforschern (J. Schatz, Seemüller) auch andere, wie Fr. Stolz (Zeitschrift für österreichische Volkskunde, 9. Jahrgang 1903, Seite 238, und 12. Jahrgang 1906, Seite 113), Dr. Osw. Menghin (Zeitschrift für österreichische Volkskunde, 18. Jahrgang 1912, Seite 27) auf Grund zusammengehöriger bajuvarischer Sitten und Gebräuche.

Hypothesen über unser Volkstum in den österreichischen Alpenländern gibt es also viele.

[1]) Ethnographische Beiträge zur germ.-slav. Altertumskunde.

Verschwunden können nun weder die Ostgermanen, noch die Slaven, noch andere Völker und deutsche Stämme sein, die alle in gewissen Resten von den verschiedenen Forschern nachgewiesen werden; aber die Bajuvaren, die das Land neu in Besitz nahmen, müssen jedenfalls so stark gewesen sein, daß sie alle anderen aufsaugen, den Ländern ihre Eigenheiten mehr oder weniger aufprägen konnten.

Ich möchte daher an dieser Stelle einmal einen Punkt Niederösterreichs herausgreifen und ihn in allen zu Anfang dieser Schrift erwähnten völkischen Charakteristika beleuchten. So spreche ich diesmal über den Dialekt, das Lied und die Tracht im Feistritztale und es wird mir hoffentlich gegönnt, die weiteren Zweige (Tanz, über den bis heute eine entsprechende Literatur überhaupt noch fehlt, Gebräuche, Hausbau usw.), die Raummangels halber zurückgestellt werden mußten, ebenfalls in dieser erstklassigen, vornehmen Zeitschrift veröffentlichen zu dürfen. Hängen sie doch alle mit dem Volke unserer bayerisch-österreichischen Alpen, mit dem der die Bergwelt liebende Turist stets in Berührung kommt, auf das innigste zusammen.

Leider fehlt eine einheitliche Dialektschreibweise und jeder Dialektiker hat darin seine Eigenheiten. Bedungen ist dies dadurch, daß jede Dialektschattierung eigene Zeichen beansprucht. Je strenger sich die Schreibweise an die Aussprache hält, desto mehr Zeichen erfordert sie und desto schwerer ist sie zu lesen, was aber nicht erspart werden kann, wenn man eben nur halbwegs getreu sein will. Da die folgenden Dialektproben ebenso zur Veranschaulichung des Dialektes im niederösterreichischen Wechselgebiete dienen sollen wie zur Unterhaltung, so ist es notwendig, der wirklichen Aussprache so nahe wie möglich zu kommen, und ich muß für die geehrten Leser eine kleine Anleitung über die Deutung der Zeichen vorausschicken. Ich gehe dabei von folgender Ansicht aus: Hat jemand das Interesse, so wird er sich alle Zeichen aneignen und in alle Zeichen bald hineinlesen. Ist jemand ein Kenner einer bajuvarischen Mundart, so wird dies um so leichter sein: es werden ihm die Zeichen deutlich Unterschiede zeigen und er wird auch der Aussprache leichter nahe kommen. Wenn beides nicht vorhanden ist, bitte ich, einfach alle Zeichen zu übersehen und es wird gerade so gut oder schlecht gehen, als wenn keine solchen beigefügt wären. Eine dem Forscher einer einzigen Schattierung selbst nur für diese vollkommen entsprechende Schreibweise erfordert jahrelange Arbeit. Man tastet zuerst im Finstern, hält dann so und so viele Zeichen fest, um im nächsten Jahre die doppelte Anzahl zu haben, die Hälfte umzuändern usw. Man muß sich ja dazu eine „neue deutsche Grammatik“ verfassen, die mit der schriftdeutschen gar nichts zu tun hat, die, wie eben der Dialekt, durchaus einheitlich ist und sich in den festesten Regeln hält. Ist man endlich so weit, so hat man vielleicht erst die Kenntnis der Mundart einer engbegrenzten Gegend, der Sprache eines Tales, eines Dorfes. Denn unerschöpflich und unergründlich ist die Mannigfaltigkeit der lebenden Volkssprache. Und doch wird jeder, der tiefer eingedrungen ist, trotz aller äußeren Verschiedenheiten die große innere Einheitlichkeit unserer Dialekte herausfinden.

Alphabet:

a wie im Schriftdeutsch: blād = dick (Wurzel wie blähen)

å dumpfes a, ein Mittellaut zwischen a und o:
Grås = Gras

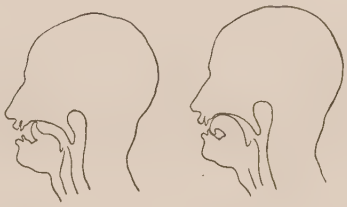
b b und p sind als Anlaut eines Wortes oder einer Silbe nicht zu unterscheiden! Der Laut ist etwas härter als b und weicher als p, er liegt gerade in der Mitte. Ich behalte, um leserlicher zu bleiben, immer denselben Buchstaben bei, wie ihn die Schriftsprache schreibt:
Bo^{u}(d)n (Boden) und Pe^{i}msdl (Pinsel) sind also gleich zu sprechen.

d d und t sind im Anlaute ebenso gleich wie b und p.
di (dich) und Tåschn (Tasche) wird gleich gesprochen.

e wie im Schriftdeutsch: schlechd = schlecht

ë dem ö genähert: dë^{i}n = den, denjenigen, diesen
è dem ä genähert: Bèri = Berg
f wie im Schriftdeutsch: fuĺg̃n = folgen
g wie im Schriftdeutsch: glåt = glatt
h wie im Schriftdeutsch: hunad = hundert
(Nie Dehnungszeichen! Immer gesprochen.) Viah = Vieh
i wie im Schriftdeutsch: blind = blind, ins = uns
j wie im Schriftdeutsch: Jo^{u} = Joch
k wie im Schriftdeutsch: kë^{i}ma = kommen
Vor einem Vokale klingt es wie kh (die Kuh = d'Khua), vor einem Konsonanten neigt es zu g.
gg Ist eine Nuance härter wie g, weicher wie k und steht meist dort, wo im Schriftdeutsch ck. Vor demselben ist immer ein Hiatus. Sprich also: ru-gga = rücken, pi-gg = pickt.
ch wie im Schriftdeutsch: måcha = machen
l wie im Schriftdeutsch: Naga^{r}l = Nelkchen
ĺ Zunge nicht vorne bei den Zähnen angelegt, sondern gebogen, die Spitze nach aufwärts, den Gaumen berührend: Föld = Feld (siehe Fig. a) [1]).
ł Zunge aufgebogen: gliggli = glücklich (siehe Fig. b).
ł ist gleich i: Tuĺfł = Teufel, sprich also Tuĺfi

Fig. a Fig. b



m wie im Schriftdeutsch: Mund = Mund, gmua = genug, höĺfm = helfen
n wie im Schriftdeutsch: na = nein, Hund = Hund
o wie im Schriftdeutsch: Oadnin(g) = Ordnung
ȯ stark vertieftes o, „die Gurgel muß bei der Aussprache ganz hinunter", Mund offen, nähert sich dann wieder einem a [2]): Ȯxen = Ochsen.
p siehe b.
r wie im Schriftdeutsch: richti = richtig
(Nur im Anlaut eines Wortes oder einer Silbe, sonst vokalisiert.)
s wie im Schriftdeutsch: lusti = lustig
Im Anlaut eines Wortes ist es immer ein scharfes s = ss, nur vor p (b) und t (d) ist es immer ein sch: ssaua (sauer), Schpiagĺ (Spiegel), Schtiggĺ (Stückchen), Wuaschd (Wurst).
ss wie im Schriftdeutsch. Jedes s im Anlaut ss, im Worte stehend wird ein vorstehender Vokal verkürzt: schtëssn = stoßen.
t siehe d.
th nicht wie das englische th ein Laut! Sowohl t als h hörbar: d'Rindn = die Rinde, d'Rinthann = die Rinden,

[1]) Dieses l ist im Dialekte nicht mehr dauernd gleich, es macht in vielen Worten sichtlich den Übergang zum i durch. In Föld, Göld, Wåld u. ä. wird es von alten Bauern noch so gesprochen, wie Fig. a zeigt. In Worten wie Tuĺfl, tuĺf, åls u. ä. steht die Zunge geradeso, berührt aber nicht mehr den Gaumen, wodurch etwas ü-ähnliches in den Laut kommt. Die jungen Bauern sagen: Föüd, Wåüd — Tuifi, tuif.
Das l, das auch noch an anderen Orten erhalten ist (z. B. Kärnten, Tirol), verliert überall schnell an Boden, da der Städtedialekt und die meisten bajuvarischen Dialekte dortselbst bereits das jüngere ł = i (ü) stehen haben (z. B. Oberösterreich, Salzburg, das übrige Niederösterreich), dem auch der Vorzug des „Leichter-gesprochen-werden-könnens" eingeräumt werden muß.

[2]) Bünker (Schwänke, Sagen und Märchen in heanz. Mundart) schreibt a in Worten wie z. B. groß = gras. Bei uns wenigstens liegt trotz großer Ähnlichkeit mit a doch auch ein deutlicher Unterschied vor. Wo „grouß" gesagt wird, liegt schon eine Verwischung vor, eine Anlehnung an die weitaus häufigeren ou (Ofen — Oufm usf.); es ist also kein „Unterschied des Heanzischen von dem Niederösterreichischen". So wurde es auch in Alland bei Heiligenkreuz gesprochen (bei meinem Aufenthalt dortselbt 1892—1896) und war früher wahrscheinlich viel allgemeiner, da man auch wienerisch im Scherze sagt: „Nobel spritzen und hachdeutsch reden." Ȯ und ou wechselt übrigens häufig miteinander: (Salzburg) Taxenbach, Abtenau usf.: Grȯs, Brȯt, Tȯd, kchȯtik, Strȯ usw. Kuchl, Ebenau usf.: Grous, Broud, Toud, kchoutig, Strou usw.

u wie im Schriftdeutsch: Fruchd = Frucht
Oft an Stelle des schriftdeutschen o: Holz = Hulz.
v wie im Schriftdeutsch: = f. Hier aber auch in Fremdwörtern. Ich habe es der „Leserlichkeit“ halber beibehalten.
Våda = Vater, Klåvia = Klavier, privadd = privat. Sprich überall f.
w wie im Schriftdeutsch: Wåld = Wald
x wie im Schriftdeutsch: Fux = Fuchs
z wie im Schriftdeutsch: Zånd = Zahn
Reines ö ist selten und nie Umlaut von o: Göld = Geld, aber Ëⁱfm = Öfen.
Ebenso ü: Gfüll = Gefühl, aber Briada = Brüder.

Zwielaute:

ai, ia, ua, oa, au, ui, ea (nur mit nasalem Klang):
Hai, ssiass, Bluad, broad, launi, buign, Kean.
Heu, süß, Blut, breit, launig, biegen, Kienspan.

Zwei gleiche Vokale dehnen, zwei gleiche Konsonanten verkürzen. Der zweite Vokal vertritt ein zum Vokale verändertes r:

warm, fahren, werden, Dorn, hören, Türlein.
wåån, fåån, ween, Doon, heen, Tiil [1]).

Der zweite Konsonant wirkt auch über den Hiatus:
rëⁱ-gga, hierbei ëⁱ kurz (recken), schtiñgg, hierbei iñ kurz (stinkt).

Voneinander zu unterscheiden sind Zwielaute und vokalisierte r hinter dem Vokale; bei letzteren liegt der Ton vollständig auf dem Vokale:

broad — Wóat, Deansdhéa.
breit — Wort, Dienstherr.

Die Vokale ë und o werden, wenn nicht im Zwielaute oder vor vokalisiertem r = a stehend, fast nie rein ausgesprochen, immer diphthongisiert und zwar wird dem ë ein i, dem o ein u nachgeschlagen:

Fenster = Fëⁱnsta, Boden = Boᵘ(d)n.

Das ou nähert sich etwas dem Zwielaute au.
Manchmal wird auch å diphtongisiert, er hat = ea håᵘd, selten u und i:

Butter = Buᵘda, Zwiebel = Zwiⁱfł.

Die beiden Laute sind unzertrennbar verbunden (wie ein Zwielaut), der Ton des nachgeschlagenen Vokales ist entweder höher (i) oder tiefer (u) im Ton [2]).
Ein gerader Strich über einem Vokale bedeutet: lang gesprochen:

stād = still, Rōᵘs = Roß, Gschlōᵘs = Schloß, Burg.

Ein ˘ über dem Vokale bedeutet: kurz gesprochen:

bĭndn = binden, Minŭtn = Minute.

Ein ’ bedeutet den Hauptton, wenn über einem Buchstaben; es ist Auslassungszeichen, wenn über einem Zwischenraum stehend.

Kirchberg = Kiabéa, mit sich nehmen = mid‿éam neⁱma.

Ein ‿ unter der Zeile heißt: binden, hinüberziehen:

eaʳ‿is‿’s‿e = er ist es so.

Ein r, n über der Zeile wird nur halblaut gesprochen und dient nur zur Bindung:
1. Wieder erscheinendes r: ea haᵘd = er hat
eaʳ‿a = er auch

[1]) Diese Aussprachen sind echt bajuvarisch! Sie ziehen sich in verschiedener Stärke durch die ganzen Alpenländer. Ich habe sie auch bei den Heanzen „in der Wiesen“ bei Ödenburg, in Hochstraß, Kogl usw. gehört; sie dürften unter ihnen weiter verbreitet sein. (Siehe z. B. Bünker, „Heanzische Volkslieder“. Zeitschrift f. österr. Volkskunde, XV. Jahrg., S. 130, Nr. 55: fä’n; S. 131, Nr. 70: ge’n.)

[2]) Dieses Diphthongisieren bedingt meiner Ansicht nach das „Singen“, oder das diesem verwandte „Bellen“ der Mundarten in verschiedenen Graden und umgekehrt! Es ist mir auch bekannt in den Mundarten der Heanzen, des Jogellandes, der Oststeiermark, der Gegend von Mariazell, der Umgebung von Graz, des Unterpinzgaues, Pongaues und findet sich schwächer wie bei den genannten an sehr vielen Orten.

2. Zur Bindung eingeschobenes r oder n:

ha^{u}d‿a^{r}‿an‿Uñgligg
hat auch ein Unglück
wo^{u}‿^{n}‿i gē
wo ich gehe [1]).

Was in der Klammer ( ) ist, ist verschluckt:

Få(d)n = Faden.

dn und tn ist immer halbverschluckt, nur ein stoßweiser Nasenlaut:

si schĭndn = sich schinden
si haitn = sich plagen, rackern, abarbeiten (ab-häuten).

dn, tn sind gleich zu sprechen, der Leserlichkeit wegen ist die Schreibweise des Schriftdeutsch beibehalten. Sie bedingen meistens vor sich einen schwachen Hiatus wie bei obigen Wörtern und z. B.: „Sekun|dn“ — „Minu|tn“. Dagegen: ghåldn = behalten.

d, t, k mit n oder m als solche stoßweise Nasenlaute neigen mehr zu n:

Schrokn = Schrecken.

b, p mit n oder m mehr zu m:

ausschobbm = ausstopfen, ausschoppen; Kripm = Krippe [2]).

Eine Schlangenlinie bedeutet Nasalierung. Zu nasalieren sind nur jene Buchstaben, die von der Linie bedeckt werden. So sind bei kōañ alle drei Buchstaben Nasenlaut, während bei kōän nur der Zwielaut nasaliert und das n gesprochen wird:

kōañ Våda = kein Vater
kōän Vådån = keinen (keinem) Vater
schâ^{i}ñ — schâ^{i}na = schön — schöner.
Schiñga, Wåñga, Wåg̃na
Schinken, Wange, Wagner.

Es kommt aber auch Nasalierung vor, wenn kein n da ist: Grōãmat = Krummet, zweiter Wiesenschnitt im Herbste; Rēãm = Riemen.

Alle folgenden dialektischen Worte und Sätze sind speziell der Umgebung von Feistritz am Wechsel entnommen und hier wieder hauptsächlich vom „Hollabrunner Riegl“.

Nun möchte ich den geehrten Lesern Beispiele der „schlåmpaten“ Aussprache zeigen [3]), die ein Wort in vielerlei Gestalten und Betonungen erscheinen läßt, sowie des ewig Wechselnden, Bieg- und Schmiegsamen:

ich *lege* mich schlafen = i *lë^{i}* mi schlå^{u}fm
lege ich mich schlafen = *lë^{i}ch*ami schlå^{u}fm
ihn: ich habe ihn = i hañ‿na oder i hañ‿'n
ich mag ihn nicht = i må^{u} na nid, oder: i må^{u}‿n nid
ich habe mir ihn = i hañ ma'n
kennt ihn richtig = (kë^{i}nd'n richti) kë^{i}n-dn richti
ich habe ihn sowieso neben ihn gestellt: i hañ‿na^{r}‿e ne^{i}m saina gschtöld
das geht ihn nichts an (hinweisend) = dë^{i}s gēd eam nix ãñ
er hat nichts = ea hå^{u}d‿nixi
er hat geheiratet = ea hå ghairad.

Die breite, gezogene Aussprache von hå^{u}d ändert sich in hå mit kurzem,

[1]) Bleibt nur noch das r in der Verkleinerungssilbe —arl = —ïein, —chen. Ich behalte diese viel beliebte und viel verschmähte Schreibweise bei, da ich zwischen dem a und l, wenigstens in unserem Dialekte, genau so wie im Wienerischen, einen schwachen Zwischenlaut höre, der durch ein hochstehendes r am besten wiedergegeben sein dürfte. Der Ableitung nach ist das r unberechtigt: bach — bacheli — bächeli — bachali — Bachal = Bächlein.

[2]) b+n zieht sich oft ohne Nasenlaut zu m zusammen. haben = håb'n = håm; Raben = Råb'n = Råm usf.

[3]) Nur scheinbar, es hält sich alles in Regeln.

herausgestoßenem å, da statt des, wegen des Anlautes gh in ghairad, ausgefallenen d ein Hiatus folgt.

er: er weiß es sowieso = ea woas‿'s‿e!

weiß er es so (sowieso, ohnedies, wirklich, schon) = woas‿a‿'s‿e?

Endet das vorstehende Wort mit einem Vokal und wird ein Bindungs-r eingeschoben, so klingt es wie: ra: wie er herfür-, hervor-, vor-fährt = wia‿r‿a fiarafåad.

Hinweisend: weiß er es so = woas‿ea‿'s‿e?

ich weiß es, er auch = i woas‿'s, ear‿a.

Ist im Nasalton ein i, so wird nicht mit wiedererscheinendem n, sondern mit i = j ähnlich gebunden:

gehst hin und sagst = gēsd‿hĩ̃ñj‿und såusd

daß wir zugleich nicht gehen können =

(das ma z'glai nid gai̯ñ kina) = dama‿z'glai‿nĭ gai̯ñ kina

ich möchte mich = (i mechd mi) = i mech‿tmi

er hat mich = (ea håud mi) = ea håu‿dmi

er schindet ihn zu Tode = (ea schind 'n z'tȯd) = ea schĭn-dn z'tȯd

Binde ihn! = (Bind'n!) = Bĭn-dn! Bĭn-dnă!

er hat sich die Finger gefroren (sind ihm erfroren) =

(ea håud si d'Fiñga gfrèad) = ea håud‿si Pfiñga gfrèad

ich kenne mich schon aus = (i kei̯n mi schon‿aus) = i kei̯mi schon‿aus

ich sage es keinem Menschen = (i såu 's koan Mei̯ndschn) = i såus koamei̯ndschn

anderthalb = åndădhåĭ = åndădhåĭwi

anderthalb' Wagen = åndădhåĭ Wagăn

åndădhåĭ Pfåß (= b-Fåß), åndădhåĭ Blita (= b-Liter)

wir gehen jetzt schon vierzehn Tage =

(mia gei̯ñga hiaz scha...) = mia gei̯ñga hia‿tschă viazăn Tå

gemacht bist du doch = (gmåchd bisd d' dou = gmåch(d)‿bis(d)‿(d')‿dou) =

gmåch piss tou.

in: folgt Vokal so: gēd‿in‿oan = geht in einem.

folgt Konsonant: gēd‿i‿d'Åawad = geht in die Arbeit

i‿da Tia = in der Türe [1])

Zuerst sterben von einer Mundartschattierung Worte und Laute aus, die dieser Schattierung mehr oder minder allein eigentümlich sind und durch schriftdeutsche oder „städtedialektische" leicht ersetzt werden können, oder dort fehlen, so:

Laute: ȯ, ĭ, u = å im allgemein Bayerischen.

Worte: louisn = hören, zuhören, horchen, aufhorchen.

Durch „Städtedialekt": huachn = horchen, hean = hören, zuhören.

hāsn = glatt.

Durch: glåt = glatt, haüĭ = glatt, glitschig [2]) ganz verdrängt.

meinn = weisen, führen, leiten ohne Halfter oder Leitriemen; also gewöhnlich von Zugochsen.

Durch: waisn = weisen, führen, leiten im allgemeinen.

Dagegen erhalten sich solche, deren eigentlicher Sinn durch die Schriftsprache nicht treffend wiedergegeben werden kann, und erzwingen, wenn die gleichen Worte aus derselben Ursache auch im Städtedialekt erhalten bleiben, eine Aufnahme in die Schriftsprache.

schlåmpad = nachlässig, ungenau, „schlottericht", „schlampig" usw.,

[1]) Die Vokale, besonders kurz gesprochene und alleinstehende, sind meistens nicht von ausgeprägter Schärfe. So schreibe ich bei diesem in, schon wegen der leichteren Verständlichkeit allein, i. Es neigt auch in dieser Mundart wenigstens zu i, klingt aber oft so, daß man nicht scharf unterscheiden kann, ob es i, e oder ë ist. In anderen bayerischen Dialekten klingt es bald i, e, ë oder ö.

[2]) Mittelhochdeutsch: heale = schlüpfrig.

si gfrëⁱtn, städtedialektisch „si gfrĕtn“ = sich einschränken, „fortwursteln“, sich plagen usw.[1]).

Der Übergang vom alten Dialekt in den Städtedialekt vollzieht sich folgendermaßen:

Unter A verstehe ich die Sprache der alten Bauern unter sich.

Unter J die jüngere, vom Städtedialekt beeinflußte Sprache,

„Halbdialekt“ { J_1, mehr zu A neigend,
J_2, mehr zu S neigend.

Unter S die jüngste Sprache, welche bis auf — vom alten Dialekt herrührende — kleine Klangunterschiede mit dem Städtedialekt identisch ist.

	wahr,	gar,	die Bahre,	einmal,	Sparkasse,
A:	wua,	gua,	da (der!) Bua,	oanmul,	Spuakassa,
S:	wåa,	gåa,	de Båa,	oanmål,	Spåakassa,
	zuviel,	Spiel,	Feld,	Welt,	Wald,
A:	z'vül,	G'schpül,	Föld,	Wöld,	Wåld,
S:	z'vüł,	G'schpüł,	Föld,	Wołd,	Wåłd,
	hohl,	Holz,	holen,	Kohle,	Sohle,
A:	hul,	Hulz,	huln,	Kuln,	Suln,
J:	huł,	Hułz,	hułn,	Kułn,	Sułn,
S:	hoł,	Hołz,	hołn,	Kołn,	Sołn,

Die Endung eines Wortes rb, rg oder rk im Schriftdeutsch ist in diesem Dialekt gleich ri[2]).

A: So heißt Kirchberg am Wechsel in Niederösterreich — Kiribèri, Puchberg am Schneeberg in Niederösterreich — Puribèri und Pöllauberg, Oststeiermark, hat jedenfalls auch — Pöllabèri geheißen im alten Dialekte. Heute vollzieht sich in den drei weit voneinander entfernten Punkten derselbe Vorgang und die Orte
J: heißen im Munde der jüngeren Generation: Kiabèa — Puachbèa — Pöllabèa. Das i fiel, weil der Schriftsprache und dem Städtedialekt am Ende dieser Worte fehlend, aus und das nun am Ende stehende r mußte zu gleicher Zeit a werden, da jedes Schluß-r wie a ausgesprochen, vokalisiert wird. In der
S: Aussprache der Orte — Kiachbeach — Puachbeach — Pöllabeach — ist die Aussprache des Städtedialektes erreicht.

„Schnadahüpfl“ aus Feistritz am Wechsel:

A.	S:
I bit_ëⁱñg doᵘ guri schaⁱñ,	I bit_eng do gåa scheñ,
Låᵘsds_ma mãin Kuri schtaⁱñ,	Låsds_ma mãin Kuab steñ,
I muas_af Kiribèri,	I muas_auf Kiachbeach,
Kurighëⁱñ(g) kafă gaⁱñ.	Kuabgheñ(g) kafñ geñ.

Ich bitte euch doch gar schön,
Lasset mir meinen Korb steh'n,
Ich muß auf (= nach) Kirchberg,
Korbgehänge (behänge) kaufen geh'n.

Bei Puchberg hörte ich statt Kiribèri — Puachbèri (Puchberg) und bei Pöllau Håatbèri (Hartberg) im selben Liedchen.

Kirche:	A	J	S
	Ki - ra,	Kia - cha,	Kia - chñ,

[1]) Mittelhochdeutsch: vretten = sich abquälen mit etwas.

[2]) Berg, Werk, Zwerg = Bèri, Wèri, Zwèri. Von mir auch notiert aus Eibesbrunn hinter Stammersdorf bei Wien, sowie Karnabrunn an der niederösterreichischen Landesbahn; auch im Salzburger Flachgau. Nach Strigl, „Sprachwissenschaft für alle“ ist es auch in manchen Teilen Oberösterreichs gebräuchlich und kommt auch (g und k = i) im Vergleich mit dem Englischen vor. Aus dem Ennstale siehe Seite 89. In Gößl (Oberösterreich): „Berig“.

melken:	A	J_1	J_2	S
	mölla,	mölcha,	mołcha,	mołchñ,

gemolken:	A	J_1	J_2	S
	gmulla,	gmulcha — gmolcha,	gmołcha,	gmołchñ.

Die Steigerungen von gut — besser — am besten — heißen, ähnlicher dem alten bas:

A: båsa, in båsăn[1]),
J: be^{i}ssa, in be^{i}ssăn,
S: bessa, in bessăn.

Der, die, das Bessere, A: da, de, is Båsări.

	Jeder,	jede,	jedes,
„städtedialektisch“:	a jeda,	a jede,	a jeds,
	jeda,	jede,	jeds,
heißt in neuerer Zeit:	jäda,	jädi,	jäds,

mit einem ganz unqualifizierbar häßlichen ä statt des alten, vokalschönern: an‿iada, an‿iadi, an‿iads.

Den = n, dem = m, der = r sind in der alten Sprache bei Ortsbestimmungen = s. In der jüngeren sind sie dem Städtedialektischen gleich.

	J:
beim Steinbauer	bein Stoan̆bauan
oberm Steinbauer	owăn Stoan̆bauan
unterm Steinbauer	untăn Stoan̆bauan
überm Steinbauer	iwăn Stoan̆bauan
„drüben vom“ Steinbauer	entăn Stoan̆bauan
hinter'm Steinbauernhause	hĭntăn Stoan̆baunhaus
über den Steg	iwăn Ste^{i} oder Stech
hinter der Steinbauer-Hundshütte.	hĭntă da Stoan̆baun-Hundshitn.

A:
băs Stoan̆băn
o^{u}wăs Stoan̆băn
intăs Stoan̆băn
iwăs Stoan̆băn
entăs Stoan̆băn
hĭntăs Stoan̆băn̆haus
iwăs Stai
hĭntăs Stoan̆băn-Hundshitn[2]).

Die alten Formen für zwei: zwoa, zwe^{i}n, zwo^{u} werden alle drei zu zwoa, bis in der Aussprache zwa der Städtedialekt erreicht ist.

Zwe^{i}n ist Maskulinum, zwo^{u} Femininum, zwoa ist Neutrum, für beide zugleich, überhaupt für alles geschlechtlich unbestimmte. Gehen zwei Männer miteinander (oder zwei Tiere männlichen Geschlechtes), so sind es „zwe^{i}n Månatn“; zwei Weiber, so „zwo^{u} Waiwatn“; geht ein Mann mit einer Frau, so gehen „ålli zwoa“. (Zwoa Rē — zwei Rehe, zwe^{i}n Bë^{i}gg — zwei Rehböcke, zwo^{u} Goassn — zwei Rehgaisen.)

J: zwoa Måna — zwoa Waiwa — ålli zwoa.
(zwoa Rē, zwoa Bë^{i}gg, zwoa Goassn.)

S: zwa Måna — zwa Waiwa — åll̆e zwa (zwa Rē, zwa Bek, zwa Gas).

Ebenso wie Laute und Worte, verschwinden alte Satzstellungen, die mit dem Schriftdeutsch und dem diesem mehr angelehnten Städtedialekt nicht übereinstimmen, grammatikalische Verschiedenheiten, Artikel, Biegungen usw.

[1]) Volksmäßiger Komparativ in der Bedeutung des Superlativs: die drei schönern Madln in (= im) schönern ist's Wetter.

[2]) So sprach man auch im alten Dialekt der „steierischen“ Schattierung um Schwarzau im Gebirge; ich hörte dieses s auch in Kuchl (Salzburg) und es dürfte sich in der alten Bauernsprache auch anderwärts finden.

„. . . . un(d)‿dë oan, dë kinan‿ean koans kafm“ =
(und die einen, die können ihnen keines kaufen)
= und die anderen, die können sich keines kaufen.
„zåmmklaum tuad‿s'‿ia‿'s‿a“ =
(zusammenklauben tut sie ihr es auch)
= zusammenklauben tut sie sich es auch[1]).

„Han‿ni(d)‿da Waül“ (habe nicht [von] der Weile) = Habe keine Zeit.

„ē da(s) ma drain san gwen“ = ehe daß wir drinnen gewesen sind.

„Se ween schon‿amul z'rëⱼna këⱼma“ = (Sie werden schon einmal zu rennen kommen) = Sie werden schon einmal bei uns vorbeikommen, vorbeigehen, geschäftlich in der Nähe zu tun haben.

„Wåsch di mi(d)‿da Soaff“ = Wasche dich mit Seife[2]).

„D'Wāwaʳl håᵘd‿si scha schain zåmmgwant hiaz“ = Die Barbara hat sich jetzt schon schön „zusammgewändert“ = (Toilette komplettiert, herausgeputzt dem Gewande nach).

„I wussad‿umligad mea koans“ = Ich wüßte umliegend (in der Umgebung) keines mehr.

„Håᵘd a Zuñg‿a fairichi“ = Hat eine feurige Zunge.

„Ins is‿åls vabruna“ = Uns ist alles verbrannt[3]).

Man betont:
ba‿ʳ‿éam trågn = bei sich tragen.
za‿ʳ‿éam këⱼma = zu sich kommen.
Kiabéa (Kiribéri) = Kirchberg am Wechsel.
Miniwåld = Mönichwald, Steiermark.

Mitå = Mittag, lewénti = lebendig, welche merkwürdigen Erscheinungen in ganz Niederösterreich, auch im Städtedialekt, auftreten.

Der Artikel weicht in vielen Fällen vom Schriftdeutschen ab, so:

(Der)	da Buᵘda	= die Butter,
	da Tëⱼnn	= die Tenne,
	da Zwiⱼfl	= die Zwiebel,
	da Laich	= die Leiche, der Leichnam,
	da Pulsta	= das Polster,
	da Schroᵘd	= das Schrot (Kugelschrot).
(Die)	d'Huaschtn	= der Husten,
	d'Fräüln	= das Fräulein (logisches Geschlecht!)
(Das)	is Moᵘnad	= der Monat,
	is Töll a	= der Teller.

Vieles wird ganz dem Schriftdeutsch geopfert, nur bleibt die Aussprache natürlich eine dialektische. Statt in die „Gmoanstum“ geht der Bauer jetzt in die „Gmainntikånzlai“.

Aber die Sprache lebt und webt noch fort in alter Kraft. Aus dem fremden, jung aufgenommenen lamentieren ist jammatian geworden in Anlehnung an das deutsche jammern. Eine Frau behauptete mir gegenüber, ihr Mann sei an einem „Nervenschrok“ gestorben. Was weiß sie vom französisch-englischen choc — shock? Aber das Wort schrecken mit dem Hauptwort „der Schrokn“ kennt sie. Die Pedale des Fahrrades werden zu „Tritling“ von treⱼdn = treten usf.

Unter dem beständigen Einflusse der Schriftsprache und des Städtedialektes

[1]) Solche Sprechweise fand ich in allen deutsch-bajuvarischen Alpenländern und in ganz Niederösterreich.
[2]) Der Artikel ist im Dialekte viel häufiger wie in der Schriftsprache.
[3]) An Stelle solcher starker Formen (vabruna) schleichen sich schon die schwachen Formen (vabrennd) des Städtedialektes und der Schriftsprache ein.

(besonders durch die Schule, Militärjahre) wird aber in 30—40 Jahren, manchenorts auch in sehr kurzer Zeit, durch Entstehen neuer Bahnlinien, Turistenzentren usw., wenn die heutige alte Generation abgestorben, überhaupt nur mehr ein „Halbdialekt“ gehört werden können, wie es in anderen Landstrichen heute schon der Fall ist.

Nun möge eine kleine Sage folgen, wie sie mir von Herrn Steinbauer Peter (genannt Blochberger), Bauer in Hollabrunn bei Feistritz am Wechsel (Niederösterreich), erzählt wurde.

Uber die Entstehung der Sankt Wolfgangskirche und somit Kirchbergs am Wechsel:

Wia‿'s ză dă Wuľfgåñ(g)kira kë^{i}ma‿^{r}‿ is. Åm Kåmbstoa͡n[1]) då^{u} stēd‿a‿hüľzărăs Kraiz uñ(d)‿bă‿dë^{i}n Kraiz ligg‿a grȯßa Stoa͡n. I den Stoa͡n is‿a grȯßa Fuastrĭ(d)‿dra͡iñ. Und‿a draissg‿ Schriad ĭntără ligg wĭda^{r}‿a Stoa͡n, då^{u} is‿a Lo^{u}, då^{u} hå^{u}(d)‿dă Wuľfgañgĭ‿in Stë^{i}ggă^{r}‿afghåľdn uñ(d)‿bă‿den Stoa͡n băn hüľzăn Kraiz hå^{u}d‿a^{r}‿in Fuas‿ â^{u}ñghåľdn; un(d)‿då^{u} hå^{u}d‿a gsågg: „Wo^{u} ma͡iñ Hakĭ hĩñfåľd, då^{u} suľľ de Kira baud ween“.

Un(d)‿dë^{i}s hå^{u}d‿a gschmissn văñ Kåmbstoa͡n åa^{r}‿af Kiabèa.

Wie es zu der Wolfgangskirche gekommen ist. Am Kampstein[2]), da steht ein hölzernes Kreuz und bei diesem Kreuze liegt ein großer Stein. In dem Stein ist ein großer Fußtritt[3]) (darinnen). Und beiläufig dreißig Schritte weiter unten liegt wieder ein Stein, da ist ein Loch, da hat der Wolfgang den Stock aufgehalten[4]) und bei dem Steine beim hölzernen Kreuze hat er den Fuß angehalten[5]); und da hat er gesagt: „Wo mein Häckchen[6]) hinfällt, da soll die Kirche gebaut werden.“

Und dieses hat er geschmissen[7]) vom Kampstein herab auf Kirchberg.

Die Sprache ist eine breite, gemächliche. Die bayerisch-österreichische Mundart zeigt überhaupt oft durchgreifende Verschiedenheit von allen anderen deutschen Mundarten, was viele Forscher auf ostgermanischen Einfluß zurückführen[8]).

Und nun will ich den geschätzten Lesern und Leserinnen einen Klassiker im Dialekte um Feistritz am Wechsel vorführen.

Lessings Fabel: Der Besitzer des Bogens:

Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz, mit dem er sehr weit und sehr sicher schoß, und den er ungemein wert hielt. Einst aber, als er ihn aufmerksam betrachtete, sprach er: Ein wenig plump bist du doch! Alle deine Zierde ist die Glätte.

Schade! — Doch dem ist abzuhelfen! fiel ihm ein. Ich will hingehen, und den besten Künstler Bilder in den Bogen schnitzen lassen. — Er ging hin und der Künstler schnitzte

A Ma͡^{u}ñ hå^{u}d‿an săkrisch guadn Bo^{u}g͡ñ van‿Ë^{i}mhuľz ghåd, mĭ(d)‿den‿a waibmechti gscho^{u}ssn‿and‿sicha tro^{u}fm, und‿af den‿a mentisch vüľ ghåľdn hå^{u}d. Wia‿^{r}‿a‿'n‿åwa^{r} amuľ rechd‿â^{u}ñgschaud hå^{u}d, hå^{u}d‿a gsågg: Awe^{i}ñg dumm gmåch(d)‿bis(d)‿(d')‿do^{u}! Vüľ Scha͡iñs is‿i dia nix drâ^{u}ñ, juss(d)‿dās d'‿umm‿and‿umm scha͡iñ hāsn bisd.

Schåd‿is'‿s! — Åwa dë^{i}n kâ^{u}ñ ma jå åhöľfm! fåľd‿'n‿a͡iñ. I wüľ hĩñga͡iñj‿un(d) dë^{i}n Kinstla, dèa wå^{u}s‿in mèarăs kâ^{u}ñ, i dë^{i}n Bo^{u}g͡ñ Büľľta^{r}‿a͡iñziragĭñ lå^{u}ssn. — Ea gēd hĩñ, un(d)‿dea Kinstla hå^{u}d‿a gånzi

[1]) Betonung auf dem oa.
[2]) Kampstein ist ein Berg zwischen Kirchberg und Feistritz am Wechsel.
[3]) Fußabdruck, Fußspur eingedrückt.
[4]) Aufgestützt.
[5]) Angestützt, gestützt.
[6]) Eigentlich:
Hågga Hakl Haggarl
Hacke kleinere Hacke Häckchen, ganz kleine Hacke und Koseform.
[7]) Geworfen.
[8]) Der berühmte Misson deutet im Verlaufe seines Vorwortes (aus dem schon zitierten Werke: „Da Naz“) auf die uralten gotischen und altdeutschen Formen hin („den hehren, großartigen Klang der ehrwürdigen Ulphilassprache“, wie er sagt), die sich nur im österreichischen Dialekt erhalten haben.

eine ganze Jagd auf den Bogen; und was hätte sich besser auf einen Bogen geschickt als eine Jagd?

Der Mann war voller Freuden. „Du verdienst diese Zieraten, mein lieber Bogen!“ — Indem will er ihn versuchen; er spannt, und der Bogen — zerbricht.

Jåchd‿Åhåldin(g) ãinigfèaglˆd‿i den Boᵘg̃n; und wåᵘs hed‿si afărăn Boᵘg̃n in båsăn schigga kina, aswia wåᵘs va‿ʳ‿o͡ana Jåchd?

Dea Mâ͡ᵘn̄ håᵘd‿a Nåans-Frai(d)‿ghåd. „Du vade͡ans(d)‿dă dëj‿Ausziraglˆin(g) mai͡n liawa Boᵘg̃n!“ — Hiaz wül‿a‿'n prawian, spånd 'n, und da Boᵘg̃n — brichd.

II. DAS LIED

Die dichterische Kraft ist dem Bauer ebenso gegeben wie dem Ritter.
Goethe

Das reine, echte Volkslied ist das nationalste Lied jeder Nation. Leider hat das deutsche Volkslied bei den Deutschen bisher nicht seine ihm gebührende Beachtung gefunden. Die große Masse weiß überhaupt nicht, daß es Lieder gibt, die ein Bauer, Handwerksbursch, Knecht, Arbeiter und dergleichen, kurzum „das Volk“, ersonnen hat.

Erst in neuerer Zeit begann man den hohen Wert des Volksliedes zu erkennen und zu schätzen, und man ging in Österreich wie in Deutschland daran, was von diesem edlen Volksgut noch zu erhaschen ist, aufzuzeichnen und wiederzubeleben [1]).

Während nun in Österreich die Arbeit die größten und staunenswertesten Erfolge zeitigt, sieht es damit in Deutschland noch wenig erfreulich aus. Was man da alles mit dem Namen Volkslied bedenkt, ist höchst merkwürdig. Allerdings ist von Natur aus die Sangeskraft und -lust beim deutschen Älpler weitaus größer als bei seinem deutschen Bruder aus dem Reiche; das ist aber keine Entschuldigung. Hat doch erst Dr. J. Pommer in Wien, als Vorstand des Wiener Deutschen Volksgesang-Vereines, die fränkischen Volkslieder herausgeben und beleben müssen.

Leider droht das Volkslied gegenwärtig beinahe Mode zu werden, was ihm sehr gefährlich ist. In unserer stets Neues verlangenden Zeit kommen immer kurz nach der Mode schon „Vermodlungen“, die dem Volksliede gewiß nicht zum Vorteil gereichen können. Geradeso wie ich im Kapitel I „Dialekt“ behaupte, daß ein der Mundart Unkundiger einen Dialekt nie voll und ganz erlernen kann, ebenso kann ein moderner Kunstdichter in die Dichtungsart eines Bauern oder Viehhüters, in die Gefühle, die diese zum Dichten anregen, nicht vollständig eindringen und sie unkenntlich nachahmen. Ein Kenner erkennt doch, was es ist, eben „Imitation“. An den Fingern sind die wenigen großen Dialektdichter abzuzählen, von deren Dichtungen einzelne der völkischen Eigenart so nahe standen, daß das Volk sie für immer aufnahm und von Generation auf Generation mündlich überlieferte. So wird z. B. Castellis [2]) Gedicht: „Alloan“ — I hån eng a Haisl ån Roan — in vielen Gegenden Österreichs nach ebenso vielen voneinander verschiedenen Melodien gesungen, wie sie das Volk dazu gemacht hat. Auch aus Oberschefflenz in Baden ist es als Bruchstück aufgezeichnet worden.

Das Volk verändert solche aufgenommene Dichtungen in Wort und Melodie, bis ihm beides zusagt.

[1]) In Österreich durch Unterrichtsminister Ritter v. Hartel. Ziel ist die Sammlung und Herausgabe der erreichbaren Volkspoesie und Volksmusik aller Kronländer und Nationen in national abgegrenzten Bänden. Es besteht ein leitender Hauptausschuß und für jedes Kronland ein (oder zwei, wenn das Kronland zweisprachig, z. B. in Böhmen und Mähren) Arbeitsausschuß, dem die Sammlung, Sichtung und Vorbereitung für die Herausgabe obliegt. Vorstand des Arbeitsausschusses für Niederösterreich ist Herr k. k. Oberbergrat K. Kronfuß, der das Erz-Kronland in ausgezeichneter Weise vertritt. In Deutschland wurde auf Veranlassung des Kaisers Wilhelm II. ein „Volksliederbuch“ für Gesangvereine verfaßt.

[2]) Castelli, Dichter, geb. 1781 und gest. 1862 in Wien. „Gedichte in niederösterreichischer Mundart“, Ant. Pichlers Witwe 1845, Wien.

Der größte Unterschied des Volksliedes vom Kunstliede ist der, daß bei dem ersten die Persönlichkeit vollständig in den Hintergrund tritt; es wird gesungen, wenn ein momentanes Gefühl dazu zwingt. Daher ist jedes dieser Lieder der Ausbruch eines Gefühlszustandes, mit dem entsprechenden Zustande eng verbunden und entspricht einem Seelenbedürfnisse.

Ein riesiges Material von Liedern und Tänzen ist in den einzelnen Kronländern Österreichs bereits gefunden und aufgezeichnet worden. Und da trat das Unerwartete zutage, daß dieses Niederösterreich, von dessen Volksleben man glaubte, daß es so gar keine Eigenart besitze, daß „Wien" schon alles verschluckt habe, das so unbeachtet und unbekannt war, gleich im ersten Anlaufe eine derartige Menge von gesammeltem Material ergab, daß es „quantitativ" wie „qualitativ" mit den „berühmten" Kronländern Tirol, Kärnten und Steiermark (wo Dr. J. Pommer schon seit langen Jahren sammelte) in gleicher Reihe steht [1]).

Damit die geschätzten Leser orientiert sind, was unter einem Volksliede verstanden wird, und damit sie meine kleinen Liederbeigaben richtig beurteilen, bringe ich eine stark gekürzte Definition, wie sie in den vom k. k. österr. Unterrichtsministerium herausgegebenen „Grundzügen für die Sammlung" enthalten ist [2]):

Unter Volkslied im strengen, eigentlichen Sinne des Wortes versteht man jene Lieder, die vom Volke, das heißt in dessen mittleren und unteren Schichten, ersonnen worden sind und in diesen Schichten auswendig gesungen werden oder doch gesungen wurden. — Lieder, die von Dichtern und Komponisten in literarischer Absicht kunstmäßig erzeugt wurden, in das Volk eingedrungen und in der Art wie seine eigenen poetischen und musikalischen Schöpfungen gesungen, verbreitet und vererbt worden sind (nach Hoffmann von Fallersleben „volkstümliche Lieder"), ferner Lieder, die in der Absicht, ihnen im Volke Verbreitung zu verschaffen, kunstmäßig hervorgebracht werden (Lieder „für das Volk"), weiters einfache (Kunst-) Lieder, die den Ton des Volksliedes zu treffen suchen („Lieder im Volkston"), Nachahmungen von Volksliedern (z. B. die Kompositionen Koschats und anderer), endlich die Gesangvereins- und Schullieder sind im strengen Sinne des Wortes nicht Volkslieder zu nennen!

Solche echte Volkslieder, die wohl in ganz Deutsch-Österreich und im Deutschen Reiche bekannt sind, sind z. B.:

„Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus . . . . . ."
„Muß i denn zum Städtle hinaus . . . . . ."
„Prinz Eugenius der edle Ritter . . . . . ."

Die älteste gesamtniederösterreichische Volkslied-Sammlung ist die von Tschischka und Schottky im Jahre 1818 in Pest herausgegebene [3]).

In allem, was das Volkslied betrifft, kann ich mich nur gänzlich den Schriften und Werken des Herrn Regierungsrates Professor Dr. Josef Pommer anschließen, des Lenkers dieser Bewegung in Österreich. Ich muß auf seine Darlegungen verweisen, da sich meine Auffassung mit ihnen deckt. Durch sie ist das Thema erschöpft und ich könnte somit nur Wiederholungen bringen. Auch bei der Besprechung speziell des Liedes aus dem niederösterreichischen Wechselgebiet (insbesondere des Feistritztales) werden Kenner dieser Schriften manches Bekannte finden, was aber anders nicht möglich ist, da das dortige Volkslied eben geradeso „älplerisch" ist wie das älplerische von Steiermark, Tirol, Kärnten und Salzburg und sich denselben Regeln unterwirft wie dieses. Und diese Regeln sind durch Dr. Pommer gefunden

[1]) Hierüber schreibt Oberbergrat Kronfuß in der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied", 13. Jahrgang, 3. Heft: „Niederösterreich hat vielfach überrascht. Allgemein wurde angenommen, daß hier das Volkslied größtenteils ausgestorben sei. Es steht aber unser Erz-Kronland keineswegs hinter den anderen Alpenländern an Reichhaltigkeit zurück, ja, es übertrifft sie durch Mannigfaltigkeit der Lieder und Tänze. Südlich der Donau herrscht das älplerische Lied mit dem Jodler vor; der selbständige zwei- und dreistimmige Jodler hat aber hier eine ganz eigenartige, von der steirischen abweichende, weichere Stimmführung. Nördlich der Donau kommen noch viele hochdeutsche Lieder in Balladenform vor. Selbst die nächste Umgebung der Großstadt ist noch, wenn man recht zu suchen versteht, recht liederreich. Karl Liebleitner hat im Mödlinger Kreise schönes reichhaltiges Material aufgebracht. Ja, selbst in Wien wurde aus dem Munde älterer Frauen manch schönes, echtes Volkslied niedergeschrieben."

[2]) Nach den Entwürfen Dr. J. Pommers, des Vorsitzenden für Steiermark.

[3]) II. Auflage: „Volksmund", Band I. F. Tschischka u. J. M. Schottky. Österreichische Volkslieder. Deutsche Verlagsaktiengesellschaft, Leipzig. Preis 1 M.

und festgelegt worden; niemand könnte Neues in ihnen finden, weil es Neues nicht mehr gibt. Ich habe nun die speziell für das niederösterreichische Wechselgebiet geltenden Regeln zusammengefaßt, geordnet und in übersichtlicher Zusammenstellung, mit den daselbst üblichen Namen an Beispielen aus diesem Gebiete abgehandelt, was immer spezielles Neues zeigen wird.

Nur auf eines möchte ich verweisen, nämlich daß der Fundort eines Liedes oder Jodlers nicht zugleich als dessen Heimat angesehen werden darf, auch nicht das Kronland, in dem sich der Ort befindet.

Ein Jodler entstand beispielsweise in einem Orte Kärntens und hat dort keine Verbreitung gefunden. Ein Bewohner und Sänger dieses Ortes läßt sich nun etwa in Niederösterreich nieder, und während in seiner Heimat der Jodler ausstirbt, wird er in Niederösterreich durch den Mann verbreitet und pflanzt sich dann von Generation auf Generation fort. Oder: Ein Lied hatte früher in Niederösterreich große Verbreitung, in Steiermark wenig. Heute ist es in Niederösterreich durch die Industrie oder den Verkehr fast oder ganz verdrängt, während es sich in Steiermark erhielt, so daß heute die Größe des Verbreitungsgebietes umgekehrt ist. Und es gibt hundert ähnliche Fälle. Es erscheint sonach ungerechtfertigt, ein Lied oder einen Jodler kurzweg nach dem Fundorte „steierisch", „tirolerisch" usw. zu nennen, wenn das Lied oder der Jodler nichts Kronland-Typisches aufweist. So könnte man einen Jodler wie 2c Seite 109 eventuell „niederösterreichisch" nennen, nach seinem, nach dem heutigen Stande der Forschung, für dieses Land typischen Schlußtakte und das auch in Niederösterreich weit verbreitete Volkslied, das mit den Worten: „Greani Fensterl, blaue Gatter" beginnt, „steierisch" nennen, da in Steiermark die „grünen Fenster" heimisch sind, womit der Fundort nichts zu tun hat. Aber auch dann kann die Urform noch eine andere Heimat gehabt haben.

Daran, daß man sich der niederösterreichischen Eigenart so wenig bewußt ist, sind vielfach die Wiener schuld. Niemand schimpft mehr über Wien als der Wiener, trotz seiner großen Heimatsliebe. Es ist dies geradezu Über-Zuvorkommenheit, -Gutmütigkeit und Selbstlosigkeit gegen andere, und man kann sagen: niemand kennt und schätzt sein Land weniger wie der Niederösterreicher. So ist es auch mit dem Liede. Spielt eine Kapelle einen echten Ländler, so wird er sofort „steierisch" oder gar „bairisch" genannt; und wird irgendwo älplerisch gesungen (oder getanzt), so müssen die Sänger zumindest „Tiroler" oder sonst „Auswärtige" sein. Zumeist sind es Berufssänger, die sich als Tiroler oder Kärntner ausgeben, um Reklame machen zu können. Und aus diesem Grunde hat man auch selten etwas vom niederösterreichischen Volkstume gehört.

Und nun schicke ich noch, in mein spezielles Gebiet übergehend, die Worte Prof. Hermann Welkers voraus, die er seinen Dialektgedichten, 2. Aufl. 1889[1]) mitgab:

„Es ist kein anderes Volk deutscher Zunge so sangeslustig wie das österreichische, und nirgends entfaltet sich die im Volke selbst sprossende Dichtung so reich und anmutig, wie in Ober- und Niederösterreich, in Kärnten und Steiermark."

Im Feistritztale geht der Volksgesang leider genau so zurück wie überall, nur vielleicht etwas langsamer wegen des Fehlens der Großindustrie, und weil der Gebirgler an allem zäher festhält wie sein Bruder in der Ebene. Die Ursachen sind im Rückgange des Wohlstandes der Bauern zu suchen, in der Dienstbotenmisere bei der Landwirtschaft, im immer schwerer werdenden Kampf ums Dasein. Ich halte all dies aber für die kleinere Ursache, denn dort, wo noch gesungen wird, singt auch der Ärmste, und die meisten Lieder findet man bei Holzknechten, Viehhütern und dergleichen und nicht beim „Protzenbauern". Die Hauptursachen sind meiner Meinung nach hier wie überall dieselben: 1. Der heute sich überallhin ausdehnende Verkehr. Vor ihm schwindet und flieht immer Volkstracht, Volkslied, Reinheit des Dialektes und Volkstanz. 2. Die Militärdienstjahre. — Vielleicht könnte aber hier durch Pflege des Volksliedes in der Volksschule, oder zumindest durch Einimpfung und Erklärung des Wertes und der Schönheit des Volksgesangs, etwas geholfen werden, so daß der spätere junge Krieger seine Lieder zu schätzen weiß, daß er sich bewußt ist, daß sie gut und schön sind und er sie nicht gegen Kasernenzoten und sonstigen Blödsinn herzugeben hat. Allerdings ist hierin durch die be-

[1]) Eine Sammlung von Dichtungen in allen Mundarten nebst zur Vergleichung herangezogenen Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neudeutschen, sowie auch den germanischen Schwestersprachen.

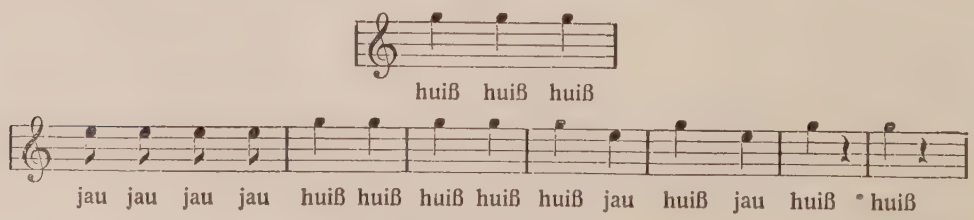
stehende, weil im Lehrplan „vorgesehene“ Gesangstunde wenig Aussicht; sehr oft werden die Lehrstellen auch mit sehr jungen Damen besetzt, die oft aus entfernten Kronländern stammen (Schlesien, Mähren, Istrien usw.), so daß in den ersten Monaten ein Dolmetsch nötig ist, um eine Verständigung mit den dialektsprechenden Kindern zu ermöglichen.

In dem von mir besprochenen Gebiete konnte die seit dem Jahre 1881 in Betrieb stehende Lokalbahnstrecke Wien—Aspang, auf der bis 12. Oktober 1910[1]) täglich acht Personenzüge verkehrten, nicht alles untergraben; sie ließ vor allem Seitentäler und Höhenrücken verschont. Der Schatz der Bewohner an echtem Volksgute ist daher noch ein sehr großer. Ich will hier als Beispiel nur meinen „Hauptlieferanten“, den Bauer Peter Steinbauer in Hollabrunn bei Feistritz am Wechsel nennen, den ich seit fünf Jahren jedesmal besuche, sobald ich in die Gegend komme, wobei ich ihn jedesmal gründlich ausforsche. Und ich kann erfreulicherweise sagen, daß diese Quelle unversiegbar scheint. Von der Familie Peter Steinbauer habe ich bis heute mehr als 100 mehrstrophige Lieder, über 400 „Schnaderhüpfeln“, 40 Jodler und zwei Tanzlieder erhalten. Ferner habe ich von ihm bekommen und aus seinem Bodenkram herausgesucht: 2100 Ländler, 14 Ländler in Partitur, 4 „niederösterreichische Nationaltänze“. Alles von einem Bauern, von einer Person „nur so nebenher“ gesammelt. Was müßte da zutage treten, wenn viele an vielen Orten und mit Aufwand von mehr Zeit sammeln würden?!

Ich beginne mit den auf tiefster Stufe stehenden gesang-lautlichen Äußerungen, den Jauchzern, Juchezern, die strenge vom Jodeln und der Tanzmusik zu scheiden sind. Das Zusammenwerfen mit diesen ist grundfalsch.

EIN JUIZA (Jauchzer, juizn = jauchzen) ist ein Schrei, ein Ruf, der sich vom fast unartikulierten Schrei zu einiger musikalischer Gewandung aufschwingt. — Die primitivste Art sind die Freudenschreie, Schreie in plötzlicher Ekstase ausgestoßen:

a) In mit Tabakrauch, Bier-, Wein-, Schweiß- und Speisengeruch geschwängerter Wirtshausstubenluft sitzen Mädchen und Burschen beisammen. Da beginnt die Musik einen Ländler zu spielen. Ein besonders tanzlustiger, freudevoller Bursch springt sofort bei den ersten Tönen der Klarinette auf, faßt sein Dirndl, stampft mit den Füßen, treibt auch wohl seine Tänzerin vor sich her auf den Tanzboden und juizt. Er schreit bei gegebenem Anlaß, so lang es ihm gefällt. Nur wenn er während des Tanzens juizt, hält er sich im Takte der Musik. Immer kommt dabei der charakteristische Ausruf „huiß“ vor. Und wenn man sich dann in weinseliger Stimmung auf dem Heimwege befindet, so schreit man eben, wann es einem einfällt, auch sein huiß, huiß (kurz herausstoßen).

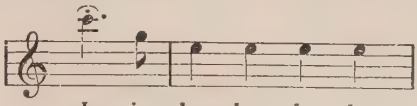


Beim Tanzen zu einem Marsche oder einer Polka wird im Takte der Musik durch die aufeinandergepreßten Zähne auch das „Wort“ „kss“ scharf ausgestoßen.

Mehr der einzelnen Person eigentümlich sind schon:

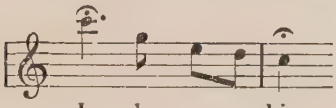
[1]) An diesem Tage wurde die Bahn von Aspang nach Friedberg, die „Wechselbahn“, eröffnet.

b) Ebenfalls nur momentane Gefühlsäußerungen für Freude, Wohlbehagen usf., aber auch schon, um sich bemerkbar zu machen.

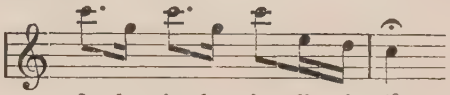


Ja ja hau hau hau hau

c) Anrufe, um sein Kommen oder seine Anwesenheit kundzugeben, um aus weiter Ferne noch einen Abschiedsgruß zu rufen, auch nur, um das Echo zu wecken.



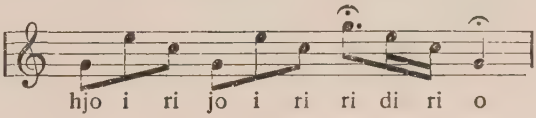
Ja da ra ra hjau



Ja he ja he ja di ri dåu

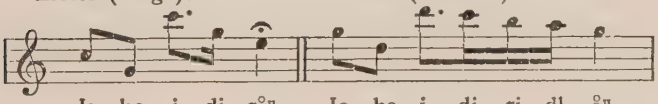
Am höchsten stehend sind:

d) An eine Person gebunden, die speziell ihre Ankunft oder Anwesenheit durch den ihr eigentümlichen Juiza, an dem sie sofort zu erkennen ist, kundgibt: „Leibjuchezer". „In Feadl sain Juiza" (der Jauchzer des Ferdinand).



hjo i ri jo i ri ri di ri o

Erster (Frage): Zweiter (Antwort):



Ja ho i di råu Jo he i di ri dl åu

Die Juiza sind natürlich immer nur einstimmig. Mädchen hörte ich bei uns noch nie juizn, nur die Burschen. Ich betrachte die höchststehenden Formen als Urformen des Jodlers! Durch ihre Weiterbildung und Ausbauung scheint mir der Jodler entstanden.

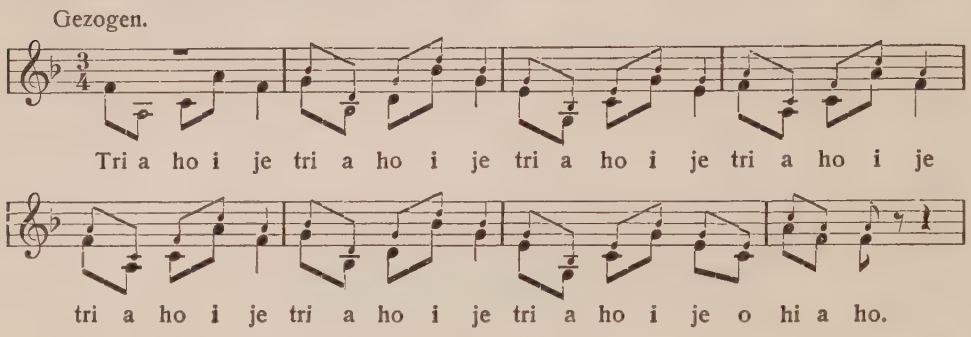
DER JODLER Ich fand in meinem Gebiete bisher nur ein-, zwei-, drei- und vier-„schpänichi" (stimmige. Von „da Gschpän" = der Gespann, der Gefährte). Am häufigsten wird zweistimmig gesungen. Der Jodler ist ein Empfindungsgesang ohne Worte; es sind dies eigentümliche Jodlersilben, in Brust- und Fisteltönen gesungen, mit gutturalem Klang. Die Fisteltöne dürfen nicht fehlen, sonst fehlt auch das Charakteristische des Jodlers. Worte finden sich nur eingeflickt, so: z'wegn den drei hulli .... (wegen des dreihulli ....), fix af d'Ålm, iwa (über) d'Ålm, schupf s' af d'Höh, und dergleichen. Die Jodlersilben sind nur in einem kleinen Gebiete gleichbleibend. Beim Jodeln kommt es eben nicht darauf an, was (textlich), sondern nur wie man singt[1]). Hat ein Jodler eine weite Verbreitung, so wird er an weit voneinander entfernten Orten mit verschiedenen Silben gesungen. Nur ganz besonders charakteristische Silben sind feststehend und geben dann meist dem Jodler den Namen, so: der Hore, der Eiduli. Andere wieder haben den Namen nach der Person, deren Lieblingsjodler sie sind; in

[1]) In seltenen Fällen treten die Jodlersilben textlich etwas hervor. So wenn z. B. einem Kuckucksliede ein Jodler folgt, dessen Jodlersilben zumeist den Ruf des Kuckucks: „Gu — gu" nachahmen. Andere Tierstimmenanklänge: dschu, dschu, nutsch, nutsch = Schwein, wudl, wudl = Lockruf für Gänse, miz — muz für Katzen, bi — bi für Hühner. Auch „Gu — gu" für „schau, schau!"

manchen Fällen ist diese wohl auch zugleich der Erfinder des Jodlers. „In Schto͡an͡bǎn sa͡ina“ (dem Steinbauer seiner), „da Hana^{r}l iara“ (der Johanna ihrer). Auch nach Ortschaften und Landstrichen, in welchen ein und derselbe Jodler häufig oder ausschließlich gesungen wird, wird er benannt: „da Mulzecker Dreier“. Jodeln heißt hier dudln und wullazn. Dudla, Wullaz = Jodler.

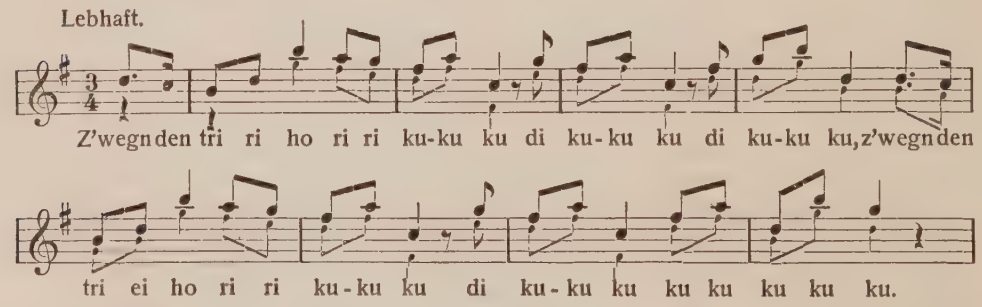
Die Harmonisierung ist vielgestaltig und es besteht für jede Art ein dialektischer Fachausdruck. Sie gilt sowohl für den Jodler wie für das Lied. Ich will beides der Kürze wegen an der Hand von Jodlern zeigen.

1. „Iwafåln“ (überfallen, herüberfallen) und „an Iwafål måcha“ (einen Überfall machen) heißt das Übergehen in eine andere Tonart. Dies erstreckt sich gewöhnlich nur auf ein bis zwei Takte, dann kehrt man wieder zur Grundtonart zurück.


Gezogen.
Tri a ho i je tri a ho i je tri a ho i je tri a ho i je
tri a ho i je tri a ho i je tri a ho i je o hi a ho.

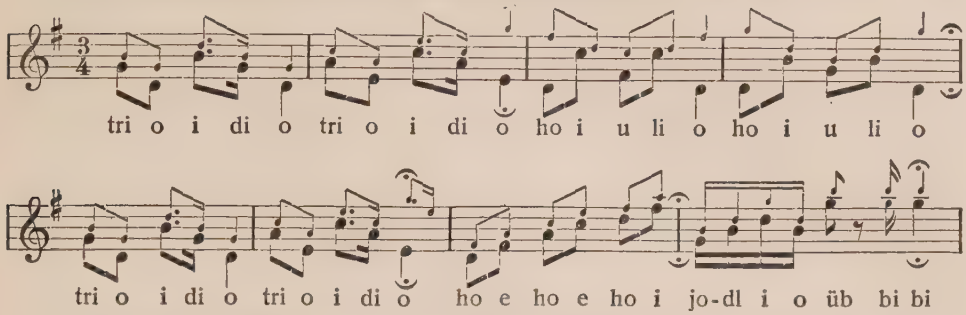
Dieser Jodler kann zugleich als gutes Beispiel eines einstimmigen Jodlers dienen. Der im zweiten Takte einsetzende „Überschlag“ bleibt dann weg.

2. a) „Tuif si͡nga“ (tief singen), seltener genannt „grob si͡nga“. Die Sekundstimme ist tiefer wie die Hauptstimme (beim hiesigen Jodler höchst selten, beim Liede häufiger).

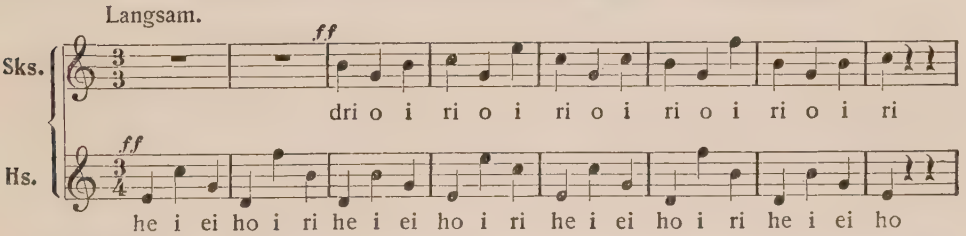

Lebhaft.
Z'wegn den tri ri ho ri ri ku-ku ku di ku-ku ku di ku-ku ku, z'wegn den
tri ei ho ri ri ku-ku ku di ku-ku ku ku ku ku ku ku.

b) „Iwisi͡nga“ (über — drüber — singen), „iwaschlå^{u}g͡n“ (überschlagen). Die Sekundstimme baut sich durchwegs über der Hauptstimme auf (weitaus häufigste Art). Die Sekundstimme heißt dann „der Überschlag (da Iwaschlå^{u})“. (Siehe Beispiel zu 1.)

c) Beide Stimmen beginnen zugleich. Hier sehr selten gehört. Es ist das Zugleichbeginnen gewiß auch keine Regel und kann in vielen Fällen (bei Zweigesang) auch nach a) und b) gesungen werden. Davon singt einer die Hauptstimme und der andere entweder „den Überschlag“ oder er „singt tuif“, je nachdem, ob eben die Sekundstimme sich über oder unter der Hauptstimme aufbaut.

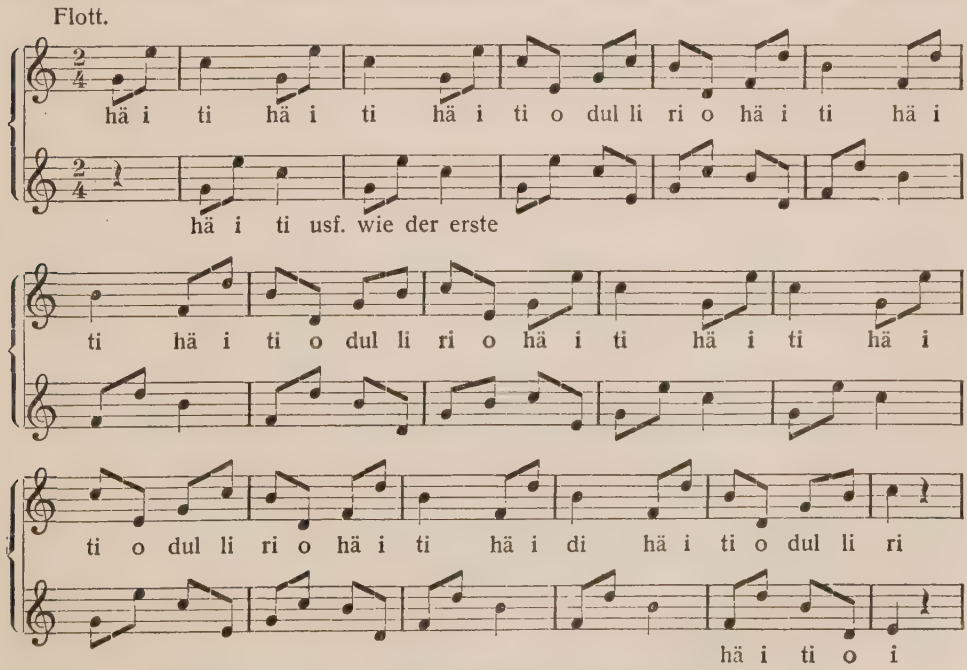


3. „Duranåᵘna gaĩn“ (durcheinander gehen). — Die Sekundstimme ist einmal über, einmal unter der Hauptstimme. Ein solcher Jodler heißt ein „Duranåᵘna“, „Duranånd“ (Durcheinander, Durcheinand). Bei besonders markanten Jodlern dieser Gattung wird auch gesagt: „Der Sekund ged eñgëⁱgñ“ (geht entgegen).



(Der Jodler wird zweimal durchgesungen. Das zweitemal ziemlich schnell.)

4. „Nåᵘanåᵘna gaĩn“ (nacheinander gehen). Der zweite Sänger singt genau dasselbe wie der erste, fällt aber um ein Viertel später ein. Dadurch entsteht eine Art Jodlerkanon.



Ein solcher Jodler heißt „a Nåᵘanåᵘna“ (ein Nacheinander).

5. Dreistimmige Jodler. a) Die Hauptstimme beginnt, die zweite „überschlägt“ diese und die dritte überschlägt wieder die zweite.

III. hops do da

II. hops do da re i ri ei he i he i ri ei hops do da

I. hops do da re i ri ei he i he i ri ei hops do da re i ri ei he i he i ri ei hops do da

III. re i ri ei he i di ri ri ei hops do da re i ri ei he i a ho

II. re i ri ei he i he i ri ei hops do da re i ri ei he i ho

I. re i ri ei he i he i ri ei hops do da re i ri ei he i ho

b) Die Hauptstimme beginnt, die zweite „überschlägt“ diese und die dritte überschlägt die zweite, singt aber ein anderes Motiv.

Langsam, laut und wuchtig.

III. hä i du li hä i hä i du li ho

II. drei ho da re i rei ho da re i rei ho da ro

I. ho da ra da ri a drei ho da re i rei ho da re i rei ho da ro

§ *Fine.*

III. hä i du li hä i hä i du li hä i a ho

§

II. ho da ra da ri a drei ho da re i rei ho da re i ho

§

I. ho da ra da ri a drei ho da re i rei ho da re i ho

Schneller. *Vom Zeichen § bis Fine.*

III. hä i du li hä i hä i du li hä i hä i du li hä i hä i du li ho

II. drei ho da re i drei ho da re i drei ho da re i drei ho da ro

I. drei ho da re i drei ho da re i drei ho da re i drei ho da ro

c) Die Hauptstimme beginnt mit dem Grundmotiv. Die zweite Stimme bildet mit der Hauptstimme einen „Durcheinander“. Die dritte Stimme überschlägt hauptsächlich die Hauptstimme, stellenweise die zweite.

Breit und langsam.

§ *ff* dje i di ri hul li ai hul li

ff § dri ho da ro dri ho da ro hul li a - i hul li

ff § hul li a - i hul li rä i di ri dje i di ri dje i di ri hul li a - i hul li

Fine. *Vom Zeichen § bis Fine.*

i ri ri dje i di ri håld jå hul li ai hul li i ri ri dje i di ri

dri ho da ro dri ho da ro djo hul li a - i hul li dri ho da ro dri ho da ro

rä i di ri dje i di ri djo hul li a - i hul li rä i di ri dje i di ri

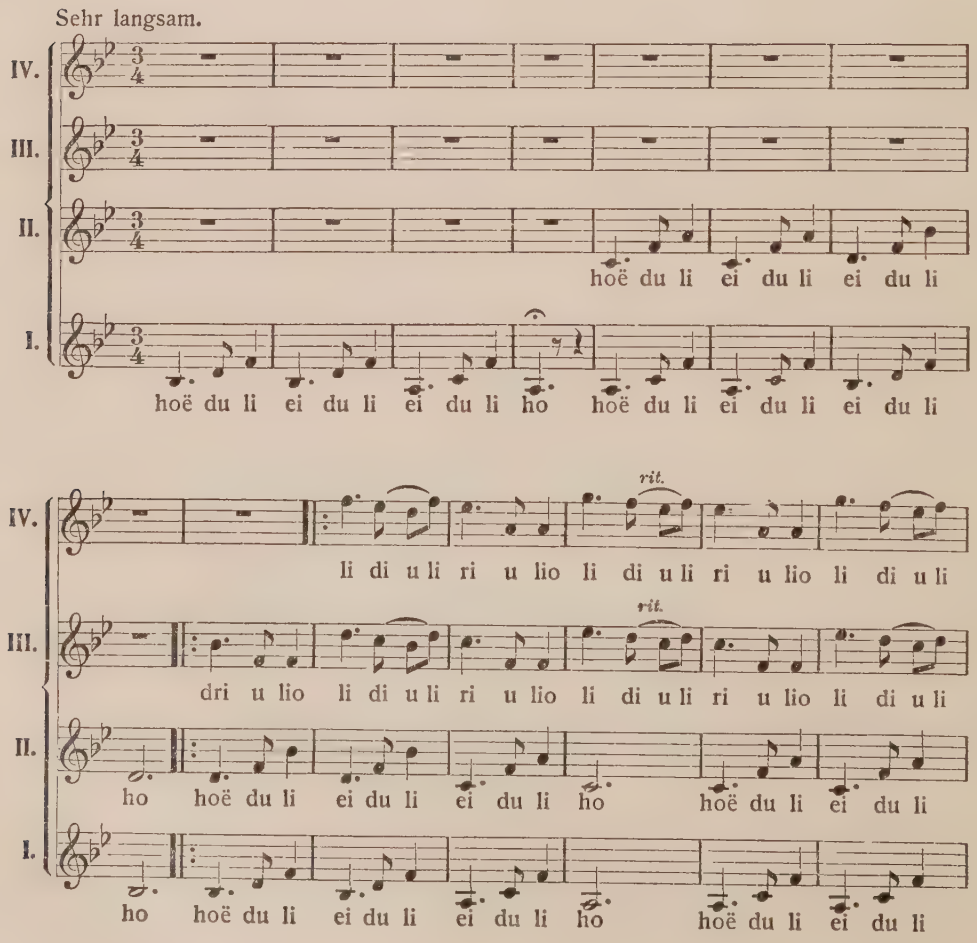
d) Die Hauptstimme steht „in der Mitte“. Die eine Begleitstimme baut sich über, die andere unter dieser auf. Siehe das Lied Seite 115.

6. Vierstimmige Jodler.

a) Der Zweite überschlägt die Hauptstimme, der Dritte den Zweiten, der Vierte den Dritten. (Siehe dreistimmige a.)

b) Zwei Stimmen singen eine Art Baß, zwei Stimmen („Tenöre") den eigentlichen Jodler. Die „Baß"- wie „Tenor"-stimmen sind immer nach Punkt 2 b) gebaut.

Bei den vierstimmigen Jodlern (Art b) sind die vier Stimmen unzertrennlich. Art a) kann ein-, zwei-, drei- und vierstimmig gesungen werden. Ich habe oft einen mir schon lange einstimmig bekannten Jodler anderswo oder ein andermal zweistimmig und einen zweistimmigen dreistimmig gehört, aber noch nie etwa die zwei Oberstimmen eines vierstimmigen (Art b) allein. (Von den Unterstimmen natürlich nicht zu reden.) Die beiden Unterstimmen werden vom Volke nicht Baß genannt und nicht als Baß empfunden. „Singa mar‿in Hore" heißt es, und: „I måch in zweitn. Da Schanl in viertn, dea kan auffi." (Der kann [hoch] hinauf [singen].) Die Jodler werden oft so hoch angestimmt, daß die Unterstimmen schon in der Fistel gesungen werden; ferner kommen diese ebenso hoch wie die Oberstimmen: der „Eiduli".



IV. ri u lio li di u li ri u lio li di u li ri du lio li di u li

III. ri u lio li di u li ri u lio li di u li ri du lio li di u li

II. ei du li ho hoë du li ei du li ei du li ho

I. ei du li ho hoë du li ei du li ei du li ho

Fine.

IV. ri u lio li di u li hops di rei di do dri u lio

III. ri u lio li di u li hops di rei di do da ra da (schreien)

II. hoë du li ei du li ei du li ho da ra da (schreien)

I. hoë du li ei du li ei du li ho

Als Bindeglieder zwischen Jodler und reinem Lied kann man drei Typen unterscheiden:

a) Einer singt und der zweite jodelt dazu. (Es sind mehrere Arten möglich; so können z. B. auch zwei singen und einer jodeln, einer singen und zwei jodeln, zwei singen und zwei jodeln.)

jo e i e ho-dl i di o i o i jo e i e

Und 's Dianda'l hå(d) gredt und koan Baun - buam må's

ho-dl i di o i o i jo e i e ho-dl i di o i o i jo e i e o

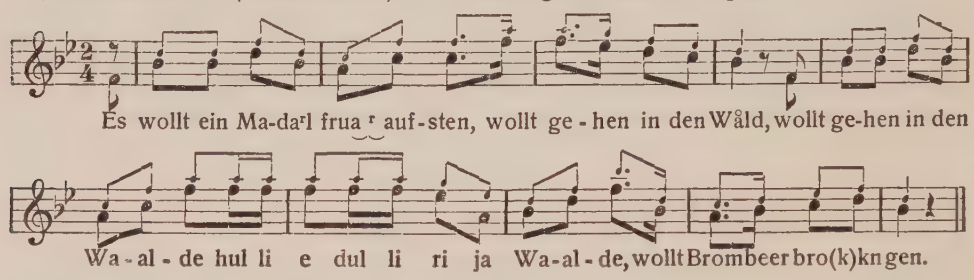
ned, åwr an Schul - le-ra muaß's håm, dea fain d'Oa - gl kån schlågn.

1. Und 's Diandarl hå(d) gredt (geredet)
Und kõan Bau'nbuam må's ned (mag es nicht),
Åwr‿an Schullera muaß 's håm (aber einen Schullehrer muß es haben,
Dea fãĩn d'Oagl kãn schlågñ (der die Orgel fein [gut] schlagen [spielen] kann).

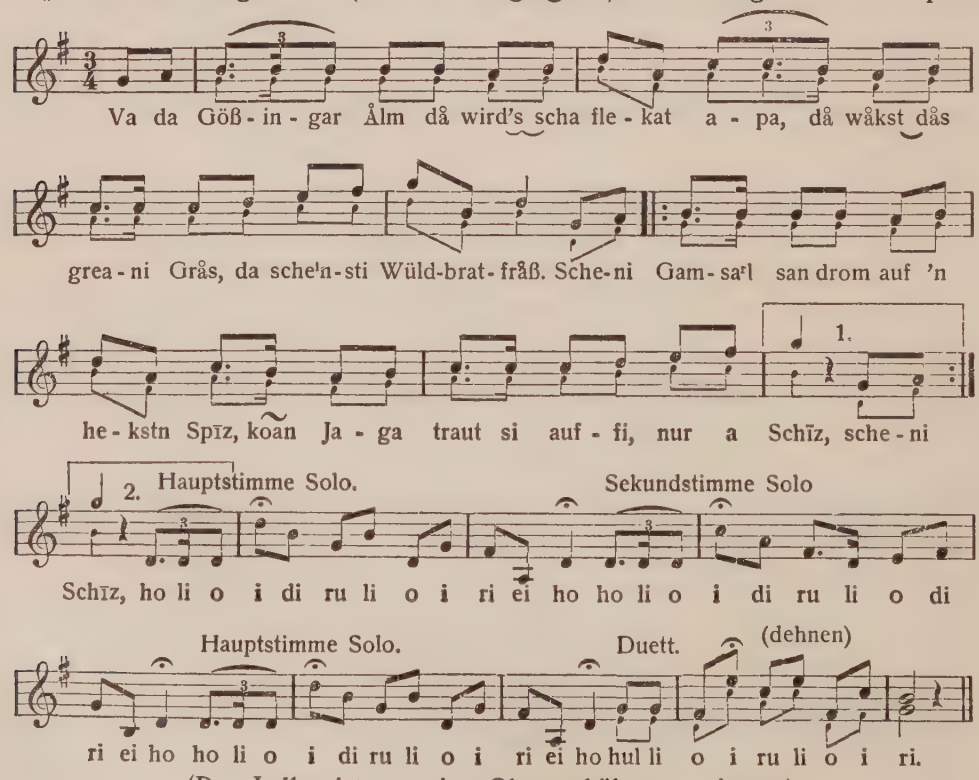
2. Und hiaz må 's hålt kõan Schullera
A neama lai(d)n,
Waᵘl deaʳ‿ållawal fidld und
Fåad af da Gaigñ.

(Und jetzt mag [will, kann] es halt keinen [einen] Schullehrer
Auch nimmermehr leiden,
Weil der immer fidelt und
Fahrt auf der Geige.)

b) Mitten im Liede ist ein Jodler eingeflochten:
„Brombeerlied" (Braᵘmbialiad) mit unterlegter erster Strophe.


Es wollt ein Ma-daʳl frua ʳ auf-sten, wollt ge-hen in den Wåld, wollt ge-hen in den
Wa-al-de hul li e dul li ri ja Wa-al-de, wollt Brombeer bro(k)kn gen.

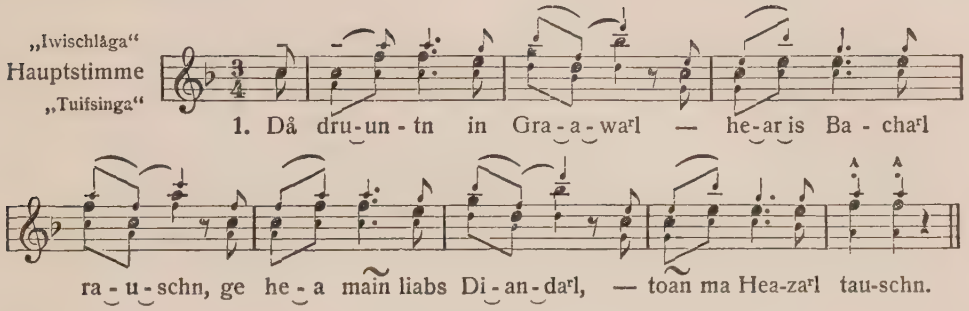
c) Dem Liede ist ein Jodler angehängt:
„Von der Gössinger Alm" (Va da Gössiñgar‿Ålm) mit unterlegter erster Strophe.


Va da Göß-in-gar Ålm då wird's scha fle-kat a-pa, då wåkst dås
grea-ni Gråss, da scheⁱn-sti Wüld-brat-fråß. Sche-ni Gam-saʳl san drom auf 'n
he-kstn Spīz, kõan Ja-ga traut si auf-fi, nur a Schīz, sche-ni

Hauptstimme Solo.
Sekundstimme Solo
Schīz, ho li o i di ru li o i ri ei ho ho li o i di ru li o di
Hauptstimme Solo.
Duett.
(dehnen)
ri ei ho ho li o i di ru li o i ri ei ho hul li o i ru li o i ri.

(Der Jodler ist um eine Oktave höher zu singen.)

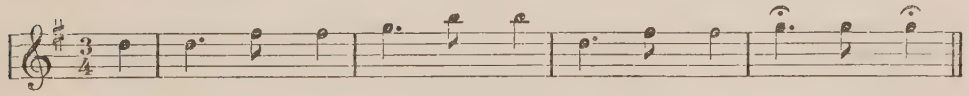
Reines Lied:
„'S Heazarl-liad."



1. Då druntn in Grawarl	(Diminutiv von der Graben)
Hear_i_'s Bacharl rauschn,	Höre ich das Bächlein rauschen,
Ge hea maiñ liabs Diandarl	Geh her (zu mir) mein liebes Mädchen,
Toañ ma Heazarl tauschn.	Tun wir Herzlein tauschen.
2. Dëis maiñ is va Sülwa,	Das meine ist von Silber,
Dëis dãini va Guld.	Das deine von Gold.
De aufrichtigña Biawarl	Die aufrichtigen Büblein
Hå(d)_da Guggu scha g'huld.	Hat der Kuckuck schon geholt.
3. Der Guggu håd s' g'huld und	Der Kuckuck hat sie geholt und
Da Wind håd s' vatrågñ,	Der Wind hat sie vertragen,
Und hiaz kañ ma koañ_aufrichtigñ	Und jetzt kann man keinen aufrichtigen
Buam mea håm.	Buben (zum Geliebten) mehr haben.

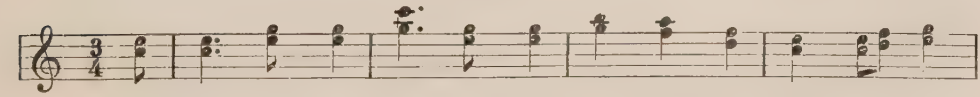
Die Lieder werden meist zweistimmig gesungen. Aber ein Gesetz für die Ein-, Zwei- oder Dreistimmigkeit gibt es ebensowenig wie beim Jodler. Nur jene Lieder sind ausgenommen, bei denen den ersten Teil ein Vorsänger singt und der andere im Chor nachgesungen wird; diese sind aber sehr selten:

Vorsänger:



1. Hiaz kañ i hålt a nea-ma schlå-far al-loañ — —
2. I wus-sat an Bau-n-knecht, dea wa fia mi scha recht
3. I hå ma'n heind Nåcht za mein Fen-starl hiñ-b'stimb — —

Chor:



1. — Wån i a Bia-warl hèd, åft kints as toañ, ba da Nåcht,
2. — Dea wa fia mi scha recht, wån a mi mecht, ba da Nåcht,
3. Jå wån nua dea Schlan-kl seiñ Wuad ne(t)_zruk-nimb, ba da Nåcht.

1. wån i a Bia - wa^{r}l hèd, åft kints as toan.
2. dea wa fia mi scha recht, wån a mi mecht.
3. wån nua dea Schlan - kl seln Wuad net zruk - nimb.

(Hat 11 Strophen.)

Wo es sich von selbst ergibt, tritt natürlich das Gesetz der Einstimmigkeit auf; so bei Arbeitsliedern, z. B. beim Pilotenschlagen. Der Vorsänger singt das Lied.

Haben Lieder einen Namen, so bezieht sich dieser auf Text oder Inhalt.

Es ist unglaublich, wie schnell der Volksgesang schwindet. Speziell im Feistritztal weiß jeder ältere Einheimische eine ziemlich große Zahl von Liedern, die meisten die Höhenbauern. Das musikalische und textliche Gedächtnis ist staunenswert, denn gesungen wird natürlich alles „auswendig", nach der Überlieferung ermerkt. Die Jugend weiß und kann nichts mehr. Ihr sind die Melodien nur fragmentartig im Gedächtnis, vom Texte weiß man nur Bruchstücke. Auch können die Jungen bei weitem nicht mehr so singen wie die Alten; der dezente Ton fehlt. Es ist nur gut, daß von dieser Regel auch kräftige Ausnahmen zu finden sind. Der hineingeschneit kommende Städter wird freilich überhaupt kein Volkslied zu hören bekommen, denn erstens sucht er (weil er sich da inkommodieren müßte) die richtigen Stätten zu richtiger Zeit nicht auf, und zweitens verstummen die Leute, wenn er sie aufsucht, fast immer. — Im Feistritztal sieht man die Bauern während der Zeit, wo Sommerparteien anwesend sind, überhaupt nicht im Wirtshause, und erst wenn sie wieder „unter sich" sind, singen sie. Gewisse Liederarten, wie Wiegenlieder, Totenlieder usw. kann man selbstverständlich nur in der Bauernhausstube zu hören bekommen; Lieder zum Pilotenschlagen und dergleichen sind an zufällig stattfindende Arbeiten gebunden. Bevor man sich nicht im Herz der Leute befindet, geben sie ihr Gut nicht heraus. Sie sagen, sie wüßten nichts, oder antworten überhaupt nicht auf die Frage. Diese Kinder der Natur sind äußerst mißtrauisch und scheu. Mir kam da die langjährige Bekanntschaft zu Hilfe.

Nun halten sie nicht mehr zurück vor mir und der Stoanbaua geht auch für mich zu mir nicht bekannten Bauern auf die Jagd nach Liederbüchern (es finden sich immer nur Textbücher), aufgeschriebenen Ländlern, Trachtenstücken und dergleichen. Erst nach drei Jahren unserer Bekanntschaft hat er mir seine schwielige Bauernhand gereicht und gesagt: „Hiaz sain ma guadi Fraind." (Jetzt sind wir gute Freunde.) In weitem Umkreise ist er bekannt. Fehlt einem Stück Vieh etwas, fragt man den Stoanbaua. Was man sehr selten findet, sein Name hat unter allen seinen Mitbürgern offenen, neidlosen Anklang, und das allgemeine Urteil lautet: Da Stoanbauar‿is‿oana va de Gschaidn!

Solche Gestalten sind im Aussterben. Seit der Eröffnung der Aspangbahn sind die Kohlenbauern (Kohlenbrenner) verschwunden. Sie waren wegen ihrer Lustigkeit überall gerne gesehene Gäste und jedem Wirte angenehm, denn die Kohlenbauern hatten Geld und „ließen was aus". Natürlich mußte auf ihren Fahrten bei allen Wirtshäusern angehalten werden. Stets singend und jodelnd gingen sie neben den schweren Wagen einher, so daß man im vorhinein sagen konnte: Jetzt kommen die Kohlenbauern.

Und wenn der erste Kohlenbrenner frühmorgens zwischen 4 und 5 Uhr beim Wirtshause hielt und die Gaststube betrat, so war sein Gruß ein Juiza aus voller Brust, daß einem das Trommelfell zitterte. Er kannte keinen anderen Morgengruß.

Am lustigsten habe ich die hiesige Bevölkerung immer gesehen, wenn sie zu

einer Tanzunterhaltung ins Wirtshaus kam. Da gibt's nur drei Beschäftigungen: tanzen, singen, — trinken. Die Alten tun beim Singen ausgiebig mit, beim Tanzen geht's nicht mehr. Nur eine Debatte über Feldbau, Viehhaltung, Jagd- und Gemeindefragen kann diese Abwechslung stören. (Die Politik ist Gott sei Dank noch kein Gesprächsthema.) Solche Gespräche werden sehr erregt geführt. Oft meint man, wenn die Fäuste bei Hin und Wider mit elementarer Gewalt, den gesprochenen Satz begleitend, auf die Tischplatte sausen, jetzt und jetzt müssen sie sich in den Haaren liegen. Aber selten wird was daraus. Ich sah einst zwei in schon kampfbereiter Stellung, da kam ein Dritter, begann einen Jodler und der eine der Kampfhähne fiel gleich mit dem „Überschlag" ein, dem Feinde noch einen bösen Blick zuwerfend, worauf der Zweite mit der dritten Stimme nicht lange auf sich warten ließ. Bei der Wiederholung sah man die drei bereits, sich um den Hals haltend und die Köpfe zusammensteckend, einander ins Gesicht brüllen, was unbedingt notwendig war, weil man doch die mittlerweile zum Tanze einsetzende Musik und das „Strampfen" der Tänzer in Betracht zu ziehen hatte. Und das gibt's ja doch nicht, daß man aufhört, wenn man einmal etwas angefangen! Bevor noch der Wein seine Wirkung stark äußert, kann man die Leute nur bewundern; aber heimtragen kann der Sammler vom Tanzboden nichts. Oft wird an drei, vier Tischen zugleich gesungen. Und da gibt's kein Einhalten. Kaum ist das Lied zu Ende, hat einer schon wieder ein neues auf den Lippen, und mit staunenswerter Sicherheit fallen die anderen ein. Und so wird mit kleinen Unterbrechungen auch sechs bis acht Stunden lang gesungen. Ein Stück jagt das andere und keines wird zweimal gesungen! Ich wunderte mich oft und oft, wo denn die Leute nur diese Unmasse von Liedern hernahmen? Und dieses musikalische Gedächtnis! Stets klappt alles wie am Schnürchen ohne Notenblatt, Sangmeister und Einpauker. Die Lieder und Jodler werden nicht etwa immer in gleicher Tonhöhe gesungen. Einer beginnt mit der Hauptstimme, je nach seiner Stimmlage tiefer oder höher, und sofort fallen die Begleitstimmen ein. Wer steht denn nun höher? Der Vereinssänger, der ohne Chormeister und A-Pfeifchen nichts machen kann und ausspringen muß, wenn ihm sein Notenblatt entfällt, oder diese Natursänger? Es sitzen beispielsweise zwei beisammen und singen einen mir schon lange bekannten zweistimmigen Jodler oder ein solches Lied. Plötzlich fällt es einem Dritten ein, „er will auch mitsingen", und er erfindet sofort eine genau passende dritte Stimme. Da singen aber Leute, die nicht nur von der Kompositionslehre, Harmonielehre usw. keine Ahnung haben, die in den meisten Fällen nicht einmal eine Note kennen! Es wird nur nach dem Gefühle gesungen; das Gehör dieser Leute ist eben staunenswert ausgebildet. Im Stoan̄bauernhaus am Hollerbrunner Riegl ist ein sechsjähriges Mädchen, die Pözlbauer Mariandl. Sie singt bei drei- und vierstimmigen Gesängen mit, hat bereits eine Unzahl von Melodien und Texten im Gedächtnisse, singt „tief" und „überschlägt" nach Belieben, man kann die Hauptstimme vorsingen wie man will. (Das „Herzerllied" sang mir diese Mariandl vor. Die beiden Töchter des Herrn Steinbauer begleiteten sie.) Man möge den Schulgesang diesem hochentwickelten Gehöre, musikalischen und textlichen Gedächtnisse gegenüberstellen! Und die Mariandl ist kein Wunderkind, sie steht bei weitem nicht vereinzelt da. Vom Volke wird der Sänger desto höher eingeschätzt, je höher er „hinauf kann". (Je höher er singen kann.) Bei den Jodlern ist es auch wirklich der Fall, daß sie fast immer schöner klingen, in je höherer Tonlage sie gesungen werden. Eine wahre Berühmtheit ist der Knecht in Binders Bauernhause. (Mönichkirchen am Wechsel, N.-O.) Er kann entsetzlich hoch fisteln und vom Nebenzimmer angehört, ist seine Stimme einer in den höchsten Tönen

zwitschernden Klarinette täuschend ähnlich. Und je mehr Alkohol vertilgt wird, desto „besser“ geht's, um so höher „kommt man hinauf“. Die Stunde des guten Gesanges ist dann freilich schon vorüber. In so vorgerückter Stunde entschuldigte sich einmal einer bei mir mit den Worten: „Wånn's a (auch) nid schaln gēd (schön geht), wånn's nua lau(t)‿gēd!“

Weniger als die Burschen singen die Dirndln. Im Wirtshause oder sonst in der Öffentlichkeit gehört es zu den äußersten Seltenheiten, Dirndln singen zu hören. Daheim, in der Bauernstube, ist es umgekehrt.

Im Wirtshause kommt es manchmal zu einem regelrechten Dichterstreit. Hier tritt das Schnaderhüpfl voll in seine Rechte, hier ist der geeignete Boden zu seiner Entstehung.

An einem Tische wurde einmal von jungen Burschen ununterbrochen ziemlich laut gesungen. Da sang ein älterer Mann, dem das Singen unangenehm war, von einem anderen Tisch herüber[1]):

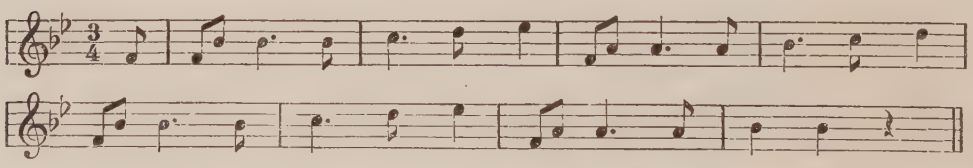
Toats nid aso^{u} singa‿^{r}‿und	Tuh't (ihr) nicht so singen und
Liadl dichtn,	Liedchen dichten,
As‿is jå vül gschaida,	Es ist ja viel gescheiter,
Toats ëlnga^{r}‿Åawad richtn.	(ihr) Tuh't eure Arbeit (ver-) richten.

Die Antwort kam sofort prompt zurück:

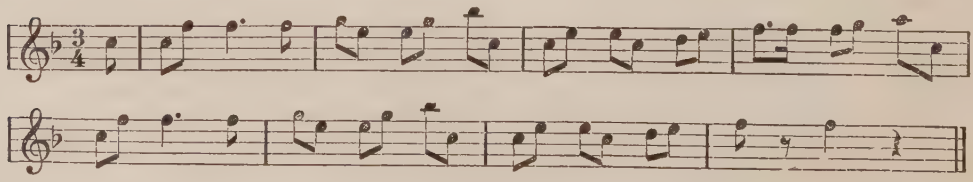
Du håsd nia‿^{r}‿aso^{u} gsunga,	Du hast nie so gesungen
Und nia‿^{r}‿aso^{u} dichd,	Und nie so gedichtet,
Du håsd ma maln Åawad håld	Du hast mir meine Arbeit (halt)
A na nia grichd.	Auch noch nie gerichtet (= verrichtet).

[1]) Diese plötzlich entstehenden Schnaderhüpfln werden halb gesungen, halb gesprochen. Ihr Bau hält naturgemäß nicht immer den Rhythmus und die Zeilenlänge ein. Die besten dieser Einfälle bleiben dem einen oder dem anderen der Anwesenden im Gedächtnisse, dieser verbreitet sie und so ist die Volkskunst wieder um einige Teile vermehrt. Eines oder das andere dieser Schnaderhüpfln dient einem Bauerndichter als Grundlage zu einem neuen Liede durch Weiterspinnen des Gedankens. Oder ein Sang- und Klangfreudiger reimt sich einige solcher im Laufe der Jahre entstandener „neuer“ Schnaderhüpfln zu einem Liede zusammen, oder kombiniert sie mit alten, schon lange bekannten zu einem solchen: dies erklärt auch manche Entstehungsarten neuer Volkslieder!

Die bekannten, im Gedächtnis des Volkes wurzelnden Schnaderhüpfln werden hier nach folgender Melodie gesungen:



Werden sie auf dem Tanzboden, bei Hochzeiten etc. gesungen, wo die Musikkapelle anwesend ist, so spielt diese jedem gesungenen „Gschtanzl“ (Schnaderhüpfl) das Motiv etwas verändert, meist in anderer Tonlage, nach:



In anderen Gegenden hat man wieder eine andere Schnaderhüpflmelodie. Jede Gegend hat ihre charakteristische Melodie zu diesen kleinen Liedchen. Ich kenne solche aus mehreren Teilen Niederösterreichs.

Und nun entwickelte sich folgender Streit:

(Der Ältere)

Håᵘd‿oana gsuñgaʳ‿a	Hat einer gesungen, ein
Rechd‿a Keel,	Recht ein Kerl,
Håᵘd‿an buxbaman Vaschdånd	Hat einen Verstand aus Buxbaumholz
Und‿an‿eschan Sche(d)l.	Und einen Eschenholz-Schädl.

(Der Burschensänger)

Lusti wulauf, heng de	Lustig, wohlauf! Hänge die
Kua ban Schwoaf auf,	Kuh beim Schweif auf.
Wånsd kõãni håᵘsd,	Wenn du keine hast,
Bisd‿as Aufheⁱñga roᵘd.	Bist du das Aufhängen „roᵘd“. (Bist du des Aufhängens enthoben, ist dieses nicht notwendig, entfällt.)

(Der Ältere)

Ea mõãnd, ea sing schaⁱñ,	Er meint, er singt schön,
Bål̆‿a wia‿ⁿ‿a Hiasch rèad.	Sobald (= wenn) er wie ein brünstiger Hirsch schreit (röhren).
Kãñ an Mãñ nix drãñ ligñ,	Kann einem Manne nichts daran gelegen sein,
Bål̆‿a so a Bua plèad.	Sobald so ein Knabe „plead“ (plean = weinerlich heulen, plärren).

(Der Burschensänger)

Da Franzaʳl‿åm Schtõãñföl̆dl	Das „Fränzchen auf dem Steinfeldchen“
Håᵘd 's Haisaʳl vakafd,	Hat das Häuschen verkauft,
Håᵘd 's Göl̆daʳl vasoᵘffm,	Hat das Geldchen versoffen,
Da Franzaʳl is brav.	Das Fränzchen ist brav.

(Der Burschensänger revanchiert sich auf die Beschimpfung, daß er erst ein Knabe sei, indem er dem anderen dessen leichtsinnigen Lebenswandel vorhält.)

(Der Ältere)

Ëⁱs huggs jå a dåᵘ	Ihr hocket ja auch da (= hier)
Un(d) vasaufts ëⁱñga Göl̆d,	Und versauft euer Geld,
Söl̆l̆i Buam g'heen‿i d'‿Schul‿und‿i (d') Kira,	Solche Buben gehören in die Schule und in die Kirche,
Wissn jå noᵘ an Schmåan va da Wöl̆d.	Wissen ja noch einen „Schmarren“ von der Welt.

Der Burschensänger war etwas aufgebracht, infolgedessen ging ihm der Faden aus. Da kam ihm der Bäcker des Ortes zu Hilfe und wischte dem Älteren auf diese „Predi(gt)“ hin eins aus:

(Der Bäcker benützte zum Gebäckausführen einen Esel, der gar zu gerne seine melancholischen Gesänge hinaustrompetete.)

Insar‿ål̆da Duritee	Unser alter Duritee (= Dolpatsch)
Mid saini låñga Fiaßn	Mit seinen langen Füßen
I(s)‿schon‿amul̆ in Himmł gwen,	Ist schon einmal im Himmel gewesen,
Håᵘd widar‿åa miassn.	Hat wieder herunter müssen.

Gleich hatte aber auch er sein „Spottliedl“ auf dem Kopfe:

Hiaz håᵘd widar‿oana gsun̄ga	Jetzt hat wieder einer gesungen,
Hå'n‿e guad‿zuag'hèad,	Habe überdies gut zugehört,
Sai̅n̄ oag̅n̄ar Ëⁱsl hed	Sein eigener Esel hätte
Nid‿asoᵘ plèad.	Nicht so geheult.

Gefährlich ist es, wenn es zwischen Burschen verschiedener Orte zu solchen Dichterstreiten kommt. Sie gehen dann oft in einen ganz prosaischen Raufhandel über. Gegenwärtig ist dies ein schon fast ausgestorbener Fall; die Alten erzählen aber gerne davon. So sollen einmal nach längerem Sängerwettstreit folgende zwei „Gsangl“ das Zeichen zu einem blutigen Kampf gewesen sein:

(Ein Kirchberger sang zu den Feistritzern herüber:)

Faistraz‿is‿a lustigs‿Ȯat,	Feistritz ist ein lustiges Ort (der Ort = das Ort),
D' Mẽⁱntscha san‿ål̆l̆ vadȯat,	Die Mädchen sind alle verdorrt,
Sain‿e jusd‿a drai a via	Sind ohnedies nur etwa drei bis vier,
Dëⁱ noᵘ zau̅n̄dia.	(Und) die noch zaundürr (so dürr wie die Latte eines Zaunes).

(Ein Feistritzer zu den Kirchbergern hinüber:)

D'Faistraza Baunbuam	Die Feistritzer Bauernburschen
San gwåksn wia dë Zuggaruam,	Sind gewachsen wie die Zuckerrüben,
Um‿an‿iadn Buam i(s)‿schåd	Um (einen) jeden Burschen ist (es) schade,
Dear‿a so a Kiribèra Roᵘzdian håᵘd.	Der (eine) so eine Kirchberger Rotzdirne hat.

Nun ging's los! Den Stuhl umwerfen, einen Fuß herausbrechen und als Prügel benützen war eins.

Am Wochentage hört man wenig singen. Bei der Arbeit ist unser Bauer ruhig und verschlossen. Nur die Hål̆dabuam (Viehhüterbuben) auf den Weideplätzen vertreiben sich die Zeit mit gegenseitigem „ân̄dudln“ und „ân̄juizn“. Aber am Samstag nach „Feierabend“ (Arbeitsschluß) wird es lebendig. Da hört man die von der Arbeit heimkehrenden Burschen singen.

Eindrucksvoll und erhebend gestaltete sich einmal der Arbeitsschluß bei den Holzknechten im Molzgraben. Nach einem wunderschönen Tage verschwand die Sonne langsam hinter den glühenden Gipfeln der Berge und die Schatten der Dämmerung begannen über Forste und Almböden hinzuziehen. Da hieb der Nazaʳl (Ignaz) seine Hacke mit Macht in den Baum, sandte einen prächtigen Juiza aus voller Brust über die Berge und sang (Schnaderhüpflweise):

Hai̅n̄d måch‿i Fajaråmb,	(Für) heute mache ich „Feierabend“ (Arbeitsschluß),
Hai̅n̄d måᵘ i mèa nix to̅an̄,	Heute mag ich nichts mehr tun,
Hiaz gē‿ⁿ‿i‿'s hinåᵘ iñ Gråm	Jetzt gehe ich hinab in den Graben
Za mai̅n Diandl, mai̅n kl̊o̅an.	Zu meinem Mädchen, meinem kleinen.
'S Diandl is kl̊o̅an̄, so kl̊o̅an̄,	Das (mein) Mädchen ist klein, so klein,
Wul̆t'‿s‿in‿a Gschbådl to̅an̄,	Wollte es in eine Schachtel tun,
Gschbådaʳl‿is noᵘ nid vul̆l̆ —	Schächtelchen ist noch nicht voll —
Kl̊o̅an̄ is‿si wul̆l̆!	Klein ist sie wohl!

Das‿'s‿in Wåld finsta^{r}‿is,	Daß es im Walde finster ist,
Dë^{i}s måch(d)‿dë^{i}s Hulz,	Das macht das Holz (die Bäume),
Das mäin Diandl sauwa^{r}‿is,	Daß mein Mädchen sauber ist,
Dë^{i}s måchb‿mi stulz.	Das macht mich stolz.
Ro^{u}snschdo^{u}g, Hullablia,	Rosenstock, Hollunderblüten,
Wån‿i mäin Diandl gsia,	Wenn (sobald) ich mein Mädchen sehe,
Låchb‿ma va lauta Fraid	Lacht mir vor lauter Freude
'S Heaza^{r}l‿in Laib.	Das Herzchen im Leibe.
Lusti, wulauf,	Lustig, wohlauf,
Is mäin Moagngibed,	Ist mein Morgengebet,
Uñb‿mäinj‿easta Gidåñga,	Und mein erster Gedanke,
Wia‿'s‿mäin Diandl ged.	Wie es meinem Mädchen geht.

Und nun stimmte die ganze Partie einen wunderschönen Jodler an, von den umliegenden Bergwänden tönte die Antwort zurück.

Es gibt kein erhebenderes Gebet und keine schönere Verherrlichung von Gottes Natur, als dieses Lob des Herrn der Schöpfung durch die Holzknechte nach des Tages harter Arbeit.

III. TRACHT

„Will man das Bauernkleid erhalten, so muß man sich mit dem Gedanken befreunden, es selbst zu tragen."
Cornelius Gurlitt: „Die Zukunft der Volkstrachten." (Aufsatz in Dr. Rob. Wuttkes „Sächsische Volkskunde", S. 559 ff.)

Um sich so recht das hohe Alter der Tracht des niederösterreichischen Wechselgebietes, insbesondere des Feistritztales veranschaulichen zu können, verweise ich auf Fr. Hottenroths prächtiges Werk „Handbuch der deutschen Tracht"[1]), dem ich Fig. 1 und 2 entnehme. Fig. 1 stellt einen auf einem römischen Triumphalrelief im Vatikanischen Museum dargestellten gefangenen Germanen vor; Fig. 2 einen Bajuvaren zur Zeit der Völkerwanderung.

In dem genannten, in seiner Art einzigen Werke veranschaulicht uns der Verfasser in jenem Teile, wo er die bajuvarischen Trachten bespricht, so recht deren ehrwürdiges Alter und bringt hierzu oberbayerische, Tiroler und Salzburger Typen[2]). Ich will dies nun auch bei einer niederösterreichischen Tracht versuchen! (Es ist natürlich immer nur die Tracht des Landvolkes zu verstehen.) Speziell niederösterreichische Trachten (vollständig, Mann und Frau vom Fuße bis zum Kopfe) sind ja ziemlich unbekannt.

Die älteste Tracht des niederösterreichischen Wechselgebietes, so weit ich sie verfolgen und die Trachtenstücke an mich bringen konnte, bringe ich in der Beilage. Sie wurde noch 1860 getragen. Es ist die Tracht vom Hollabrunnerriegl bei Feistritz am Wechsel. Wie weit sie verbreitet war, ist mir nicht bekannt; sicher wird sie ohne jede Veränderung für das ganze Feistritztal anzunehmen sein.

---

[1]) Im Verlage von Gustav Weise, Stuttgart.
[2]) Zu lesen dortselbst Seite 6—8. Das Kapitel über „die Baiwaren". Besprechung der Volkstrachten des 19. Jahrhunderts.

Figur 1.
Germanische Figur vor der Völkerwanderung
Rekonstruktion

BIS 1860 Fig. 3 und 4. Arbeitstracht.

„Rupfani Pfoad.“ (Die Pfoad = das Hemd; derselbe Stamm in Pfeidler, Pfeidlerei. Gotisch: paida.) Solch ein aus grobem, selbstgemachtem, ungebleichtem Bauernleinen gefertigtes Hemd hat ein großes Gewicht und beißt und juckt so erbärmlich, daß es zu tragen für einen Ungewohnten ein Martyrium ist. Aber es ist äußerst dauerhaft! Derartige Hemden werden heute noch von den Bäuerinnen am Hollabrunnerriegl für die männlichen Mitglieder des Hauses im Winter verfertigt als „Åawadspfoada“ (Hemden zur Arbeit). Als Ausgangsmaterial dient der in der eigenen Wirtschaft gebaute Hua = Haar = Flachs.

Figur 2. Baiware
in seiner Stammestracht zur Zeit der Völkerwanderung
Rekonstruktion

Der „Jañka“. Der „Summa-Jañka“ (Sommer-Janker = Joppe) ist aus leichtem Barchent, gewöhnlich ohne Kragen, von grellroter Farbe mit eingestreuten dunkleren Quadraten, oder rein quadratiert in Rot und Blau, Rot und Grau oder Rot und Schwarz. Der „Winta-Jañka“ (Winter-Janker) ist aus Schafwolle verschiedener Stärke, manchmal auch innen mit Schafpelz ausgelegt und zeigt meist dunklere Farben, grau und schwarz quadratiert mit aufstellbarem Kragen (grün) und grünen Manschetten. Der Mann in Fig. 4 hat den „Sommerjanker“ an. In allen Arten ist dieser „Janker“ ein kurzer Rock, der nur bis zur Taille reicht.

Der „Brusdflëⁱg“ (Brustfleck) bedeckt die Brust im ganzen und reicht beinahe bis zum Hals. Er vertritt die Weste. Der Brustfleck wird auf den Anfang des 18. Jahrhunderts zurückzuführen sein, „wo — (nach Hottenroth) — die Landleute, die allen Unbilden der Witterung im Berufe ausgesetzt sind, das leinerne Hemd durch ein zweites von rotem Wollstoffe verstärkten oder durch ein Leibchen von gleich gefärbtem Stoffe“.

Er ist stets von grellroter Farbe und trägt in der Mitte ein grün und gold ausgestepptes Herz, in dem die Anfangsbuchstaben des Vor- und Zunamens in grüner Farbe eingestickt sind. (Vergl. den weiblichen Brustfleck Fig. 5 c.)

Die „lëⁱdrani Hoᵘsn“ (lederne Hose) ist von schwarzer Farbe mit zahlreichen ins Leder eingedrückten, baumblattförmigen Figuren und abgesteppten Nahtverzierungen von schmutzigweißer Farbe. Grün eingenähte Zierde, wie auf steirischen Hosen, ist keine vorhanden[1]). Die Hose ist eng anliegend. Neben dem rechten Hosensack (gerade geschnittene Säcke) ist ein Sack für das „Eßbesteck“. Alle Formen der Lederhosen öffnen sich mit einem Laz, genannt „Sautürl“. (Stark mit weißen Nähten verziert.) Die Menge der Verzierungen wirkt auf Schönheit und Preis der Hose ein und läuft Hand in Hand mit der Zahl der weißen Nähte an der Seite, nach der es „o͡ãñ-, drai- und fiñfnādichi“ (ein-, drei- und fünfnäht[e]-ige) Hosen gibt. (Fig. 3 trägt eine „Drai“-, 4 eine

[1]) Die „Überphantasie“ läßt auf Hosen von Trachtenvereinsmitgliedern, Turisten usw. auch grün ausgenähte Mohn- und Sonnenblumen, ja sogar ganze Hirsche und Ziegenböcke sehen.

Gez. von Hans Hamza, akad. Maler, Wien *Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

Sonntagstracht in Feistritz am Wechsel (N.-Ö.) um 1860

„Fiñfnādichi“. Die Nähte sind gegen die Natur etwas vergrößert.)

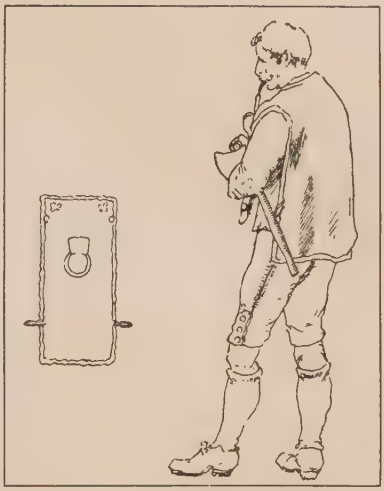
Die kurze, die Knie freilassende Hose heißt spaßhaft „Kniaohaho^{u}sn“. Knie-o (obeinig, Säbelbeine begünstigend), ha = hose. Auch: Kniabora (Kniebohrer). Zur kalten Jahreszeit wurde eine „blåwi Intaziho^{u}sn“ (blaue Unter-[zieh]hose) angezogen [1]).

Es dürfte zu gleicher Zeit auch schon lange Lederhosen gegeben haben. (Siehe Fig. 7.)

Weiß-braune „Stuzn“ aus grober Schafwolle, ohne Verzierungen.

„Bundschua“ (Bundschuhe) [2]).

„Ho^{u}snkraxn“ (Hosenträger) sind gewöhnlich aus Leder, ohne Zier, oder aus starkem, rot geblumtem Tuch. Sie werden über dem Brustfleck getragen.



Figur 3

Das „Hålstichl“ (Halstüchlein) ist ziemlich lang. Man bindet es um den Hals und macht gerade unter dem Kinn einen Knoten. Hierauf schlingt man es unter den Hosenträgern durch zu einem zweiten Knoten. Die überbleibenden Spitzen hängen dann frei herunter (s. Beilage). Dies verhindert ein Herabrutschen der Hosenträger über die Achsel bei der Arbeit.

Charakteristisch ist der bei schlechtem Wetter angelegte „Wëidaflëig“ (Wetterfleck) Fig. 3. Er besteht aus einem Stück groben, rauhhaarigen, dicken, von den Bauern selbstverfertigten Schafwolloden und ist so stark, daß er ziemlich steif bleibt und schwer Falten wirft. Seine Farbe ist schmutzigweiß, auch grau bis braun. Das Kopfloch ist etwas gegen den Brustteil verlängert, als senkrechter Ausschnitt, damit man leichter hineinschlüpfen kann. Auf dem Brustteile sind zwei Knöpfe, auf dem Rückenteile zwei Schlingen, um das Ganze schließen und enger an den Leib drücken zu können. Der Rand des Wetterfleckes, sowie das Kopfloch sind grün eingesäumt (3 cm breit), in den Ecken des Brustteiles sind manchmal auch grüne Verzierungen, Ornamente, eingenäht. (Vergl. Fig. 3.)

Figur 4

[1]) Kurze Lederhosen und Strümpfe, wahrscheinlich wie Beilage u. Fig. 4, werden in der „Österr.-ung. Monarchie in Wort und Bild“ auch für die Viertel „ober und unter dem Mannhartsberg“ erwähnt. So läßt auch Misson den Vater seines „Naz“ erscheinen. Nach den Angaben der mir sehr gut bekannten alten Bauern der Gegend waren zwei Formen der kurzen Lederhosen im Gebrauch. Eine, die Kniescheiben bedeckende, die unter den Knien durch Lederbänder zu binden war (Beilage u. Fig. 4), und eine die Knie freilassende (Fig. 3). Der „Bauer“ scheint diese nicht getragen zu haben, nur der „Bursch“, Holzknecht usf. Die Heanzen in Hochstraß sagen heute noch einen Spottspruch auf ihre niederösterreichischen Nachbarn, der in die Zeit zurückreichen muß, als noch kurze, die Knie freilassende Hosen üblich waren:

„Prägner (= Niederösterreicher) ho, ho,
Ban Knia uma o!“

Diese Hosen begünstigen das Hervortreten von O-Beinen (Säbelbeinen) sehr.

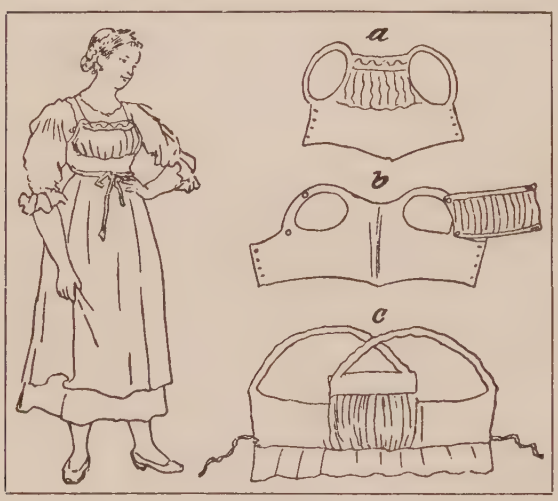
[2]) Die alten „Bundschuhe“ aus einem Stück Leder mit Laschen am Rande ringsum, die über den Spann zusammengelegt und mit einem hindurchgezogenen Riemen verschnürt wurden, finden sich nicht mehr. (Vergl. die slowakischen Topanki!) Aber der Name ist geblieben und die schweren Bergschuhe, deren Sohlen mit starken Nägeln dicht beschlagen sind, um gegen die spitzen Steine zu schützen und beim Bergsteigen Halt zu geben, heißen „Bundschuhe“. Im weiteren Sinne heißt jeder Schuh im Wechselgebiete Bundschuh, der mit Riemen oder Bändern geschlossen wird, zum Unterschiede von den „Zuschua“, Zugschuhen, Aufzugschuhen und Stiefeln. Unsere „Schnürschuhe“ heißen „Bundschua“.

Fig. 4 hat noch das „blåwi Viata“ (blaue Vürtuch, Vortuch, Schürze) umgebunden.

Der „Haglroᵘg“, der noch erwähnt werden wird.

Fig. 5, Arbeitstracht. Das Hemd besitzt kurze, bauschige Ärmeln, „påᵘschadi lamłn“ (bauschige Ärmeln). Das „Laiwl“ (Leibchen) hat entweder die Form des Brustfleckes (c und Fig. 5) oder des eigentlichen Leibchens (a). Frauen trugen häufiger die Form b) mit dem „Tiil“ (Türl, Türchen). Der Busenteil ist von links (echte) nach rechts (falsche Knöpfe) zu öffnen. (Zweckmäßigkeit bei säugenden Müttern[1]).) Die Farbe ist immer rot; manchmal mit einfacher Zier.

Das „Tüchl“ hat Dreieckform und ist von verschiedener Größe und Stärke und von verschiedener Farbe. Der rechte Winkel kommt auf den Rücken, die beiden spitzen Winkelenden werden zwischen Hemd und Leibl versteckt. Je kälter die Witterung, je größer und rauher das Tuch; es wird dann über der Oberbrust übereinandergeschlagen, so daß es nur den Hals frei läßt. Ist es noch größer, so wird es über der Brust übereinandergeschlagen und rückwärts wieder zusammengebunden.



Figur 5

Der „Kidl“ (Rock) ist aus bedrucktem Waschstoffe (Kattun, Perkail), bei dem Blumen und Streifen vorwiegen.

Strümpfe weiß, gelb oder blau.

Bundschuhe, schwer.

„Viata“ meist blau. Wie in der männlichen Tracht.

Sonntagstracht (Männertracht). Siehe die Beilage.

Der „Häglroᵘg“. Ein langer, bis zu den halben Waden reichender Rock mit ungeteilten Schößen aus demselben Stoffe und schwer und warm ist. Er wie der Wetterfleck, der auch „Alltagsgewand“ ist durch „Hagln“ (Hafteln) zu schließen. (Siehe Fig. 6 g.) Niederer Stehkragen, schief geschnittene Säcke.

Der Brustfleck ist reich verziert, mit Gold durchstickt.

Das „Halstüchl“ ist aus Seide, buntfarbig, rot und grün vorherrschend.

Die Hosenträger sind grün, die „Spraizn“ (das Querstück) gelb; sie sind reich verziert und dienen sowohl als Prunk- wie als Gebrauchsstücke.

Der Hut ist derselbe wie an Arbeitstagen. Der Kopf des Hutes ist nieder, anliegend, die Krempe sehr breit; von Farbe braunschwarz und aus grobem, rauhhaarigem Filz.

Die „Stutzen“ (Wadenstrümpfe) sind weiß, die Schuhe feiner und leichter[2]).

Bei der „Weiber-Tracht“ ist das „Leibl“ aus schwarzem Samt und reich verziert in Rot, Gelb, Grün und Gold. Die Verzierungen sind aber nur am Rande des Busenteiles oder „Türls“ angebracht.

[1]) Ein solches Türlleibl besitze ich auch aus Rekawinkel an der Westbahn, Niederösterreich.

[2]) Gürtel fand und erfrug ich keinen! Der Gürtel spielt besonders in den Tiroler Trachten eine große Rolle und ist dort nicht nur Gebrauchs-, sondern auch Schmuckgegenstand. Möglich, daß er, im niederösterreichischen Wechselgebiete wenigstens vollständig, erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts verschwand, als die Hosenträger erschienen. Was der Gürtel der Tiroler Tracht ist, sind hier die Hosenträger und der Brustfleck, die im Feiertagsgewande ebenso zu Schmuckgegenständen aufstiegen.

Das „Kro^{u}pfbandl“ (Kropf-, Halsband) ist aus schwarzem Samt.

Das „Tüchl“ ist aus Seide und verschiedenfarbig. Es ist mehr Zier- als Gebrauchsgegenstand.

Der „Kidl“ ist bauschig, aus schwerer Seide, zeigt Blumen- und Streifenmuster und ist in den Farben verschieden [1]). Die Strümpfe sind weiß und die Schuhe feiner.

Das „Viata“, ist hier eine Seidenschürze, meist schwarz-braun und schillernd.

Der „Spĕnsă“ (Spenzer) ist eine kurze, nur die Taille erreichende Jacke und hat Umlegkragen. Die obere Ärmelhälfte ist etwas gebauscht. Er ist einfarbig aus grüner, brauner oder roter, schillernder Seide oder Taffet [2]). (Siehe Figur 6e.)

Der „Guldspizhaum“ (Goldspitzhaube) möchte ich eine eigene Besprechung widmen.

Figur 6

Die Form des niederösterreichischen Wechselgebietes sah ich sonst noch nirgends; weder in Wirklichkeit in einem Museum noch als Abbildung in einem Buche. Sie weicht von der bekannteren Form der „Linzerhaube“ ab. Ich fand auf meinen Streifzügen nach Hauben auf den Böden und in Truhen in den Bauernhäusern um Feistritz und Kirchberg am Wechsel und Hasbach zwölf Stück und erwarb deren drei. Wer weiß, wie schwer es ist, die bäuerliche Bevölkerung zu veranlassen, ihre Geheimnisse und Andenken preiszugeben (auch nur den Blicken Fremder! Sie zeigen nichts: „Mir hab'n nix“), wird mir glauben, wenn ich sage, daß im ganzen Gebiete sicherlich noch an die sechzig Hauben sein werden. Wo diese nicht als schwer erreichbare „Andenken“ an Mütter und Großmütter aufbewahrt werden, sind sie oft gänzlich verdorben, da sie von der Jugend zur „Maschgara“ (Maskerei, Belustigung bei Unterhaltungen) verwendet werden. Das meiste an alten Trachtenstücken und Putz ist aber durch Feuersbrünste zugrunde gegangen. Um die in einem Winkel versteckten Sachen kann sich da niemand kümmern. Wie oft hörte ich den Satz (und ein „fundreiches“ Haus brannte mir sozusagen „vor der Nase“ ab): „Ins‿is‿åĺls vabruna“ (Uns ist alles verbrannt).

Ich fand zweierlei Hauben. Bei gleicher Form ist bei der reicheren (siehe Fig. 6a), 1 und 3 schwarzer Samt. Auf dem Rücken 3 (von der Spitze bis zum Bande) ist eine zusammenhängende Zeichnung aus „Goldflinserln“ [3]), blätter- und

[1]) Auch die in meinem Besitze befindlichen, aus Alland bei Baden, Niederösterreich, und Stetten bei Korneuburg, Niederösterreich, sind ganz gleich.

[2]) Dieselbe Spenzerform fand ich in Alland bei Baden, Niederösterreich.

[3]) Kreisrunder Goldflitter, in der Mitte durchlöchert und auf Golddraht aufgezogen, „Würste“, aus denen dann die Figuren gemacht sind. Bei der reicheren Haube aus Gold, bei der ärmeren leonisch oder aus Messing.

blumenähnlich, und aus dünndrahtstarken Golddrähtchen, gewundenem Golddraht, „Bouillon“. Bei der ärmeren Form ist 1 und 3 aus Brokatstoff. (Die Figur der Beilage hat Brokatstoffhaube, die lebhafter ist.) 2 ist ein spitzenüberzogenes Drahtgestell (schwarz); 4 ist ein steifseidenes Band (schwarz), mit Zeichnungen von Goldflitter und Golddrähtchen [1]).

Figur 7

Die von mir in Pöllau (Oststeiermark) gefundene Haube ist meiner Haube am ähnlichsten (siehe Dialektkarte Seite 86). Bei Fig. 6 b ist 1 schwarzer Samt, 2 ein steifseidenes Band (schwarz) ohne Zier, 3 ist aus Goldspitzen. Das Dragonerhelmartige ist viel schwächer, der obere Teil unansehnlich und tritt hier zurück, bei der „österreichischen“ Haube in den Vordergrund. Die nächstähnliche Form wäre f, die aber nur nach meinem Gedächtnisse skizziert ist. Der Helm ist verschwunden. Ich sah diese Haubenform einmal auf einem Kostümballe, wo sie mir als aus Tragöß in Steiermark stammend bezeichnet wurde. Als ich nach ihrer Form in Pöllau fragte, sagte man mir, sie führe den Namen „Saurüasslhaum“. So hätte man in a, b, f eine Grundform in drei nach der Gegend wechselnden Variationen. Die Pöllauer wäre der Übergang von der Tragößer zur „Österreicherhaub'n“, wie mir die niederösterreichische Form im Wechselgebiete von dortselbst Einheimischen einige Male genannt wurde.

c ist eine „Kalkbauernhaube“ aus Alland bei Baden in Niederösterreich. Diese Form ist derjenigen der „Wiener Haube“ gleich, die sich von Wien aus an den meisten dazumal bestehenden Verkehrsstraßen zwischen die gegendübliche Form eingeschoben hat. 1 ist schwarzer Samt, 2 Goldstickerei, 3 ein gelbes Band, in der Masche und den Enden gelb und schwarz, 4 ein spitzenüberzogenes Drahtgestell (schwarz). Reichere Stücke haben 1 und 2 durchweg aus Goldstickerei, ebenso 4 ein Goldgeflecht (Goldspitze). Aus dem Umstande, daß sich anscheinend das Tragen der Goldhaube in Oberösterreich, obwohl in einer ganz andern, landesüblichen Form, am längsten allgemein und bewußt erhalten hat, ist es zu erklären, daß leider von Unaufgeklärten und oberflächlich Betrachtenden einfach jederlei Art Goldhaube als „Linzerhaube“ angesprochen wird! Ausgenommen hiervon wird höchstens d, eine Wachauerhaube (Niederösterreich), da deren Form eine ausgesprochene Sonderstellung einnimmt. 1 ist Brokatstoff, 2 eine Goldspitze auf Drahtversteifung. Es gibt Varianten in schwarzem Samt mit Goldspitzenbesatz (ich besitze eine solche aus Greifenstein an der Donau), sowie aus Brokat mit schwarzen Spitzen besetzt. Richtiger wäre die Bezeichnung „Waldviertlerhaube“, „Waldviertlerform“.

UM 1890 (siehe Fig. 7). Verschwunden sind die kurze Hose und die Stutzen. An ihrer Stelle sind ausschließlich lange Hosen im Gebrauch und zwar zweierlei Art. Entweder die „Stesslhoᵘsn“, auch „Sauschneidahoᵘsn“ genannt (Leder weich), die unter dem Knie zu einer bis zu den Knöcheln reichenden harten Röhre (aus hartem Leder) wurden; dazu Bundschuhe. Oder man trug eine lange, auch den Waden anliegende Lederhose, die oberhalb des Knöchels zu binden war, wozu „zwoanadichi“ (zwei-nähtige) Stiefel kamen. (Äußere und innere Seite eine sichtbare Naht.)

[1]) Die reichste Form, sehr selten vorkommend, da sehr teuer, soll bei gleichem Bau vollkommen aus Goldstickerei gewesen sein. Ich habe keine derartige Haube mehr gefunden.

Der lange Rock erhielt — statt der „Hagln“ — Knöpfe und Knopflöcher, geteilte Schöße und einen aufstellbaren Umlegkragen und wurde aus braunem oder blauem Tuch erzeugt.

Der Hut wurde das gerade Gegenstück des früheren. Er hat enganliegenden Kopf, sehr schmale Krempe und sieht fast zu klein aus. Er ist aus glattem, feinhaarigem Filz („håsnhuaran“ = aus Hasenhaar) und wird heute noch in Puchberg am Schneeberg stark getragen. Sonst blieb alles beim alten.

Aus der weiblichen Tracht verschwand ein Stück nach dem andern; sie befand sich direkt im Übergang zur modernen Kleidung[1]).

JETZTZEIT

Der Brustfleck ist im Verschwinden, ebenso der kleine runde Hut. Jede Pracht ist geschwunden. Der Bauer geht sonntags zur Kirche und zu allen Festlichkeiten so wie zu einer Leiche, schwarz in schwarz. Nur der grüne „Steirerhut“ ist ein fremder Eindringling, der, neben dem braunen „Bauernbündler“ diese traurige Eintönigkeit stört. Von den alten Trachtenstücken sieht man hie und da noch eines zur Arbeit, zum „strapaziern“, verwendet, neu wird aber nichts mehr angefertigt und die alte Tracht ist daher dem Verfall rettungslos preisgegeben. Nur Wetterflecke werden noch gemacht und der rote „Janka“ ist in feinerer Ausführung bei Burschen und Ärmeren auch zum Sonntagsgewand geworden. Joppen-Fremdlinge tauchen auf, ans Steierische anlehnend, durch Turisten und Sommerparteien gebracht. „Pantalons“ sind allgemein. Es gibt keine einheimische Eigenart mehr, jeder trägt sich wie er will, das Städtische und Schwarze überwiegt.

Bei der Arbeit sieht man bei den Weibern selten noch ein rotes Leibchen. Die einfachste Tracht von 1860 oder 1890 ist noch immer viel schöner wie das Jetzige. Die Hauptsache aber: sie war auch praktisch. Es war alles der ländlichen Arbeit angepaßt, haltbar und massiv. Heute sieht die Arbeitstracht, aus alles gleich taxierender Krämerware gemacht, nach kurzem Gebrauch aus, wie die Kleidung eines zerlumpten Bettlers.

Die praktischen Stücke der alten Tracht würden sich wohl wieder einbürgern lassen.

Wäre es zu diesem Zwecke bei den zahlreichen dies versuchenden und unterstützenden Vereinen nicht besser, bei Christbescherungen armer Gebirgskinder usf. diesen solche praktische Gegenstände ihrer alten Tracht zu schenken, einem armen Paare eine praktische alte Wohnungseinrichtung und Bekleidung usw., als städtische Waren, und die Tracht so wieder in der Wurzel einzuführen, als durch „Dorfhonoratioren“ Pseudokostümplunder zur Veranschaulichung zu bringen?

[1]) Natürlich sind im Abschnitte „Tracht“ nicht alle Kleidungsstücke erwähnt, die bei den Leuten im Gebrauche waren; das würde zu weit führen. Im Winter trugen die Weiber Stiefeln, der „Spenser“ für die Sonntagstracht aus Seide oder Taffet war für die kältere Jahreszeit warm gefüttert; in der wärmeren Jahreszeit wurden auch solche aus weißer Leinwand getragen, usw.

BERGFAHRTEN IM ARKTISCHEN NORWEGEN. VON DR. G. KÜNNE UND RICHARD PÖTZSCH

„— — — — — — — — — — — —
Wir zieh'n nach Nordlands Winden,
Bis wir im fernsten grauen Meer
Die Insel Thule finden."

(G. K.) Unendlich lange eilte der Lapplandexpreß durch die weiten, meist eintönigen Wälder Nordschwedens. Nur wenn die Bahn auf hoher Brücke einen der reißenden Ströme überfuhr, kam etwas Abwechslung in das Landschaftsbild. So wurden Freund Pötzsch und ich bald von heftiger Langweile geplagt. Um einigermaßen in Stimmung zu bleiben, kramten wir in unseren Erinnerungen, dachten zurück an den farbenfrohen Abend vor Trelleborgs Hafen, an die wundervolle Königsstadt Stockholm mit ihren Bauten und Kunstschätzen und an die Universitätsstadt Upsala. Auch ein Mitreisender trug eine Zeit lang zu unserer Unterhaltung bei. Dieser Herr, ein Entomologe, stellte schon seit Jahren seltenen Insekten Nordschwedens erfolgreich nach. Wir beneideten ihn nicht, denn seine Streifzüge führten ihn nur in die von Mücken durchschwärmten Wälder, nicht aber auf die Berge, die darüber in eisiger Pracht thronen.

Seitdem wir Stockholm verlassen hatten, waren wir in das Land der hellen Nächte gekommen. Für lange Wochen konnten wir nun auch mitternachts ohne künstliche Beleuchtung lesen. Je weiter wir nach Norden vordrangen, um so dürftiger wurde der Wald. Hatte uns anfänglich noch urwüchsiger, allerdings durch Brände vielfach gelichteter Hochwald begleitet, so sahen wir später nur noch niedrige Birken, die zwischen Sumpf oder Blockwerk ihr kümmerliches Dasein fristeten.

An den wichtigen Erzbergen von Gellivara und Kiruna ging's vorüber. Nun zeigten sich uns endlich hohe Schneeberge; aber das waren breite „Mugel", deren wir nicht froh wurden. Und als nun gar über dem sonst so schönen, großen See, dem Torneträsk, fast nur gemütliche Firndome erschienen, da fürchteten wir ernstlich, daß auch auf der norwegischen Seite des Gebirges nichts wirklich Hochalpines zu sehen sei und daß die Alpinisten, die früher hierher gekommen waren, doch etwas übertrieben hätten.

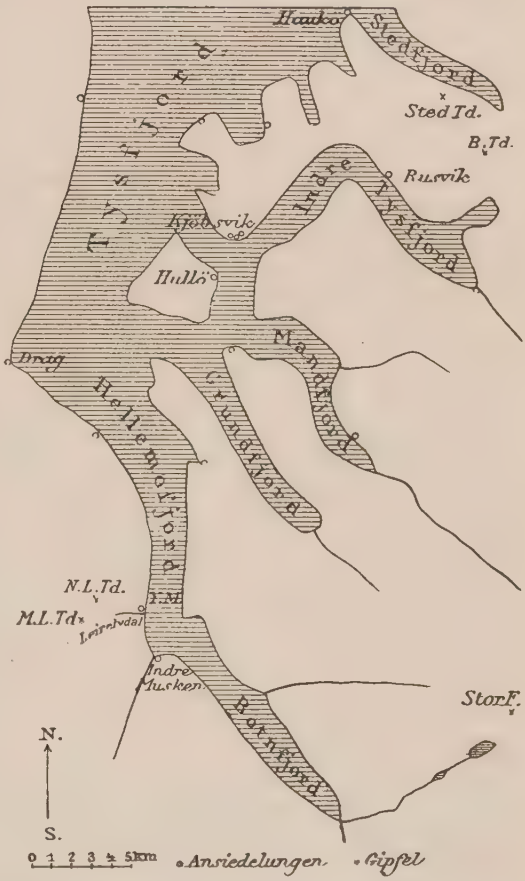
Bei Riksgränsen erreichten wir norwegisches Gebiet, und bald begann eine wundervolle Talfahrt, dem blauen Meeresarme entgegen. Immer mehr gewann das Landschaftsbild an Schönheit, und als wir in Narvik, der nördlichsten Eisenbahnstation der Erde, endlich die Bahn verlassen konnten, wußten wir, daß wir in unseren Erwartungen nicht getäuscht werden würden.

Am Nachmittag des 29. Juni 1911 bestiegen wir eine kleine Anhöhe bei Narvik. Welch ein Bild erschloß sich uns da! Endlich einmal wieder grüner Rasen und freundliche Birkenwälder, unter uns das lebensvolle Narvik und die weitverzweigten Meeresarme und rings im Umkreise ragende Fels- und Firnhäupter von einfachster wie von kühnster Gestaltung.

Nachdem am nächsten Morgen unser Gepäck, bestehend aus 20 Stücken, auf dem Postdampfer verstaut war, begann eine wundervolle Fahrt fjordauswärts [1]). Narvik blieb hinter uns und mit ihm der Lärm des Hafens und des Malmkais, wo die schwedischen Erze auf Schiffe geladen werden. Bald sahen wir nichts mehr als unseren Meeresarm, den Ofotenfjord, und ringsum erhabene Alpengipfel.

[1]) Bis Lödingen fuhren wir westwärts, von da im allgemeinen südwärts.

Am Nachmittage, bald nachdem wir Lödingen verlassen hatten, änderte sich das Wetter zum Schlechten. Das war uns um so unangenehmer, als wir nicht lange danach in den äußeren Tysfjord einbogen und gar zu gerne schon vom Dampfer aus rekognosziert hätten. Immerhin konnten wir trotz des trüben, regnerischen Wetters uns einigermaßen orientieren. Vor allem der Postbeamte, Herr Andersen, half uns dabei in freundlichster Weise. Gegen Schluß der Dampferfahrt lernten wir eine Dame aus Graz kennen, die mit ihren Begleiterinnen in Lödingen eingestiegen war. Soweit ich mich erinnere, erzählte sie uns, sie sei die erste Dame gewesen, die Mitglied des D. u. O. Alpenvereins wurde. Mit dem weiland Professor Dr. E. Richter und anderen hatte sie damals manche Hochtur ausgeführt, als für die Alpen noch „die blühende, goldene Zeit“ war, als noch nicht fast ein jedes Hochtal seinen Vereinsspaziergang aufwies, als man auch in den Alpen noch Turen in dem Stile machen konnte, wie sie uns heute nur noch in außeralpinen Gebirgen beschert werden. Wir hatten an der Begeisterung dieser alten Dame unsere helle Freude. Die Berge hier im Norden schienen ihr besonders zu gefallen; das seien doch wirkliche alpine Gipfel, meinte sie, und nicht so breite Mugel wie die im mittleren Norwegen, dem Hauptreisegebiete.



Als der Dampfer in Kjöbsvik hielt, trennten wir uns. Die Damen fuhren mit dem Postdampfer wieder fjordauswärts weiter; wir gingen an Land. In Kjöbsvik, wo es auch nicht das schlichteste Hotel gibt, fanden wir gastfreie und liebenswürdige Aufnahme bei dem Landhändler, Herrn Jakob Lind, dessen Bekanntschaft wir ebenfalls während der Dampferfahrt gemacht hatten. Das alte begüterte Kaufmannsgeschlecht der Linds ist seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Kjöbsvik ansässig; der älteste Sohn empfing stets den Namen Jakob.

Schlechtes Wetter und notwendige Vorbereitungen machten es uns unmöglich, schon am folgenden Tage eine Tur zu unternehmen. Erst am 2. Juli konnten wir unsere eigentliche Tätigkeit beginnen. Da uns die noch völlig unbekannten Berge am Hellemofjord, dem südlichsten Tysfjordarm, begreiflicherweise am wichtigsten waren, wollten wir zunächst einen Gipfel besteigen, der uns einen guten Überblick gewähren sollte. Wir entschieden uns für den bisher unbenannten und unerstiegenen Berg nordöstlich vom oberen Rusvikvand.

Von Kjöbsvik aus fährt selbst kein Postdampfer mehr in die inneren Fjorde;

deshalb waren wir künftig auf Bootfahrten angewiesen. Um 3/4 7 Uhr morgens verließ unser Boot den kleinen Hafen von Kjöbsvik. Unsere Spannung war begreiflich: was werden wir sehen, was wird uns gelingen? Vor uns erblickten wir einige Bergriesen, mit denen sich unsere Phantasie schon in der Heimat beschäftigt hatte, vor allem den erst vor einem Jahre bezwungenen Stedtind, der uns durch Abbildungen und aus der Literatur wohl bekannt war [1]). So groß unsere Erwartung war, wurden wir doch zu Beginn unserer Fahrt von dem wunderbaren Landschaftsbilde ganz hingerissen. Daß die ragenden Gipfel zuweilen von Nebelschleiern verhüllt wurden, machte für uns jetzt noch wenig aus; das verstärkte im Gegenteil die selige, träumerische Stimmung.

„Weiche Nebel trinken
Rings die türmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht."

Auch die schönste Stimmung können wir armen Sterblichen nicht dauernd festhalten. Jetzt vollends war uns das nicht möglich, denn nicht zum wunschlosen Genießen waren wir hierher gekommen, sondern um so manches zu gewinnen, was uns diese fernen Berge lockend verhießen. Begreiflich war es deshalb, daß wir zuweilen ungeduldig emporschauten, wenn uns der Anblick der Gipfel einmal gar zu lange versagt blieb. Um 1/4 9 Uhr landeten wir auf der Nordseite des Tysfjords bei den wenigen Häusern von Rusvik.

**I. BOTNELVTIND, 1205 *m*
ERSTE ERSTEIGUNG [2])**

(G. K.) Während der Ruderfahrt hatten wir die schöne Pyramide unseres Gipfels zuweilen genau sehen können. Jetzt, nachdem wir von den Ruderern Abschied genommen hatten, strebten wir ihr zu. Wir stiegen auf der orographisch linken Seite hoch über dem gewaltig brausenden Bache nordwärts empor. Da uns zunächst Steigspuren zur Verfügung standen, waren wir in kurzer Zeit am Becken des unteren Rusvikvands, 115 *m* [3]). Von da an gab es weder Pfad noch Trittspur. In den meisten Gebirgstälern des arktischen Norwegens findet man nicht die geringste Andeutung eines Weges. Wie Dr. O. Schuster in seinem Aufsatze „Aus den Lofoten" [4]) feststellt, sind Wege selbst im Kaukasus häufiger als in der Bergregion der Lofoten. Diese Worte treffen in noch weit höherem Maße für die Berge des Tysfjords und seiner Seitenarme zu; außerdem ist die Länge der Täler hier meist größer als auf der soeben genannten Inselgruppe.

Das Gelände, das wir von nun an in östlicher Richtung zu durchwandern hatten, war unangenehm genug; zunächst sumpfig, dann von wildem Buschwald bedeckt. Die Birken standen oft dichter beieinander, als uns lieb war; gestürzte Bäume und Blöcke, die mit Moos und Farnkraut dicht bewachsen waren, gaben uns geraume Zeit hindurch genügend zu tun. Widerspenstiges Gezweig hinderte uns oft am Weitergehen und zwang uns zu manchem Zickzackwege. Am ärgsten aber waren die vom Pflanzenwuchs so gut verhüllten Fels- und Sumpflöcher. Trotz aller Achtsamkeit saß bald der eine, bald der andere von uns in einer solchen

[1]) Zu den bis zum Jahre 1910 ausgeführten Turen im Tysfjord ist zu vergleichen: Olaf Holm, Fra Tysfjorden. Norsk Turistforenings Aarbok 1883, S. 101—114. — Olaf Holm, Lappekolonien i Hellemoen. N.T.F.A.1885, S.22—30. — Howard Priestman, Stetind. N.T.F.A.1905, S. 96—112. — Ferdinand Schjelderup, Med norsk flag i Nordland. N.T.F.A.1911, S. 1—50. — H. Priestman, Wilson Carr und T. G. Ouston. Turenberichte. Alpine Journal, Bd. XXII. S.396—399. — Bryn., Rubenson, Schjelderup, Turenberichte. Alpine Journal, Bd. XXV, S. 363—364.

[2]) Vergl. für diese und die folgenden Turen die Wegbeschreibung im Jahresb. des A. A. V., Berlin 1911, S. 14 ff.; Jahresb. der A. V. S. Bayerland 1911, S.116 ff.; Ö. A.-Z., Nr. 850, S. 31—33. Außerdem: G. Künne, Erstbesteigungen im arktischen Norwegen, Ö. A.-Z., Nr. 860 u. 861; ferner derselbe in Petermanns geographischen Mitteilungen, 1912, S. 278, Mai-Heft (kurzer Bericht).

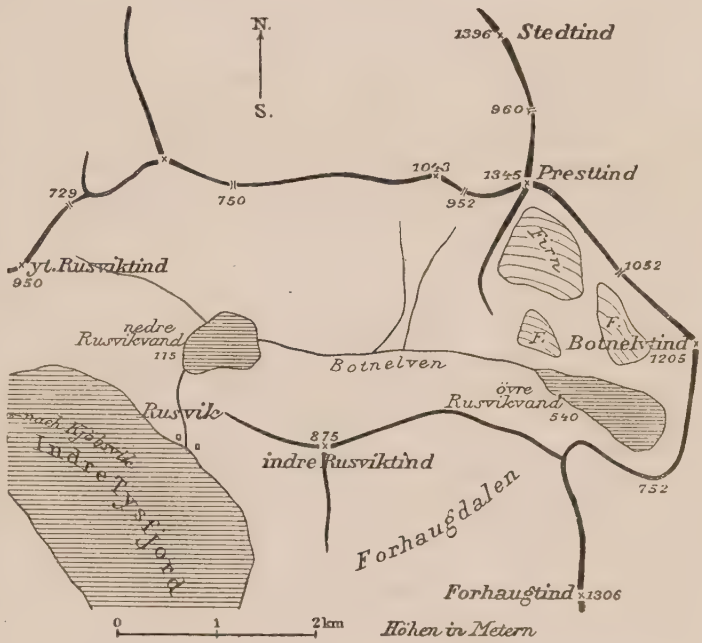
[3]) Vgl. die Übersichtskarte vom südlichen Tysfjord und die Kartenskizze vom Botnelvdal. In dem Gratstück Botnelvtind — Forhaugtind liegt möglicherweise noch ein großer Gipfel. Der Nebel hinderte uns, Genaueres zu erkunden. — In bezug auf die Herstellung meiner drei Kartenskizzen verweise ich auf die Bemerkungen in der Ö. A.-Z.

[4]) Ö. A.-Z., Nr. 756—758 (Jahrgang 1908).

Vertiefung fest. Das alles hätten wir noch ganz nett gefunden, wenn nur die Mücken weniger zahlreich und zudringlich gewesen wären. Aber schließlich nimmt auch der schlimmste Urwald ein Ende; und als wir erst oberhalb der Waldgrenze waren, verging unser Mißmut in kürzester Zeit.

Daß es während des Kampfes mit dem Walde auch noch regnete, hatte sehr auf unsere Stimmung gedrückt; weiter zu gehen, war uns ziemlich zwecklos erschienen. Aber wir mochten die Mühen nicht umsonst auf uns genommen haben; auch wußten wir wohl, wie oft unter diesen Breiten das Wetter umschlägt. Auf alle Fälle wollten wir bis zu wirklich schwierigem Gelände vordringen; das Weitere würde sich dann schon finden.

Wir strebten danach, auf die nördliche (orographisch rechte) Talseite zu gelangen. Da nirgends eine Lawine den wasserreichen Bach bedeckte, mußten wir ihn durch ein zuweilen nicht ganz ungefährliches Springen von Block zu Block überschreiten. Etwas oberhalb dieser Stelle zwang eine Plattenflucht unseren Bach zu einem prächtigen Sturz. Nicht lange danach befanden wir uns am Nordufer des oberen Rusvikvands. Es war ½ 12 Uhr mittags. Als wir es uns eben zu einer Rast bequem machten, strahlte die Sonne auf uns herab, zum ersten Male an diesem Tage.



Während wir so recht behaglich ausruhten und schmausten, vergaßen wir es auch nicht, den schönen See eingehend zu betrachten. Er liegt in einem Zirkustale; Fels- und Firnhänge schießen beinahe von allen Seiten in jäher Steilheit zu ihm ab. Seine Meereshöhe beträgt 540 *m*; infolgedessen wies er kaum eine Stelle auf, die unbedeckt war von Eis und Schnee.

Als wir unsere einstündige Rast beendet hatten, drangen wir über Firn- und Trümmerhänge auf der Nordseite des Sees bis zu seiner Mitte vor. Nunmehr stiegen wir nördlich über Rasen und Firn andauernd empor, bis wir uns nahe am Fuße der Gipfelwand des Botnelvtinds befanden. Bereits vom oberen See aus hatten wir ein breites Firnband bemerkt, das ungefähr in der Fallinie des Gipfels beginnt und von rechts nach links schräg durch die schwarze Felswand emporführt. Ein ziemlich steiler Firnhang leitete uns zu diesem Bande hinauf, das seinerseits wieder unter einem Winkel von durchschnittlich 40 Grad nach außen geneigt ist. Hoch oben verlief das Band im Fels. Auch weiterhin hielten wir dieselbe Richtung ein. Manchmal bekamen wir es jetzt mit unangenehmen, moosbedeckten Schrofen zu tun. Kurz nach ¼ 4 Uhr standen wir auf dem Nord-

westgrat des Gipfels an einer Stelle, die etwa 30 *m* oberhalb jener Scharte liegen mag, die auf der Kartenskizze die Höhenangabe 1052 *m* trägt. Da das Wetter bedrohlich wurde, gönnten wir uns jetzt nur eine Rast von der Dauer einer Viertelstunde.

Die Gratkletterei begann; wir wollten deshalb das Seil anlegen. Da aber keiner von uns auf unserem ersten Gipfel im arktischen Norwegen der Zweite am Seil sein wollte, faßten wir den weisen Beschluß, „einstweilen" das Seil im Rucksack zu lassen. Der Wunsch, vor Beginn des Regens wenigstens auf dem Gipfel zu sein, trieb uns recht geschwind die Gratstufen hinauf. Zunächst gab es leichte Kletterei, später war sie immerhin noch unschwierig; außerdem war der Fels fast nirgends brüchig. Nur eine Stelle konnte als mittelschwer und etwas ausgesetzt gelten. Danach ging es wieder weiter in so wilder Jagd, daß wir schon zwanzig Minuten, nachdem wir den Grat angegriffen hatten, auf dem Gipfel standen. Trotzdem war unsere Eile vergeblich. Als wir nämlich den Gipfel betraten, versagte uns der Nebel jeden Fernblick.

Unter diesen Umständen gab es wenig auszukundschaften. So blieb uns allein das Bewußtsein, einen vorher unbetretenen Gipfel erstiegen zu haben. Nach Errichtung eines Steinmannes stiegen wir noch eine Strecke weit den Südgrat hinab. Alles war umsonst, denn der Nebel wollte nicht weichen; ja es setzte sogar noch Regen ein. Schleunigst kehrten wir zum Gipfel zurück und eilten so schnell als möglich über den Nordwestgrat hinunter. Als wir dann auch die moosigen Schrofen hinter uns hatten, führte uns das Firnband bald hinab zum großen Schneefeld. Erst hier, auf ziemlich harmlosem Gelände, überfiel uns das eigentliche Unwetter, nun aber auch mit großem Nachdruck.

Auch fernerhin stiegen wir auf dem Wege ab, den wir zum Aufstiege benutzt hatten. Nur verfehlten wir leider die Stelle, an der wir den Bach überschritten hatten. Endlich legten wir das Seil an und erzwangen den Übergang. Die Seilverbindung war recht angenehm, da wir zuweilen durch das strudelnde Wasser hindurchmußten. Dann ging wieder der langdauernde Kampf mit dem Urwald an. Jetzt, wo wir das Ziel des Tages erreicht hatten und die Spannung vorüber war, ärgerten uns die vielfachen Hindernisse des Buschwaldes fast noch mehr als am Morgen. Wie atmeten wir auf, als wir endlich wieder am Ufer des unteren Sees standen! Nun hatten wir nur noch den Weg zum Fjord zurückzulegen, und das war bald getan. Um $^3/_4$9 Uhr abends begrüßten wir wieder unsere Ruderer. Dann fuhren wir über das samtgrüne Wasser des Meeresarmes nach Kjöbsvik zurück. Kurz nach $^1/_2$11 Uhr waren wir in Linds gastlichem Hause.

Wenn wir zurückdenken an diese Tage, an denen wir urwüchsigste Natur genossen, dann bedauern wir es aufs tiefste, daß uns in den meisten Alpengebieten solche Erlebnisse versagt sind. Es ist ja schon oft genug ausgesprochen worden, daß in der Heimat des Alpinismus die Zahl der großzügigen Turen durch das Überhandnehmen der Berggasthäuser von Jahr zu Jahr geringer wird. Daneben werden die Klagen über die „Sportsversimpelung" immer vernehmlicher. Unter denen, die sich gegen die Zunahme des „sportlichen Betriebes" wenden, befinden sich manche, die mittelbar dieses Treiben verschuldet haben. Sofern man nämlich in unseren heimatlichen Hochtälern Hütte an Hütte reiht und ein immer dichteres Wegnetz schafft, macht man in solchen Gebieten die Ausübung des wirklichen Alpinismus unmöglich; nur „rein sportliche Turen" sind dort noch ausführbar.

Wenn ich nun nachstehend einen Vorschlag zur noch möglichen teilweisen

Abhilfe mache, darf ich ausdrücklich bemerken, daß ich nicht pro domo rede, sondern für die, denen es nicht möglich ist, fremde Hochgebirge aufzusuchen. Mein Vorschlag lautet: man erhalte und erneuere immerhin die vorhandenen Hütten und Wege, aber man lasse den Hochturisten, die in einem Alpenverein doch auch eine gewisse Daseinsberechtigung haben, einige Gebiete übrig, die frei bleiben von Hütten und Wegen. Dem Naturschutz, dem Tierschutz, dem Pflanzenschutz wird heute so viel Interesse entgegengebracht; sollte der Alpinismus nicht auch einige Rücksicht verdienen? Soll denn nicht auch jenen, die den Wunsch haben, Alpinisten zu sein und nicht im sportlichen Betriebe unterzugehen, die Möglichkeit gelassen werden, auch fernerhin Turen zu machen, die großzügig sind und alpin im wahren Sinne des Wortes?

Jetzt wird ein Gebiet nach dem andern seines ursprünglichen Reizes und Zaubers beraubt. Und das vielfach doch auch deshalb, weil fast jede Sektion, die auch nur über bescheidene Geldmittel verfügt, den Ehrgeiz besitzt, ihren Namen durch einen Hüttenbau bekannt zu machen, ein Ziel, das doch nur vereinzelt erreicht wird.

Für die durch Einschränkung der Bautätigkeit erübrigten Mittel fände sich wahrhaftig unschwer Verwendung. Die Ortschaften, die durch Wasser und Feuer u. a. m. geschädigt werden, könnten reichere Unterstützung erhalten; große wissenschaftliche Unternehmungen auch in fernen Ländern könnten so gefördert werden, wie es unseres Alpenvereins würdig wäre; und manche andere Aufgabe könnte noch genannt werden.

Dem Hauptausschuß gebührt Dank dafür, daß er immer wieder nachdrücklich für den Alpinismus eingetreten ist; und für einige der Worte, die Otto von Pfister an maßgebender Stelle über die „sogenannten Hütten“ und die „rentenerstrebende Gastwirterei“ sprach, werden ihm viele stets dankbar bleiben.

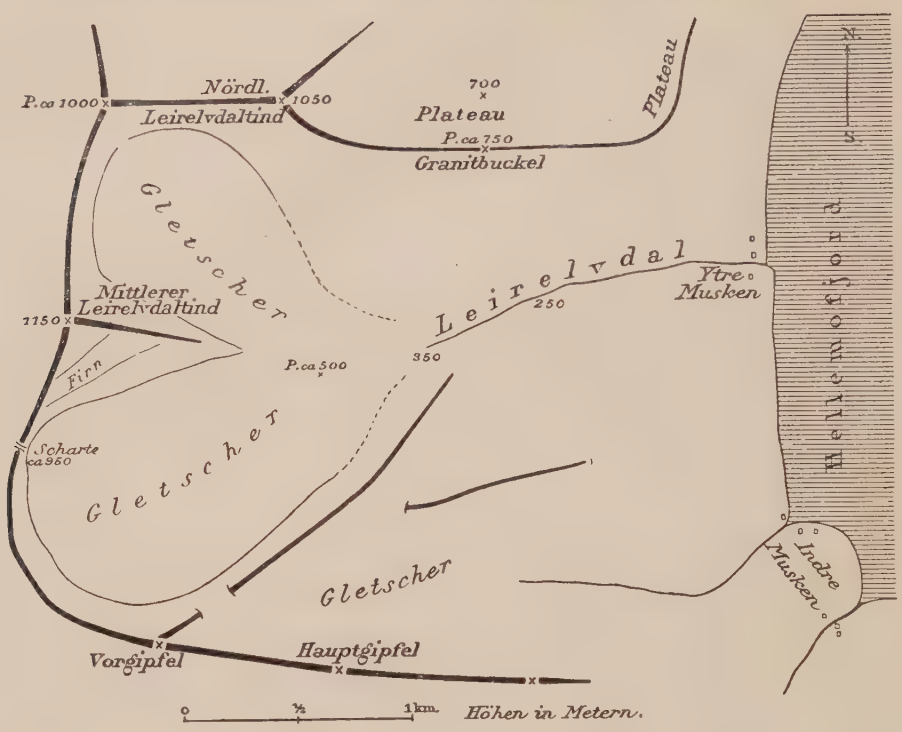
Neue Zeiten fordern neue Mittel und Wege. Die Geschichte lehrt uns, daß machtvolle Bewegungen daran gescheitert sind, daß ihre Vertreter die Zeichen der Zeit nicht beachteten. In früheren Jahrzehnten haben viele Bergsteiger das Hüttenbauen als etwas angesehen, was die alpine Sache fördern könne. So mancher von den Männern jener Zeit würde heute wohl anderer Meinung sein.

Was ist wichtiger: daß noch mehr Hütten gebaut werden und daß man bei mangelnden Geldmitteln sogar die Hilfe des Gesamtvereins in Anspruch nimmt, oder daß der Alpinismus auch fernerhin weiter besteht?

Die Turen, die wir im Gebiete des Hellemofjords unternahmen, boten uns das Schönste auf unserer Reise. Denn dort zeigte sich uns die Natur groß und unentweiht; dort sahen wir weder Fahrstraße noch längere Fußsteige; weder Post- noch Turistendampfer verkehren auf diesem einsamen Meeresarme. Dort sind die Lappländer noch nicht von der Kultur angekränkelt.

Nissens „Kart over det nordlige Norge“ (1905), die einzige Karte, die nach mehrfachen Erkundigungen damals für dieses Gebiet in Betracht kam, hat den Maßstab 1 : 1 000 000 (Munchs Karte im Maßstabe 1 : 700 000 erschien bereits vor 61 Jahren). Erst mehrere Monate nach unserer Heimkehr bekamen wir die neue Topografisk Kart, Blatt L. 11 (1 : 100 000) vom Jahre 1911 zu Gesicht. Über das Land östlich vom Hellemofjord gibt auch diese Karte keine Auskunft, da sie beim Hellemofjord endigt.

Von unserem Zelte, das wir bei Indre Musken aufschlugen, drangen wir in die unbekannte Bergwelt des Leirelvdals ein. Nicht nur am Zeltplatz, sondern auch unterwegs hatte jeder von uns seine bestimmte Arbeit zu erledigen. Freund Pötzsch bekam als Photograph vollauf zu tun; ich hatte zu zeichnen und die nötigsten Messungen vorzunehmen.



II. MITTLERER LEIRELVDALTIND (SPIDSTIND), ETWA 1150 *m*, ERSTE ERSTEIGUNG

(R. P.) Da im innern Tysfjord keine nennenswerten Neubesteigungen mehr zu machen waren, beschlossen wir, uns dem Hellemofjord zuzuwenden. Schon vom Tysfjord aus erblickten wir bei unserer Ruderfahrt nach Rusvik in der Richtung nach dem eben genannten Fjord herrlich geformte Gipfel und erkundigten uns nach ihrer etwaigen Ersteigungsgeschichte bei unserern Ruderern sowie nach unserer Rückkehr bei Herrn Lind in Kjöbsvik, in dessen Hause schon verschiedene bekannte Bergsteiger norwegische Gastfreundschaft genossen hatten. Aber niemand konnte uns Auskunft geben.

Kjöbsvik war Endstation unserer Dampferlinie; somit waren wir nur noch auf ein Ruderboot, im günstigsten Falle auf ein Motorboot angewiesen. Wir verließen nun die Stätten der Kultur und fuhren nach dem Hellemofjord, wo die Lappländer noch ihr Dasein fristen wie in längst vergangenen Zeiten. Bei Indre Musken, einer kleinen, armseligen Lappenansiedlung, wollten wir unser Zeltlager aufschlagen; ein Ruderboot braucht sieben bis acht Stunden, um von Kjöbsvik dorthin zu gelangen.

Im Marktflecken Kjöbsvik waren nun aber auch zwei Herren Besitzer von Motorbooten. Das Motorboot des Arztes war nicht zur Stelle, wohl aber das des Lensmands Kaakaas. Deshalb hatten wir ihm sofort unseren Besuch gemacht, um ihn zu bitten, sein Motorboot uns für einen Tag zu überlassen. Da der Lensmand nicht die geringste Kenntnis der deutschen Sprache besaß, waren wir gezwungen, unsere Unterhandlungen im „reinsten Norwegisch“ mit ihm zu führen, was auch ganz leidlich zu unserem eigenen Erstaunen vonstatten ging. Mit größter Liebenswürdigkeit stellte uns der Lensmand seinen Motor für den 3. Juli zur Verfügung; in-

folgedessen brauchten wir für unsere Fahrt nach Musken nur mit der Hälfte der Zeit zu rechnen.

Pünktlich um 7 Uhr früh war das Boot zur Stelle. Packsäcke, Zeltsack, Pickel, Proviant, Spiritusflaschen, Rucksäcke usw. wurden schnell im Boot verstaut, und wir fuhren, begleitet von den besten Wünschen des Herrn Lind, in Nebel und Regen in den Fjord hinaus. Die Fahrt auf dem Motorboot hatte noch einen großen Vorteil für uns. Seit unserer Ankunft in Kjöbsvik hatte zu unserem größten Leidwesen eine Regenperiode begonnen. Wir kamen dadurch, daß wir mit dem Motorboot fuhren, wenigstens trocken in Indre Musken an, ebenso unser sämtliches Gepäck und der Proviant, was bei einer Ruderfahrt jedenfalls ausgeschlossen gewesen wäre.

Unsere Fahrt führte an Lapholmen, einer kleinen Insel mit einem alten, verfallenen Lappenfriedhof, vorüber. Zu unserer Rechten erhebt sich die in dichte Nebel gehüllte größere Insel Ulfö (Hullö). Vorbei an steilen, durch eiszeitliche Gletscher glatt geschliffenen, von Wasser überronnenen Granitfelsen liefen wir in den südlichsten Tysfjordarm, den Hellemofjord, ein. In den unteren Felspartien bemerkten wir hauptsächlich die Birke, höher oben die Zwergbirke und in den höchsten Regionen große und dicke Moospolster, die, wie wir später erfahren sollten, bei Kletterturen recht unangenehm, selbst gefahrvoll werden können.

Keine Stadt, kein Dorf kann das Auge erblicken, nur hier und da eine kleine, von Lappen bewohnte Fischerhütte, deren Bewohner ihr anspruchsloses Leben hauptsächlich mit Fischfang fristen. Nach dreistündiger Fahrt langten wir in Indre Musken an. Groß war die Überraschung unter den Lappen, als nicht der Lensmand dem Boote entstieg, sondern zwei deutsche Turisten.

Von ferne erkannte man diese kleine Lappenniederlassung kaum, da sie zum größten Teil aus Erdhütten besteht. Diese sind mit Moos, Gras und Blumen so bewachsen, daß man sie von dem sie umgebenden Wiesengrund kaum unterscheiden kann. Der Begriff Hygiene ist wohl noch in keinen dieser unwürdigen Erdhaufen gedrungen, die eher großen Maulwurfshügeln gleichen als menschlichen Wohnungen.

Zunächst wurde unser Gepäck mit unserem kleinen Beiboot an Land gebracht, alsdann folgten wir nach. Schnell hatten sich Lappen, jung und alt, an unserer Landungsstelle eingefunden, um unser seltsames Tun anzustaunen. Von einigen Lapphunden wurden wir mit wütendem Gebell und Zähnefletschen empfangen; die Tiere wurden jedoch nach kurzer Bekanntschaft gemütlicher. Sicher hatte es einen guten und versöhnlichen Eindruck auf die Lappen gemacht, daß wir mit „Lensmands Motoren“ kamen, da der Besitzer des Bootes in den inneren Fjorden die Polizeiaufsicht ausübt.

Der Zeltplatz war schnell am Fjordufer gefunden, gutes, trinkbares Wasser bot der nahe Bach. Innerhalb eines alten, etwa 1 *m* hohen Steinwalles schlugen wir, nach vorheriger gründlicher Reinigung des Bodens, unser Zelt auf. Nach dessen Aufstellung zogen wir noch den Wassergraben und konnten alsdann an die „Ausschmückung“ des Innern denken. Die Packsäcke wurden ihres Inhaltes entleert, Zeltdecke, Korkmatratze, Schlafsack usw. sorgfältig ausgebreitet, die Feldküche aufgestellt. Nachmittags waren wir mit sämtlichen Lagerarbeiten fertig und schritten zum ersten Abkochen. Unser wohlverdientes erstes „Diner“ bestand aus Kartoffelsuppe und Zunge, ferner aus Kakao. Einen besonderen Reiz hat dieses freie, ungezwungene Zeltleben. Es bringt uns in innigste Bekanntschaft mit der Natur und führt uns wieder die einfachsten Zustände vor Augen.

Als der Himmel sich etwas geklärt hatte, erkundigten wir uns sofort nach den Namen der den Nebeln entragenden stolzen Berghäupter. Zu unserer Freude konnten wir feststellen, daß die in Frage kommenden Gipfel noch nicht bestiegen waren.

Zunächst wollten wir dem „Mittleren Leirelvdaltind“, einer herrlichen Berggestalt, unseren Besuch abstatten. Für den nächsten Morgen wurde ein Lappe bestellt, der uns ein großes Stück über den Fjord fahren sollte. Zur festgesetzten Zeit erschien der gute Mann natürlich nicht, aber eine Stunde später kam er langsamen Schrittes in Sicht. In der Nacht hatte Sturm und Regen lange unser Zelt gepeitscht. So glaubten wir nicht, daß wir am nächsten Morgen abrücken könnten. Früh beruhigte sich zwar das Unwetter, aber ein undurchdringliches Weißgrau breitete sich über die ganze Fjordlandschaft aus. Nichtsdestoweniger entschlossen wir uns doch, an diesem Morgen unsere Bergfahrt anzutreten. Der junge Lappe ruderte uns gewandt an den steilen, rundgeschliffenen Fjordwänden entlang bis in die Nähe der Mündung des Leirelvs. Kein Weg und Steg führt in dessen Tal hinein, keine Karte von diesem Gebiet gab es, die uns Anstiegsmöglichkeiten verraten hätte; unser Orientierungssinn allein mußte also hier sein möglichstes tun.

Über einen mit großen Felsblöcken besäten Wiesenhang stiegen wir in west-südwestlicher Richtung aufwärts, um an das orographisch linke Ufer des wild dahinströmenden Leirelvs zu gelangen. Weiter oben im Leirelvdal zeugen ungeheure niedergegangene Felsmassen von den vor langen Jahren erfolgten gewaltigen Bergstürzen. Wir mußten teilweise diese Riesenblöcke überklettern, was uns im Anstiege verhältnismäßig viel Zeit kostete. Während dieses Abmühens fing es leise, aber deutlich zu regnen an. Von unserem Gipfel hatten wir bisher nur die unteren schroffen Wandpartien gesehen. Schon in 250 *m* Höhe beginnt der Firn, den wir jedoch noch nicht betraten; wir stiegen vielmehr am orographisch linken Talhange bis zum Talschluß unaufhaltsam aufwärts. Erst bei etwa 400 *m* Höhe gingen wir auf den Firn über, der entgegen unseren Befürchtungen leidlich gangbar war. Wir wechselten redlich mit dem Stufentreten ab und begrüßten nach mehrstündigem Steigen einige große Felstrümmer auf dem Gletscher als willkommenen Rastplatz. Mittels meines Triëders musterten wir von hier aus das sehr feindselig aussehende Gratstück oberhalb der Scharte und stellten fest, daß wir uns auf einen harten Kampf mit der Plattenwand unterhalb der Scharte gefaßt machen mußten. Unvermittelt setzte ein heftiges Schneegestöber ein, das uns zu längerem Aufenthalt nötigte, als uns lieb war. Als das Schneetreiben vorüber war, wurde das Seil aufgerollt und bei Kälte, Sturm und Nebel über einen langen und steilen (laut Klinometer 48° geneigten) Firnhang angestiegen. Die Randkluft war nicht leicht zu überschreiten; wir fanden aber nach einigem Suchen doch eine leidlich gangbare Stelle. Schwer dagegen war die darauffolgende plattige und äußerst brüchige Wand zu bezwingen. Beim leisesten Berühren lösten sich große Platten los und polterten dröhnend in die Randkluft; größte Vorsicht war also vonnöten.

Nachdem wir die Scharte erreicht hatten, übernahm ich die Führung. Beim weiteren Anstiege querten wir unter Benutzung unangenehmer, mit Moos und Schnee bedeckter Bänder und Schrofen in die Westflanke unterhalb des Südgrates. Die Sonne, die auf einige Augenblicke Siegerin über den wallenden Nebel geworden war, ließ uns die Schönheit der unter uns ruhenden Alpenwelt schauen. Dann kam eine überhangende Wandstelle, die aber schnell genommen wurde, und wir folgten dem Südgrat weiter bis zu einem steilen, nicht gerade einladenden Aufschwung. Hier hielten wir Rat. Ein Versuch der Umgehung auf dem Gipfelschneefelde rechts (Osten) mißlang. Der Nebel erschwerte die Orientierung ganz ungemein. Schließlich packten wir den steilen Grataufschwung selbst an. Ein Rucksack, die Pickel usw. wurden einstweilen in einer kleinen Aushöhlung hinterlegt, und wir drangen in sehr luftiger und überaus anregender Kletterei vor. Der Grat wurde an einer Stelle so schmal, daß ich ihn auf etwa 8 *m* im Reit-

sitz nehmen mußte. Zur Rechten und Linken unseres luftigen Sitzes gähnten furchtbare Abstürze. Nach Überwindung dieser Stelle folgte eine schwierige, überhangende und vereiste Wand, deren Erkletterung wieder ein ernstes Unternehmen war. Gut gesichert folgte mein Freund nach. Nun waren die größten Schwierigkeiten überwunden, und wir eilten jauchzend das kurze Gratstück empor zum unbetretenen Gipfel; um 2 Uhr 45 Min. nachmittags standen wir auf dem stolzen Felsenhaupt. Es hat nach unseren Messungen etwa 1150 *m* Höhe und bietet nicht allzuviel Platz. Rasch bauten wir den jüngsten Steinmann im arktischen Norwegen und hinterlegten unsere Karten, denn lange konnten wir leider die Gipfelrast nicht ausdehnen, da uns eiskalter, schneidender Wind den Aufenthalt verleidete.

Wir vollzogen den Abstieg auf dem Anstiegswege. Die obere, vereiste, überhangende Wand wurde bis auf das unterste Stück links im Sinne des Abstieges schwierig umgangen und der schmale Reitgrat von meinem Gefährten als „Hangeltraverse“ genommen. Da wir auf dem Gipfel nur einige Minuten gerastet hatten, schoben wir, bei unseren Rucksäcken und Pickeln wieder angekommen, eine Rast ein. Obgleich das Plätzchen etwas geschützt lag, empfanden wir aber doch die Kälte recht unangenehm. Über das lange, mit nassem Moos und mit Schneeresten überzogene Gratstück gewannen wir wieder die Scharte. Die nun folgende äußerst brüchige Plattenwand erheischte die größte Vorsicht; ganze Geröllströme gingen prasselnd in die Tiefe. Die Randkluft wurde von meinem Gefährten glücklich überwunden und ich folgte, gut gesichert, nach. Vorher aber hatte ich erst Rucksack und Pickel die luftige Reise am Seil über diese Platte antreten lassen, wobei wir in den dunklen Felswänden zu unserer Linken oft das Prasseln des Steinschlages hörten. Auch in den gegenüberliegenden Wänden knatterten furchtbare Steinsalven nieder.

Rasch ging es dann, vielfach in lustiger Abfahrt, über den Gletscher hinab. Durch den wallenden Nebel genossen wir noch einen stimmungsvollen Tiefblick auf den Talgrund bis hinaus auf den stillen Fjord.

Auf den untersten Schneefeldern fanden wir einige Skelette von Renntieren, die jedenfalls Bären zum Opfer gefallen waren. Mein Pickel mußte mir hier behilflich sein, das Gehörn vom Skelett zu trennen. Wie wir später von den Lappen erfuhren, kommen hier Bären in Rudeln von drei bis vier Stück des öfteren vor. Da wir mit guten Brownings ausgerüstet waren, wäre uns eine Begegnung mit Meister Petz gar nicht unlieb gewesen, leider durften wir seine Bekanntschaft nicht machen. Wir stiegen schließlich über Blockwerk dem Talboden zu, wo mit gewaltigem Rauschen der Leirelv dem Gletscher entströmte; am linken Bachufer setzten wir unseren Abstieg bis zum Meeresarme fort.

Da wir nun fast zwei Stunden früher, als mit den Lappen verabredet, am Strande anlangten, entschlossen wir uns zu dem Versuch, an dem steilen Fjordufer zu unserem Zelt zurückzukehren. Hierzu mußten wir den Leirelv, von Stein zu Stein springend, überschreiten, wobei wir natürlich mehr Wasser in die Schuhe bekamen, als uns lieb war. Die Hauptsache blieb aber die spätere Übersetzung des Muskenelvs, die nur mit dem Boot möglich ist, und in uns stiegen bange Zweifel darüber auf, ob wir ein solches auftreiben würden.

Als wir die Hänge gequert hatten, bemerkten wir am Fjordufer einige Lappen, stiegen zu ihnen ab und baten, daß sie uns übersetzen möchten. Aber unsere Redekünste waren vergebens; man verstand uns nicht und wir mußten uns zu weiteren Versuchen anschicken. Ein zweiter Bach wurde überschritten. Als wir endlich am steilen Ufer des wildbrausenden Muskenelvs standen, schrien wir aus Leibeskräften, um das mächtige Rauschen des Flusses zu übertönen. Unsere

Lappen erkannten uns auch, eilten zum Ufer und kamen uns mit einem Boot entgegen. Gewandt und sicher steuerte uns unser junger Fährmann durch den Elv, und wir langten nach zwölfstündiger Abwesenheit zwar naß, aber trotzdem wohlgemut an unserem durch Regen stark mitgenommenen Zelt an. Da mir die Würde des Koches übertragen worden war, setzte ich sofort die Feldküche in Tätigkeit, und es dauerte nicht lange, bis ich das „Souper" bereitet hatte. Während des Abkochens hatten sich viele Lappen eingefunden und unser Tun mit neidischen Blicken verfolgt. Aber wir gaben ihnen gern von unserem Überfluß, und dies trug mir die Bezeichnung „godt Kok" ein. Nach unserer Mahlzeit krochen wir bald in unsere Schlafsäcke, und ein kleines Duett auf der Mundharmonika beschloß den Abend.

III. NÖRDLICHER LEIRELVDALTIND ETWA 1050 *m*, ERSTE ERSTEIGUNG

(R. P.) Für den nächsten Tag hatten wir die Ersteigung des „Nördlichen Leirelvdaltinds" geplant. Zu diesem Zwecke hatten wir einen jungen Lappen zur Fahrt über den Fjord bestellt. Schon während der Fahrt mußten wir unser Ölzeug anlegen, da ein feiner Regen einsetzte. Wir ließen uns wieder zur Mündung des Leirelvs nach Ytre Musken rudern und stiegen an armseligen Erdhütten vorbei einen steinigen Wiesenhang empor. Nicht lange dauerte es, so nahm uns dichtes Gestrüpp auf. Der Untergrund besteht aus großen Steinen, die mit nassen, dicken Moospolstern überzogen sind; dazwischen wuchern dichte Farnkräuter. Unter letzteren nisten zahllose Mücken. Kommt man nun beim Steigen mit den Farnkräutern in Berührung, so fliegen Hunderte von diesen Insekten erschreckt auf und stürzen sich auf ihre Opfer. Die Mückenplage muß bei höherer Temperatur kaum zu ertragen sein. Mühsam, sehr mühsam stiegen wir nun nordwestlich empor. Die im arktischen Norwegen so viel verbreitete Birke und Zwergbirke bildet hier einen wahren Urwald. Um uns einen Ausweg zu bahnen, mußten wir oft gerade durch oder drunter und drüber hinweg. Nur durch große Ausdauer ist auf solchem Terrain ein Vorwärtskommen möglich. Unverdrossen stiegen wir empor und erreichten in etwa 400 *m* Höhe ein großes Plateau. Aus diesem steigen Terrassen von Granit hoch empor, die man teilweise durch weitausgreifende Umgehung mühsam überwinden muß. Die Orientierung ist in dieser Felswildnis eine sehr schwierige; zum Glück herrschte heute wenigstens auf Stunden besseres Wetter als am Vortage. Nach dreistündigem strammen Steigen gönnten wir uns eine größere Frühstücksrast. In unendlicher Einsamkeit halten wir ungestört Umschau. Schöne Blicke eröffnen sich auf die zu unseren Füßen liegenden Fjorde, und Bergkette reiht sich an Bergkette, so weit das Auge zu schauen vermag. Hier in etwa 700 *m* Höhe wechselte in auffälliger Weise das Gestein; an Stelle des Gneisgranits trat Glimmerschiefer. Nach eingenommenem Mahle querten wir große Schneefelder; später, als der Firn sehr steil ward, stiegen wir im Zickzack an und erreichten so den Gipfelgrat und über brüchige Felsen in unschwieriger Kletterei mittags 2 Uhr den Gipfel des „Nördlichen Leirelvdaltinds". Wieder bauten wir einen Steinmann, der Zeuge menschlicher Anwesenheit sein soll, und hinterlegten unsere Notizen.

Mächtig und kühn erhob sich vor uns der am Vortage erstiegene „Mittlere Leirelvdaltind". Auch die anderen schnee- und eisgepanzerten Felsriesen in der Nähe und in weiter Ferne ragten majestätisch empor. Da uns heute das Wetter etwas huldvoller war, konnten wir vom Gipfel verschiedene Messungen vornehmen und verließen ihn erst um $^1/_2$4 Uhr, nach 1$^1/_2$ stündiger schöner Gipfelrast.

In freudiger Erregung über das Erreichte stiegen wir wohlgemut über den

Gipfelgrat zurück und kamen mittels fröhlicher Abfahrt über den steilen Firn schnell abwärts. Dann kletterten wir zu dem uns vom Aufstiege her bekannten Rastplatz hinab und machten eine kleine Vesperpause. Die folgenden, wassertriefenden Platten waren beim Abstieg angenehmer als beim Aufstiege. In schnellerem Tempo querten wir danach das nasse, mit Moos und Gras bedeckte, von kleinen Wasserbecken erfüllte Hochplateau. Ein „Schinder“ führte uns sodann steil abwärts durch dichte Zwergbirken, durch Sumpf und Buschwald, sowie über mit Moos bezogene große Felsblöcke. Nach einigen hundert Metern mühsamen Abstieges erreichten wir wieder den steinigen Wiesenhang und sprangen mit tollen Sätzen dem Fjordufer zu.

Es war etwas später als 6 Uhr geworden und unser Lappe, der für 6 Uhr bestellt war, war dieses Mal pünktlicher als sonst gewesen. Er hielt schon lange Umschau nach uns und war freudig erregt, als er uns zurückkommen sah; seiner Freude gab er durch Schreien und für uns undefinierbare Laute Ausdruck. Mit gemischten Gefühlen betraten wir das leichtgebaute, durch das Alter schon sehr mitgenommene Boot. Am Bug und Heck waren schon einige Latten gesprungen, so daß man in die leere Luft hindurchblickte. Selbst der Boden war bereits etwas defekt; daher mußte bei der verhältnismäßig kurzen Fahrt einige Male Wasser geschöpft werden. Glücklich kamen wir aber auch an diesem Abend wieder bei unserem Zeltplatz an und vergaßen bei einem schnell zubereiteten Glase Punsch bald alle Fährnisse dieses Tages. Auch heute kamen wieder verschiedene Lappen zu uns, um unserem Abkochen beizuwohnen; sie boten Renntiergeweihe in Hülle und Fülle zum Kauf an. Mein Freund Künne hatte auch ein sehr „einnehmendes“ Wesen für diesen Artikel und kaufte für sehr billiges Geld (ein schönes Gehörn war schon für 30 Öre zu haben) ein ganzes Bündel.

Nach dem „Souper“ gab es noch ein kleines Zeltfreikonzert auf der Mundharmonika. Von zwei kleinen Lappenkindern ließen wir uns später für einige Drops als Entgelt lappische Gesänge vortragen. Die Melodien sind alle ernst und schwermütig. Es ist ja begreiflich, daß bei der ernstgestimmten Fjordlandschaft, den ewig wallenden Nebeln und häufigen Unwettern nur solch schwermütige und ernste Lieder entstehen können. Um unseren Frohmut wieder zu gewinnen, ließen wir noch kurz vor dem Schlafengehen einige frische, lustige und lebensfrohe deutsche Weisen erklingen.

Noch ein schöner, bis dahin unerstiegener Gipfel, der Skungetind, stand auf unserem Programm. Am nächsten Tage wollten wir auch diesen erobern, aber es kam anders. In der Nacht hatte sich das Wetter sehr verschlechtert. Unaufhörlicher Regen prasselte auf unser schon durchweichtes Zelt nieder. Am folgenden Morgen und Tage war an ein Gehen gar nicht zu denken, da der Regen den ganzen Tag über anhielt. So wurden wir auf längere Zeit zur Untätigkeit verurteilt und hielten großen Rat, ob es vielleicht nicht besser sei, unser Zelt in einem weit entfernten Gebiet aufzuschlagen. Für alle Fälle benutzte ich aber noch die uns aufgezwungene Muße, um einige Einheimische auf die photographische Platte zu bannen, was mir auch leidlich gelungen ist.

Eine eigentümliche Angewohnheit vieler Lappenfrauen ist es, die weiße Tonpfeife zu rauchen; wir wurden von ihnen wiederholt um Tabak angegangen. Zeltlappen konnte ich nie photographieren, da diejenigen, die wir antrafen, zur Sekte der „Laestadianer“ gehörten, deren Lehre unter anderem nicht gestattet, sich abbilden zu lassen.

Die letzte Nacht im Zeltlager war die unangenehmste im Nordland. Ein Wind, der sich später zum Sturm entwickelte, ließ unser Zelt bedenklich schwanken; dazu regnete es so unaufhörlich, daß das Wasser an einigen Stellen durchs Zelt-

dach rieselte. Von nachts ½ 2 Uhr bis früh ½ 6 Uhr waren wir genötigt, mit den Händen die arg gefährdeten Zeltstöcke festzuhalten. Am nächsten Tage lag undurchdringlicher Nebel auf den Gipfeln und bis herunter auf den Fjord; dazu setzte ein „Schnürlregen“ ein, so daß wir uns endgültig zur Abreise entschlossen.

Vor der Abfahrt unseres Bootes unterzogen wir uns aber noch einer gründlichen körperlichen Reinigung mit Seife und Schwamm, was bei den jungen Lappen große Aufregung hervorbrachte. Als sie das Schäumen der Seife sahen, wichen sie ängstlich zurück. Noch mehr erschrocken waren sie über die Manipulation mit Zahnbürste und Pasta; sie sprangen erschrocken zurück und beobachteten unser Tun nur mehr von ferne. Jedenfalls hatten sie mit solchen Kulturgegenständen noch keine Bekanntschaft gemacht.

Beim Abbrechen unseres Zeltes halfen uns verschiedene Lappen; sie waren überhaupt nette, bescheidene und durchaus ehrliche Leute. Für unsere leeren, weggeworfenen Konservenbüchsen waren sie gute Abnehmer, so daß die Umgebung unseres Zeltplatzes immer gesäubert war.

Das von uns bestellte Motorboot kam in Sicht; wir füllten unsere Packsäcke, verpackten unser vom Regen ganz durchweichtes Zelt und traten die Rückreise an. Viele Lappen winkten uns noch einen Scheidegruß nach. Es regnete und nebelte wieder genau so wie bei unserer Ankunft in diesem fernen Erdenwinkel.

Wir zogen nun nach den fernen Lofoten, in der Hoffnung, in ein sonniges und regenfreies Gebiet zu gelangen. Doch auch dort wurden wir vom Unwetter verfolgt. Erst später, als wir uns in Svolvaer getrennt hatten, setzte gutes Wetter ein. Mein Gefährte fuhr wieder auf dem kürzeren Wege von Narvik aus mit dem Lapplandexpreß zurück. Ich wählte den wohl bedeutend längeren, dafür aber angenehmeren Seeweg, um mit meiner lieben Frau, die von Hamburg nach Bergen gekommen war, zusammenzutreffen.

Die Landschaften von Mittel- und Südnorwegen, die wir dann bei prachtvollstem Wetter gemeinsam durchreisten, boten einigen Ersatz für das schlechte Wetter, das Freund Künne und ich vorher einige Wochen lang im Tysfjord und auf den Lofoten gehabt hatten. Aber wenn uns auch im hohen Norden das Wetter arg mitgespielt hat, wir bereuen es nicht, so manche Mühe auf uns genommen zu haben; denn die gewonnenen Eindrücke und die Erinnerung an die herrlichen Stunden auf lichter Höhe wiegen alle Unannehmlichkeiten und Anstrengungen reichlich auf.

BERGFAHRTEN IN DEN JAPANISCHEN ALPEN ▫ VON WILHELM STEINITZER

Unter den Hochgebirgsgebieten der Erde gehört das der japanischen Alpen wohl mit zu den wenigst bekannten. Während naturwissenschaftliche und turistische Forschungen in den letzten Jahren uns die Alpengebiete Zentralafrikas, Asiens und Amerikas durch Wort und Bild näher gebracht haben, blieb das Interesse für die japanischen Alpen bis heute ziemlich ungeweckt, so daß verhältnismäßig nur wenige von deren Lage und Charakter überhaupt Kenntnis haben. Dies ist eigentlich um so verwunderlicher, als über Japan eine ungemein reichhaltige Literatur vorhanden ist — allerdings mehr belletristischer als wissenschaftlicher Natur. Ich sehe den Hauptgrund der Unbekanntheit der japanischen Alpen in dem Umstande, daß sie verhältnismäßig leicht zu erreichen sind und daß die Bezwingung ihrer Gipfel technisch keinerlei bedeutendere Schwierigkeiten bietet. Turistische Lorbeeren sind also in Japan nicht zu holen. Für den Naturfreund aber dürften die außerordentlich interessanten geologischen und botanischen Verhältnisse dieser unbekannten Alpenwelt wohl mehr Anziehungskraft besitzen als die Eisfelder des Tianschan oder Alaskas.

Ich muß gestehen, daß ich selbst vor einigen Jahren noch nichts von dem Vorhandensein des genannten Gebietes wußte. Da fiel mir ein Buch in die Hände, das den verlockenden Titel führt: "Mountaineering and Exploration in the Japanese Alps" von Weston — und damit war mein Interesse geweckt und ich faßte den Entschluß, mich selbst dort etwas umzusehen. Meine Versuche, weitere Literatur über jenes Gebiet zu erlangen, blieben leider gänzlich erfolglos und außer Reins „Japan" und Murrays „Handbook of Japan" (das größtenteils die Angaben Westons benützt) wüßte ich auch heute kein Buch anzuführen, das hierüber Brauchbares bringen würde. Als ich dann Anfang April 1911 in Japan eintraf, suchte ich durch mündliche Erkundigungen Weiteres zu erfahren, mußte aber zu meinem Bedauern feststellen, daß auch im Lande selbst fast niemand etwas über die Alpen wußte. Besonders die Japaner, an die ich mich wandte, schienen von der Existenz von Alpen in ihrem Lande überrascht zu sein. Für die meisten bildete „Fuji" den Hauptbestandteil ihres alpinen Wissens.

Es ist demnach vielleicht nicht ganz überflüssig, ein Wort über die Lage der japanischen Alpen vorauszuschicken. Sie verlaufen im allgemeinen von Nord nach Süd in einem Viereck, das gebildet wird vom 36. und 37. Breitengrad, vom 138. Längengrad und einer parallel zu diesem durch die Städte Toyama und Takayama gelegten Linie. Im Süden wird der 36. Breitengrad durch Ontake, 3184 *m*[1]), überschritten. Ihre östliche Hälfte liegt in der Provinz Shinshu, die westliche in den Provinzen Hida und Etchu. Diese Alpen stellen sich dar als ein ziemlich zusammenhängender Wall mit Gipfelerhebungen bis mehr als 3000 *m*. Nur wenige, meist dürftige Fußpfade mit Paßhöhen von mehr als 2000 *m* vermitteln die Verbindung von Ost nach West. Fahrbare Straßen fehlen vollständig. Die Unterkunft beschränkt sich auf die äußerst einfachen Wirtshäuschen der spärlichen und meist winzigen Dörfchen und auf die noch viel dürftigeren Pilgerhütten auf einzelnen heiligen Bergen. Der Zugang zu diesem Alpengebiet wird sehr erleichtert durch

[1]) Die Höhenangaben sind Murrays „Handbook of Japan" oder den Karten des „Geological Survey of Japan" entnommen.

Übersichtskarte der japanischen Alpen

a Yarigatake
b Hodakayama
c Yakeyama
d Kasadake
e Tateyama
f Zara-goe
g Orengesangruppe
h Harinokitoge
i Myokozan
k Tokugotoge
l Norikura
m Ontake
n Komagatake (Shinshu)
o Shiranesan (Koshu)
p Komagatake (Koshu)
q Hoozan
r Yatsugatake

die Bahnlinie Tokio—Niigata und die erst kürzlich eröffnete Nakasendobahn Nagoya-Matsumoto. Die Zeit, in der ein Besuch der japanischen Alpen möglich ist, ist sehr beschränkt: etwa von Mitte Juli bis Mitte September. Vorher liegen ungeheure Schneemassen, die erst durch die Güsse der Regenzeit (Ende Juni bis Mitte Juli) beseitigt werden müssen; nachher setzt meist Kälte ein und viele der kleinen Örtchen werden von ihren Bewohnern verlassen, so daß jede Unterkunft fehlt.

Da ich, wie schon erwähnt, bereits zu Anfang April in Japan angekommen war, hatte ich genügend Zeit, um meinen Feldzugsplan zu entwerfen und mich mit verschiedenen Eigenheiten des Landes, sowie ein wenig mit dessen Sprache ver-

traut zu machen. Auch benützte ich diese Zeit, um mich durch zahlreiche kleinere Turen möglichst zu trainieren; denn ich hatte aus Westons Buch die Gewißheit erhalten, daß die japanischen Alpen außerordentliche Anforderungen an Zähigkeit und Ausdauer stellen. An weiteren Vorbereitungen war noch die Anwerbung eines „Boy's“ und die Bereitstellung des nötigen Proviants erforderlich. Den ersteren erhielt ich durch Vermittlung der „Kihin Kai“ oder Welcome Society in Tokio, einer Art Gesellschaft zur Hebung des Fremdenverkehrs, deren Mitglied ich bei meinem Aufenthalt in Tokio geworden war. Er war ein dreißigjähriger früherer Student namens Ryutaro Ko-o, der ganz ordentlich englisch sprach und sich während meiner ganzen, fast sechswöchigen Turen als sehr nützlich und sympathisch erwies. Es wäre mir ohne ihn ganz unmöglich gewesen, die oft langwierigen Verhandlungen mit Führern und Wirten zu führen.

An Proviant nahm ich hauptsächlich Brot in Blechbüchsen, Butter, Orangenmarmelade, Kakao, Zucker und einige wenige Fleischkonserven mit. In den kleinen Wirtshäuschen der japanischen Alpen ist nur Reis stets erhältlich. Zuweilen gibt es Forellen aus einem Bergwasser, manchmal Eier. Alle anderen Genüsse der japanischen Küche erzeugen dem Europäer unerfreuliche Zustände. Man muß sich eben damit abfinden, täglich dreimal Reis zu essen, den man mit Marmelade oder Soyasauce schmackhafter macht.

Meine Ausrüstung war die gleiche wie in unseren Bergen. Nur hatte ich außer dem Lodenmantel noch einen Gummiumhang mit, was sich in verschiedenen Biwaks als sehr nützlich erwies. Es ist unbedingt nötig, sein Gepäck auf das allernotwendigste zu beschränken, da die japanischen Kulis schwere Lasten dauernd nicht tragen können oder wollen und es oft sehr schwer fallen dürfte, mehr als einen Träger zu erhalten.

Mein Plan war, von Matsumoto aus — die japanischen Alpen in westlicher Richtung durchquerend — Toyama zu erreichen und von dort, weiter nördlich, eine abermalige Durchquerung nach Osten vorzunehmen und wieder an die Bahnlinie Matsumoto—Niigata zu gelangen. Ich hatte daher die Hälfte meines Proviants gleich nach Toyama vorausgesandt.

Nach vierzehntägigem, fast ununterbrochenem Regen schien Mitte Juli 1911 die „offizielle“ Regenzeit beendet. Am 17. Juli früh trat ich mit meinem Boy vom Shimbashibahnhof in Tokio die Reise nach Matsumoto an. Es war jedoch meine Absicht, auf dem Wege dorthin der Gruppe des Shiranesan von Koshu einen Besuch abzustatten, die zwar nicht zu den eigentlichen Alpen gehört, aber deren Hauptgipfel jenen an Höhe nicht nachstehen. Ihre höchsten Erhebungen sind: Shiranesan, etwa 3150 *m*, Hoozan, ungefähr 2912 *m*, und Komagatake, etwa 3001 *m*. Diesen letzteren zu besteigen war meine Absicht.

Wir waren nach langer, aber teilweise sehr hübscher Fahrt kurz vor 8 Uhr abends über Kofu in der Station Hinobaru eingetroffen, wo wir nächtigten. Am nächsten Morgen verließen wir bei herrlichem Wetter, aber schon bei ziemlicher Hitze, um 5 Uhr Hinobaru. Zur Bereitung des Reis-Frühstücks braucht der Japaner stets etwa eine Stunde, wodurch immer viel Zeit verloren geht. Ein Teil des Reises wird stets mitgenommen, um als Mittagessen kalt gegessen zu werden. Mit Marmelade ist dieses Frühstück tausendmal besser und bei großen Anstrengungen appetitreizender als unsere Fleisch- oder Käsebrote. Erst in dem 1 1/4 Stunden entfernten Daigahara gelang es, einen Führer zu finden. Dann ging's frisch dem herrlich in die blaue Luft ragenden Gebirge zu. Der Aufstieg führt überaus steil durch dichten Wald, dann durch hohes Bambusgras, den Schrecken des Bergsteigers in Japan. Es ist ein oft übermannshohes Gras mit dicken, starren Stengeln und scharfgeränderten Blättern, das kaum zu durchdringen

ist. Unter den hohen Halmen brütet furchtbare Hitze. Sogar ein Latschendickicht ziehe ich diesem Höllengras vor. Später kam Tannenwald und die Steigung wurde geringer. Um 2 Uhr war ein kleiner Sattel erreicht, wo eine Hütte stehen sollte. Zerdrückt vom Schnee des vergangenen Winters lag sie platt auf dem Boden. An einer Felswand stehen ein paar steinerne Buddhabilder; ein winziges, in den Granit gehauenes Behältnis nimmt Tropfwasser auf, an dem wir uns laben. Dann geht's weiter über steile Felsen, von denen an den schlimmsten Stellen Ketten herabhängen, denn Komagatake ist ein heiliger Berg, der oft von Pilgern besucht wird. Endlich ist die Baumgrenze überwunden; auf dem Granit kriechen niedere Rhododendron mit gelblichen Blüten. Jetzt geht's rasch über große Granitblöcke empor und um 5 Uhr 30 Min. nachmittags ist der Gipfel erreicht, 3001 *m*. Die Aussicht ist prachtvoll: In der Nähe die Hochgipfel des Shiranesan und Hoozan, ein Meer von Wald mit in der Ferne verschwindenden Flußtälern, gegen Norden, tief zu Füßen die Gruppe des Yatsugatake, im Westen die lange Kette der Alpen von Hida. Im Südosten ragt das stolze Haupt des Fuji in die Abendluft. Empfindliche Kälte zwang zum Abstieg und um 7 Uhr 30 Min. war der „Hütten"platz wieder erreicht. Da herrschte aber jetzt frohes Leben. Eine Pilgerschar war heraufgekommen und bereitete unter fröhlichem Lachen und Geschwätz ihr Abendessen, aus riesigen Knollen von gekochtem Reis bestehend, die am offenen Feuer etwas angeröstet wurden. Dann wurde nach japanischer Sitte geraucht und mächtig gespuckt. Als die Pilger sich in Decken oder Strohmatten gewickelt zum Schlafen niedergelegt hatten, hüllte ich mich in meine beiden Mäntel, setzte mich auf die Erde und träumte, den Rücken an die Felswand gelehnt, vor mich hin. Es war kein „Paradiesbett". Um 2 Uhr früh wurden die Pilger wieder lebendig: Frühstück, Gebet vor den Buddhabildern, dann lärmender Aufbruch in stockdunkler Nacht zum Gipfel. Als der Tag graute, traten wir den Abstieg an und trafen um 11 Uhr 30 Min. mittags bei fürchterlicher Hitze wieder in Hinobaru ein.

Um 1 Uhr ging der Zug nach Matsumoto ab, wo wir nach vierstündiger Fahrt in glühendem Wagen ankamen.

Matsumoto, die Hauptstadt von Shinshu, ist ein größerer Ort in schöner Lage, im Osten von einem Kranz stattlicher Höhen umgeben. Im Westen dehnt sich die Ebene des Saigawa (gawa = Fluß), jenseits deren die Kette der Alpen sich erhebt. Eine „basha" — ein kleiner, von einem Pferd gezogener Karren — brachte uns am Nachmittage des nächsten Tages quer über die größtenteils von Maulbeerpflanzungen bedeckte Ebene nach Shimashima, dem von mir gewählten Einbruchsort in die Alpenwelt. Dort galt die erste Sorge der Anwerbung eines Führers und eines Trägers, da ich meinem Boy außer der Kamera nichts aufbürden wollte. Der Führer namens Oichokichi machte einen sehr guten Eindruck und hat sich auch vorzüglich bewährt. Er verlangte für seine Dienste den bescheidenen Lohn von 2 Yen (4 Mark) für Tage mit Besteigungen und 1.50 Yen für Ruhetage. Ein Kuli (Träger) erhält meist 1.50 Yen für den Tag. Bei diesen Preisen haben die Betreffenden sich selbst zu verpflegen.

Bei wolkenlosem Himmel und in freudigster Stimmung — wenigstens was mich betraf — trat unsere vier Mann starke Kolonne am nächsten Morgen 5 Uhr den Marsch in die Berge an. Das nächste Ziel war Kamikochi, ein kleines Wirtshaus mit Schwefelbad, das mir als Standquartier für die Besteigung des Yarigatake und Hodakayama dienen sollte. Der Weg führte in tiefem Schatten durch prachtvollen Wald empor zum Tokugo-toge (toge = Paß), etwa 2000 *m*, der nach fünfstündigem Aufstieg erreicht war. Jenseits eröffnet sich dem sehnenden Auge endlich der erste Blick auf die Alpen, den Gipfel des Hodakayama, etwa 2995 *m*.

Der Abstieg vom Paß nach Westen führt steil hinunter ins Tal des Atsusagawa, dessen kristallklares Wasser seinen Ursprung im Hochgebirge verrät. Wir folgen seinem Lauf auf dem linken Ufer etwa eine Stunde und stehen plötzlich auf einer Lichtung, jenseits deren ein Bergkegel in die Lüfte ragt, dem eine mächtige Dampfsäule entsteigt. Es ist der Vulkan Yakeyama, etwa 2600 *m*. Dann wird der Fluß überschritten und um 12 Uhr 30 Min. mittags ist unser Standquartier Kamikochi erreicht: zwei Häuschen in prächtiger Bergeinsamkeit. Ich habe hier sechs Tage verbracht und kann es als Standquartier bestens empfehlen. Die herrlichen Forellen des Azusagawa bieten eine willkommene Ergänzung der einförmigen Reiskost; das leicht schwefelhaltige, sehr heiße Bad in geräumigem Holzbassin ist für den Bergsteiger unschätzbar.

BESTEIGUNG DES YARIGATAKE

Als ich am nächsten Morgen früh 3 Uhr meine Papierschiebefenster zur Seite rückte, wogten dichte Nebelmassen im Tale. Dann wurde es besser und um 4 Uhr 50 Min. brachen wir zu dritt (der Kuli war gestern entlassen worden) zur Besteigung des Yarigatake auf. Zunächst ging's auf dem Pfad, den wir gestern gekommen waren, flußaufwärts. Dann hörte jede Spur eines Weges auf. Es begann jetzt die unendlich mühselige Arbeit, die fast stets den Anfang der japanischen Hochturen bildet: der Kampf, über die Waldgrenze emporzukommen. Diese Art von Bergsteigen ist allerdings in Europa so gut wie unbekannt. Den Annäherungsweg bildet der Fluß. Man balanciert, springt, stolpert über die Steinblöcke am Ufer. Dann geht's plötzlich nicht mehr weiter. Also hinein in die eisige Flut und auf der andern Seite versuchen. So geht's oft ein dutzendmal hinüber und herüber. An den tiefsten Stellen ließ ich mich vom Führer auf den Rücken nehmen; denn als verweichlichter Europäer mochte ich nicht den ganzen Tag in triefenden Kleidern herumlaufen. Geht's im Fluß nicht mehr weiter, so heißt's am Ufer seinen Weg suchen. Da gibt's massenhaft das schon erwähnte entsetzliche Bambusgras, durch das man sich keuchend hindurcharbeitet. Dann kommt dichter und triefender Urwald. Alle Augenblicke packt eine Wurzel den Fuß und man versinkt in ein nasses, grünes Grab. Dann heißt's an steilen Klippen über dem schäumenden Flusse hinklettern, bis wieder Platz im Flußbett selbst vorhanden ist. Es ist eine über jede Beschreibung mühsame Arbeit. Meine Begleiter, die wie alle Japaner im Gebirge keine Schuhe, sondern „Waradji", eine Art Strohsandalen, trugen, waren beim Springen von einem glatten Stein zum andern entschieden im Vorteil. Sie hatten mir schon zum voraus erklärt, daß meine Bergstiefel gänzlich unbrauchbar wären. Später mußten sie allerdings ihre irrige Ansicht berichtigen. Endlich wurde der Fluß schmäler und leichter gangbar, und an manchen Stellen zeigte sich am Ufer die Spur eines Pfades. Nach siebenstündiger harter Arbeit hatten wir unsern Biwakplatz für die Nacht erreicht: einen mächtigen, überhangenden Felsblock, der Schutz vor Regen bieten sollte. Ich wäre am liebsten noch am Nachmittag auf die Spitze gegangen, aber mein Führer zeigte nicht die geringste Lust hierzu und versicherte, daß das Wetter bestimmt schön bleiben würde. Wie bald habe ich gelernt, solchen japanischen Wetterprognosen zu mißtrauen! So aßen wir friedlich unseren Reis und ich benutzte den herrlichen Nachmittag, um auf einem Riesengranitblock im Flusse liegend in meine Seele japanische Alpenpoesie aufzunehmen. Dann sank die Dämmerung herab und leise zogen zarte Wolken am Abendhimmel auf, die mich mit trüben Ahnungen erfüllten.

Sanftes Geplätscher weckte mich gegen 3 Uhr morgens. Es regnete. Und mit kurzen Pausen regnete es den ganzen Tag. Wir aßen, rauchten, schliefen und

auch dieser Tag sank hinunter in die Vergangenheit. Die ganze zweite Nacht hindurch klatschte der Regen auf die Blätter und mancher ablaufende Tropfen fand den Weg zu unserer Schlafstube. Endlich gegen 5 Uhr schien eine Besserung einzutreten und um 6 Uhr brachen wir auf. Jetzt ging's leichter vorwärts. Zunächst über die im Flußbett liegenden Granitblöcke, dann steil empor über Geröllhalden und Schnee. Der Regen hatte aufgehört, aber die Gipfel staken in dichtem Nebel. Eine spärliche Alpenflora zeigte sich: ein großer, gelber Hahnenfuß, narzissenblütige Anemonen und ein Heidekraut mit schwefelgelben Glöckchen. Um 8 Uhr 45 Min. befanden wir uns auf der „Schulter" am Fuße des Gipfels des Yarigatake, von dichtem Nebel umhüllt. Ein eisiger Sturm erkältete bis auf die Knochen. Endlich richtige Kletterei über steile Platten. Aber schon nach einer Viertelstunde war das Vergnügen zu Ende: wir standen auf dem Gipfel, 3092 *m*. Ein kleiner Steinaltar mit einem kunstlosen Buddhabild ist dort errichtet. Zu sehen war nichts. Alles verschlang der unersättliche Nebel. Da die Kälte unerträglich wurde und nicht die geringste Aussicht auf Besserung vorhanden war, traten wir bald den Abstieg an. Um 11 Uhr 30 Min. war der Biwakplatz erreicht, wo eine Stunde der Frühstücksrast gewidmet ward, und dann begann abermals der Kampf mit Urwald, Wasser und Bambusgras. Um 6 Uhr abends trafen wir müde und durchweicht in Kamikochi ein, wo ein Bad von in Europa unmöglichen Hitzegraden herrliche Erfrischung bot.

BESTEIGUNG DES HODAKAYAMA □

Aus tiefem Schlafe weckte mich am nächsten Morgen, 3 Uhr 30 Min., mein Boy mit der Nachricht, daß das Wetter herrlich, aber der Führer zu müde sei, um heute eine Tur zu machen. Aber freundliches Zureden half auch hier und um 4 Uhr 30 Min. traten wir in den strahlenden Morgen hinaus, um dem Hodakayama, 2995 *m*, einen Besuch abzustatten. Die Hodakayamagruppe liegt auf demselben Ufer wie Kamikochi. Da aber ein Pfad nicht vorhanden ist und das Durchdringen des übermannshohen Bambusgrases eine entsetzliche Arbeit wäre, müssen wir den Fluß überschreiten und für kurze Zeit aufwärts verfolgen, wie beim Yarigatake-Anstieg. Dann geht es mit „linksum" in den Wald hinein und durch zahlreiche Wasserarme, Dickicht, Sumpf und triefendes Gras, später durch dichten Wald empor. Es ist wunderbar, mit welcher Sicherheit unser Führer sich durch dieses Labyrinth hindurchfindet. Endlich ist der „Einstieg" erreicht, ein von hoch oben herabstürzender Geröllstrom. Auf diesem geht es steil aufwärts. Dann folgen Strecken kurzen Buschwerks und von Grashalden. Hier und dort leuchtet ein zinnoberroter Fleck, das entzückende Lilium avenaceum. Besorgt betrachte ich den Gipfel, den drohende Nebel umspielen. In diesem Lande muß man sich — was Wetter betrifft — stets auf das Schlimmste gefaßt machen. Nun folgen eine steile Felsrinne und Platten, die Gelegenheit zu anregender Kletterei geben. Auf einem Absatz zeigt sich reiche Alpenflora: mehrere Lilienarten (Lilium avenaceum), Schachblumen (Fritillaria jap. und Kamtschatcensis) mit grünem und purpurnem Grund, Läusekräuter (Pedicularis), Spitzkiel (Oxytropis) und das reizende japanische Alpenglöckchen (Schizocodon soldanelloides). Um 10 Uhr ist der Gipfel erreicht, von dem zum Glück die Nebel wieder gewichen sind. Also endlich die ersehnte Aussicht über die japanische Alpenwelt. Da ragen unzählige Gipfel in die Luft, von denen ich nur einige wenige mit Hilfe der Karte zu bestimmen vermag. Höher als unser Gipfel ragt im Norden eine prachtvolle Spitze empor: der Ushiro-Hodakayama. Wie der Führer versichert, ist er noch unerstiegen. Da wäre also Gott sei Dank ein alpines Problem. Die Gratwanderung dort hinüber dürfte auch verwöhnten Ansprüchen genügen.

Naturaufnahme von W. Steinitzer

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Shimashima

Wundervoll ist der Blick in die Tiefe, wo der Azusagawa rauscht. Der ganze Aufstieg zum Yarigatake ist zu verfolgen und nur die Spitze durch andere Berge verdeckt. Eine ungewohnte Erscheinung bildet das dampfende Haupt des jetzt in nächster Nähe emporragenden Vulkans Yakeyama. Im fernen Südosten erscheint jenseits des mächtigen Norikuramasssivs die Ebene, aus der der Spiegel des Sees von Suwako herüberglänzt; noch weiter südlich die Shiranesangruppe mit dem neulich erstiegenen Komagatake. Diese Aussicht auf eine ganz neue Bergwelt entschädigte für die beiden Biwaks am Yarigatake.

Um Mittag zogen neue Nebel herauf und ich trat den Abstieg an, der ohne weitere Abenteuer vonstatten ging. Nur ganz unten ereilte mich noch das Geschick beim Überschreiten eines tiefen Wasserarmes auf einem schmalen Baumstämmchen. Meine Bergstiefel hatten offenbar durch die zwölfstündige Tur etwas von ihrer Sicherheit eingebüßt, ich rutschte auf der glatten Rinde und sauste in die kalte Flut hinab. Aber solche Zwischenfälle dürfen den japanischen Alpinisten nicht aus dem Gleichgewicht bringen — und zum Glück waren wir ja bald zu Hause. Gerade zur rechten Zeit. Um 5 Uhr erreichten wir Kamikochi und eine halbe Stunde später prasselte ein mächtiger Guß auf unser Holzdach nieder.

Die ganze Nacht klatschte der Regen, heulte der Sturm. Da gab's einen nicht unwillkommenen Ruhetag. Zum Glück herrschte jetzt herrliche Ruhe — ich war der einzige Gast. Im Sommer sollen schon bis 100 Japaner hier gewesen sein.

ÜBER DEN YAKE-TOGE NACH GAMADA UND TOYAMA □

Das Wetter sah recht zweifelhaft aus, als wir am nächsten Morgen kurz vor 7 Uhr das gastliche Kamikochi verließen. Alle Berggipfel hatten Nebelkappen aufgestülpt. Ich wollte heute über den Yake-toge nach Gamada, um von dort den Kasadake, 2992 *m*, zu besteigen. Die Besteigung des Yakeyamagipfels, die von der Paßhöhe in etwa drei Viertelstunden zu machen ist, wollte ich damit verbinden. Aber als wir nach 2¹/₄ Stunden durch Wald steil emporsteigend die Paßhöhe, etwa 2200 *m*, erreicht hatten, lag der Nebel so dicht, daß ich einige Stunden zu warten beschloß. Wir setzten uns also gemächlich zum Frühstück, als ein mächtiger Donnerschlag über uns der Gemütlichkeit ein Ziel setzte. Mein Führer wurde totenbleich und stürzte in panischem Schrecken davon, indem er uns entsetzt „Yakeyama!“ zurief. Also eine Eruption wenige hundert Meter über unseren Köpfen. Da war keine Zeit zu verlieren — wir folgten rasch unserem tapferen Führer bergab auf der anderen Seite. Aber es erfolgte nichts weiter und wir setzten ungefährdet den Abstieg fort. Starker Schwefelgeruch, vulkanischer Schlamm und abgestorbene Bäume geben Zeugnis von der Tätigkeit des Vulkans. Nach etwa zweistündigem Abstieg durch prachtvollen Wald, der eine Menge mir unbekannter Bäume enthielt, erreichten wir das kleine Dörfchen Nakao und eine halbe Stunde später, um Mittag, Gamada. Dies ist eines der unzähligen japanischen Badeörtchen und besteht nur aus einigen Wirtshäusern und dem öffentlichen Bade. Hier verabschiedete ich unseren Führer aus Shimashima, da er dieses Gebiet nicht kannte, und mein Boy ging auf die Suche nach einem Führer für den Kasadake. Die Unterkunft war sehr einfach und zu meinem Bedauern gab es in dem prachtvoll dahinbrausenden Takahara keine Forellen, da alle Fische durch das schwefelhaltige Wasser des vom Yakeyama herabkommenden Ashiaraigawa getötet worden waren. Nachmittags fing es zu regnen an und die ganze Nacht plätscherte der Regen auf meine Hütte.

Auch der Morgen des 28. brach trübe an. Aber nach 9 Uhr hellte das Wetter sich auf und jetzt wollte ich aufbrechen, um möglichst weit gegen den Kasadake vorzudringen und irgendwo zu biwakieren. Aber mein Führer war nirgends zu

finden. Er war irgendwohin ins Feld hinausgegangen — niemand wußte wohin. So zog ich allein gegen Nakao hinauf, um Aufnahmen zu machen und die nähere Umgebung zu durchstreifen, die recht hübsch und besonders geologisch interessant ist — vor allem das Flußbett des Ashiaraigawa. Hier finden sich Gesteine von allen nur erdenklichen Farben und Arten. Unweit des Flusses dringt ein mächtiger Dampfstrahl aus der Erde; alles zeugt von vulkanischer Tätigkeit. Das Wetter hatte vollständig aufgeklart und versprach einen herrlichen Tag für morgen. So traf ich alle Vorbereitungen für einen frühen Aufbruch am folgenden Tage, um die Ersteigung des Kasadake womöglich in einem Tage durchzuführen.

Es war noch stockdunkel, als wir am andern Morgen um 3 Uhr 30 Min. Gamada verließen. Aber ein funkelnder Sternhimmel wölbte sich über uns und der Tag schien herrlich werden zu wollen. Wir stapften am rechten Flußufer durch nasses Gras, dann auf schmalem Pfad aufwärts durch triefendes Gebüsch, wo man die Hand vor den Augen nicht sehen konnte. Um 4 Uhr fing es zu dämmern an. Dann ging's wieder hinab zum Fluß und es begann, wie beim Aufstieg zum Yarigatake, ein verzweifelter Kampf mit Wasser, Buschwerk und Bambusgras, ein Springen, Gleiten und Balancieren auf wasserumtosten Steinen, schwierig und unbeschreiblich ermüdend. Oft mußte unser Führer zum Buschmesser greifen, um im dichten Urwald einen Durchgang zu schaffen. In der Hitze des Gefechtes hatte ich nicht mehr auf das Wetter geachtet. Da huschte plötzlich ein Schatten über die Landschaft und mit ahnungsvollem Schrecken sah ich dünne Wölkchen hinter dem dampfenden Gipfel des Yakeyama heraufziehen. Auch mein Führer machte ein besorgtes Gesicht — mit erneuter Energie drangen wir vor. Endlich lag die Vegetationsgrenze hinter uns. Eine enge Felsschlucht mit mächtigen Lawinenresten, unter denen der eisige Bach dahinbrauste, hatte uns aufgenommen. Und dann ging's nicht mehr weiter. Mein Führer setzte sich auf einen Stein und verfolgte, seine Pfeife rauchend, gespannt meine Bestrebungen, einen Weg zu finden. Aber die Felsen zu beiden Seiten waren vollständig ungangbar und im Schnee klaffte eine mächtige Kluft. Da blieb nur eins: im Wasser unter der Schneedecke hindurchzukriechen. Es war ein nasses und kaltes Vergnügen — aber wir kamen durch. Jetzt gab's nur noch Felsen — also Erholung vom Kampfe. Es war 10 Uhr geworden, über sechs Stunden hatte der Anstieg schon gedauert; in eineinhalb bis zwei Stunden konnten wir den Gipfel erreichen. Aber — es kam anders. Mit unheimlicher Plötzlichkeit hatte der Himmel sich mit Wolken überzogen. Dann verschwand der ersehnte Gipfel in dichtem Gewölk und bald goß es wieder vom Himmel, als hätte seit sechs Wochen in Japan Trockenheit geherrscht. Das war kein vorübergehender Schauer — nein, der richtige mir schon bis zum Überdruß bekannte japanische Landregen. Und keine Möglichkeit, Schutz zu finden, keine Höhle, kein überhangender Felsen, so daß es unmöglich war, zu biwakieren. Also kurze Frühstücksrast in strömendem Regen und dann — „Kehrt! Marsch." Welcher Abstieg! Wasser von oben, Wasser von unten, klatschende Zweige, triefendes Buschwerk usw. Um 4 Uhr waren wir wieder in Gamada. Zwölf Stunden härtester Arbeit lagen hinter uns — und den Gipfel hatten wir nicht erreicht. Das ist das Los des Bergsteigers im Lande der aufgehenden Sonne! Ein siedend heißes Bad und eine Riesenschüssel Reis brachten meine gesunkenen Lebensgeister wieder in Ordnung.

Am nächsten Morgen goß es wie mit Kübeln. Als es gegen 7 Uhr 30 Min. aufhörte, begannen wir den Marsch. Ich wollte weiter gegen Toyama und heute das etwa 32 *km* entfernte Funatsu erreichen. Wollte ich noch einen Angriff auf den Kasadake machen, so konnte ich wohl tagelang in Gamada sitzen und auf

besseres Wetter warten. Also lieber den Feldzugsplan weitergeführt. Der Weg geht stets im Tale des Takaharagawa, das keine besonderen landschaftlichen Schönheiten aufweist. Beim Rückblick grüßt fast bis zur Hälfte des Wegs der dampfende Gipfel des Yakeyama. Wunderschöne Lilien (Hemerocallis) blühen häufig am Wege. Um Mittag machten wir Frühstücksrast in einem Teehaus und 3 Uhr 30 Min. nachmittags war Funatsu erreicht. Das Wetter war schwül, aber trocken geblieben. Jetzt öffnete der Himmel wieder seine Schleusen. Daß, wie der Wirt sagte, in dem mir im Wirtshause angewiesenen Zimmer früher der Daimyo von Takayama gewohnt hatte, hob natürlich mein Selbstgefühl. Die zunehmende Nähe der Großstadt Toyama machte sich übrigens in besserer Verpflegung angenehm fühlbar.

Der nächste Morgen brach trübe, aber ohne Regen an. Die Straße nach Toyama sollte nach Aussage des Wirts für Rickscha[1]) fahrbar sein. Rickschafahren ist ganz angenehm auf guten Straßen. Auf schlechten ist's eine Qual. Ich hatte mich für die Benützung der eigenen Beine entschlossen und war später froh darüber; die Straße war in einem Zustand, daß die Fahrt in der Rickscha eine Strafe gewesen wäre. Der beschränkte Raum macht mir leider eine eingehende Beschreibung dieser äußerst genußreichen Wanderung unmöglich. Sie bietet eine Fülle herrlichster Landschaftsbilder, die den ganzen Zauber des japanischen Berglandes enthüllen: wunderschöne Blicke in bewaldete Täler mit kleinen, zierlichen Ortschaften, deren strohgedeckte Dächer oft ganz heimatlich anmuten. Besonders schön ist die Stelle, wo der Takaharagawa von links den Miyakawa aufnimmt. Von hier ab heißt der erstere nun plötzlich Jinzugawa. (In Japan liebt man es, die Namen der Flüsse häufig, ohne besondere Veranlassung, wechseln zu lassen. Das ist wohl Geschmackssache, aber die hydrographische Klarheit wird dadurch nicht gefördert.) Besonders schön ist der Blick vom Yoridanipaß über das tief eingeschnittene Flußtal und die Ebene von Toyama. Um 2 Uhr 30 Min. war das Dorf Yoridani erreicht und von hier weg wird die Straße besser. Ich entließ also unseren Träger und dann ging es in zwei Rickschas flott dem noch etwa 20 *km* entfernten Toyama zu. Der Weg war einförmig, es sind meist Reisfelder zu beiden Seiten. Aber verheißungsvoll grüßte zur Rechten aus der Ferne in tiefem Regenblau die Tateyamakette, der mein nächster Besuch gelten sollte. Kurz vor 7 Uhr abends war Toyama erreicht.

Zwei Tage verbrachte ich in Toyama und dem nahen Kanazawa, einer der hübschesten japanischen Städte. Wie erwähnt, hatte ich einen Teil meines Proviants nach Toyama vorausgesandt und konnte so am 3. August mit neuen Kräften den Vormarsch nach Osten antreten.

TATEYAMA

In prachtvoller, aber nicht vertrauenerweckender Klarheit lag die Tateyamakette vor uns, als wir am 3. August gegen 7 Uhr 30 Min. früh in zwei Rickschas auf guter Straße dem 12 *km* entfernten Dorfe Kamidaki zurollten, wo ich — nach eingehender Erkundigung in Toyama — einen Führer anzuwerben beabsichtigte. Da Tateyama ein Berg von höchst bedeutender Heiligkeit und oft von Massen von Pilgern besucht ist, so hält es oft schwer, einen Führer zu finden. Auf dem Wege nach Kamidaki ging bereits ein fürchterlicher Guß nieder, der unsere armen Rickschakulis bis auf die Haut durchnäßte, was zu einer Rast im Teehaus nötigte. Bald war dann ein Führer gefunden, der stark und vertrauenerweckend aussah. Erst um 2 Uhr hörte der Regen auf und wir wanderten auf der durchweichten Straße gegen Ashikura, dem letzten Dörfchen, wo ich nächtigen wollte. Nach kurzer Zeit hemmte ein breiter, angeschwollener Fluß,

[1]) Die Rickscha ist ein leichter, zweirädriger, von einem Kuli gezogener Wagen für eine Person; der japanische Name ist: Kuruma.

der Joganjigawa, unseren Marsch; die Brücke war fortgerissen. Also hinüber auf dem breiten Rücken des Führers. Etwas nach 4 Uhr waren wir in Ashikura, einem winzigen Dörfchen von nur wenigen Häusern, hoch über dem brausenden Magawa gelegen. Da kein Wirtshaus vorhanden war, mußte ich die Gastfreundschaft des dortigen Buddhapriesters in Anspruch nehmen. Sie wurde in herzlichster Weise geboten.

Da es die nächsten zwei Tage fast ununterbrochen regnete, hatte ich genügend Zeit, mich innerlich auf eine würdige Besteigung des heiligen Berges vorzubereiten. Trotz des elenden Wetters kamen fortgesetzt Pilger durch das Örtchen. Ich aber beschloß einen schönen Tag für die Besteigung abzuwarten. Schon der dritte Tag brach herrlich und in wolkenloser Pracht an und um 4 Uhr 30 Min. früh verließ ich nach herzlichem Dank an unsern einfachen Wirt Ashikura. Das Ziel war Murodo, das heißt die Pilgerhütte unter dem Tateyamagipfel, in etwa 34 *km* Entferung und etwa 2600 *m* Höhe. Da Ashikura nur 375 *m* über dem Meere liegt, so stand uns ein strammer Tag bevor. Aber der ganze Weg ist — besonders in der ersten Hälfte — landschaftlich sehr hübsch. Ein ordentlicher Pfad führt empor durch prachtvolle Wälder von Ahorn, Eichen, Magnolien, Kastanien und Buchen, während als Unterholz Kamelien, der heilige Strauch Sakaki mit seinen prächtigen Blättern und riesige Büsche von Aucuba jap. wuchern. Weiter oben folgt Moorland, dann wieder Tannenwald und endlich ein Geröllplateau mit prächtiger Aussicht auf die vorliegende Tateyamakette und zurück auf die Ebene von Toyama und die Japansee. Um 4 Uhr nachmittags war die „Hütte“ erreicht. Es ist keine moderne Alpenvereinshütte mit Betten, Wienerschnitzel und Pilsener Bier, sondern ein großer Stall mit zwei Türen und — ohne Rauchabzugsöffnungen. Bald kam Nebel, es wurde Nacht und ich suchte die gastliche „Hütte“ auf. Da lagen etwa 60 Pilger herum, hatten Feuer auf dem gestampften Boden entzündet und kochten ihren Reis. Der ganze Raum war mit dickem Qualm erfüllt, der mir die bitteren Tränen aus den Augen trieb, so daß ich bald wieder hinaus in die Nacht floh. Doch nach kurzer Zeit trieb mich die schneidende Kälte abermals unter Dach — und so ging's weiter, bis endlich die Pilger mit dem Kochen fertig waren und der gröbste Qualm sich verzog. Dann hüllte ich mich in meine beiden Mäntel und legte mich auf eine dünne Matte, die der freundliche Polizist mir angeboten hatte. Ein Polizist, fragt ihr, in 2600 *m* Höhe? Ja — mit Schmerz muß ich's gestehen — Japan ist uns weit voraus! Umsonst sucht man noch auf unseren Hochgipfeln die im Tale so rührige Polizei, aufsichtslos wälzen sich die losgelassenen Turistenhorden über die wehrlosen Höhen und in die schutzlosen Schutzhütten. Möge das Jahrhundert, das so vielversprechend angefangen, auch hierin Wandel schaffen. — Außer den Pilgern war leider noch eine ganz unverhältnismäßig große Zahl von Flöhen auf der Hütte, so daß sich die Nacht äußerst lebhaft und anregend gestaltete. Endlich aber schlug die Stunde der Erlösung und kurz vor 5 Uhr früh trat ich aufatmend aus diesem inferno in den kräftig kalten, strahlenden Morgen. Über etwas Schnee und steiles Geröll hatte ich um 6 Uhr die ersehnte Spitze erreicht, 2936 *m*. Eine wundervolle, gänzlich wolkenlose Aussicht belohnte die gehabte Mühe: Da lag im Osten zu meinen Füßen das tiefeingeschnittene Tal des Kurobegawa und jenseits die Orengesankette mit ihren stolzen Pyramiden Kashimayarigatake, Daikokudake und Orengesan (alle gegen 3000 m). Darüber hinaus zeigt sich in weiter Ferne Myokozan, dem ein späterer Besuch zugedacht war und weiter südlich der mächtig dampfende Kegel des Vulkans Asamayama. Noch weiter südlich strebt die scharfe Nadel des bereits von mir bestiegenen Yarigatake empor und der Kasadake unseligen Andenkens. Im Süden endlose Ketten; als letzte Erhebung der Gipfel des heiligen Ontake, 3184 *m*,

und im Südwesten die isolierte Insel des Hakusan. Tief unten liegt die große Ebene von Toyama ausgebreitet, darüber hin das schimmernde Meer und weit hineinragend die Halbinsel Noto, klar bis zur äußersten Nordspitze. Und wie ich mich nochmals nach Süden wende, erblicke ich in weitester Ferne ein aller Welt wohlbekanntes Bergeshaupt: den Fujiyama. So beherrscht mein Blick ganz Japan vom äußersten Norden der Halbinsel Noto bis zur Südküste, wo der mächtige Fuji sich erhebt, — ein wunderbares, unvergeßliches Panorama von einer Ausdehnung von mehr als 300 *km*.

Da die Kälte empfindlich war und ich noch einen langen Weg vor mir hatte, trat ich schon nach 1 1/2 Stunden den Abstieg an. Ich war ganz allein auf dem Gipfel gewesen. Erst jetzt, beim Abstieg begegnete ich der Pilgerschar, die in der Hütte genächtigt hatte. Die Armen waren durch den auf der Hütte stationierten Shintopriester zurückgehalten worden, der ihnen vor dem Aufstieg eine Predigt hielt. Auf dem Gipfel selbst fand wieder eine Andacht vor dem kleinen Shintoschrein statt, der die Symbole dieser Religion und einige Reliquien enthält.

Wir folgten zunächst dem gestrigen Pfad, bogen dann etwas nach links, Süden, ab, um nach dem kleinen Schwefelbad Onsen zu gelangen, wo ich heute nächtigen wollte. Der Weg — teilweise nur eine felsige Wasserrinne — bot manches Interessante. Nachdem wir noch die Höhe des Matsuopasses überschritten hatten, ging's mächtig steil hinab nach dem in tiefem Talkessel gelegenen Onsen, wo wir um 12 Uhr 30 Min. eintrafen. Onsen ist ein häufig wiederkehrender Name für solche Badeörtchen, weshalb dieses Tateyama-Onsen genannt wird. Von hier hatte ich, um weiter nach Osten vorzudringen, nur einen einzigen Weg: den Zaragoe, etwa 2000 *m*, und dann, nach Überschreitung des Kurobeflusses, den langen und infolge der Schneeverhältnisse oft schwierigen Weg über den gänzlich pfadlosen Harinoki-toge, 2493 *m*, eines der wildesten und unzugänglichsten Gebiete der japanischen Alpen.

HARINOKI-TOGE

Ich hatte meinen Plan unserem Führer schon in Kamidaki entwickelt und er hatte sich bereit erklärt, mich auf der ganzen Tur zu begleiten. Ich war daher etwas erstaunt, als nachmittags mein Boy mit der Mitteilung erschien, daß mein Führer nicht mehr weiter gehen wolle. Ein Grund dafür war nicht herauszubekommen. Ich ließ ihm daher sagen, er könne gehen, ich würde ihm jedoch, wenn er mich hier, wo es absolut unmöglich war, einen Ersatz zu erhalten, im Stiche lasse, keinen Sen seines Führerlohnes geben. Dies schien ihm nicht sympathisch. Nach längeren Unterhandlungen mit meinem Boy kam endlich der wahre Grund heraus: Die Pilger in der Murodohütte hatten ihm vor der Überschreitung des Harinoki-toge solche Angst gemacht, daß er sein Leben nicht riskieren wollte. Zum Schluß erklärte er, nur dann mitgehen zu wollen, wenn ich noch einen Mann aus Onsen mitnehmen wolle, um sein Gepäck zu erleichtern. Wenn ich sage, daß dieses Gepäck höchstens 15 Pfund wog, also lange nicht das, was bei uns jeder Führer trägt, so wird wohl niemand die Tragfähigkeit der Japaner für eine außerordentliche erklären. Ich ging natürlich auf seine Bedingung ein, da ich ihn keinesfalls entbehren wollte, und es gelang, einen Kuli zur Verstärkung der Kolonne aufzutreiben. Außerdem bat noch ein junger, in Onsen sich aufhaltender Japaner, sich mir anschließen zu dürfen. Wir rückten also am nächsten Morgen 5 Uhr 45 Min. in der Achtung gebietenden Stärke von fünf Mann aus. Es war prachtvolles Wetter. Der Aufstieg zum etwa 2000 *m* hohen Zara-goe führt durch üppigste Vegetation und bietet eine große Merkwürdigkeit für die japanischen Alpen: es führt nämlich über ihn ein so guter Steig, als ob Onsen im Bereich der Tätigkeit des D. u. Ö. Alpen-

vereins läge. Erklärt wurde mir dieses Rätsel durch den Umstand, daß aus dem Kurobetal viel Holz über den Paß nach Toyama geführt wird. Und in der Tat erschien, als wir nach 3½ stündigem Aufstieg auf der Paßhöhe ruhten, eine Kolonne von Männern, aus dem Kurobetal kommend, von denen jeder einen ungeheuren Balken auf der Schulter balancierte. Das war allerdings eine andere Leistung als die meines Führers. Da vom Passe ein Gipfel, der Owashidake, etwa 2400 *m*, leicht erreichbar schien, ließ ich meine Mannschaft zurück und gelangte durch Latschen und über blumenbedeckte Halden in einer Stunde auf die genannte Spitze. Die Aussicht ist recht lohnend, besonders auf Tateyama, die Yarigatakegruppe und die Ebene von Toyama.

Der Abstieg vom Zara-goe ins Kurobetal führt zunächst über Schnee und Geröll, dann durch prächtigen Wald. Um 2 Uhr nachmittags stand ich am Ufer des Flusses. Es dauerte eine endlose Zeit, bis mein Führer und der Träger nachkamen. An flottes Marschieren sind diese Leute nicht gewöhnt. Sie möchten am liebsten alle 10 Minuten eine kurze Rast machen, um ein Pfeifchen zu rauchen. Als Nachtquartier war eine Fischerhütte in Aussicht genommen, die sich hier, am linken Ufer des Flusses befinden sollte. Ob es möglich sei, diesen zu überschreiten, hatte in Onsen niemand gewußt. Da der Fluß sehr breit, reißend und tief ist, wäre es wohl recht schwer gewesen, durchzukommen. Doch das Schicksal war uns gnädig. Zunächst hieß es, die Hütte suchen. Der Führer schien ihren Standort zu kennen. Wir mußten zunächst im Flusse über 50 *m* am senkrecht aufsteigenden Felsufer hinwaten, bis ein Einstieg die Erkletterung der Felswand ermöglichte. Dann ging's auf der andern Seite steil hinab — und da stand wahrhaftig die Hütte, ein winziges Ding aus Pfählen mit einem Dach. Sie war verschlossen, aber mein Führer behauptete, der Fischer käme abends stets nach Hause. Zu meinem großen Vergnügen gab's aber hier eine Art Brücke: Hoch über dem wild dahinstürmenden Fluß waren drei zusammengedrehte Telegraphendrähte gespannt, an denen an einer Rolle ein kleines Brettchen hing, das hinüber und herüber gezogen werden konnte. Also war der Übergang für den nächsten Morgen gesichert. Ich lag den Rest des Nachmittags, wie am Yarigatake, auf einem mächtigen Granitblock im tiefgrünen, brausenden Fluß und träumte. Endlich gegen Abend kam der Fischer, ein alter Mann, mit der Beute des Tages: 39 stattliche Forellen. Daß ich ihm gleich die schönsten für Abendessen und Frühstück am nächsten Morgen abkaufte, brauche ich wohl kaum zu sagen. Er schien mit unserem Besuch, der ihm doch einen kleinen Nebenverdienst einbrachte, ganz einverstanden. Während mein „Gefolge“ in einer kleineren, nebenstehenden Hütte sein Lager aufschlug, folgte ich meinem Gastwirt in die seinige. Einrichtung war keine vorhanden. Dagegen hingen über unseren Köpfen zahllose getrocknete Forellen, die später draußen im Land verkauft werden sollten. Demzufolge war der Geruch nicht sehr erfreulich. Während nun mein Wirt seine heutige Beute auf Stöckchen spießte und zum Trocknen um ein vorher entzündetes Feuer gruppierte, machte ich es mir so bequem, als ein gestampfter Boden es erlaubt, und verfolgte seine eifrige Tätigkeit. Als ich später nochmals hinaustrat, erhellte herrlicher Mondschein unsere düstere Schlucht. Aus der „Führerhütte“ tönte eifriges Gespräch — wie mir mein Boy am andern Tag erzählte, wurden nochmals alle Schrecken des gefürchteten Harinoki-toge besprochen.

Wie meistens war ich auch hier der erste auf. Es war noch nicht 3 Uhr und tiefe Nacht mit herrlichem Sternenhimmel. Also hoffentlich ein guter Tag. Ich weckte meine Kolonne und bald ging's ans Frühstückmachen. Um 4 Uhr 30 Min. begann das Übersetzen und ich schwebte als Erster über den rauschenden Fluß dem anderen Ufer zu. Es ging etwas langsam und erst nach 25 Minuten waren

wir und unser Gepäck vollzählig drüben versammelt. Dann ging's sofort in eine Seitenschlucht des Kurobe hinein, die der Harinokibach eingerissen hat. Von einem Weg war keine Spur; es soll aber einmal einer vorhanden gewesen sein. Auch auf der Karte findet sich ein Pfad verzeichnet. Aber die Karte ist aus den achtziger Jahren — und in solchem Zeitraum passiert in Japan gar manches. Der Aufstieg im Fluß war schlimmer als alles, was ich bisher erlebt; es ging über zahllose Blöcke im Wasser, ein dutzendmal hin und her durch den Fluß, an steilen Wänden hin, dicht über dem brausenden Wasser, durch kaum zu durchdringenden Wald. Um 9 Uhr versteckte sich die Sonne hinter Wolken, kurz darauf regnete es; zuerst sanft, dann kräftig. Ich gestehe, daß ich nahe daran war, die ganzen japanischen Alpen zum Teufel zu wünschen. Doch besann ich mich noch zur rechten Zeit. Jetzt ging's steiler aufwärts durch triefenden Wald. Und hier waren wirklich ab und zu Spuren eines Pfades erkennbar. Um 10 Uhr 40 Min. standen wir auf der Paßhöhe, 2493 *m*. Rundum im Nebel verdämmernde Gipfel, jenseits ein mächtiges Schneefeld, in einem grauen, nassen, nebelerfüllten Couloir verschwindend. Das war der Schrecken meiner Begleiter; denn ein steiles Schneefeld auf Strohsandalen hinabzuturnen, ist wirklich keine Kleinigkeit. Bewundernd blickten die armen Kerle auf mich, der ich stolz und sicher auf meinen „Genagelten" auf dem glatten Schnee hinabschritt. Zum Glück war er nicht gefroren — sonst wäre ich wohl allein unten angelangt. Aber es ging trotzdem alles glücklich. Endlich hörte der Schnee auf und nun ging's wieder teils im, teils am Wasser zu Tal. Auch von oben strömte es immer noch weiter. Wir waren auf dem rechten Ufer des Baches geblieben, der nach Aufnahme der Wasser aus mehreren Seitenschluchten zum brausenden Fluß geworden war. Da erklärte der Führer, es ginge nicht weiter, wir müßten aufs linke Ufer hinüber. Er fällte einen kleinen Baum als Stütze und gelangte, mit aller Kraft sich gegen den Strom stemmend, glücklich hinüber. Selbstverständlich weigerte ich mich, diesem Beispiel zu folgen, da ich mein Ende für einen späteren Zeitpunkt in Aussicht genommen hatte. Meine Aufforderung, mich auf den Rücken zu nehmen, lehnte er mit einer ähnlichen Begründung ab. Endlich, als er sah, daß ich Miene machte, mich dauernd auf dem rechten Ufer niederzulassen, kam er wieder herüber und lud mich ein, auf seinen Schultern Platz zu nehmen — und wir kamen mit knapper Not hinüber. Aber bald kam der Marsch wieder ins Stocken. Diesmal erklärten Führer und Kuli, sie seien zu müde, um weiter zu gehen. Da mein Ziel, der Ort Omachi, wie ich genau wußte, noch weit entfernt und vorher keine Unterkunft möglich war, so mußte ich fürchten, zu einem Freilager gezwungen zu sein, ein Gedanke, der mir bei meiner vollständigen Durchnässung wenig verlockend erschien. Aber mein braver Boy kannte als Japaner das Zauberwort, das jede Müdigkeit bannt. Es heißt: „chadai" und entspricht dem auch bei uns nicht ganz unbekannten Wort „Trinkgeld". Ich versprach also jedem der beiden Getreuen 1 Yen außerordentlichen Verpflegungszuschuß — und fort war die Müdigkeit. Weiter ging's auf dem linken Ufer und endlich — es war inzwischen 5 Uhr geworden — zeigte sich ein Pfad. Welcher Genuß, endlich wieder einen gangbaren Boden unter den Füßen zu haben! Das Gelände wurde nun flacher und war meist von niederen Eichen bestanden. Dann erschienen die ersten Häuschen — Noguchi. Ein breiter Fluß hemmte plötzlich unseren Marsch. Die Brücke war fortgerissen. Also nochmals auf die breiten Schultern meines Führers und hinüber. Jetzt kamen Reis- und Maulbeerfelder — das sichere Zeichen naher Ortschaften. Immer dunkler wurde es und erst um 7 Uhr 30 Min., bei vollständiger Nacht, langten wir vor dem Gasthaus in Omachi an. Es war ein harter Tag gewesen: 15 Stunden und kaum mehr als zwei Stunden Rast.

VON OMACHI ZUM AOKI-SEE

Am nächsten Morgen hatte ich zunächst Zeit, die sehr reizvolle Lage von Omachi zu bewundern. Auf allen Seiten ragen schöngeformte Berge empor. Von ferne grüßte heute der Harinoki-toge, von dem ich gestern so wenig zu Gesicht bekommen hatte. Meine Absicht war, von hier aus zunächst die Seen im Quellgebiet des Himekawa zu besuchen und dann den etwa 20 *km* nordöstlich vom Tateyama liegenden Orengesan, 2934 *m*, zu besteigen. Als ich aber bei eingehender Erkundigung in Omachi erfuhr, daß auf den Orengesan auch kein Weg führt, daß also wieder die ganze akrobatische Stufenleiter wie am gestrigen Tage zu durchlaufen sei — da sank mein Mut. In einer Woche hätte ich's vielleicht wieder fertig gebracht; aber schon übermorgen — nein, das war zu viel. Ich änderte also meinen Plan, und beschloß, mich durch einen Rechtsabmarsch nach Osten der Myokozan-Gruppe zuzuwenden.

Zunächst ging's auf guter Straße mittels Rickscha am kleinen Nishinasee vorbei nach Aoki am gleichnamigen See, 10 *km* von Omachi, 730 *m* hoch, gelegen. Dieser See liegt entzückend am Fuße des Kashimayarigatake in waldiger Umgebung. Ein idyllisches Wirtshäuschen, wo vor mir — wie der Wirt mir sagte — noch nie ein Europäer eingekehrt war, bietet dort einfache, aber angenehme Unterkunft, und wenn die Bergsteigerjahreszeit in Japan nicht so überaus kurz wäre, hätte ich dort gerne ein paar Tage verbummelt. Außerdem war das Schwimmen im Aokisee ein großer und langentbehrter Genuß. Aber ich hatte keine Zeit zu verlieren; es konnte dauernd schlechtes Wetter eintreten, wie im August 1910, und dann war's vorbei mit allen Turen.

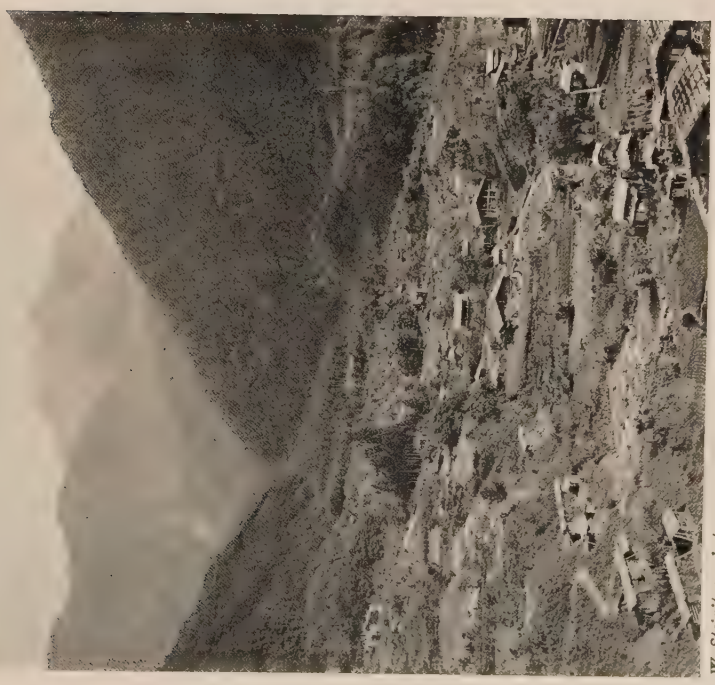
Ich ersuchte daher den Wirt, mir für den nächsten Tag einen besonders kräftigen Kuli als Träger zu besorgen; denn es stand uns ein außerordentlich anstrengender Marsch nach dem zirka 48 *km* entfernten Togakushi bevor. Vorher gab's kein Nachtquartier. Dabei waren drei Pässe zu überschreiten. Es erschien auch ein stämmiger Mann in den besten Jahren, prüfte auf mein Geheiß mein — ach wie sehr zusammengeschmolzenes — Gepäck und erklärte, das sei gar nichts. Wenn wir früh fortgingen, könnten wir leicht bis 3 Uhr nachmittags in Togakushi sein. Es kam aber leider anders.

VON AOKI NACH TOGAKUSHI

Um 4 Uhr 30 Min. früh brachen wir auf. Ein entzückender Fußpfad, bergauf, bergab durch Wald und kleine, in Bambushainen versteckte Dörfchen führend, ließ mich wieder im Reiz der japanischen Landschaft schwelgen. Nun ging's steiler empor zum etwa 1500 *m* hohen Nagaonepaß, den wir nach vier Stunden erreichten. Von der Paßhöhe bot sich ein prachtvoller Blick über die ganze Orengesankette mit ihren Hauptgipfeln: Kashimayarigatake, Daikokudake, Yarigatake, Shiroumatake und Orengesan, hoch über dem Tale des Himekawa emporragend. Dann ging's weiter auf- und abwärts in einem unglaublich zerrissenen Gelände und mein kräftiger Kuli zeigte Zeichen starker Ermüdung. Wenn wir, vorausgehend, ihn einen Augenblick aus den Augen verloren, setzte er sich sofort hin und fing zu rauchen an. Daher ging ich allein voraus und ließ meinen Boy zum Antreiben des Kuli zurück. Um 11 Uhr 30 Min. hielten wir zweistündige Mittagsrast im Dorfe Kinasa, und dann ging's mit frischen Kräften weiter. Bald aber klappte mein starker Kuli vollständig zusammen und erklärte, keinen Schritt weiter gehen zu können. Da es im nächsten Dorf unmöglich war, einen Ersatzmann zu erhalten, mußte mein Boy das Gepäck auf den Rücken nehmen. Endlich in einem der folgenden Dörfer war ein Kuli zu erhalten. Es ist oft sehr schwer, um diese Zeit einen solchen zu bekommen, da alles mit Feldarbeit und Seidenraupenzucht beschäftigt ist. Der

W. Steinitzer phot.

Abb. 2. Hodakayamagruppe vom Tokugo-toge



W. Steinitzer phot.

Abb. 1. Nakao und der Vulkan Yakeyama (etwa 2600 m)

W. Steinitzer phot.

Abb. 4. Abstieg vom Hodakayama

W. Steinitzer phot.

Abb. 3. Gipfel des Hodakayama, 2995 m

Weg zog sich stets zwischen hübschbewaldeten, felsigen Höhen hin. Nachdem ein niedriger Paß überschritten war, ging's wieder steil empor zur dritten und letzten Paßhöhe. Da brach ein heftiges Gewitter los und wir konnten gerade noch eines der ärmlichen Häuschen unter der Paßhöhe erreichen, ehe wir vollständig durchnäßt waren. Es goß wie bei einem Gewitter in den Tropen, und als wir nach drei Viertelstunden weiter marschieren konnten, sprudelten überall Bäche und Wasserfälle. Dann brach die Dämmerung herein und wir trabten auf aufgeweichtem Pfade talabwärts. Schließlich kam noch ein Anstieg und bei vollständiger Nacht stolperten wir hinter unserem Träger drein, der zum Glück den Weg kannte. Kurz vor 8 Uhr 30 Min. langten wir endlich in Togakushi an. Da es hier wieder kein Wirtshaus gab, fanden wir gastliche Aufnahme im Shintotempel. Ein Shintopriester brachte mich in ein großes und sauberes Gemach, das natürlich, wie alle japanischen Zimmer, vollständig leer war, und ließ mir durch meinen Boy seiner Freude Ausdruck geben, den ersten Europäer zu beherbergen. Dann wurde der obligate Reis gekocht und um 10 Uhr konnte ich mich endlich der wohlverdienten Ruhe hingeben.

Heller Sonnenschein weckte mich am nächsten Morgen. Heute galt es nur einen kurzen Marsch — etwa 20 *km* — nach dem am Fuße des Myokozan gelegenen Dorfe Akakura. 20 Minuten von unserem Shintotempel entfernt, liegt der eigentliche Ort Togakushi mit seinem in ganz Japan berühmten Buddhatempel. Durch lange Reihen von Buden, wo Andenken an den heiligen Ort und kulinarische Genüsse zu haben sind, steigt man zur Höhe empor, wo der ehrwürdige, altersgraue Tempel sich zwischen herrlichen Kryptomerien erhebt. Weithin schweift der Blick von hier über das Land, bis zu den Gipfeln der herüber grüßenden Orengesankette. Ein sonniger Weg führt von da hinab zur Station Kashiwabara der Bahn Nagano-Niigata, die wir 12 Uhr 30 Min. mittags erreichten. Von hier bringt uns der Zug in einer halben Stunde nach Taguchi, von wo in etwa $1^1/_2$ stündigem Aufstieg das etwa 800 *m* hoch am Fuße des Myokozan, 2454 m, gelegene Badeörtchen Akakura erreicht wird. Es ist bekannt wegen seines Schwefelwassers und auch im heißesten Sommer stets angenehmen Klimas. Mein in einer Art Türmchen nach allen Seiten frei gelegenes Zimmer bot prachtvolle Aussicht auf die Berge von Nagano, Myokozan und die im Norden schimmernde Japansee. Außerdem gab es hier sogar Fleisch und Kartoffel, eine willkommene Abwechslung in der ewigen Reiskost.

MYOKOZAN

Mit einer nur durch das versprochene „chadai" erklärlichen Pünktlichkeit erschien um 1 Uhr 30 Min. nachts der am Tage vorher angeworbene Führer und wir verließen um 2 Uhr unter den Segenswünschen der ganzen Wirtsfamilie und sämtlicher Nesans unser Quartier. Ein so früher Aufbruch ist hier nötig, da morgens sehr bald die vom nahen Meere heranziehenden Nebel jede Aussicht verhüllen. Es war eine Nacht von unbeschreiblicher Schönheit. Ein glänzender Riesenmond erhellte mit mildem Licht unseren Pfad und leuchtete in den Grund der ungeheuren Schlucht, an deren — orographisch — rechtem Rand wir auf schmalem Pfad berganstiegen. Später kam Geröll, dann, als der Tag schon angebrochen war, ein steiles Stück durch Bambusgras. Den Schluß bildete eine muntere Kletterei über steile Platten, die durch festgemachte Ketten erleichtert wird. Um 6 Uhr 30 Min. standen wir auf dem Gipfel. Sehr interessant ist der Blick auf die nächste Umgebung: eine Reihe zerklüfteter Gipfel, offenbar, wie Myokozan selbst, vulkanischen Ursprungs: Urayama, Kanayama, Kurohime, Akakurayama.

In der Ferne über dem Himekawaeinschnitt leuchteten in prachtvollster Klar-

heit der Tateyama und die Orengesankette in ihrer ganzen Ausdehnung. Bald aber begann das unten sich dehnende Meer sich mit Nebeln zu bedecken, die gegen uns heraufwallten und nach einer halben Stunde war, abgesehen von der Orengesankette im Westen, der größte Teil des Bildes im Nebel verschwunden. Ich trat daher um 8 Uhr 30 Min. den Abstieg an und nach drei Stunden trafen wir wieder in dem im hellsten Sonnenschein liegenden Akakura ein. Über den Bergen aber lastete dichter Nebel bis zum Abend. Erst dann wurden die Spitzen wieder frei.

TSUBAMI

Den nächsten Morgen, der wieder schönes und warmes Wetter brachte, benützte ich zu einem Ausflug nach dem winzigen Schwefelbad Tsubami, das tief hinten in der vom Myokozan herabziehenden Schlucht ein weltvergessenes Dasein führt. Für den Geologen ist diese von vulkanischen Kräften zerwühlte Gegend von besonderem Interesse, während der Botaniker auf dem Weg von Akakura nach Tsubami eine solche Menge von Farnkräutern findet, wie wohl kaum anderswo in Japan. Auf dem Rückweg von Tsubami geriet ich bei dem Versuch, abzukürzen, in ein derartig tropisches Dickicht von lianendurchzogenem Buschwerk, daß ich nur mit Aufbietung aller Kräfte mich hindurchzuarbeiten und Akakura wieder zu erreichen vermochte.

KOMAGATAKE

Mit den vorstehenden Turen war nun eigentlich mein Programm erledigt und zudem bot die Bahn nach Nagano die beste Gelegenheit, wieder bewohntere Gegenden aufzusuchen. Aber mein alpiner Hunger war noch nicht gestillt und so beschloß ich, auf der erst kürzlich eröffneten Nakasendobahn von Matsumoto nach Fukushima zu fahren und entweder dem südlichsten Ausläufer der Alpen, Ontake, 3184 *m*, oder dem auf dem anderen Ufer des Kisogawa sich erhebenden Komagatake von Sinshu einen Besuch zu machen. Die Fahrt, welche teilweise sehr hübsch ist, dauerte den ganzen Tag, da durch Regengüsse der letzten Tage die Bahn an mehreren Stellen unterbrochen war. Erst um 6 Uhr abends erreichten wir glücklich Fukushima. Hier sammeln sich den ganzen Sommer über stets eine Masse Pilger, um den im Geruch höchster Heiligkeit stehenden Ontake zu besteigen. Als ich diese Pilgerschar den ganzen Ort mit sämtlichen Wirtshäusern erfüllen sah und auf Erkundigung erfuhr, daß der Anstieg sehr einförmig sei und zehn Stunden dauere, als endlich die schmerzhafte Erinnerung an die flohgesegnete Tateyamahütte leise mein Gemüt durchzog, beschloß ich, Ontake seinem Schicksal zu überlassen, und seinen — allerdings minder heiligen Kollegen Komagatake von Shinshu zu besteigen. Zunächst aber brausten in der Nacht die Ausläufer eines an der Küste rasenden Taifuns über die Berge hin und es regnete und stürmte, als gelte es, sämtliche heiligen und unheiligen Berge Japans zu ersäufen oder fortzublasen. So ging's auch den ganzen nächsten Vormittag weiter, bis endlich nachmittags das Wetter sich aufhellte und ich bis zur nächsten Station — Agematsu — weiterfahren konnte; denn von da wird der Komagatake bestiegen.

Bei herrlichem Wetter traten wir am 17. August, morgens 7 Uhr, den Aufstieg an. Da ich doch oben in einer Steinhütte übernachten mußte, eilte es nicht so sehr mit dem Aufbruch. Der Aufstieg auf gutem Pfad ist einer der genußreichsten in den japanischen Bergen. Herrliche Wälder spenden Schatten und oft bieten sich wunderschöne Blicke auf den Ontake und die Höhen gegen Nagoya hin. Um 3 Uhr 15 Min. war die Hütte, die den übrigen Pilgerhütten Japans weder an Schönheit der Architektur, noch an Glanz der Einrichtung überlegen ist, erreicht. Über dem Gipfel, etwa 2850 *m*, der von der Hütte mühelos in 20 Minuten zu erreichen ist, lag dichter Nebel. Doch verzog sich dieser gegen Abend und ich genoß

noch eine wundervolle Rundsicht. Sie umfaßt einen großen Teil der Alpen, die ich in den letzten Wochen durchzogen hatte. Im Westen zeigt sich der langgestreckte Rücken des Ontake, während sich nach Süden eine außerordentlich instruktive Übersicht über die Täler zweier der bedeutendsten Flüsse Japans bietet: des Kisogawa und Tenryugawa. Jenseits des letzten erhebt sich die Gruppe des Akaishizan, eines der unbekanntesten und entlegensten Gebiete der japanischen Berge. Nördlich davon zeigt sich die Shiranesangruppe und der — von mir schon bestiegene — Komagatake von Koshu. Noch weiter nördlich qualmt der Krater des Asamayama. Die Nacht war wenig genußreich. Da nur etwa ein Dutzend Pilger anwesend war, konnten die Flöhe sich mehr dem einzelnen widmen. Ich verließ daher schon vor Tagesanbruch die Hütte und stand vor Sonnenaufgang wieder auf dem Gipfel. Da erlebte ich ein unvergeßliches Schauspiel. Ich betrachtete gerade die mir jetzt so vertrauten Gipfel des Yarigatake, Hodakayama und Yakeyama, als plötzlich aus dem Krater des letzteren eine ungeheure schwarze Wolke hervorbrach, sich mit Riesengeschwindigkeit zu mächtiger Höhe erhob und bald sämtliche benachbarten Gipfel mit ihrem schwarzen Mantel einhüllte. Es war eine heftige Eruption und erst nach etwa einer Stunde wurden die Gipfel wieder sichtbar.

Nach zweistündigem Aufenthalt auf dem Gipfel trat ich den Abstieg nach Osten an. Ich beabsichtigte nämlich, nach der anderen Seite ins Tal des Tenryugawa abzusteigen und auf dessen bekannten Stromschnellen hinabgleitend die Bahnlinie Nagoya—Shidzuoka zu erreichen. Der Abstieg bot keinerlei Schwierigkeit. Es ging zunächst über Geröllfelder, wo ich, zum erstenmal in Japan, reichlich Edelweiß fand, später über steile Grashalden und dann durch Wald. Größtenteils war ein gut gangbarer Pfad vorhanden. Nachmittags drei Uhr langten wir im Dörfchen Akao an, wo ich zu nächtigen beabsichtigte. Der Wirt erklärte auf Befragen, daß es gut möglich sei, von dem weiter abwärts gelegenen Ort Ida aus auf dem Tenryugawa hinabzufahren. Es kam aber wieder einmal ganz anders. Als wir am nächsten Tag mit „basha“ in dem etwa 30 *km* entfernten Ida eingetroffen waren, ging ich sogleich mit meinem Boy auf die Polizeiwache, um mich nach den Wasserverhältnissen des Tenryugawa zu erkundigen. Hier wurde uns gesagt, daß in den letzten Jahren beim Befahren des Flusses so viele Unglücksfälle vorgekommen seien, daß die Polizei den Verkehr auf ihm stromab ganz verboten habe. Ich möchte hier gleich bemerken, daß ich später nach meiner Rückkehr nach Yokohama dort einen Bekannten traf, der mir erzählte, daß einige seiner Freunde vor kurzer Zeit die Fahrt auf dem Tenryugawa gemacht hätten. Es gelang mir natürlich nicht, den Widerspruch zwischen dieser Tatsache und dem in Ida erhaltenen Bescheid aufzuklären und ich konnte ihn nur meiner reichhaltigen Sammlung von unzutreffenden Auskünften im Lande der aufgehenden Sonne einverleiben. Es ist mir trotz allen Nachdenkens und trotz eingehenden Meinungsaustausches mit meinem Boy nicht gelungen, festzustellen, weshalb man in Japan so überaus häufig auf Fragen, auch von Personen, die orientiert sein müssen, ganz falschen Bescheid erhält. Ob man sich nach einem Weg, dem Vorhandensein einer Brücke, der Entfernung des nächsten Ortes oder dem Abgang eines Zuges erkundigt — man kann sich niemals auf die Richtigkeit der Antwort verlassen.

Es blieb mir nun, da ich auf dem Tenryugawa nicht fahren durfte, nichts übrig, als zu Fuß einen Ausweg zu suchen. Ein Tagmarsch durch eine sehr hübsche Landschaft brachte mich von Ida über den Odairapaß nach der Station Mitono der Nakasendobahn, von wo ich nach Nagoya weiterfuhr.

Damit waren meine Turen in den japanischen Alpen beendet. Ich möchte der Vollständigkeit halber bemerken, daß ich von Nagoya auf der Tokaidobahn bis

Station Fuji fuhr, um als Abschluß den Fujiyama, 3728 *m*, zu überschreiten. Ich nahm aber nicht den von fast allen Fujibesteigern gewählten Aufstieg von Gotemba, sondern den weit schöneren, allerdings viel längeren und beschwerlicheren von Omiya. Den Abstieg nahm ich nach Shoji, marschierte von da nach Tambara und fuhr auf den Stromschnellen des Fujikawa hinab nach Iwabuchi an der Tokaidobahn.

Weitere Einzelheiten dieser höchst interessanten Tur muß ich mit Rücksicht auf den für diesen Bericht zur Verfügung stehenden Raum unterlassen.

Wer die vorstehenden Blätter gelesen hat, wird einen ungefähren Eindruck von dem erhalten haben, was den Bergsteiger in den japanischen Alpen erwartet. Es sind nicht die großen Mühen und Entbehrungen, die von ihrem Besuche abschrecken könnten, sondern die geradezu verzweifelten Witterungsverhältnisse. Ich konnte noch von Glück sagen. In manchen Jahren regnet es noch viel mehr, so daß man auf wochenlangen Wanderungen überhaupt nichts zu sehen kriegt. Leuchtet aber die Sonne, so entschädigt dieses herrlich freie Wanderleben in der noch gänzlich unberührten Hochgebirgsnatur reichlich für alle Mühe. Allerdings — wer nur dann die Höhe alpinen Genusses erreicht, wenn er an einem Finger über bodenlosen Abgründen hängt, oder wie eine Fliege an senkrechter Wand klebt — der bleibe weg, er wird nicht auf seine Rechnung kommen. Doch würden sich auch in Japan herrliche Turen finden lassen, die hohe Anforderungen an den Hochturisten stellen, z. B. die großartige Gratwanderung vom Hodakayama zum Yarigatake oder eine Überschreitung der Gipfel der Orengesankette.

Mögen diese Zeilen andern Japanfahrern zur Anregung dienen, den japanischen Alpen mehr Aufmerksamkeit zu widmen, als es bisher geschehen ist.

Es bleibt mir noch übrig, ein Wort über das zur Verfügung stehende Kartenmaterial zu sagen:

Als Übersichtskarte (Bahnen usw.) ist die von der Welcome Society in Tokio herausgegebene Karte von Japan, 1 : 22 000 000, sehr empfehlenswert. Für die Turen stehen die Sektionen der Karte des Geological Survey of Japan, 1 : 200 000, — wie die vorige mit lateinischer Schrift — zur Verfügung. Diese Karte ist recht gut ausgeführt, aber, da die Aufnahmen vielfach schon aus den achtziger Jahren stammen, häufig ungenau. Leider ist von dieser Karte die Sektion Takayama, die den größten Teil des Alpengebiets umfaßt, nur mit japanischer Schrift versehen und teilweise ganz unzuverlässig. Gute Dienste leistete mir eine selbstgemachte Kopie der Karte in Westons „Mountaineering and Exploration in the Japanese Alps“.

Für das Gebiet des Fujiyama ist eine gute Spezialkarte 1 : 50 000 in zwei Blättern zu haben.

BERGFAHRTEN ZWISCHEN KAISERJOCH UND FLEXENPASS ▫ VON FRITZ KURZ

Es war einmal ..... So beginnen die Märchen. Und alles, was ich mir einst vom Arlberg und seinem Hospiz erträumte, vor Jahren dort träumend erlebte, erscheint mir nun wie ein altes Märchen, da ich bei meinem letzten Winterbesuch vom Peischelkopf auf St. Christoph blicke.

In Kufstein war es. Ostler erzählte von seinen winterlichen Bergfahrten, von seinem ersten Besuch auf Schiern in St. Christoph, dem Hospiz. Wie wir andächtig horchten! Ein Hospiz! Und im Gedächtnis kramten wir nach all dem, was uns in jungen Jahren von einem Hospiz erzählt ward, von Mönchen und Schneestürmen, verirrten Wanderern und Bernhardinern mit treu-klugen Augen. St. Christoph wurde das Ziel der Wünsche junger Schifahrer.

Am Nachmittag des 12. März 1904 fuhr ich mit Freund Pitzer zum ersten Male die Arlbergstraße aufwärts. Fast ohne Überraschung. Zu oft hatten wir von dieser Straßenfahrt, vom Blick auf Parseier, Riffler und Patteriol, vom Kalten Eck gehört. Das Hospiz! Hier blieben wir doch lange stehen, erstaunt wie Kinder, wenn sie ein Bild aus Schneewittchens Reich in Wirklichkeit schauen würden. Und dann saßen wir auf der warmen Ofenbank, beim Eintritt schon heimisch und freundlich aufgenommen durch den Namen Ostler.

O Jahre der Sturm- und Drangzeit! Wer möchte glauben, daß wir nach kurzer Rast um 5 Uhr nachmittag, bei Nebel und Wind, trotz eindringlichster Warnung Troiers das Hospiz verlassen konnten? Aber Ostler hatte uns nicht nur vom Hospize, sondern auch von den schönen Schibergen in der Runde, von der Valluga, des Arlbergs Königin, erzählt. Noch heute wollten wir zur Ulmer Hütte. Die suchten wir allerdings nach Überschreitung des Galzigs vergeblich in der Dunkelheit. Zur Dunkelheit gesellte sich ein Schneetreiben. In einem zugigen Heustadel hielten wir dann eine lange Beratung. Ich wollte hier bleiben, Schlaf und Kälte durch Freiübungen fernhalten; Pitzer stimmte für den Rückzug. Der war abenteuerlich genug. Noch jetzt wundere ich mich, daß wir um ½10 Uhr nachts, verschneit und vereist, wieder in St. Christoph Einlaß begehren konnten. Nun fühlten wir so recht die Wohltat eines Hospizes für verirrte Wanderer, so recht das Behagen auf der Ofenbank bei dem Gedanken an die geplanten Freiübungen im kalten Heustadel. Am nächsten Tag fuhren wir auf den Peischelkopf, sahen zum ersten Male dieses gelobte Land der Schifahrer, erblickten friedlich gegenüber die Ulmer Hütte.

Oftmals kehrte ich wieder. Und die vielen Wintertage und Winternächte, die ich in St. Christoph und auf den Silberbergen, die den Paß säumen, verlebte, sie waren schön und furchen tief in der Erinnerung geweihtem Boden.

Eine feine Doppelspur in den weißen Flächen zieht — wie eine Darstellung der Sehnsucht ins Weite, Hohe — vom Hospiz über den Galzig zu den Hängen um die Ulmer Hütte. Mein Blick verfolgt sie, streift den Schindler, ruht lange auf der Valluga, eilt weiter zum Trittkopf. Wieder senken sich weiße Hänge zu einer Paßhöhe. Wieder erwachen schöne Erinnerungen bei dem Namen Zürs.

Erleichtert atmete man früher häufig auf, wann die Flexenstraße überwunden, die freie Paßhöhe gewonnen war. Ihr stillen Winterabende in Zürs! Auf dem

Tisch der summende Kocher, um diesen ein Paar Schifahrer und Mathies, auf dessen starken Schultern alle Funktionen vom Hoteldirektor bis zum Zimmermädchen ruhten, auf dem Boden der kluge Dackl Trolde. Dem lieben Tiere, das mich so oft auf Schifahrten begleitet, seien im Zeitalter der Luftschiffahrt als erstem Fliegerdackl einige Worte gewidmet.

Eines Tages begleitete Trolde Lindauer Schifahrer auf den Rüfikopf. In der Nähe des Monzabonsees stürzte sich auf den etwas zurückgebliebenen Dackl ein großer Adler. In dessen Fängen unternahm Trolde seinen ersten und einzigen Aufflug. Schon hoch in der Luft ließ der Adler den Dackl wieder fallen. Der blieb glücklicherweise unverletzt, trollte eiligst nach Zürs, entsagte dem Flugsport und begleitete nie mehr Schifahrer. —

Heute zählt der Arlberg zu den besuchtesten Schigebieten. In manch stilles Tal furchte, auf manche weiße Höhe glitt seither der Schi, neue und schöne Wintergebiete wurden erschlossen. Doch nur wenige können sich an Vorteilen für den Schifahrer mit dem Arlberg messen. Eine kunstvoll angelegte Gebirgsbahn führt von Innsbruck, sowie vom Bodensee zum Arlberg. Diese Bahn hat die Liebenswürdigkeit, den Turisten mit Schnerfer und Schiern nach einer landschaftlich herrlichen Fahrt in einer Höhe von ungefähr 1300 *m* abzusetzen. Am Bahnhof beginnt, am Bahnhof endet die Schifahrt. Und die Hälfte des Jahres herrscht in der Höhe der Winter.

Verpflegung und Unterkunft genügen dem starken Besuche und erfüllen die gesteigerten Ansprüche. St. Anton genießt längst den Ruf eines berühmten Wintersportplatzes, das idyllische Stuben übt auf Schifahrer starke Anziehungskraft. Und St. Christoph und Zürs als Standquartier für Lernende und Geübte, für Kunst- und Turenfahrer jeglichen Alters und Geschlechtes besonders zu loben, hieße „Schnee im Winter auf die Valluga tragen". Bergführer (so in Zürs der hervorragend tüchtige Schallert) stehen zur Verfügung, Schikurse, Schirennen, Schibälle werden abgehalten — das ist das Winterleben am Arlberg von heute.

Auch der Sommerbesuch ist gestiegen und erleichtert dank weiterer Erschließung dieses Teiles der Lechtaler Alpen durch die Avantgarde des D. u. Ö. Alpenvereins, die Hochturisten, durch den Bau neuer Hütten und die Anlage neuer Wege.

Die Leutkircher Hütte, 2251 *m*, auf dem Almejurjoch bietet seit Herbst 1912 Bergwanderern und Hochturisten ein trauliches Heim. Die schöne Umgebung und die großartige Aussicht, gut bezeichnete und kurze Zugänge aus dem Stansertal ($2^1/_2$ Stunden von St. Anton, 3 Stunden von Pettneu), die Verbindung über Kaisers mit der Kemptner Hütte, dem Allgäu und Oberstdorf, nicht zuletzt der die Hütte berührende Höhenweg von der Augsburger zur Ulmer Hütte[1]) sichern der Leutkircher Hütte reichen Besuch. Ein halbstündiger Spaziergang auf den Fallerstaiskopf, ein Besuch der Hirschenplaisspitze und des Stanskogels auf neuerbauter Weganlage, sind sehr lohnend. Hochturisten finden ein schönes Betätigungsfeld besonders an Gratklettereien, während alpine Schifahrer auf den Fallerstaiskopf, auf die Hirschenplaisspitze und den Stanskogel ihre Schier lenken können.

Auf dem ebenfalls im Herbst 1912 zur Benützung übergebenen Höhenweg, dessen erste Begehung Herr Karl Steininger so köstlich in der Zeitschrift 1911 geschildert hat, gelangt man in etwa drei Stunden zur

Ulmer Hütte, 2285 *m*, südlich der Valluga. Der in diesem Gebiete heimische Schifahrer denkt bei diesem Namen unwillkürlich an behagliche Hüttenabende, an Sonnenbäder vor der Hütte, an Schituren auf Schindler und Valluga

[1]) Im Herbst 1912 fehlte auf dem Höhenweg von der Augsburger zur Ulmer Hütte nur noch das Verbindungsstück von der Ansbacher Hütte bis zum Kaiserjoch.

und an eine flotte Fahrt vom Walfagehrjoch über die Hütte nach Stuben oder St. Christoph. Der Besuch dieser Hütte ist im Sommer und Winter sehr stark und gleich lohnend. Ich kenne auch wenige Hütten, auf denen der Wunsch nach einer Gipfelbesteigung so gering als hier hervortritt; denn die Aussicht von der Ulmer Hütte auf das Ferwall, den Rätikon und die Berge um das Klostertal ist allein schon befriedigend. Doch sind Aussichtsberge von Rang, wie Schindler, Valluga und Trittkopf ohne Schwierigkeiten und in kurzer Zeit zu erreichen. Ein wesentlicher Vorteil der Ulmer Hütte ist die kurze Entfernung von den Schnellzugstationen Langen und St. Anton.

Von der Ulmer Hütte führt eine Weganlage (der Boschweg) zum Trittjoch (weiter zum Trittkopf) und über den Oberen Pazielboden zur

Stuttgarter Hütte, 2303 *m*, auf dem Krabachjoch. Wie in einer Hängematte liegt diese Hütte auf der Kammsenkung zwischen Edle- und Trittwangspitze. Die schöne Hüttenaussicht, beschauliche Wanderungen für alle, die Bergfrieden und Einsamkeit lieben, schöne Kletterturen, von denen besonders die Besteigung oder Überschreitung der nahen Rockspitze erwähnt sei, würden einen viel stärkeren Besuch dieser Hütte rechtfertigen. Wie mir die Sektion Schwaben im Sommer 1912 mitteilte, ist eine Weganlage auf die Fangokarspitze und ein Verbindungsweg über die Obere Edlealpe zur Leutkircher Hütte geplant, beziehungsweise schon im Bau begriffen. Auch der Weg durch das Krabachtal wird in seinem oberen Teil neu angelegt. Ein guter Steig durch das Paziel verbindet die Stuttgarter Hütte mit Zürs, der Arlbergbahn und dem Lech. Wer noch Zeit und Lust hat, seine Höhenwanderung fortzusetzen, kann von Zürs über die Ravensburger Hütte am Spullersee zur Freiburger Hütte wandern. Es ist sonach (nach Fertigstellung der Weganlage zwischen Ansbacher Hütte und Kaiserjoch) zwischen der Parseierspitze und der Roten Wandspitze als Eckpfeiler ein Höhenweg geschaffen, der den Stolz des D. u. Ö. Alpenvereins und der beteiligten Sektionen bilden darf und der an Ausdehnung, Großartigkeit der Anlage und Aussicht in den Ostalpen wohl unübertroffen sein dürfte.

Das Arlberggebiet ist, wenngleich noch manche Wand oder mancher Grat des Bezwingers harrt, im allgemeinen erschlossen. Wenn von dessen Erschließung die Rede ist, gebieten Achtung und Dankbarkeit, zuerst den Namen Anton Spiehler zu erwähnen. Besondere Verdienste haben sich noch A. Burckhardt, B. Hämmerle, G. Herold und V. Sohm erworben. Diese Alpinisten waren ebenso erfolgreich und fleißig literarisch tätig. Es sei hier nur allgemein auf die einschlägige Literatur in der „Zeitschrift“ und in den „Mitteilungen“ unseres Vereines und auf Veröffentlichungen in der „Österreichischen Alpenzeitung“ hingewiesen.

Anfangs Juli 1912 erhielt ich von der Schriftleitung eine Einladung, „zu der der Zeitschrift 1913 beizugebenden Karte einen Strauß zwangloser Schilderungen von Fahrten in diesem Gebiete beizusteuern“. Die Kürze des mir gestellten Termines, noch mehr das schlechte Wetter des Sommers 1912, verhinderten manche Bergfahrt, die ich noch gerne in den Bereich meiner Schilderungen gezogen hätte. Ich würde nun gerne erzählen von blauem Himmel und sonnigen Rasten, von der Blumenpracht und der Formenschönheit des Arlbergs. Aber Regnen und Schneien, Schneien und wieder Regnen, verdrossene Senner, brüllendes Vieh und lärmende Bäche, mürrische Turisten und klagende Hüttenwarte — das ist die Signatur des „Sommers“ 1912. Ich will nicht neuen Fluch auf diesen Sommer häufen; auf den Sommer, in dem wohl die einzig fröhlichen Geschöpfe auf Erden Regenschirmfabrikanten, Regenwürmer und Schnecken waren; auf den Sommer, in dem wohl auch dem radikalsten Hochturisten bei dem Gedanken an das Heiraten nicht mehr eine Serie von eiskalten Schauern über den Rücken lief. Ohne Groll ge-

denke ich einer Zeit, in der mir am Arlberg schöne Erlebnisse beschieden waren. Von ihnen will ich erzählen und Liebe zu diesen Bergen hilft mir die Worte formen. Die werbende Kraft der beigegebenen Bilder und der guten Karte aber wird dem Arlberg neue Freunde gewinnen.

DER STANSKOGEL

„Die Spitze gehört zu jenen zukunftsreichen Gipfeln, die bei bedeutender Höhe und aus einer äußerst großartigen Umgebung aufragend, einen vorzüglichen Einblick in die wilde Schönheit des Hochgebirges vermitteln, ohne dem Eindringling einen nennenswerten Tribut an Strapazen oder gar Gefahren aufzuerlegen."

Dieser Tribut, von dem A. Spiehler im Jahrgang 1885 der „Zeitschrift" spricht, ist nunmehr noch verringert durch die Erbauung der Leutkircher Hütte auf dem Almejurjoch und durch die Anlage eines Weges von der Hütte zum Stanskogel. Wenn je eine Weganlage auf einen Berg nicht nur eine Berechtigung hatte, sondern allgemein verdienstvoll genannt werden muß, so ist es diese auf den Stanskogel. Der Anstieg vom Almejurjoch ist auch weniger Geübten ohne Führer in $1^1/_2$ bis 2 Stunden ermöglicht. Die Südwand, der Ost- und Nordgrat sind dem Kletterer vorbehalten.

Der Stanskogel wird zu den Aussichtsbergen ersten Ranges gezählt. Er stillt ja die Sehnsucht nach dem weiten und tiefen Blick, bietet aber dem Auge auch noch ganz besondere Schönheiten. Das macht mir diesen Berg auch besonders lieb. Vom Werden dieser Liebe sei erzählt.

Das trübkalte Wetter am Morgen des 22. September 1912 ist so recht geschaffen für eine Bergfahrt mit den Händen in den warmen Taschen. Eine Gruppe von Bergsteigern vor der Leutkircher Hütte löst sich in eine lange Reihe auf, die dem Wege folgt, der über hügeliges Gelände ostwärts führt. Der Fuß streift den Rauhfrost von den Gräsern, die hier schon stark von Schrofen und Schutt verdrängt werden. Über uns schlagen die Wogen grauen Nebels zusammen, aber durch diesen schimmert schon freundliches Blau. Und auf der Hirschenplaisspitze, drei Viertelstunden nach Verlassen der Hütte, sind wir im Sonnenlichte. Schon hier ist die Aussicht sehr schön und der Besuch dieses Berges sei Bergfahrern jeglichen Alters und Geschlechtes empfohlen.

Das Steiglein senkt sich nördlich gegen eine Mulde, um dann zu einem breiten Rücken emporzuklimmen. Der Rücken artet in Schrofen aus, die sich wieder zu einem kurzen Grat verengen. Die Weganlage führt an der Südseite dieses Gratstückes. Heute wehrt uns eine überhangende Wächte die weitere Wegbenützung. Doch läßt sich der Grat nördlich ohne Schwierigkeiten umgehen. Mechanisch treten wir in die tiefen Spuren einer früheren Partie, die sich durch den Schneehang der Nordwestseite zur Gipfelpyramide winden. Mechanisch, denn der Blick ruht auf dem schönen Felsbau der Fallesinspitze, die Gedanken beschäftigen sich mit deren Südgrat.

Auf dem Stanskogel unter blauem Himmel! Welch ein Glück im Jahre 1912! Wünsche und Erinnerungen schweigen. Selbst Namen wie Ortler, Königsspitze und Patteriol sind klanglos in der ersten Stunde. In weiter Runde sehen wir nur ein Wogen von fliehenden, sich jagenden und haschenden Linien, die in zuckenden Spitzen auslaufen, Mauern und Türme säumen, ermattet in Täler zurücksinken und mit neuer Kraft zur Höhe stürmen; sehen dunkle Flanken, zwischen denen versöhnend helle Firne leuchten, sehen tiefe Täler und weiße Ebenen. Und für dieses ganze Bild in seiner Kraft und Größe, seinem stürmenden Rhythmus und seiner Harmonie gibt es nur eine Form der Bewunderung: Schweigen. Und dann erst, lange nachher sehen wir, daß diese Linien Berge begrenzen, sehen

Weisschrofenspitze Valluga Rockspitze

Naturaufnahme von R. Rex *Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

Weisschrofenspitze, Valluga und Rockspitze aus der Umgebung der Leutkircher Hütte

Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1913

Bekannte und Freunde und fremde Gestalten; nun erst regen sich Wünsche, raunt die Erinnerung.

Das Stansertal unter uns und seine Seitentäler füllt ein von der Sonne beleuchtetes Nebelmeer. Das lastet auf Menschen und Dörfern, deckt Wasser und Wälder und verhüllt uns den Herbst, der bereits sein leuchtend Farbenbanner siegreich durch die Täler trägt. Über dem Nebelmeer aber ist Winter. Nur durch die Talfurche getrennt, ragen gleich einem ungeheuren Felsenriffe Blankahorn und Riffler aus dem Nebel. Zwischen den dunklen Graten des Rifflers ruht, gleich sorgsam behütetem Edelgestein, der kleine Gletscher. Südwärts blinken die Firne der Ötztaler- und Ortlergruppe; dann eilt der Blick in die geheimsten Winkel der Ferwalltäler, klettert auf ihre Burgen und Zinnen, saugt Trotz aus den schwarzen Steilflanken des Patteriols und dringt bis zu den blau verschwimmenden Schweizerbergen; er sieht erstaunt den Heerbann der Valluga, die wilden Recken Weißschrofen-, Fallerstais- und Rockspitze versammelt, begrüßt nach langem Weilen den Allgäuer Hochadel, um schließlich die östlichen Lechtaler Berge zu bewundern.

Immer von neuem wieder möchte man diese Luft- und Lustreise beginnen. Da läßt uns ein kalter Wind erschauern; er mahnt uns, daß wir nur Gäste sind in dieser Höhe und weist uns abwärts in den grauen Nebel. Und willig folgen wir, sind wir doch voll des dankbaren Gefühles, mit der Kraft und Tiefe eines Erlebnisses durchtränkte Stunden dem Leben gewonnen zu haben.

ERSTE ERSTEIGUNG DER FALLERSTAISSPITZE ÜBER DEN OSTGRAT

Zwei Tage später — am 24. September 1912 — verlassen J. Ostler, V. Sohm und ich an einem trüben Vormittag die Leutkircher Hütte. Bescheidenen Sinnes und Zieles — kalter Wind und viel Schnee sind Ursache der Bescheidenheit — wandern wir auf dem zur Ulmer Hütte führenden Höhenweg über des Almejurjoches weißgeflecktes Karrenfeld und steigen nach Überschreitung des östlich der Bacherspitze gelegenen Vorgipfels in das stille Gamskarl ab, das Fallerstais- und Bacherspitze einschließen. Der Winter hat sich hier bereits eingenistet, tiefer Schnee deckt des Kessels Blockwerk. Zur Linken stürzt die Bacherspitze in mächtigen, glatten, von feinen Schneeadern durchzogenen Platten ins Kar. Zur Rechten türmt sich dunkelfarbig mit weißen Schneehauben ein Grat zu dem eigensinnig vom Hauptkamme abgesonderten Gipfel der Fallerstaisspitze. Hatten wir ursprünglich die Besteigung der Weißschrofenspitze von Norden geplant, so wenden wir uns, schon jetzt des Schneewatens überdrüssig, dem Ostgrat der Fallerstaisspitze zu.

Zögernd — ein kalter Wind fegt über den Grat — entrollen wir das Seil. Mißtrauisch beginnt der Erste zu klettern, während der Zweite das Seil bedient, der Dritte sich die Hände wärmt. Dann bläst der Erste in die Hände, der Zweite folgt — kalte Felsen, kalter Schnee, kaltes Seil und kalter Wind bis zum Gipfel. Und doch gesellt sich zu feindlicher Kälte und dem Ernste der Arbeit sonniger Berghumor, der sich am Steinmann zu heller Freude verdichtet.

Als wir auf dem Gipfel lagern, ruht auch der Wind und läßt uns Muße, die schöne Aussicht zu genießen. Eindrucksvoll wirkt der Anblick des in wilder Laune getürmten Grates, der sich zwischen Knoppen- und Almejurjoch entfaltet. Stanskogel und Fallesinspitze weisen die Harmonie und Kühnheit ihres Aufbaues; friedlich scharen sich tief unten die Häuser von Kaisers um das Kirchlein. Gleich altem Gemäuer steigt der düstere Kamm der Kuglaspitze aus dem Tale. Der schönste der Berge in der Runde ist jedoch die Valluga; erst hier verstehe ich die Berechtigung des ihr verliehenen Ehrentitels „Königin des Arlbergs“. Zwei glänzende Firnfelder fallen von den Schultern dieses Berges, umrahmen den dunklen

Felsleib, aus dem sich wieder eine Firnschneide huldigend zum Gipfel schwingt. Zur Linken hält die dunkle Knoppenjochspitze Wacht, zur Rechten reckt sich die Rockspitze, den Gesetzen der Statik spottend, in die Luft.

Ohne Schwierigkeiten erreichen wir über den breiten, plattigen Südgrat unter östlicher Umgehung des letzten steilen Grataufschwunges das weiße Kar, lassen den Vorgipfel der Bacherspitze rechts liegen und wandern zufrieden zur Hütte zurück.

Die Kletterei über den Ostgrat der Fallerstaisspitze ist kurz, luftig und stellenweise schwer. Aufzeichnungen verleidete mir die Kälte. Hier folgt, was an Einzelheiten mein Gedächtnis bewahrt.

„Man geht vom Kar über steile Grashänge zur ersten größeren Grateinschartung, steigt über eine anfangs grasdurchsetzte Wand (ein doppelgipfliger Turm mit abgespaltenem Felsstücke bleibt rechts) auf den turmbesetzten Grat. Über und neben diesem kletternd, erreicht man nach südlicher Umgehung des letzten Turmes durch einen Spalt eine tiefe Gratscharte. Von hier klettert man über eine gegen 15 *m* hohe, ausgesetzte Steilwand (schwerste Stelle) rechtsseitig empor auf den Grat und erreicht nach einigen Minuten ohne Schwierigkeiten den Gipfel. Wir benötigten von der Hütte bis zum Gipfel 3³/₄ Stunden, eine Zeit, die sich bei normalen Verhältnissen stark verringert.

ÜBERSCHREITUNG DER FALLESINSPITZE[1])

Zwei Berge in den westlichen Lechtaler Alpen genießen bei den Führern und der übrigen Bevölkerung große Achtung — die Rockspitze und die Fallesinspitze. Wer also vor den Einheimischen den Kranz alpinen Heldentums erringen will, der steige auf „den Rock“ oder von Süden auf die Fallesinspitze.

Der „Hochturist“ wertet letztere Tur als „schwierig“. Die Schwierigkeit ist jedoch nur von kurzer Dauer. Schönheit des Aufbaues, reiche Gliederung der Felsen, Stille der Täler und Einsamkeit der Höhen erheben für mich eine in lieber Begleitung durchgeführte Überschreitung der Fallesinspitze in die Sphäre der Erlebnisse.

Noch nie in unserem Bergsteigerleben haben Ostler und ich so viel geschlafen, so gut und reichhaltig gefrühstückt, als während unserer Urlaubstage auf der Leutkircher Hütte. Der ständige kalte Morgennebel benahm die Lust zu frühem Aufbruch. Auch heute, am 25. September 1912, durchmessen wir in langen Schritten die Hüttenstube. Doch wird uns der Raum nach einigen Rundgängen zu eng. Wir entschließen uns zu einem Spaziergang in das wilde Fallesintal. Und da man nie wissen kann, was für Hindernisse und Schwierigkeiten einem auf hochalpinen Spaziergängen begegnen können, wandern Seil, Kletterschuhe und Steigeisen in den Schnerfer.

So bepackt queren wir die gefrorenen Steilhänge und Gräben, die sich vom Westausläufer des Stanskogels zum Almejurbach senken. Im Tal liegt Nebel und um die Lechtaler Berghäupter ballen sich schneeträchtige Wolken. Der erste Blick in das Fallesintal verliert sich in trübes Weiß, der Nebel hindert uns, des Tales Schönheit und Abschluß zu überblicken. Daher steigen wir auf den aperen Kamm empor, der das Tal südlich begrenzt. Er verengt sich zu firnbedeckter Schneide. Vor uns flieht eine Schar Schneehühner, deren zierliche Spuren sich wie Stickerei neben der Firnkante abheben. Wir steigen über tiefen, weichen Schnee steil zum Fallesinbach ab. Da lacht ein Fleckchen blauer Himmel durch

[1]) Sehr empfehlenswert für Kletterer ist die Rundtur: Leutkircher Hütte — Hirschenplaisspitze — Stanskogel — Fallesinspitze — Leutkircher Hütte, nach der Gratwanderung vom Knoppenjoch über Knoppenjochspitze — Lorfekopf — Lisunspitze — Weißschrofenspitze — Bacherspitze zum Almejurjoch wohl die schönste Klettertur im Leutkircher Hüttengebiete.

das ernste Gewölk. Hoch über uns verliert sich eine fein geschwungene Linie in düsteres Grau. Die reizt unsere Neugierde. Von da oben wollen wir das ganze wildschöne Fallesintal und das Kaisertal östlich überblicken. Über eine steile, schiefrige Rippe gelangen wir auf den von unten gesehenen Grat. Am Fuße eines Steilaufschwunges halten wir Rast, brauen heiße Limonade, blicken nieder in das weiße Fallesintal und in den grauen Nebel, der das Kaisertal füllt. Vor uns wölbt sich, von silbernen Wächten behangen, der Grat steil zum Stanskogel. Da erscheint ein junger Marder, der mit geschmeidigen Bewegungen an den Wächten entlang läuft. Das schlanke Tier tritt an den Saum einer überhangenden Wächte, schwingt sich — ohne jegliche Sicherung! — über den unheimlichen Überhang und verschwindet vor unseren Blicken. Ein eleganter Kletterer! Das Wort weckt aus Beobachten und Sinnen. Kletterer! Waren wir Spaziergänger von heute nicht auch einmal Kletterer? Wir waren es gestern und wollen es heute nochmals sein; dann mag der Winter kommen, der eben in leise sich senkenden Flocken sein Nahen kündet.

Wir prüfen den Steilaufschwung des Südgrates der Fallesinspitze. Zwei Routen stehen uns zur Wahl: die Route Mehmke, eine kurze, sehr ausgesetzte Riß- und Wandkletterei östlich der Südkante, und die Route Herold-Zohsel, die durch einen verborgenen Kamin der westlichen Flanke führt. Wir entscheiden uns für letztere, in der Meinung, hier auch außer den Fingern die geschützten Beine, Arme und den Rücken ausgiebig benützen zu können. Der nach unten offene Kamin mit schwerem Einstieg bereitet uns in Nagelschuhen Gehenden, zu deren Benützung die heutigen Verhältnisse zwingen, große Schwierigkeiten. Es fehlt das Gefühl der Sicherheit. Die Felsen sind feucht und kalt wie Schlangenhaut, so daß wir sie nur widerwillig berühren. Endlich sind die ersten 15 Meter bewältigt. Während die Erstersteiger sich nun links wandten, durchklettern wir den sich verengenden Kamin in seiner ganzen Länge.

Das war doch ernster, als wir erwartet! Was nun folgt, ist eine Erholung, ein Gehen neben dem Grate, ein hübsches Klettern über diesen. Unter des Nebels Regie entstehen phantastische Bilder, der Wind liefert die Musik und lustig umtanzen uns die Schneeflocken. Besonders der Übergang vom Süd- zum Hauptgipfel über Grattürme, Wächten und Firnschneiden wirkt tief eindrucksvoll. Ohne Aufenthalt auf dem Hauptgipfel, leider auch ohne jegliche Aussicht und ohne Überblick, stapfen wir dann über einen nordwestlich sich senkenden Rücken abwärts. Wir erspähen rechtzeitig die einzige Rinne, die uns ohne allzu großen Höhenverlust einen Abstieg in das Fallesintal ermöglicht, und gelangen auf einem Steiglein zu einer einsamen kleinen Alm. Weiße Flocken spielen um die Hütte, um Lärchen mit schon herbstlich gelben Nadeln, um altersgraue, längst abgestorbene Stämme, die noch trotzig im Boden wurzeln. Es wird Winter in den Bergen. Nun wissen wir, daß wir morgen zu Tal steigen.

Der Neuschnee bildet an den Schuhen lästige Stollen, so daß uns der Rückweg zur Hütte über die steilen Grashänge nur mit ausgiebiger Hilfe des Pickels möglich ist. Bei Eintritt der Dunkelheit betreten wir die Leutkircher Hütte zur Freude des Hüttenwirts und der anwesenden Bauleute, die bereits in ernster Sorge um uns waren.

Am nächsten Morgen steckt die Hütte wieder im Nebel und Neuschnee liegt auf dem Joche. Das erleichtert den Abschied; noch mehr aber die des heurigen Sommers und Herbstes so würdige gestrige Bergfahrt. Bald umfängt uns der Wald. Schon weben die Lärchen einen grüngelben Ton ins Dunkel der Tannen und braunrotes Laub leuchtet dazwischen. Um die Häuser von Nasserein liegen reife Getreidefelder und einer hübschen Schnitterin Gruß legt sich schmeichelnd ins Ohr.

Die Straße vor St. Anton säumen Vogelbeerbäume, die ihre roten Fruchtbüschel gleich Korallen über den Wanderer neigen. Im Klostertal, durch das uns dann der Zug trägt, haben die Buchen bereits Goldhelme aufgesetzt und in lustigem Totentanz wirbelt das Laub zu Boden.

„Und wer nur ein bißchen Verstand behält,
Hopheißa, bei Regen und Wind —
Der gibt sich zufrieden, wie's kommt und fällt;
Denn der Regen regnet jeglichen Tag."
Shakespeare, „König Lear".

BEI REGEN AUF DEN TRITTKOPF

Ganz erstaunt blicken Schaumann und ich am frühen Morgen eines Julitages von der Flexenstraße auf die grünen Hänge, die sich gegen Stuben senken. In glänzendem Weiß sind wir ja all das zu sehen gewohnt und das Schleifen der Schier, das Knistern des Schnees klingt uns vertrauter hier als das Klappern der Bergschuhe, das von den Felswänden der Galerien widerhallt. Entzückte uns hier so oft der Winter durch seine Meisterbilder in Weiß und Blau, ängstigte er durch unheimlichen Nebel oder tolle Schneewirbel, so liegt heute der ganze frohe Farbenreiz sommerlichen Berglandes um uns gebreitet. Am Fuße grüner Matten drängen sich die Häuser von Stuben gegen die Kirche. Graue und gelbe, von dunklen Latschen durchsetzte Felsen recken sich zur Höhe und in sprühendem weißem Gischt stürzt der Bach vom Flexenpaß zur Tiefe. Wie breit und sicher scheint heute die Flexenstraße, die doch manchmal im Winter so stark überwächtet, verweht und eng ist, daß schon die Straßenfahrt Stuben-Zürs an Eindruck manche Schifahrt auf berühmte Gipfel übertrifft. Wie eine tiefe Wunde durchschneidet sie die steilen, vom Ochsenbodenkopf abfallenden Felswände, während die alte Straße gegenüber durch überwucherndes Gras schon fast vernarbt ist. Die Kühnheit der Anlage, der entzückende Tiefblick auf Stuben und die Schleifen der Arlbergstraße und die Fernsicht nach Süd und West gestalten diese Straßenwanderung sehr genußreich. Im Vergleich zur Arlbergstraße bietet sie außerdem noch einen schätzenswerten Vorzug: Die Flexenstraße ist für den Automobilverkehr gesperrt. Hoffentlich für ewig!

Unterhalb der Paßhöhe, kurz vor der über den Flexenbach führenden Brücke, zweigt ein zum Trittkopf leitendes Steiglein ab. Wie ein Ausreißer schleicht es sich von der breiten Straße östlich aufwärts. Seinen Windungen getreulich zu folgen erschwert der mit jedem Schritt sich erweiternde Ausblick. Die Eisentalerspitze mit ihrem blinkenden Schilde erscheint, die Grätlisgrat- und Wildgrubenspitzen ragen düster wie Brandruinen in den Himmel, zwischen grünen Matten ruht der Zürser See, während die grauen Rüfispitzen [1]) breit und wuchtig aus dem Paziel steigen.

Besorgniserregend lagern einem noch ruhenden Heere gleich im Norden dunkle Wolken. Da bläst auch schon der Wind zum Angriff. Die Masse setzt sich in Bewegung, Nebel schleichen als Hilfstruppen aus den Tälern. Bald sind die Rüfispitzen belagert, überwältigt, die Wildgruppe unterliegt und vor der Ochsenbodenalpe treffen auch uns die ersten Regentropfen. In dieser schlichten, so gut in das graue Blockfeld sich fügenden Alphütte finden wir willkommene Unterkunft.

Von hier führt das Steiglein, teilweise noch verdeckt von schmutzigen, abschmelzenden Schneeresten, über schiefrige, mit leuchtenden Blumen gezierte

[1]) Über die Schreibweise dieses Namens bestehen Zweifel. Der „Hochturist" enthält auch in seiner letzten Auflage die Schreibung: „Rüfispitze"; Dr. Uhde-Bernays trat in der Ö. A.-Z. 1902 (S. 209) für die Schreibweise „Rühispitze" ein.

Naturaufnahme von R. Rex

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Pazielfernerspitzen

Hänge zum Kamm und über diesen auf den Trittkopf. Ein Windstoß eröffnet uns einen Ausblick in das weißgefleckte Paziel. Erwartungsvoll sehen wir hinüber gegen die Rockspitze, deren gelber Felsleib sich jeden Augenblick aus dem Grau schälen muß. Vergebliches Hoffen! Der graue Vorhang schließt sich wieder, Regenböen fegen über den Gipfel. Wir steigen zum Trittjoch ab. In einer Felsnische am Fuße der Westlichen Pazielfernerspitze warten wir eine Stunde lang geduldig auf Besserung des Wetters, um unsere geplante Tur über die Pazielfernerspitzen zur Valluga fortzusetzen. Als sich jedoch der Regen in Schnee wandelt und unerwarteter, in den Wänden mächtig widerhallender Donner ein Gewitter kündet, eilen wir über den Pazielferner in das Paziel.

Nun erst, nachdem wir auf unsere luftige Höhenwanderung endgültig verzichtet haben, nachdem die wirbelnden Flocken die Berge verhüllen, werden aus zwei Begehrenden zwei Entsagende; und aus diesen wieder zwei Empfangende, denn nun ist Raum in uns für die Aufnahme dessen, was diese Stimmung bietet. Das Plätschern des Regens im Pazieltale und das Rauschen der von den Hängen wie Silbersträhne wallenden Wasser wird zu einer Melodie des Sinnens. Das Gespräch verstummt und weit öffnen sich die Tore des Landes der Träumereien. Die grauen Regenfäden weben sich zu Bildern und die Phantasie ziert sie mit bunten Farben.

Nach traulichen Stunden in der Pazielalm wandern wir durch das Paziel nach Zürs. Das Grün des Bodens leuchtet ungewöhnlich frisch und die Alpenrosen glühen in besonderer Pracht. Denn besonders empfänglich ist heute das Auge für die Schönheiten am Wege, an denen wir so oft, den Blick höhenwärts gerichtet, achtlos vorübergehen. Und das Ohr lauscht immer williger der scheinbar so einförmigen Melodie des Regens, die sich in tausendfältiges, klingendes, rauschendes Leben wandelt.

In Zürs, in Stuben sehen wir wieder Menschen. Menschen mit mürrischen, gelangweilten Gesichtern. Uns aber stimmt der Gedanke fröhlich, daß uns die Berge immer beschenken, und der Rückblick auf einen Tag, der reichlich Zinsen trägt in Form schöner Erinnerung.

TRITTKOPF-PAZIEL-FERNERSPITZEN

Zum vierten Mal in diesem Sommer gehen zwei gleichgestimmte Bergfreunde am Vormittag des 25. August 1912 den altgewohnten Weg zum Flexenpaß. Allerdings schwöre ich Schaumann, daß dies heuer mein letzter Versuch ist, die Pazielfernerspitzen zu überklettern.

Über dem Rätikon hängen graue Wolken, die heuer das Firmament als ständigen Spielplatz gepachtet zu haben scheinen, und ein freundlicher Wind treibt sie glücklich gegen den Arlberg. Vor der Wegabzweigung zum Trittkopf fallen dann auch schon einige Tropfen. Unsere Hoffnung klammert sich an zwei Momente: noch ist kein schwarzer Salamander über unseren Weg gekrochen, noch leuchtet im Norden ein Stück blauen Himmels inmitten der eilenden Wolken. An der abgesperrten Ochsenbodenalpe vorbei steigen wir im Eilschritt auf den Trittkopf. Drei Bilder sind es, deren ich mich hier immer besonders erfreue, alle drei ebenso schön als verschieden: nordöstlich die dunkelgelbe, steile Südwand der Rockspitze, südlich auf der Paßhöhe das alte Hospiz und dahinter im Ferwall, die Prachtgestalt des Patteriols. In Süd und West segeln dunkle Wolken. Um so heller leuchten darunter die Ferner des Ferwalls. Aber während sonst der herrliche Fluß dieser Linien, dieses ganze Wogen seine Befreiung in erlösenden Spitzen findet, geben die düsteren Wolkenballen dem ganzen Gebirgsbilde heute ein beängstigendes Gepräge. Man meint, die Berge müßten sich

wehren gegen drohende Ungeheuer. Befreiend und erheiternd wirkt dagegen jetzt der Blick nach Norden und Nordosten. Weiße Wolken schweben wie Inseln der Freude leicht und frei im Blau des Himmels.

Des Windes wegen halten wir erst am Pazielferner kurze Mittagsrast und steigen dann vom Trittjoch über grasdurchsetzte steile Schrofen auf die Westliche Pazielfernerspitze. Von hier baut sich ein wildzerrissener Grat gegen Osten auf, der dann als zahmer Rücken zur Valluga verläuft, zu einer Scharte fällt und sich nochmals zur Pazielspitze erhebt, um in roten Platten nach Westen zum oberen Pazielboden zu stürzen. Dieser ganze Bergzug vom Trittkopf bis zur Pazielspitze umschließt den ein Schattenleben fristenden Pazielgletscher. Die Begehung dieser ganzen Umrahmung bietet eine lohnende Tagestur mit dem allen diesen Bergfahrten eigenen Reiz des Rückblickes auf den schon begangenen Weg. Diese Tur hat den Vorzug, an ihren beiden Eckpfeilern, Trittkopf und Valluga (die Pazielspitze ist von untergeordneter Bedeutung), zwei ganz hervorragend schöne Aussichtsberge und Ruheplätze zu bieten, in der Mitte aber vollauf den Kletterer zu befriedigen. Aus diesem Grunde ist, außer für Nur-Kletterer, wenigstens Trittkopf oder Valluga als Anfang oder Schluß der Tur zu empfehlen. Man hat ja auch während der Überkletterung der drei Pazielfernerspitzen den schönen Ferwallblick. Aber ich wenigstens bringe es nicht fertig, gleichzeitig zwei ganz entgegengesetzten Forderungen zu entsprechen. Die Vertiefung in dieses großartige Berggemälde erfordert volle Ruhe, die großenteils scharfe Kletterei dagegen beschäftigt vollauf Geist und Körper des Hochturisten.

Bei einer früheren Überschreitung der Pazielfernerspitzen mit einem Klubgenossen sind wir, der Weisung des „Hochturist“ folgend, den schlimmsten Gratzacken auf der Südseite ausgewichen. Die Tur ist zum Teil als schwierig bezeichnet. Heute wollen Schaumann und ich den ganzen Grat überklettern. Das erschwert, aber verschönt auch nach unserem Empfinden die Tur.

Wir beginnen mit dem Abstieg über den noch grasdurchsetzten Ostgrat der westlichen Spitze. Dann folgt eine Reihe von Zacken, Türmen und Schneiden, so daß man sich in das Karwendel versetzt glaubt. Diese Vorstellung wird noch bestärkt durch die große Brüchigkeit. Besonders bei einigen Reitstücken durchschauert uns der Gedanke, Roß und Reiter könnten in die Tiefe stürzen. Ich hatte beabsichtigt, genaue Aufzeichnungen über die Art der Kletterei zu führen. Aber dieses Messen, Schätzen und Schreiben hoch oben in der Felsregion wirkt auf mich immer derart ernüchternd, daß ich Papier und Bleistift lieber wieder in die Tasche stecke. Und für die Leser wäre eine endlose trockene Aufzählung von Kanten, Platten und Kaminen ebenso ermüdend, als sie für Begeher dieses Grates wegen der natürlichen Route überflüssig ist.

Zu unserer Freude gelingt uns die Überkletterung des Grates ohne wesentliches Ausweichen und 5 1/2 Stunden nach Verlassen des Trittjoches erreichen wir den Beginn des Vallugakammes.

Diese Gratwanderung über die Westliche, Mittlere und Östliche Pazielfernerspitze zähle ich zu den schweren, größte Achtsamkeit erfordernden Kletterturen mit all ihren Reizen wechselnder Kletterart und Felsszenerien. Das Gestein ist derart scharf, daß die Seilsicherung im Falle eines Sturzes leicht vergeblich sein könnte.

Um 6 Uhr legen wir das Seil ab und nach kurzer Einkehr in der Ulmer Hütte erreichen wir bei Rauz die Arlbergstraße. Im Berglerschritt, in die Knie sinkend, verfolgen wir die bleiche Straße, die sich gemächlich am Hange abwärts windet, um dann plötzlich auf Stuben zu stürzen. Ganz schwach zeichnen sich am Abendhimmel die Umrisse von Felsgraten in der Wildgruppe ab. Wie ein holperiger

Naturaufnahme von R. Rex

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Paziel mit Rockspitze

Felsweg erscheint im Dämmerlicht, was sonst durch kühne Formen das Auge fesselt. Und bald wird die ausgleichende Nacht um wilde Grate und stille Dörfer, um Berge und Menschen ihren dunklen Schleier breiten.

KRABACHSPITZE – RAUHER KOPF — EINE WINTERLICHE BERGFAHRT IM JULI 1912

„Hast du viel Proviant?“ Eine recht prosaische Frage ist es, die Schaumann und ich vor der Abfahrt in Lindau gegenseitig stellen. Doch die wichtigste, wie uns heute dünkt. Der Wetterbericht ist trostlos, die Barometerschwankungen der letzten Tage sind derart, daß sogar mein schier unerschütterlicher Optimismus ins Wanken gerät. Damit versinkt die langgehegte Hoffnung, morgen einen schönen Berg zu besteigen. Doch trösten wir uns mit dem Gedanken an fröhliche Stunden in einer Alm, in der nach einem reichlichen Diner zwei Bergsteiger blaue Rauchwolken zu den geschwärzten Balken senden. Wir freuen uns auf eine Rast in traulich warmer Hüttenstube, an deren Fenster unermüdlich doch erfolglos die Regentropfen Einlaß begehren. Heimelige Bilder im Rahmen stiller Entsagung! Vergessen ist der schöne Berg, in graue Wolken gehüllt. Aber, meist ist es schwerer, auf die hohe Warte der Resignation, denn auf einen hohen Berg zu steigen.

Während der Fahrt von Lindau nach Bregenz erfreut uns der schöne Anblick des von einem Weststurm aufgewühlten Sees. Weiße Schaumkronen schwimmen gleich silbernen Vögeln auf dem bewegten, dunkelgrünen Wasser. Wellenhügel zerschellen am Strande und hoch auf, bis zu den Fenstern unseres Eisenbahnwagens spritzt der weiße Gischt. Inmitten der sich jagenden, fliehenden, in Hast überstürzenden Wellen tanzt ein weißes, von zwei Seglern besetztes Boot. Bald ragt der Bug hoch in die Luft, dann wieder scheint es in den Wellen begraben, daß nur noch der Segel Spitzen über dem Wasser leuchten — ein Spiel des Windes und der Wellen und doch diese meisternd. Dieser Anblick verscheucht den keimenden Mißmut und weckt wieder frohe Stimmung. Nun freuen wir uns, morgen bei Wind und Wetter erstarkend in der Höhe zu wandern.

Leider tollt kein frischer Bergwind durch das Klostertal und in grauen, trägen Nebel bohrt sich die Spitze des Zwiebelkirchturmes von Stuben. Schweigend, ganz dem Drucke dieser schwermütigen Stimmung verfallen, gehen wir im Regen die Flexenstraße aufwärts. Wie schützende Höhlen erscheinen uns heute die dunklen Tunnels, ungern nur verlassen wir sie, um weiterzugehen im trüben Grau. Nie schien mir denn auch der Schein erleuchteter Fenster so lockend als heute in Zürs. Stillschweigend halte ich es auch für selbstverständlich, hier einzutreten. Doch Schaumann geht in gleichmäßigem Schritte rechts abzweigend dem Paziel zu. Zögernd folge ich. Aber auf die alte Frage, warum ich in die Berge gehe, hätte ich heute vergeblich nach meiner alten Antwort gesucht.

Der Marsch durch den sumpfigen Pazielboden, auf dem heute so schmutzigen Weg zur Stuttgarter Hütte dünkt mich von endloser Länge. Zwar erreichen wir, trotz der Dunkelheit zu faul, die Laterne aus dem Rucksack zu holen, ohne Um- und Irrweg das Krabacher Joch. Aber die uns der Lage nach doch so wohlbekannte Hütte finden wir erst nach einigen Kreuz- und Quergängen mit Hilfe der Laterne. Ich verehre die Berge als Erzieher zur Bescheidenheit; denn wie leicht wäre ich geneigt, andere in solchen Fällen „Patzer“ zu nennen.

Um $^1/_2$12 Uhr nachts öffnen wir die Türe der Hütte. In der warmen Küche vergessen wir beim Glühwein schnell die Mühen des nächtlichen Anstieges. Bald umhüllen uns die weichen, warmen Decken. Aus tiefem Schlaf scheucht uns am frühen Morgen das Geräusch des Weckers. Ich öffne das Fenster — vor meinen Augen liegt eine weiße Winterlandschaft. Verwundert reibe ich die Augen, während

mein Freund etwas von Farbenblindheit murmelt. Wirklich, des Pazielbaches dunkles, gewundenes Bett zeichnet sich im weißen Tale ab. Es schneit leicht. Wir sehen uns an, werfen einen mitleidigen Blick auf unsere Kletterschuhe, die wieder einmal zu Hüttenschuhen erniedrigt sind, und — schlafen weiter. Nach weiteren zwei Stunden spreche ich vom Aufstehen. Da klagt Schaumann über heftige Magenschmerzen. Nachdem nun weder der Hüttenwirt noch die Wirtschafterin Medizin studiert haben, — weitere Gäste sind nicht anwesend — übernehme ich die Behandlung. Bereitwilligst zeigt mir der Patient die Zunge, weniger gern läßt er sich den Puls fühlen. Da ich das Leiden im geheimen Zusammenhang mit den warmen, weichen Decken vermute, so sage ich nach gewissenhafter Prüfung mit der Strenge des Arztes: „Gegen diese tückische Krankheit gibt es nur ein Mittel — die Besteigung der Krabachspitze!"

Gegen 8 Uhr verlassen wir das Komödienhaus auf dem Krabachjoche. Der feine und reichliche Pulverschnee weckt den Wunsch nach unseren Schiern. Bei einer dem Schifahrer so wohlbekannten diffusen Beleuchtung stapfen wir, zuweilen wie Trunkene stolpernd, in großer ebener Schleife an der Trittwangspitze östlich vorbei zum Südhang der Krabachspitze und sind nach einer guten Stunde auf dem Gipfel.

Der Besuch der Krabachspitze ist im „Hochturist" als leicht und lohnend empfohlen. Lohnend vermutlich wegen der schönen Aussicht, über die wir jedoch heute nicht urteilen können. Uns jagt ein kalter Wind feinen Schneestaub ins Gesicht und beim Abstieg über den Westgrat sind wir froh um die Fäustlinge. Eine echt winterliche Bergfahrt am 21. Juli 1912! Die Zacken des Grates tragen schmucke Schneehauben, doppelt leuchtend über dem dunklen Gestein, doppelt hell für das an bunte Farben gewohnte Auge. Zu unserer Rechten wogt, hübsche Tiefblicke verhüllend, ein graues Nebelmeer. Durch dieses dringt das Brüllen des durch den winterlichen Überfall geängsteten, hungernden Viehes herauf.

Ganz im Banne dieser Eindrücke beschließen wir in der Scharte zwischen Krabachspitze und Rauhem Kopf, auch noch diesen zu überschreiten. Diese Überschreitung mag im Sommer bei warmem Fels eine hübsche Kletterei gewähren. Der Brüchigkeit, Kälte und des Neuschnees wegen verbinden wir uns mit der Rebschnur. Als Lohn für größere Mühe beschert uns die heutige Klettertur eindrucksvolle Bilder. Abenteuerliche, impressionistische Bilder sind es, die bei Nebel und Schneetreiben dem Kletterer sich enthüllen. Dunkle Wände, kühne Türme schälen sich drohend aus dem Nebel — bei der Besteigung erweisen sich die Spukgestalten als harmlose Platten, Zacken und Blöcke.

Der Rauhe Kopf ist ungefähr in der Mitte durch eine tiefe Scharte gespalten. Die Erreichung dieser Scharte, zu der eine heute mit Eiszapfen garnierte, überhangende Platte abbricht, habe ich als schwierig in Erinnerung. Nach Überwindung dieser Stelle sind wir bald auf dem Gipfel und steigen zur Scharte zwischen Rauhem Kopf und Gümpelkopf ab. — Dann queren wir zum Sattel zwischen Gümpelkopf und Schwarzer Wand und springen abwärts durch den von den Rüfispitzen eingeschlossenen Kessel zum Hüttenweg und in das Paziel.

Das winterliche Treiben hatte uns in der toten Felsregion Freude gemacht. Als wir jedoch durch das Paziel gehen, das acht Tage vorher einem Blumengarten glich, aus dessen weißer Decke heute nur noch einzelne frierende Blumen ragen, empfinden wir die ganze Tücke dieses Schneefalles im Juli. Traurig ist der Anblick des bei der Alpe „Zur frohen Aussicht" eingepferchten, brüllenden Viehes. In Zürs hören wir beim Vorbeigehen das mächtige Aufschlagen von Bergsteigerfäusten auf den Tischen beim Kartenspiel. Verwundert sieht man uns nach. Zu unserem Erstaunen sehen wir von der Flexenstraße noch Schnee auf den Dächern von Stuben blinken.

Fritz Scholz phot.

Abb. 1. Stanskogel

R. Rex phot.

Abb. 2. Südwand der Rockspitze

R. Mann phot.

Abb. 3. Ausblick vom Stanskogel gegen Westen (Ostern 1913)

R. Rex phot.

Abb. 4. Valluga von der Schindlerspitze

In Langen wie in Lindau regnet es. „Wie war's?“ fragt mich mitleidig ein Bekannter, als ich hier aussteige. „Schön!“ antworte ich. Der aber schüttelt den Kopf, während wir zufrieden heimgehen. Zufrieden! Denn des heutigen Tages Gewinn besteht nicht in der Vermehrung einer Zahl, nicht in einer halben Druckzeile eines Turenberichtes. Wir haben zwei bescheidene Berge überschritten. Aber der Bergsteiger selbst erst wertet die Bergfahrt. Nicht nur nach Zeit und Schwierigkeit, hauptsächlich nach der Tiefe des Eindruckes. Und dieser hat sich heute zu einem Erlebnis verdichtet. Woraus sich wieder als bleibender Gewinn für das Leben nie verwelkende Erinnerung ergibt. Allerdings, drei Bedingungen müssen erfüllt sein, wenn man von solchen absonderlichen Bergfahrten (schwere Turen verbieten sich mir von selbst) befriedigt und bereichert heimkehren will: Erfahrung, gute Ausrüstung und ein gleichgesinnter Gefährte.

DIE ROCKSPITZE

Die Besteigung von Norden: Die erste turistische Besteigung der Rockspitze vollführten Anton Spiehler und Eduard Walch mit dem „Gamskönig“ Friedrich Lorenz aus Kaisers am 17. September 1883. Der Anstieg erfolgte vom Dorfe Kaisers aus durch das „Almejur“ zum Rücken zwischen Rock- und Edlespitze und von hier bei Neuschnee und Nebel über die Nordseite des Berges. Über einen unerwarteten Fund auf dem Gipfel schreibt Spiehler: „Auf dem Grat stand eine Stange oder eigentlich ein Stecken; daran war ein Blechstück befestigt, das die Inschrift trug: Martin Jos. Zudrell, Hirt in Paziel 1877.“ Der Name dieses Hirten darf wohl in der Geschichte unseres Berges, wie überhaupt in der Geschichte der Erschließung der Alpen einen Ehrenplatz beanspruchen. Denn in Anbetracht des kühnen Aufbaues der Rockspitze und der damals noch herrschenden Ansichten über die Gefahren und Schrecknisse der Berge verdient der Mut Zudrells unsere Bewunderung. Und der Umstand, daß das Interesse eines Senners für die Berge nicht mit der Höhe des Graswuchses aufhörte, weckt seltene Freude.

Anton Spiehler hat über die erste turistische Besteigung der Rockspitze im Jahrgang 1885 der „Zeitschrift“ ein geradezu klassisches Beispiel der Schilderung einer Bergfahrt niedergelegt. Er vergleicht diese ungefähr mit jener der Parseierspitze und schreibt über die Kletterei selbst: „ . . . Der ganze Hang (an der Nordwestseite) bis zum Gipfel ist gepanzert mit steilgestellten, oft sehr scharfkantigen Platten, an deren schmalen Gesimsen und Vorsprüngen wir uns emporzuarbeiten hatten; unten schließen Wände an. Im allgemeinen bieten sich solche Anhaltpunkte in ausreichendem Maße dar, so daß die Kletterei, vorausgesetzt, daß man den Blick nach abwärts vertragen kann, keine außergewöhnlichen Anforderungen stellt. Trotz allen Suchens mußten aber doch einige Stellen passiert werden, wo Finger und Eisenzacken nicht sicher greifen konnten. Virtuosen, besonders leicht gebaute Personen huschen über solche Stellen dennoch sicher hinweg. Ich fand es wenigstens beim Abstieg geraten, Friedrich tiefer unten einen tunlichst sicheren Stand einnehmen zu lassen; es huscht sich dann viel angenehmer. Um gleich mein Urteil über die Besteigung zusammenzufassen, so muß ich sie als schwierig und auch wohl gefährlich bezeichnen, obgleich ich auf mehr gefaßt war.“

Nach Angabe des „Hochturist“ erfordert die Ersteigung „Sicherheit und Ausdauer“. Erstere Forderung hat auch heute noch Gültigkeit. Bezüglich der Ausdauer werden jedoch seit Erbauung der Ulmer und Stuttgarter Hütten in keiner Weise besondere Anforderungen gestellt. Der Besuch der Rockspitze von der Stuttgarter Hütte ist sogar eine bequeme, sehr lohnende Halbtagestur. Eine Wegtafel der Sektion Stuttgart an dem Verbindungsweg Ulmer Hütte—Stuttgarter Hütte

weist zum Aufstieg. Doch ist der steile, schiefrige Hang bis zum Sattel zwischen Rock- und Edlespitze recht mühsam zu begehen. Man kann auch vom Krabachjoch über die Edlespitze zum Fuße des Nordgrates der Rockspitze ansteigen, zumal der Höhenverlust beim Abstieg von der Edlespitze nicht groß ist.

Die Besteigung von Süden: Nach Süden fällt die Rockspitze in einer imposanten, gelben Steilwand zum Pazieljoche ab. Die östliche Hälfte dieser Wand stürzt ungegliedert und lotrecht in das Almejurtal; deren westlicher Teil ist dagegen, wie schon aus dem oberen Pazieltal ersichtlich, in Kulissen gespalten. Besonders auffallend ist ein bis zu einer Kanzel in ungefähr zwei Drittel der Wandhöhe ziehendes, breites Band, das mit dem Westgrat parallel läuft.

So abschreckend die Südwand der Rockspitze aussieht, sie fand ihre Versucher und Bezwinger. Die erste Durchkletterung der Wand gelang E. Pichl und V. Sohm am 17. Juli 1904. E. Pichl hat diese Bergfahrt in Nr. 676 der „Osterreichischen Alpenzeitung" ausführlich geschildert. Zu ihrer Überraschung fanden die beiden Erstersteiger auf der Kanzel einen Steinmann vor. Der Name seines Erbauers ist nicht bekannt. Immerhin ist dieser Steinmann ein Denkmal kletterlustigen Unternehmungsgeistes. Auf teilweise neuer Route durchstiegen dann von Furtenbach und G. Herold die Südwand am 23. Juli 1911. Eine Beschreibung von G. Herold hierüber findet sich in Nr. 16 unserer „Mitteilungen" vom Jahre 1911. Chronistenpflicht gebietet, die erste Durchkletterung der Rockspitzsüdwand durch eine Dame — Fräulein Anna Honstetter mit Josef Walch — am 17. August 1911 zu erwähnen. Im Abstieg wurde die Südwand erstmals von F. Kurz und K. Schaumann am 18. August 1912 durchklettert.

Die Ersteigung der Rockspitze über die Südwand auf der Route Pichl-Sohm und auf der Variante von Furtenbach-Herold ist schwierig und nur ganz tüchtigen, sicheren Kletterern zu empfehlen. Die Kletterei ist ausgesetzt, doch kurz, das Gestein ziemlich zuverlässig. Eine ungefähr 30 *m* hohe Wandstelle nach der Kanzel auf der Route Pichl-Sohm ist außergewöhnlich ausgesetzt.

Grüne, blumengeschmückte Hänge senken sich vom Trittkopf, von den bleichen Schuttkaren unter den Rüfispitzen gegen den Pazielbach. In zahlreichen Windungen schlängelt sich dieser talaus, wie ein Kind, das sich beim ersten Gange in die Fremde immer wieder nach der Heimat umsieht. Herdengeläute begleitet sein Abschiedslied und die ersten Strahlen der Julisonne brechen sich in der Gräser und Blumen funkelndem Taugeschmeide. Des kleinen Hochtales Morgenfrieden umfängt einen Wanderer, der auf weichem Boden zur Pazielalm schreitet. Da stockt des Wanderers Fuß, die Linie, die sich in sanfter Neigung von der Trittwangspitze zum Krabachjoche senkt, hier wie ausruhend eben verläuft, bäumt sich nach einem kleinen Anlauf hoch in die Luft, um dann wie ermattet jäh niederzustürzen. Wie ein Störer tiefen Talfriedens, wie eine felsgewordene, kühne Tat ragt der so begrenzte Berg in das Blau. Einer Riesenpflugschar gleich steigt von Westen her ein Felsgrat aus schuttbedecktem Hang zum Gipfel. Man fürchtet, der Berg könnte vorwärts stürmen und tief des schönen Tales Boden aufreißen. So sah ich zum ersten Male in der Frühe eines Sommertages — die Rockspitze.

Der Name Rockspitze weckt in mir Erinnerungen an Tage, die ich zu den schönsten in meinem Bergsteigerleben rechne. Von zwei solchen Festtagen will ich erzählen.

Frierend kauern Schaumann und ich am frühen Morgen des 15. August 1912 in einer Felsnische am Trittjoch und warten sehnsüchtig auf die Sonne. Ein kalter Wind treibt ständig Wolken gegen Osten. Ab und zu blitzt ein goldener Pfeil in unser kaltes Gelaß, dann schiebt sich wieder eine neue Wolke vor die

Sonne. Drei Stunden warten wir vergeblich auf Wärme. So oft wir die verschneite Westliche Pazielfernerspitze ansehen, — die Gratwanderung von hier zur Valluga ist unser Wunsch — vergraben wir die Hände noch tiefer in die Taschen. Des Wartens überdrüssig, steigen wir über den Pazielferner ab und wechseln hinüber zum Pazieljoch. Nun gleiten die Blicke zagend aufwärts an der gelben Südwand der Rockspitze. Aber noch immer weht der kalte Wind und feuchte Nebel umspielen die Wand. Zudem liegt Schnee auf Bändern, Gesimsen sowie im Kamin und die Felsnische vor uns ist mit Eiszapfen behängt. Und doch währt der Streit zwischen Vernunft und Trotz, letzterer eine gefährliche Frucht des grauen Sommers 1912, eine volle Stunde. Dann erst springen wir abwärts zum Boschweg, umgehen den Rockspitzwestgrat und steigen über verschneite, steile Schieferhänge zum Fuße des Nordgrates.

In Gedanken an Zudrell und Spiehler beginnen wir hier ohne Zögern den Aufstieg. Neuschnee, teilweise Vereisung und Kälte erschweren die Kletterei. Wir halten uns meist rechts nahe der Gratkante und erreichen nach $1^1/_4$ Stunden den Gipfel. Unheimlich ist's heute hier oben. Schwere Wolken lauern über dem Trittkopf, dessen Nordkamm eine zierliche weiße Wächte säumt. Die wird soeben von einer dunklen Wolke wie von einem Raubtier verschlungen. Diese Zeichen drängen uns zur Eile. Abwärts heißt unsere Losung. So rasch es die Sicherheit erlaubt, vollzieht sich der Abstieg. Wir benützen hierzu eine in die Nordwestwand eingebettete, mit gutem Schnee gefüllte Rinne und erreichen fluchtartig den Ausstieg. Erst am Boschweg bleiben wir stehen, um noch einen Blick auf die Rockspitze zu werfen. Die aber steckt bereits in einer düsteren Wolke. Im nächsten Augenblick hagelt es auch schon und wir erreichen unter Blitz und Donner die Stuttgarter Hütte. Nach einer behaglichen Stunde steigen wir durch wirbelnden Flockentanz in das Paziel. Ein Windstoß fährt durch das Tal und gibt, für Minuten nur, die Rockspitze von der engenden Wolkenumarmung frei. War sie je so schön? — fragen wir uns.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Senne sitzt mit zwei Buben vor einer großen Schüssel Riebel, als Schaumann und ich in der Frühe des 18. August 1912 in die Pazielalm eintreten. Diese so schön gelegene, saubere Alm mit dem freundlichen Senner, der uns bereitwillig Milch kocht, zählt zu meinen Lieblingsalmen. Schon aus dem Grunde, weil Joseph Zudrell hier einst gehaust. Die Pazielalm hat Geschichte für den Bergsteiger. $1^1/_2$ Stunden nach unserer Frühstücksrast entrollen wir das Seil auf dem Pazieljoch. Wortlos und in Gedanken sind wir aufgestiegen. Dieser Gang des kleinen Menschen zum großen Berge, an die Gefahrzone des Gegners, ist für mich immer so eindrucksvoll, so voll Tiefe, daß sich dem Senkblei mancher Frage der Antwort Grund versagt.

Vor uns ragt jäh die steile, gelbe Südwand der Rockspitze in den blauen Himmel, ein Stück Farben- und Formenwelt aus den Dolomiten. Über diese Wand wollen wir heute auf dem Wege der Herren von Furtenbach-Herold zum Gipfel. Ungefähr 40 *m* unterhalb des Joches beginnt ein Quergang, ein Promenadeweg für Gemsen. Für Menschen sind diese steilen, ausgesetzten Grasbänder und Schrofen mehr unangenehm — bei Nässe oder Kälte mehr gefährlich — als schwer. Nach einem halbstündigen Quergang, der in geringer Steigung gegen den Westgrat führt, stehen wir am Fuße eines östlich schief ansteigenden, schuttbedeckten Bandes. Für alle, die ihren Anmarsch nicht durch das Paziel nehmen, wird der Anblick dieser breiten, doch in sehr schlechtem Zustand gehaltenen „Straße" zur Kanzel eine große Überraschung bedeuten. Nach einer weiteren, mit leichter Kletterei und mit Gehen ausgefüllten halben Stunde lassen wir uns

auf der luftigen Kanzel nieder. Hier bietet sich zwar eine überraschend schöne Aussicht, doch interessiert uns, wie wohl alle Südwandkandidaten, mehr der Weiterweg. Friedlich und eines Sinnes sind bis zur Kanzel alle Bergsteiger den gleichen, soeben geschilderten Weg gegangen. Doch hier gehen die Meinungen auseinander, spaltet sich der Weg. Während die Fährte der Herren Pichl-Sohm rechts in die jähe Wand lockt, leitet die Variante der Herren v. Furtenbach-Herold ein von der Mitte der Kanzel schief links ansteigendes, schmales Band ein. Da wir ein schmales Band nicht finden, klettern wir auf einem, wohl über $^1/_2$ *m* breiten, ebenfalls schief links aufwärtsziehenden Bande ungefähr 6 *m* und dann ausgesetzt, doch in gutem Gestein weitere 4 *m* steil empor zu gutem Stand. Nach einem Quergang links herrscht nunmehr völlige Harmonie zwischen unserem Kletterterrain und Herrn Herolds Beschreibung. Eine Harmonie, die ich um so mehr begrüße, als ich dadurch langweiliger Routenbeschreibung zur eigenen, vielleicht auch vieler Leser Freude enthoben bin. Am Wiedervereinigungspunkt mit der Route Pichl-Sohm treffe ich einen guten Bekannten. Ein Mauerhaken ist's, dessen Farbe sich im Laufe weniger Jahre schon ganz jener der Felsen angepaßt hat. Eine kühle Nische verspricht mir nach Überwindung eines engen Risses einen guten Sicherungsplatz. Eben, als ich mich hier niederlassen will, höre ich ein starkes Rauschen über mir. Ich wende erstaunt den Kopf — ein mächtiger Adler zieht nahe der Wand seine Kreise. Wie elegant und leicht die Majestät der Lüfte sich im Blau wiegt, wie das sonnenbeschienene Gefieder glänzt! In der Überraschung des ersten Augenblickes denke ich sogar an einen Angriff, an ein Nest in der Wand; sie wäre ja auch würdig eines Adlerhorstes! Doch scheint bloße Neugierde — vielleicht ist's ein Weibchen! — das Tier hergelockt zu haben, denn das Rauschen der mächtigen Schwingen verstummt mehr und mehr, der Körper des Fliegers wird kleiner und kleiner und verschwindet ganz gegen das Ferwall. Noch ganz ergriffen von diesem Erlebnis klettern wir wieder weiter, überschreiten eine Scharte und zweigen vor dem Beginn des großen Kamines der Pichl-Sohm-Route spitzwinklig links zur bisherigen Richtung ab.

Vor einigen Wochen war ich in einsamer Kletterei bis hierher auf gleichem Wege wie heute gestiegen, um die Variante von Furtenbach-Herold kennen zu lernen. Als Freund von Kaminklettereien verzichtete ich jedoch hier auf mein Vorhaben und durchstieg den schönen, von festem Gestein umschlossenen Kamin um so lieber, als ja schöne Kaminklettereien in den Vorarlberger und Lechtaler Bergen seltene Genüsse sind. Heute leuchtet weißer Schnee aus dem sonst dunklen Schlund, so daß wir ohne Versuchung den Spuren von Furtenbach-Herold bis zum westlichen Gipfelsteinmann folgen, den wir von hier ohne Schwierigkeiten meist über Geröll und Schrofen erreichen.

Nun wären Gipfelfreude und Siegesgefühl zu schildern. Wohl ist unsere Freude groß. Die Freude sowohl über die schöne Klettertur wie auch über die herrliche Aussicht, die jener der Valluga nahekommt, und nicht zuletzt die Freude über das heuer so seltene Himmelsblau. Doch das Siegesgefühl stellt sich nicht ein. Einmal ist die Kletterei auf diesem Wege nicht dermaßen schwer und aufregend, daß man am Steinmann von der gütigen Bergfee sein Leben als Gewinn in Empfang nimmt, und dann ist unsere Aufgabe auch erst zur Hälfte gelöst. Wir wollen nämlich auf gleichem Wege zum Pazieljoch zurück.

Nach zwei ernsten, eindrucksvollen Stunden sind wir wieder auf dem Joche. Die Ausgesetztheit ist natürlich beim Abstieg besonders stark fühlbar. Doch bietet sich auch für den zuletzt Kletternden gute Sicherungsmöglichkeit. Nun erst, vom behaglich sicheren Boden des Pazieljoches, steigt ein Freudenruf an

der gelben Wand empor und zwei frohe, reiche Menschen wandern langsam zur Stuttgarter Hütte. Wie uns der Hüttenwirt hier erzählt, wird auf den Adler, den wir heute gesehen, bereits eifrig Jagd gemacht. Wir hören das mit Bedauern, selbst wenn wir dabei an junge Gemsen denken. Und während ich diese Zeilen schreibe, ist der schöne Vogel vielleicht schon lange gemordet und hängt jetzt mit staubbedeckten, gebreiteten Schwingen und gläsernen Augen im Zimmer eines „kühnen Adlerjägers".

Am Montag morgen, in Lindau, sehe ich auf dem Wege über die alte Brücke nicht wie sonst die schwingenden Linien der Berge des Bregenzerwaldes — eine gelbe Wand ragt in den blauen Himmel; ich achte nicht auf das Plätschern der Wellen, die mit den alten Pfählen spielen — das Rauschen von Adlerflügeln füllt noch mein Ohr. „Herr Kolleg!" ruft eine Stimme hinter mir. Das Wort scheucht jäh in den Alltag zurück.

EINE RUNDFAHRT AUF SCHIERN

Der Föhn bricht aus dem Süden, überfällt Täler, rast um Gipfel, daß erschreckt die Lawinen zu Tal stürzen, und dringt bis in das Blut der Menschen. Tagelang schäumt der Bodensee, jagen die Wolken, ächzen die Bäume. Nach solch ergreifend schönen Tagen, an denen der Wind das Land reinfegte von Winterstarre und der Wolken Tränen den Boden bereiteten für das keimende Leben, beruhigen sich wieder die erregten Wellen. Und am Morgen des 28. April 1906 leuchtet die Frühlingssonne über der dampfenden Erde. Sonnenwärme, Lenzesluft und frisches Grün locken aus engen Häusern. Im Süden aber schimmern noch des Winters weiße Trutzburgen, und wie in der Gewalt großer Magneten ziehe ich nochmals hinauf zu den lichten Höhen, um dann, doppelt empfänglich, in den Frühling am See zurückzukehren.

Gerne folgen P. Wörle und ich einer Einladung von V. Sohm und am Nachmittag des 28. April 1906 verlassen wir in Langen den Bahnhof mit geschulterten Schiern. Wir verfolgen von Stuben ab den durch den Steinbruch führenden Winterweg zur Flexenstraße. Diese Straße, deren kühne Anlage im Winter besonders eindrucksvoll wirkt, kriecht nun durch dunkle Höhlen, überschreitet einen steilen Tobel, bohrt sich wieder durch Fels, windet sich, teilweise überdacht, an steiler Wand entlang, um uns endlich auf die freie Höhe des Flexenpasses, nach Zürs zu führen.

Während wir am frühen Morgen des folgenden Tages die zum Pazieltal leitenden Hänge der östlichen Talseite ansteigen, treffen die ersten Sonnenstrahlen die Hasenfluh. Die Schier stehen still, Fahrt und Ziel sind vergessen. Wir erleben das Schönste, was es für mich in den Bergen gibt, einen Wintermorgen im Hochgebirge. Und erst als aus dem goldglühenden Altar wieder dunkle, kalte Felsen werden, die Hänge wieder in natürlicher Farbe, wie mit weißer Seide bespannt, um Zürs sich breiten, furchen die Schier weiter, dem Pazieltale zu.

Im Sommer prangend in einer nur Alpenblumen eigenen Farbenglut, ist dieses kleine Hochtal, profanen Blicken durch die eben erstiegene Steilstufe entzogen, für mich im Winter das weiße Tal des Friedens. Hier habe ich einmal nach einer schönen Abfahrt von der Valluga auf dem gerade noch aus dem Schnee lugenden Dache der Pazielalm allein Stunden — kann man diese Zeit nach Stunden messen? — erlebt, wie sie glückschwerer auch kein Gipfel schenken kann.

Nach kurzer Abfahrt zum Pazielbache erfreuen wir uns wieder eines eindrucksvollen Bildes: Aus dem reinen Weiß des Tales steigt der dunkle Westgrat der Rockspitze gleich dem Buge eines Riesenschiffes empor. Nach Überschreitung des Pazielbaches gelangen wir über verharschte Steilhänge an einem kleinen

Wasserfall vorbei in den Kessel, der von den Rüfispitzen, der Schwarzen Wand und Trittwangspitze eingeschlossen ist. Schier mühelos gleiten wir wieder weiter. Nach einigen Serpentinen erreichen wir den Sattel zwischen Schwarzer Wand und Gümpelkopf. Hier lassen wir die Schier zurück und gehen über eine Firnschneide und leichte Schrofen auf den unbedeutenden Gipfel der Schwarzen Wand.

Wieder bei den Schiern, fahren wir über die sehr steilen Südwestabhänge des Gümpelkopfes zur Scharte zwischen diesem und dem Rauhen Kopf. Während Sohm hier photographiert, steigen Wörle und ich erst über einen scharfen Schneegrat, dann über verschneite Felsen auf den Gümpelkopf. (Dieser wird besser aus dem Sattel zwischen Schwarzer Wand und Gümpelkopf erstiegen.) Die Anstrengung lohnt eine schöne Aussicht. Aber die vordem so elegante Firnschneide ist nach dem Abstieg gründlich zerstört.

Eine kurze Abfahrt aus der Scharte in nordwestlicher Richtung bringt uns auf den Verbindungskamm zwischen Rauhem Kopf und Wösterspitzen, deren südlichen Gipfel wir nach kurzer Schneestapferei betreten. Ein kalter Wind verjagt den Wunsch nach Rast und Rundschau. Entschädigend lockt dafür den Schifahrer der schöne Kessel des weltabgeschiedenen Wöstergümples. In großem Bogen fahren wir abwärts. Über einen Steilhang und eine Mulde gelangen wir von Südosten her zum letzten Gipfel unserer Rundfahrt, dem Rüfikopf. Schneidend scharf umweht uns auch hier die Luft, so daß wir nur solange bleiben, als die Ausbesserung einer bei der Fahrt ins Gümple gebrochenen Schispitze Zeit erfordert. Rasch erwärmt uns wieder die bekannte, schöne Abfahrt über die Pazielmähder und vor der Alpe „Zur frohen Aussicht“ schließen wir unseren vielgewundenen Spurenkranz.

Um 1 Uhr mittags, 8½ Stunden nach dem Aufbruche, beenden wir in Zürs eine zwar anstrengende, doch interessante, lohnende und bei sicheren Verhältnissen empfehlenswerte Schifahrt. Empfehlenswert für alle jene, welche die Schier benützen, um stundenlang in winterlichem Hochgebirge zu wandern, und denen nicht jeder Meter des Aufstieges durch die Freude der Abfahrt belohnt werden muß.

Bei Stuben, auf der Brücke vor der Lawinenschutzmauer, streichle ich trocknend die treuen Schier, die mich wieder einen Winter in den Bergen getragen. Und horche nach dem Wasser, das — einst als Schnee in der Höhe glitzernd — nun talwärts muß und immer abwärts. Abwärts! Auch unser Los! Aber man steigt gerne abwärts, wenn man sich Schätze in der Höhe geholt hat. —

EINE ÜBERSCHREITUNG DER VALLUGA

Ein Herbstmorgen in Lindau auf der Landtorbrücke. Silbergraue Wolken steigen, wie Weihrauch der Morgensonne geopfert, aus dem See. Am Ufer verglimmen Buchen. Hier leuchten Birkenstämme gleich silbernen Adern, die sich nach feiner Verästelung in gelben Blätterwolken verlieren, dort stehen Kastanienbäume nackt und schwarz. Der Meister Herbst ist es, der uns das schöne Bild geschenkt, ein Farbenfest als Morgenspende auf dem Wege zur Arbeit. Da blendet das Auge schimmerndes Weiß — die Guntenhänge prangen im Silberkleide! Hat mich soeben noch das bunte herbstliche Bild erfreut, so lockt nun der Winter, der über Nacht in den Bergen sein weißes Banner entfaltet. Der Winter! Ein mächtiges Sehnen erfaßt mich, hinaufzustürmen in sein Reich, auf Schneeschuhen seine weißen Felder zu durchfurchen. Und schöne Erinnerungen an Wintertage und Winternächte flammen, entzündet durch das weiße Leuchten, im Gedächtnis auf. Und Bilder in hellen Farben erscheinen, umrahmt von dunklen Gefahren, gesammelt so manchen Winter droben in den Bergen. Ich gehe

weiter, durch raschelndes Kastanienlaub. Aber das Rascheln, diese Melodie vom Sterben ist mir nun fröhliches Vorspiel für die morgige Fahrt in die weißen Berge.

3 Uhr morgens. Drei Schifahrer steigen in Langen aus überfülltem, heißem Eisenbahnwagen und stehen plötzlich in einer glitzernden, vom Mondlicht übergossenen Winterlandschaft. Ist's Traum, ist's Wirklichkeit? Der Zweifel ist bald beseitigt. Ein kalter Wind, vom Passe her wehend, wirft sich uns entgegen. Wir schützen uns, indem wir die Schneehauben über die Ohren, die Fäustlinge über die Hände ziehen. Recht so! Gleich frisch und fröhlich hinein in den Kampf mit dem grimmen Winter!

Wieder furchen die alten Hölzer ihre Spuren in das reine Weiß, Stuben zu. Nun ist es wieder unser, das liebe Bergdorf. Still verträumt liegt es hinter der mächtigen Lawinenschutzmauer. Verstummt ist das gerade hier so häßliche Geknatter der Automobile.

Als wir die Arlbergstraße aufwärts gleiten, finden wir den Winter bei seiner Arbeit. Aus feinstem Schnee baut er eben Wächten, die jetzt schon die Straße versperren. Aber heute stürmen wir noch diese Barrikaden — später werden wir sie listig umgehen. Bei Rauz bewirft er uns mit Wolken feinsten Schneestaubes und sucht uns mit tiefem Neuschnee den Weiterweg zu wehren. Vergeblich! Als der östliche Himmel hold errötet, landen wir vor der Ulmer Hütte, — unserer Hütte, wie wir frohen Herzens wieder sagen dürfen.

Neugestärkt mühen wir Unersättlichen uns dann hinan zum Walfagehrjoch, hinauf zur Scharte des die Schneemulde unter der Valluga südlich begrenzenden Grates. Da ich mir als erste heurige Wintertur die Uberschreitung der Valluga in den harten Kopf gesetzt habe, steht uns noch eine anstrengende Arbeit bevor. Mit den Schiern auf dem Rücken, ihre sonst so nützliche Länge oft verfluchend, wühlen wir uns am stark verschneiten Grat empor. Jeder Meter muß in dem lockeren Schnee erkämpft werden, aber es ist eine Arbeit, zu der uns helle Freude spornt und der errungene Gipfel bildet nur einen Teil des Lohnes.

Der Aufenthalt auf der Valluga währt wegen des starken Windes nur kurze Zeit. Bald sind wir wieder bei den an der Gratbiegung hinterlegten Schiern. Eine flotte Abfahrt, diese pikanteste aller winterlichen Freuden, soll uns nach Zürs bringen. Doch hat ein tückischer Föhn den guten Schnee verdorben und diffuse Beleuchtung erschwert Abfahrt und Orientierung. Trotz alledem verlieren wir unsere gute Laune nicht, wenngleich wir erst bei Einbruch der Dämmerung Zürs erreichen. Nun folgt noch mit der Laterne eine romantische Straßenfahrt nach Stuben und Langen, und um Mitternacht sind wir wieder in Lindau, heimgekehrt von der ersten Schifahrt.

Schifahrt? Kaum darf ich sie so nennen. Formt sich doch die Phantasie der meisten bei diesem Worte Berge mit weißen Schneefeldern bis zum Gipfel, darinnen gezeichnet die Zickzacklinie mühsamen Anstieges, eine Rast um einen verschneiten Steinmann und wieder in den weißen Flächen zierliche Bögen, von der Lust sausender Talfahrt kündend. In diesem Sinne blicke ich ja nicht auf eine Schifahrt zurück. Wohl aber voll stiller Freude auf eine schöne winterliche Bergfahrt im Bunde mit meinen treuen Schiern, auf einen Kampf mit dem Winter und auf einen Tag, als dessen wertvollstes Ergebnis ich die Freude an Arbeit und Kampf — die Losung der Jugend — betrachte.

▫ VERGESSENE LANDE ▫
VON ING. PAUL ZLOKLIKOVITS

Am frisch geschnitt'nen Wanderstab,
Wenn ich in der Frühe
So durch Wälder ziehe,
Hügel auf und ab. (Mörike.)

Oststeiermark, „Jogelland", „Buckelige Welt" oder auch „Vergessene Lande" heißt jener Teil der grünen Mark, der östlich von den Fischbacher Alpen liegt und bis an Ungarn reicht. Die genauere Betrachtung der Karte genügt, die Bezeichnungen Jogelland oder Buckelige Welt zu rechtfertigen. Jakob, im Steirischen „Jogel", ist der am meisten vertretene Vorname der oststeirischen Bauern, daher die Bezeichnung „Jogelland". „Buckelige Welt" aber heißt sie mit Recht, denn nicht eine Straße führt eben dahin, sondern jede geht bergauf und bergab über die unzähligen Faltungen des Bodens, durch die der Landschaft ein eigener Reiz aufgeprägt wird, der nebst vielen anderen Eigentümlichkeiten, vor allem der Vergessenheit, diese Lande so sehr zum Wandern in ursprünglichster Form geeignet erscheinen läßt.

Bevor man sich auf die Wanderschaft macht, muß man die Grenzen des Gebietes, seine Bahnen, die Hauptstraßen und Hauptorte, die höchsten Erhebungen und die Übergänge kennen. Als neuzeitlicher Mensch legt man aber auch Wert auf Wegbezeichnungen, weshalb man sich eine Karte anschaffen wird, die allen Anforderungen genügt. Der Freytagsche Verlag hat sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, eine Karte der Oststeiermark mit Wegbezeichnungen herauszugeben, und an Hand dieses wertvollen Behelfes und eingedenk meiner Erinnerungen will ich die folgenden allgemeinen Angaben machen:

Wie bereits erwähnt, trennt vornehmlich der Höhenzug der Fischbacher Alpen die Oststeiermark vom Stammlande, und zwar im Westen „Auf der Schanz" beginnend bis zum Gebiete des Hochlantsch, während die weitere Fortsetzung die Ausläufer der Teichalpe bis zum Schöckel hin bilden. Im Nordwesten beginnt der natürliche Grenzwall „Auf der Schanz" und heißt im weiteren Verlaufe Teufelstein, Pretulalpe und Stuhleck. Den nördlichsten Abschluß nimmt der breite Stock des Hochwechsels für sich in Anspruch und den östlichen die Grenze mit Ungarn. Im Süden umschließt die Bahnlinie Gleisdorf—Hartberg das zu besprechende Gebiet. Hauptbahn war bis vor kurzem nur eine, und zwar die von Graz über Gleisdorf nach Hartberg; die durch das Mürztal führende Bahnlinie konnte dann mit Vorteil benützt werden, wenn man sich zu einem Übergange über die Fischbacheralpen entschloß. An Nebenbahnen gab es nur die von Gleisdorf nach Weiz.

Es ist wirklich zu wundern, daß ein mit Naturprodukten reich gesegnetes Land so lange vom Verkehre abgeschnitten blieb und auf die Mahnworte von Abgeordneten warten mußte, um aus dem Dornröschenschlafe gerüttelt zu werden. So gelang es erst in jüngster Zeit, die „Wechselbahn" zustande zu bringen, die den Osten in der Strecke Hartberg—Friedberg bis Aspang umspannt und Anschluß an die bereits bestehende Linie Aspang—Wiener Neustadt—Wien fand. Diese Bahnanlage ermöglicht nun dem oststeirischen Landwirte die Ausfuhr nach Graz und nach Wien, wenn auch vorläufig der Verkehr nur ein sehr träger ist.

Eine weitere wichtige Verkehrslinie wurde mit dem Bahnbau Weiz—Birkfeld

Naturaufnahme von P. Zloklikovits

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Festenburg mit dem Hochwechsel

geschaffen, der besonders für Graz von Bedeutung ist. Neue Vorschläge sind bereits eingereicht und es wird wohl kaum mehr ein Menschenalter dauern und die Bezeichnung „Vergessene Lande“ wird verschwinden müssen. Unsere Nachfolger im echten „Wandern“, falls es noch solche geben wird, sind dann um ein schönes Gebiet ärmer!

Überall dort, wo wenig Bahnen bestehen, müssen Straßen und Wege den Verkehr ermöglichen. Und darin leistete die Bewohnerschaft der Oststeiermark Erstaunliches. Eine Hauptstraße verbindet den Süden mit dem Norden. Sie geht von Weiz aus, führt über Anger, Birkfeld und Ratten nach Rettenegg und endet in Steinhaus am Semmering. Diese Verkehrsader war wohl seit jeher die wichtigste, denn von ihr zweigen die Übergänge Ratten—St. Kathrein am Hauenstein—Krieglach, Birkfeld—Auf der Schanz—Kindberg und Birkfeld—Gasen—Straßeck in das Mur- und Mürztal, sowie die Straßen Ratten—Vorau und Birkfeld—Pöllau in das Herz der Oststeiermark ab. Der Postwagen ist heute noch in Ehren und bringt den Reisenden ohne nervöse Hast im Zeitmaße des Alten an sein Ziel. Außer diesen Hauptstraßenzügen, von denen ich noch die Strecken Ratten—Wenigzell—Waldbach—Friedberg mit einer Abzweigung nach Pöllau, sowie die Verbindung Vorau—Pöllau und Hartberg—Pöllau nennen möchte, gibt es eine Unzahl untergeordneter Weg- und Steiganlagen, die das Land wie ein Netz überspannen.

Indem ich die Anfangs- und Endpunkte der Verkehrsadern angeführt habe, verriet ich bereits die Hauptorte des Landes. Im Osten zählen zu den größten Hartberg und Friedberg, im Inneren Pöllau und Vorau und im Westen Weiz, Anger und Birkfeld. In zweiter Linie wären besonders im Norden Rettenegg, Ratten, St. Kathrein am Hauenstein, St. Jakob im Walde, Waldbach, Wenigzell und St. Lorenzen zu nennen.

Wie bereits erwähnt, verdankt die Oststeiermark ihrem überaus faltigen Gelände den Namen „Buckelige Welt“. Zumeist sind es Hügel, die sich in geringer Höhe über die durchschnittliche Oberfläche erheben und nur in vereinzelten Fällen das Ansehen von „Bergen“ erreichen. Abgesehen vom Wechsel und der Pretulalpe, zählen der Teufelstein, 1499 *m*, und die Zez, 1275 *m*, im Westen, der Presenberg, 1256 *m*, das Zeiseleck, 1078 *m*, der Rabenwaldkogel, 1281 *m*, der Masenberg, 1262 *m*, und der Tommer, 1059 *m*, im Innern, sowie der Hilmberg, 1318 *m*, und der Kulm, 976 *m*, im Osten, zu den höchsten Erhebungen.

Die Folge dieser unebenen Oberfläche ist eine Unzahl von Übergängen, die einen Hauptreiz der Wanderungen in der Oststeiermark ausmachen. Schon bei der Aufzählung der Straßen erwähnte ich die Verbindungen mit dem Mur- und Mürztal. Aber auch im Inneren sind Verkehrsadern von einem Orte zum anderen angelegt, und beinahe unerschöpflich sind daher die Zusammenstellungen lohnender Fußmärsche.

Zu eigentlichen Flußbildungen konnte es mangels ausgesprochener Täler nicht kommen. Die unzähligen Wasseradern vereinigen sich in kleinen Gruppen zu Bächen, die dann in bescheidener Form der Ebene zueilen. Dort, wo sich Hindernisse entgegenstellten, bildeten diese Flüßchen Klammen, von denen die Weiz- und die Raabklamm bereits einige Berühmtheit erlangt haben. Die Hauptwasseradern sind die Feistritz, die Laßnitz und die Raab.

Warum ist nun die Oststeiermark für Fußwanderungen so anziehend? Diese Frage will ich im folgenden ausführlich beantworten und mich dabei auf jene Betrachtungen stützen, die ich anläßlich meiner 15 Wanderungen in dieser Gegend gesammelt habe.

Die vielen Bodenerhebungen hielten stets die maßgebenden Körperschaften

vom Eisenbahnbau ab, denn ein solcher wäre nur mit großem Kostenaufwande möglich gewesen. Erst durch die Eisenbahnen werden Länder den Massen erschlossen und diese sind es, die den Ansässigen das Neuzeitliche aufdrängen und der Überlieferung ein jähes Ende bereiten. So verdankt es also die Oststeiermark ihren Formen, daß die sogenannten Kulturträger noch nicht an sie herankommen und das Heiligtum der Bodenständigkeit vernichten konnten. Deshalb trifft man in diesem Teile der grünen Mark noch eine ganz urwüchsige Bevölkerung mit alten, unverfälschten Sitten und Gebräuchen, Wohnhäuser, die nirgends ihresgleichen haben, Unterkünfte, von denen man sagen kann, daß sie nicht nur gastlich sind, sondern auch einen gewissen Wohlstand aufweisen, der unter der übrigen bäuerlichen Bevölkerung der Steiermark nur mehr selten zu finden ist.

Um den Lesern einen besseren Begriff alles dessen zu geben, was mich so sehr in die Oststeiermark zog, werde ich einige der schönsten Wanderungen zu beschreiben versuchen.

Für mich als Grazer und als Verehrer des Hochgebirges war es am naheliegendsten, zuerst den Kamm der Fischbacher Alpen zu durchwandern, denn er konnte am besten den Vermittler zwischen Hochland und Hügelland bilden. Ich stieg auf unseren nächsten alpinen Gipfel, den Hochlantsch, dann von ihm zur Teichalm ab und wanderte über saftigen Almboden bis gegen den Plankogel, der bereits in die „Vergessenen Lande“ hinauslugt. Im Abstiege gelangte ich an bewaldeten Hängen zum Straßeck, dem höchsten Punkte des Überganges in das Murtal. In schöner Höhenwanderung mit prächtigen Ausblicken auf die Oststeiermark führte mich ein wohlangelegter Alpensteig zur Paßhöhe „Auf der Schanz“, von der aus ich auf schöner, breiter Bergstraße nach Kindberg im Mürztale abstieg.

Der darauffolgende Winter lockte mich auf die Pretulalpe. Ausgerüstet mit Schneeschuhen wanderte ich von Mürzzuschlag zum Gipfel und wählte den langen Kamm über den Steinriegel und das Hauereck für die Abfahrt, die sich wegen des geringen Gefälles allerdings nur bei verharschtem Schnee empfiehlt. Da ich in Roseggers Heimat landete, benützte ich die Gelegenheit, die Waldschule und des Dichters Geburtshaus zu besuchen. Verlassen und dem Verfalle preisgegeben steht ein kleines Bauernhaus mit einer Scheune davor im Schutze einer mächtigen Fichte und lugt hinaus in die liebe oststeirische Welt. Der Wechsel mit seinem weißen Kamme grüßte an jenem Tage freundlich herüber und nur der schwarz bewaldete Teufelstein erschien trotz des heiteren Himmels finster und ernst. Lange stand ich an der Geburtsstätte unseres steirischen Poeten und begriff es so recht, daß einer solchen Umgebung ein P. Rosegger entsproß. So hatte ich mit der Schneeschuhfahrt eine Wallfahrt verbunden und kehrte hochbefriedigt über den Alpsteig nach Krieglach im Mürztale zurück.

Kurze Zeit nachher stattete ich dem Hochwechsel einen Besuch ab, und zwar von der Wiener Seite her. Die Eisenbahn reichte damals nur bis Aspang, von wo aus ich mit geschulterten „Bretteln“ zum lieblichen Orte Mönichkirchen anstieg, um von dort aus die Kammwanderung über die Steinerne Stiege und den Niederwechsel zum Hochwechsel anzutreten. Mein Gastgeber, der Wechsel, war übel gelaunt und hüllte sein Haupt in Nebel ein; schließlich gab er aber doch nach und ich gewann vom Gipfel aus den Anblick der breit daliegenden Kuppen des Weißeggkogels, des Stuhlecks und der Pretulalpe. Nach genußreicher Kammfahrt gelangte ich zum Ohrwaschelgraben und durch diesen talaus nach Rettenegg, wo ich in einem guten Gasthause, bei sehr mäßigen Preisen Unterkunft fand und mich abends mit einem Lehrer, der in einem ganz vergessenen Winkel des Wechselgaues seine Tätigkeit entfaltete, unterhielt. Für mich war das Ge-

spräch äußerst anregend, denn es lehrte mich einen Stand ehren, der leider viel zu wenig gewürdigt wird.

Am folgenden Tage bestieg ich unter reichem Schneeflockenfalle das Stuhleck und fuhr nach Mürzzuschlag ab.

Was ich von den Höhen aus gesehen hatte, wollte ich nun auch näher kennen lernen. Das Frühjahr und der Herbst boten mir Gelegenheit hierzu und es war damit für mich gleichzeitig auch die Frage gelöst, wie man die Ostertage und Allerheiligen am besten ausnützt. Ich finde eine Einseitigkeit vieler Turisten darin, daß sie glauben, man könne sich nur im Hochsommer bergsteigerisch betätigen und müßte die übrige lange Zeit des Jahres unausgenützt verstreichen lassen. Jede Jahreszeit bietet ihre Reize. Jene des Winters sind bereits teilweise anerkannt; doch auch der Vorfrühling und der Spätherbst können sehr befriedigen, wenn man Gebiete besucht, die in dieser Jahreszeit ihre besonderen Schönheiten entfalten. Gerade in diesen sonst als trostlos verrufenen Jahresabschnitten ist nun die Oststeiermark eine vorzügliche Zufluchtstätte.

So wählte ich zum Beispiel im April vorigen Jahres Rohrbach, eine Station der Wechselbahn, als Ausgangspunkt für eine genußreiche Wanderung. Mein erstes Ziel war die Festenburg, das Heim des Dichters O. Kernstock, von der ich schon so viel gehört hatte. Über Höhen mit wechselnden Ausblicken wanderte ich an reizenden Bauernhäuschen vorbei bis zum Orte St. Lorenzen am Wechsel; von hier führte mich ein prächtiger Höhenweg, der einen schönen Blick auf die Festenburg gewährte, durch üppigen Fichtenwald mit alten Beständen hinab in das Waldbachtal. Auf steiler Höhe stand die Burg und ich mußte noch Schusters Rappen anspornen, um so rasch als möglich zur Stätte zu gelangen, die für mich schon so lange ein erstrebenswertes Ziel bildete. Eine kurze Kletterei über einen vorspringenden Felsgrat brachte mich zu einer alten Buche, unter deren Stamm ich ein Ruheplätzchen mit prächtigem Blick auf das alte Gemäuer gewann. Hier rastete ich und betrachtete das einzig schöne Landschaftsbild, in dessen Rahmen die Festenburg wie von Künstlerhand hineingestellt erschien.

Auf einem von zwei tiefeingeschnittenen Tälern gebildeten schmalen Ausläufer, der bis oben dicht bewaldet ist, thront die Feste mit ihrem von dieser Seite burgähnlichen Gepräge und lugt hinaus in die Lande und empor zum Kamme des Hochwechsels. Ihre Gesinnung hat sie im Laufe der Jahrhunderte gründlich geändert. Ursprünglich für Verteidigungszwecke bestimmt, dient sie jetzt Priestern des Stiftes Vorau zum Aufenthalte. Kein Geringerer als unser deutscher Dichter im Priesterkleide, Pfarrer Ottokar Kernstock, hat die Burg vor dem Verfalle gerettet, indem er sie zu seinem Heime erwählte; aus dieser nunmehr friedlichen Stätte kommen jene dichterischen Schöpfungen, die schon weit über unsere Mark hinausgedrungen sind. Abermals stand ich also an einem Wallfahrtsorte in deutschem Sinne und gab mich ungestört meinen Betrachtungen hin. Doch weiter und immer weiter hieß es und ich ergriff meinen Wanderstab, grüßte noch einmal zur Burg hinüber und schritt talauswärts nach Bruck an der Lafnitz, von wo ein Pfad steil hinauf zur Hochebene führt, auf der Vorau liegt. Als ich deren Rand erreicht hatte, blickte ich zurück auf die Festenburg und schaute ein vollständig neues Bild: das Lafnitz- und das Schwarzenbachtal lagen nun zu meinen Füßen und im Hintergrunde breitete sich der noch schneeige Kamm des Wechsels aus. Mitten drin stand die Festenburg und entbot mir bei herrlichem Frühjahrswetter freundlichen Gegengruß. Es war ein Bild, wie man es nur um diese Jahreszeit und in dieser Gegend sehen kann.

Ich hatte noch eine weite Strecke vor mir, weshalb ich mich losriß und gegen Vorau weiterzog. Den lieblichen Ort durchschritt ich ohne Aufenthalt, da ich

erst beim Stifte Rast halten wollte. Meine Gepflogenheit, mich auf derartigen Wanderungen durch eigenen Mundvorrat so unabhängig als möglich von den Wirtshäusern zu machen, erlaubte mir eine solche Wegeinteilung.

Das alte, ehrwürdige Stift Vorau macht auf den Beschauer jedenfalls nachhaltigen Eindruck, denn es verrät schon durch seine große Ausdehnung seine sichere Machtstellung. Der alte Besitz des Stiftes Vorau umfaßt einen großen Teil der Oststeiermark.

Ich wollte über den Masenberg nach Pöllau gelangen, beachtete deshalb die bereits kräftige Mittagshitze nicht und schritt rüstig bergan, bis ich den Höhepunkt erreicht hatte. Ein schöner Ausblick nach allen Seiten lohnte meine Mühe und ein genußreicher Abstieg über Pöllauberg mit seiner prächtigen Lage und der schönen gotischen Kirche brachte mich bei Dämmerung nach Pöllau. Der reizende, von einem Springbrunnen belebte Marktplatz mit dem Stifte als würdigen Abschluß erstrahlte bereits im Lichte elektrischer Bogenlampen und bewies mir, daß selbst dieser Ort, von dem ich bisher nur den trefflichen Loden rühmen gehört hatte, mit dem Fortschritte geht.

In einem guten Gasthause bekam ich billige und gute Unterkunft sowie Verpflegung, so daß ich den kommenden Morgen bei bestem Wohlsein begrüßte. In der seligsten Stimmung verließ ich meine gastliche Stätte und erkor den Rabenwaldkogel, 1281 *m*, als nächsten Zielpunkt. Die Bezeichnung Rabenwaldkogel hat heute wohl keine Berechtigung mehr, denn man sieht weder Raben, noch durchschreitet man viel Wald. Im Abstiege nach Anger kam ich an den Federweißbrüchen vorbei, deren Ausbeute weit in die Welt hinausgeht, so daß sich auch dieser Winkel der Oststeiermark rühmen kann, zum Welthandel das Seine beizutragen. Schön war der Blick auf den lieblichen Ort Anger, der bereits eine beliebte Sommerfrische geworden ist und besonders seit Eröffnung der Birkfelder Bahn erhöhten Zuspruch findet.

Zur Zeit meiner Wanderung gab es noch keine Bahn und ich mußte noch einmal über einen Berg, um nach Weiz zu gelangen, von wo aus ich nach Graz zurückkehrte. In zwei Tagen hatte ich bei herrlichem Frühjahrswetter die Oststeiermark von Nordost nach Südwest durchwandert und Eindrücke mit nach Hause genommen, die mir unvergeßlich sein werden.

Den Sommer hindurch konnte ich dem mir ans Herz gewachsenen Lande keinen Besuch abstatten, denn ich hatte mir zur Abwechslung die schottischen Hochlande als Wanderziel erwählt. Als aber wieder die als trostlos verschrieene Allerheiligenzeit herankam, packte ich abermals den Rucksack und fuhr nach Weiz, um von hier aus eine neue Wanderung anzutreten.

Der Spätherbst, der es so vortrefflich versteht, die Laubwälder mit den prächtigsten Farben zu malen, entfaltet auch in der Oststeiermark seine unermüdliche Tätigkeit. Eine große Anzahl alter Buchen sowie Birnbäume und die mit wildem Wein berankten Bauernhäuser bieten ihm Gelegenheit genug, seine Farbenpracht zu verschwenden und die ersterbende Natur mit einem prunkvollen Totengewande zu bekleiden.

Schon am Wege von Weiz über Puch zum berühmten Aussichtsberge, dem Kulm, boten sich mir unvergleichliche Stimmungsbilder. Besonders die alten Holzhäuschen der Landbevölkerung hatten im Farbenschmucke ihr düsteres Aussehen verloren und blickten mit ihren kleinen Fenstern gutherzig auf den Wanderer. Hügelauf und hügelab führte mich mein Weg bald durch Laubwald, bald über Wiesen bis an den steilen Hang des Kulms und ich ruhte nicht eher, bis ich knapp unter der Höhe beim Kulmwirtshause stand. Ein altes, sicher gebautes Haus mit Wirtschaft und eine Kirche verschaffen leiblichen und seelischen Be-

dürfnissen Gelegenheit zur Befriedigung. Mich trieb es alsbald bis zum Gipfel weiter, von wo aus mir eine prachtvolle, eigenartige Rundsicht zum Lohne geboten wurde. Mit dem schönsten Blau hatte sich der Himmel überzogen und die wärmenden Sonnenstrahlen ließen mich vergessen, daß Allerheiligen war. Gegen Westen und Norden schweifte mein Blick über die unzähligen Buckel der Oststeiermark bis zu den höchsten Erhebungen der Umrandung, während der Osten in die ungarische Tiefebene verlief. An diesem Tage pries ich aus vollem Herzen unsere allgütige Mutter Natur, die solche Wunder zur Freude ihrer Wesen schuf.

Unbescheiden wie der Mensch nun einmal ist, trieb es mich nach weiteren Naturschönheiten und ich trabte auf einem Kammweg bergab nach Stubenberg, einem lieblichen Orte, der seinen Namen einem Schloß, jetzt Ruine, der Herren von Stubenberg verdankt, die einst ein mächtiges Geschlecht waren.

Pöllau war wieder mein Endziel für diesen Tag und ich mußte noch einen Bergrücken übersetzen, um dorthin zu gelangen.

Der zweite Tag galt dem Besuche des Höhenortes St. Jakob im Walde, dem Hauptort des engeren Jogellandes. An der Cissertaverne vorüber kam ich nach Vorau und von dort aus an den Hängen des Tommers nach Waldbach. Bei dieser Wanderung durchzog ich förmliche Urwälder, denn deren Besitzer, die Chorherren von Vorau, scheinen keine Not zu leiden und lassen den lieben Herrgott schalten und walten.

Etwas war mir allerdings aufgefallen: Sämtliche Birken, es waren kräftige Stämme darunter, waren im unteren Teile entrindet, damit sie dahinsiechen und absterben, da diese Holzart in der dortigen Gegend wertlos ist. An den Bauernwäldern fielen mir wieder die bis zum Wipfel vollständig entästeten Fichtenstämme auf, die einen trostlosen Anblick gewähren. Da der Getreidebau in der Oststeiermark auf das Notwendigste beschränkt ist und das wenige Stroh zum Dacheindecken verwendet wird, müssen die Bauern die Fichtenäste als Streu benützen; dieses Abästen geschieht stets im Herbste und ist mit einem Feste verbunden, bei dem es sehr lustig hergeht.

Da St. Jakob im Walde auf einer Höhe von 915 *m* liegt und Waldbach in einem tiefeingeschnittenen Graben, mußte ich auf einem steilen, aber schönen Waldwege hinansteigen und erreichte mein Tagesziel vor Eintritt der Dämmerung. Eine eigenartige Stimmung fesselte mich beim Anblicke des lieben kleinen Ortes, der außer einer großen Kirche und einigen Gehöften noch ein Schulhaus und zwei Wirtshäuser zählt. Die Gegend rings herum hat Almencharakter und der Blick braucht nicht weit zu wandern, um den Kamm des Hochwechsels zu erschauen. Ich möchte St. Jakob im Walde ein Gebirgsdorf nennen, sofern man die Höhen der Oststeiermark überhaupt zu den Gebirgen zählen darf.

Das bescheidene Gasthaus neben der Kirche mit einer uralten Linde davor nahm mich für diese Nacht auf und ich unterhielt mich, ehe ich die Ruhe aufsuchte, mit dem jungen Lehrer der dortigen Schule, der meine Wißbegierde über oststeirische Verhältnisse zuvorkommend befriedigte.

Schon früher einmal hörte ich die Vermutung aussprechen, daß die Bevölkerung der Oststeiermark friesischen Ursprungs sei, und ich ermangelte nicht, Beweisgründe hierfür zu suchen. Eine Menge Namen in Verbindung mit Friesen deutet auf eine Einwanderung dieses Volksstammes aus dem Norden hin. So hieß z. B. der Besitzer meiner Herberge Friesenbichler und unterwegs auf Friedhöfen konnte ich mich von dem häufigen Vorkommen ähnlicher Namen überzeugen; auch der Lehrer bestätigte meine Vermutung. Die ganze Anlage der Bauernhöfe in geschlossener Form, sowie das Bauernhaus selbst mit seiner Rauchküche, soll aus dem Norden stammen.

Die Bevölkerung ist durchweg gesund und geistig aufgeweckt, so daß Idioten oder Krüppel zu den Seltenheiten gehören. Der Wohlstand der Bauern ist auf die einträgliche Viehzucht zurückzuführen, die eine Haupteinnahmsquelle des Landes bildet. Die Wälder sind vorläufig noch wertlos, da das Herausschaffen des Holzes viel zu umständlich ist. An den der Bahn nahe gelegenen Strecken nisten sich leider schon fremdländische Firmen mit ihren Dampfsägen ein, schlagen rücksichtslos die Wälder aus und ziehen ab, wenn sie ihr Zerstörungwerk vollendet haben. Ein förmlicher Wutanfall überkommt mich stets beim Anblicke italienischer oder slovenischer Firmatafeln, die jene beutegierigen Fremdlinge näher bezeichnen.

An einem herbstlich frischen Morgen verließ ich den trauten Ort St. Jakob im Walde und wanderte nach Wenigzell, das mir besonders durch seine Platzanlage gefiel. Einige alte, stilgerechte Bauernhäuser umrahmen den Platz in einer Form, die einem neuzeitlichen Baumeister nicht gelingen würde; leider wurde das schöne Bild durch eine geschmacklose Gedenksäule verunstaltet. Von Wenigzell bestieg ich den Presenberg, 1256 *m*, ein beliebtes Ausflugsziel der Bewohner von Birkfeld. Ein altes Kirchlein und eine Sommerschenke stehen auf der Höhe, woraus ich auf eine Wallfahrtsstätte schloß. Der wunderbare Friede, der in diesem Walde herrschte, machte mir das Wandern doppelt angenehm und ich trabte fröhlich gegen Strallegg weiter. Unterwegs kam ich zu einer Schmiede, die mit der alten Esse ein Stück früherer Zeit darstellt; ein Bildchen, wie man es nur auf derartigen Wanderungen findet. Strallegg ist wohl auch dazu bestimmt, einstens eine beliebte Sommerfrische zu werden, und ich freute mich, es noch in seiner Ursprünglichkeit sehen zu können. Eine schöne Höhenwanderung nach Birkfeld beschloß mein Tagewerk; meine Stimmung erreichte ihren Höhepunkt, als ich unter den von der Abendsonne beschienenen, farbenprächtigen Laubbäumen dahinwanderte.

Der letzte Urlaubstag war herangekommen und ich mußte mich wieder dem Westen zuwenden. Bald lag der große Markt Birkfeld, dem durch die neue Bahn eine Zukunft erschlossen wurde, zu meinen Füßen und nach kurzer Zeit war ich im tiefen Haslauergraben angelangt. Hoch hinan mußte ich auf Waldwegen steigen, um über das Ofnerkreuz den Ort Heilbronn zu erreichen. Noch einmal bot sich mir zum Abschiede eines jener schönen, lieblichen oststeirischen Landschaftsbilder: Ein Kirchlein, umgeben von Holzgehöften, aufgebaut in luftiger Höhe. An den Hängen des Plankogels strebte ich dann dem Übergange Straßeck zu, verfehlte aber den Weg und stieg noch einmal zu Tal, wobei ich den Ort Gasen berührte.

Eine breite Straße führte mich dann von dort zum Straßeck und ich stand an der westlichen Grenze der Oststeiermark. Durch die Breitenau, mit steten Blicken auf die schönen Wände des Hochlantschstockes, hinauswandernd, kam ich nach Mixnitz im Murtale und nach kurzer Eisenbahnfahrt zu meinem Ausgangspunkte Graz zurück.

Der Himmel war wieder einmal gnädig gewesen und hatte mir vier herrliche Tage beschieden, in denen ich die oststeirischen Lande in mir unbekannt gewesener Richtung durchqueren konnte. Aber ich hatte noch andere verborgene Schönheiten aufzusuchen, auf deren Besuch ich indes bis zum nächsten Osterfeste warten mußte.

Endlich kam auch diese Zeit und ich packte wieder meinen Rucksack und fuhr mit der Wechselbahn nach Friedberg, den am meisten nach Osten vorgeschobenen Ort der Steiermark. Schon die Bahnfahrt war diesmal anziehend, denn in der Oststeiermark herrscht noch die alte Sitte, Osterfeuer abzubrennen, wenn-

gleich diese Sitte nicht mehr der Auferstehung der Natur, sondern einem christlichen Sinnbilde gilt. Der ganzen Bahnstrecke entlang und auf den Höhen brannten die Feuer und verkündeten hochemporlodernd den Einzug Baldurs in die noch vom Winterschlaf befangenen Lande.

Noch einmal wollte ich die Festenburg sehen und ich wählte einen mir bis dahin unbekannten Weg zum Anmarsche. Meine mit jeder Wanderung höher gestiegene Begeisterung für das oststeirische Bauernhaus fand auf dieser Strecke ein reiches Feld neuer Betätigung. Das Bild der Festenburg erfüllte mich auch diesmal mit Freuden und ich nahm mir beim Weiterwandern vor, bei nächster Gelegenheit wieder zu kommen.

Um nach Wenigzell zu gelangen, benützte ich die Straße über Waldbach, die besonders im letzten Teile ansprechende landschaftliche Reize aufweist. In Wenigzell, einem mir bereits bekannten Ort, nahm ich Nachtquartier und unterhielt mich abends vortrefflich mit der Familie des Oberlehrers. Überraschend in günstigem Sinne wirkten hier auf mich die Preise, denn ich zahlte für ein schönes Zimmer mit tadellosem Bette bloß 60 Heller, eine Summe, die auch in den anderen Orten abseits der Bahn noch die Regel ist; wieder ein Beweis für die noch unverdorbene Ursprünglichkeit des Gebietes.

In Wenigzell begann für mich eine vollständig unbekannte Welt. Ich nahm meinen Weg über das Wetterkreuz und das Narnhofer Wirtshaus nach Ratten. Eine Anzahl alter Bauernhäuser fesselte meine Aufmerksamkeit in hohem Grade und ich ließ mir die Gelegenheit nicht entgehen, auch deren Inneres zu betrachten. Wie ich bereits andeutete, stieg mein Interesse für das Bauernhaus ständig von einer Wanderung zur andern, so daß ich es mir nicht versagen kann, hier eine kurze Beschreibung einzuflechten.

Die Baumaterialien für diese Häuser sind vornehmlich Holz, Stein und Stroh. Der mittlere Teil des Hauses, der den Eintritt, oder sagen wir, die Diele bildet, von der aus man nach einer Seite in die große Stube und in die Rauchküche, nach der gegenüberliegenden in die Kastenkammer und die Kinderstube gelangt, ist meistens gemauert. An diesen Kern des Gebäudes schließen sich die gezimmerten Räume an. Das ebenerdige Haus ist mit einem Strohdache versehen und hat nach zwei Seiten vom Dache überragte Holzbalkone mit reich geschnitzten Geländern. Die Räume unter dem Dache sind ebenfalls von dem Eintritte oder der Diele aus zugänglich und dienen als Unterschlupf für die Knechte und als Vorratskammern.

Den wichtigsten Raum im Hause bildet die große Stube mit ihrer rauchgeschwärzten Decke, die von einem mächtigen Enzbaume, der die Jahreszahl der Erbauung und die Anfangsbuchstaben des Besitzers aufweist, getragen wird. Die Einrichtung dieser Stube ist ziemlich nüchtern und praktischen Zwecken angepaßt. Ein großer massiver, viereckiger Tisch aus Ahornholz bildet den wichtigsten Teil, denn um ihn scharen sich die Herrenleute und die Dienstboten zur Essenszeit. An den Wänden sind ringsherum Bänke festgezimmert und oben, knapp unter der Decke Holzrahmen als Behälter für Teller und Krüge angebracht. Der große Kachelofen spielt natürlich auch eine wichtige Rolle, da die Bauern sehr wärmeliebend sind. Außer einer Wiege sieht man nur mehr einige Stühle, und die Einrichtung der Stube ist fertig. Bilderschmuck gibt es mit Ausnahme eines kleinen Altares in der Ecke oberhalb des Tisches keinen, weshalb es in einer solchen Stube mit den rauchgeschwärzten Wänden und den kleinen Fenstern recht düster aussieht.

Die Kleider, Wäsche und Schmucksachen sind in Kasten und Truhen untergebracht, die in einem eigenen Raume stehen. Von einer besonderen Pracht

dieser Möbelstücke konnte ich nirgends etwas bemerken; ich sah nur alte Kasten mit Bemalung, nirgends aber solche mit Schnitzereien oder Einlegearbeiten.

Die Küche war ursprünglich eine sogenannte Rauchküche, in der auf offenem Herde gekocht wurde. In vielen alten Bauernhäusern ist man aber schon mit dem Fortschritte gegangen und hat an Stelle eines offenen Herdes eine neuzeitliche Feuerstelle gesetzt, die den Rauch zusammenhält und auf dem kürzesten Wege ins Freie leitet.

Der Anblick der Kinderstube ist nach unseren heutigen Begriffen trostlos zu nennen, denn dort krabbeln in einem Durcheinander von Pölstern und Decken die Kleinen herum wie die Mäuse und atmen dabei eine Luft, die nur nach ländlichen Begriffen gut sein kann.

Das Äußere des oststeirischen Bauernhauses macht den besten Eindruck. Vor allem fällt einem die große Anpassungsfähigkeit an die Bodenbeschaffenheit auf. Trotz der verschiedenen Geländebildungen gelingt es dem Zimmermeister stets, eine befriedigende Lösung zu finden; sei der Boden noch so hügelig, es kommt immer ein gefälliges Gesamtbild heraus.

Die Grundrißlösung des Wohnhauses wurde bereits besprochen, es möge noch die der Wirtschaftsräume angedeutet werden. Wie schon erwähnt, ist das oststeirische Bauernhaus ähnlich wie das sächsische Bauernhaus geschlossen, das heißt, der Hof ist derart umgeben, daß man ihn von außen nicht sieht. Dies wird dadurch erreicht, daß an das Gebäude eine Mauer angestellt wird, die Tor und Türe enthält und ihre Fortsetzung in einem kleinen Baue findet, der für Wirtschaftsräume bestimmt ist; an die andere Seite des Hauptgebäudes schließen sich die Stallungen und die Tenne mit einer großen Ausfahrt zu den Feldern an. In der Mitte dieses abgeschlossenen Raumes liegt der unvermeidliche Düngerhaufen, um den eine erhöhte Treppe herumläuft, von der aus man in das Wohnhaus, beziehungsweise in die Stallungen gelangt. Auch der plätschernde Brunnen mit dem Troge ist innen eingebaut und derart angeordnet, daß er von der Küche aus sofort erreichbar ist.

Bei einer derartigen Anlage konnten die Erbauer ihren Geschmack vollauf zur Geltung bringen und ich sah alte Bauernhöfe, die ich ob ihrer Bauweise bewunderte. Zur schönen und gleichzeitig praktischen Grundrißlösung kommen noch die Einzelheiten der Holzarbeiten, die den Zimmermann der damaligen Zeit als tüchtigen Handwerker erscheinen lassen. Besonderer Wert wurde auf die Schnitzerei des Balkongeländers gelegt, in dessen Ausführung sich eine Mannigfaltigkeit zeigt, die beinahe unerschöpflich ist. Auch die Träger der Balkone, zumeist die Enden der Enzbäume, auf denen die Deckenlast ruht, sind in schönen Formen ausgeschnitten und mit Schnitzereien versehen. Nicht minder bewundernswert sind die Verzapfungen der Blockwände, die je nach dem Reichtume des Besitzers mit viel oder wenig Zacken ausgeführt wurden.

Die kleinen Fenster sind alle vergittert und auch darin liegt Geschmack; die Tore und Eingangstüren beleben mit ihren weiß-grün oder braun gestrichenen Fischgrätenmustern die dunklen Blockwände. Da die Bienenzucht eine große Rolle spielt, sind vor jedem Bauernhause, und zwar meistens an dessen Stirnseite, die geflochtenen Bienenkörbe aufgestellt, die eine weitere Zierde bilden. Um nun all das Geschilderte ohne Störung in die Landschaft hineinzupassen, steht zumeist vor dem Hause ein alter Holunderbaum und hinter dem Wirtschaftsgebäude eine ehrwürdige Linde, die den Hof beschattet.

Noch ist eine Anzahl solch mehrhundertjähriger Bauerngehöfte vorhanden, doch arbeitet der Zahn der Zeit, ich meine der sogenannte Fortschritt, unablässig weiter und zerstört diese schönen Denkmäler bodenständiger Bauweise. Neuere

P. Zloklikovits phot.

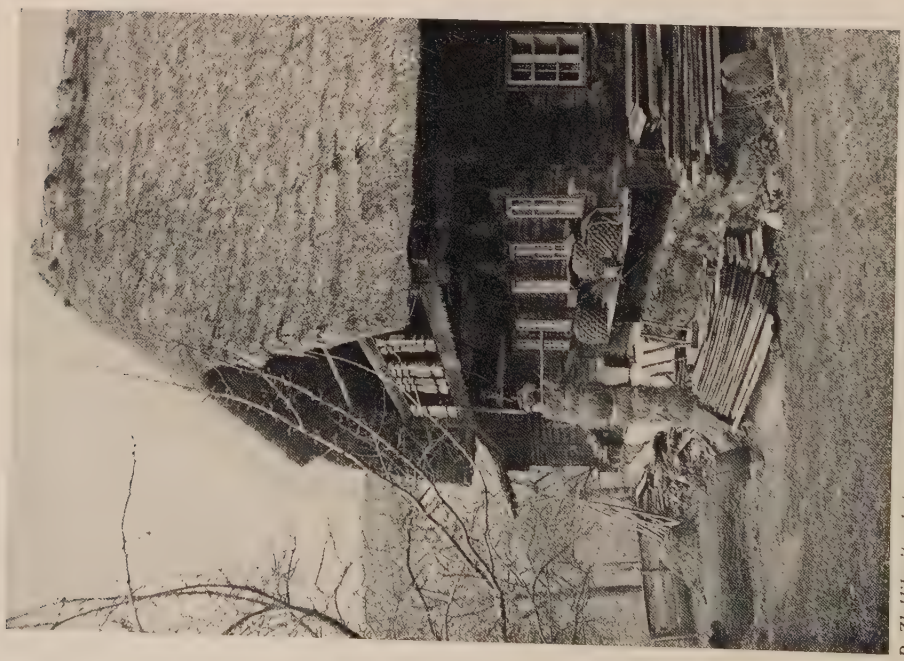
Abb. 1. Schmiede bei Strallegg

P. Zloklikovits phot.

Abb. 2. Bauernhaus in Wenigzell

P. Zloklikovits phot.

Abb. 4. Bauernhaus bei Weiz



P. Zloklikovits phot.

Abb. 3. Bauernhaus bei Wenigzell

Bauernhäuser zeigen bereits die Nüchternheit unserer Zeit und lassen den Wanderer kalt, wenn er an ihnen vorübergeht. Wohl mir, sagte ich des öfteren, daß ich nicht um 50 Jahre später lebe, denn dann verginge selbst mir die Begeisterung zur Wanderschaft. — —

Meine Freude über das oststeirische Bauernhaus hat mich beinahe vergessen lassen, daß ich bei meiner Wanderschilderung in Ratten stehen blieb und noch einen langen Weg bis nach Graz zurückzulegen hatte. Bevor ich Ratten verließ, besuchte ich dessen Kirche und Friedhof, die beide auf einer Anhöhe im kleinen Orte liegen. Bemerkenswert ist eine kleine Nebenkirche mit einem Predigtstuhl davor, die eine Erzbruderschaft bereits im Jahre 1664 erbaute. Ein Rundgang durch den Friedhof, bei dem ich die Namen der Toten studierte, beendete meinen Aufenthalt in Ratten und ich wanderte dann bergauf weiter nach St. Kathrein am Hauenstein. Die Sonne lachte vom Himmel und zauberte die schönsten Landschaftsbilder hervor. Wegkreuze zwischen alten Birken und unter Linden fesselten meine Blicke ganz besonders und zwangen mich zu öfterem Stehenbleiben. Selbst in der Ausführung dieser Kreuze bekundet der oststeirische Bauer Geschmack und trotz meiner sonstigen Abneigung gegen derartige Wahrzeichen freute ich mich stets, wenn ich ein solches erblickte.

Eine Besonderheit im wirtschaftlichen Betriebe des oststeirischen Bauers, die mir schon öfters an den verschiedenen Häusern auffiel, sind runde Schächte, die in einer Tiefe von etwa drei Metern nahe beim Hause gegraben sind. Die Wände dieser Schächte sind mit Holzbohlen ausgekleidet und durch ein kleines Holzdach vor eindringender Nässe geschützt. Anfangs glaubte ich, dies seien unfertige Brunnen; als ich mich jedoch erkundigte, erfuhr ich, daß sie zur Aufbewahrung des Krautes dienen. Die Krautköpfe werden in einem großen Kessel überkocht, hierauf in die Schächte versenkt und mit großen Steinen beschwert. Derartiges Kraut soll im Geschmacke vorzüglich sein und sich „50 Jahre und noch länger“ halten. Man erzählte mir, daß man durch Zufall beim Graben in der Nähe alter Bauernhäuser auf Krautüberreste stieß, die trotz des hohen Alters noch genießbar waren.

Auch viereckige flache Holzrahmen an der Außenseite alter Häuser bemerkte ich öfters, deren Bestimmung mir unbekannt war. Ein altes Bäuerlein klärte mich tiefseufzend auf, indem es mir erzählte, daß die Bauern in früheren Zeiten Gelage abhielten, bei denen der Tisch zu klein war, so daß er durch den aufgesetzten Rahmen vergrößert werden mußte.

Doch zurück zur Wanderung von Ratten nach St. Kathrein. Der Ort St. Kathrein mit seiner am Hauenstein gelegenen Kirche bietet außer der lieblichen Lage nichts Sehenswertes. Über den Ort Falkenstein kam ich in den tiefeingeschnittenen Sulzbachgraben, von dem aus das reizend gelegene Fischbach bereits zu sehen war. Abendliche Kühle spornte meine Beine trotz der Steigung zum weiten Ausgreifen an, und ehe ich's erhofft, stand ich bei der Kirche, die mich kurz vorher von oben herab begrüßt hatte. Das Tagwerk war vollendet und ich war alsbald in Gesellschaft junger fröhlicher Leute in einem anheimelnden Wirtshause und stärkte meinen Leib nach des Tages Mühen.

Der Teufelstein war schon längst eines meiner Wanderziele, denn ich war neugierig, zu erkunden, woher er eine so abschreckende Bezeichnung erhielt. Fischbach war der günstigste Ausgangsort und so überlegte ich nicht lange, benützte die Straße bis zur Höhe „Auf der Schanz“ und zweigte von dort aus zum Teufelstein ab, dessen Gipfel ich nach $1^1/_2$ Stunden erreichte. Mein Wissensdrang war sofort befriedigt, als ich aus dem Almboden einen etwa acht bis zehn Meter hohen Steinblock mit ausgewaschenen Formen herausragen sah,

auf dem eine Holzwarte errichtet ist. So einen vereinzelten Stein konnte ja nur der Teufel verloren haben. Von der Warte genoß ich einen umfassenden Rundblick, der bis an die Berge Obersteiers reichte. Ein kühler Wind vertrieb mich aber bald vom Gipfel und ich schlug einen kleinen Laufschritt nach Fischbach an.

Nach Birkfeld führen zwei Wege: die Straße und ein Steig durch den Fischbachgraben. Ich wählte den letzterwähnten und war im Verlaufe des Marsches froh darüber, denn dieses Stück zählte zu den schönsten Teilen dieser Wanderung. Ein tiefer, schmaler Graben, durch den das kristallklare Wasser des Fischbaches dahinbraust, das mit seinen jugendlich übermütigen Sprüngen das Auge erfreut, zeichnete meinen Weg vor und nur einige kleine Seitengräben ließen die Möglichkeit einer Abzweigung zu. Eine verfallene Sägemühle, alte Bauerngehöfte, sowie eine alte Schmiede sah ich am Wege, die mir die schönsten Vorwürfe für meine Kamera boten. Zu beiden Seiten des Baches war schöner Waldbestand und mancher Baumriese zwang mich zum Stehenbleiben und forderte durch sein hohes Alter zur ehrfurchtsvollen Betrachtung heraus. Die vielen Stimmungsbilder des Bachlaufes fesselten ununterbrochen meine Blicke und mein Fuß fand manchen Stein des Anstoßes, da ich meine Augen stets vom Wege abwandte. Bei der alten Schmiede verließ ich den reizenden Graben, schritt noch einmal bergauf und kam in dem mir bereits bekannten Orte Birkfeld vor Einbruch der Dämmerung an.

Der nächste Tag galt der Heimreise und ich benützte die eben eröffnete Bahn Birkfeld—Anger—Weiz, die eine Sehenswürdigheit zu nennen ist. Hoch an den Hängen der Feistritz läuft das „Zügele“ dahin, durchfährt einen Tunnel, der unter dem Schlosse Frondsberg hindurchführt, und übersetzt auf schönen Brücken und breiten Viadukten das Wasser und breite Täler. Diese Bahn hat mit ihren Bauten wahrhaftig keine Verunzierung der Natur bewirkt und es muß selbst dem eifrigsten Wanderer Freude bereiten, sie zu benützen. Nach ziemlich langer Bummelfahrt von Weiz weg erreichte ich mein liebes Graz und verarbeitete dort in Ruhe die auf dieser Wanderung aufgenommenen Eindrücke.

Wohl an die fünfzehnmal besuchte ich die Oststeiermark und so manche schöne Wanderung könnte ich noch schildern. Aber ich begnüge mich mit dem bisher Erzählten und würde mich freuen, wenn meine Empfindungen auch in andere Herzen Eingang finden könnten. Noch ist es berechtigt, die Oststeiermark „Vergessene Lande“ zu nennen, denn die Hochflut des Fremdenverkehres, die besonders von Wien herzukommen droht, steht noch vor den äußersten Grenzen. Die alten Bauerngehöfte werden auch noch einige Zeit standhalten und der neuen Bauweise erst allmählich das Feld räumen und die Bewohner werden ihre Eigenart ja auch nur langsam einbüßen, wenn eben fremdes Wesen bis in das Herz des Landes vorgedrungen sein wird. Wer je den Begriff Wandern wahr empfunden hat, möge sein Ränzlein schnüren und ab und zu aus dem Hochgebirge in diese „Buckelige Welt“ herniedersteigen — es wird ihn nicht reuen!

SCHNEESCHUHFAHRTEN IN DEN HOHEN TAUERN VON HANS SKOFIZH UND DR. FRANZ TURSKY

(T.) Kaum zwei Dezennien sind verflossen, seit die Kunde von den ersten Versuchen über die Verwendbarkeit der Schneeschuhe im Hochgebirge in die Öffentlichkeit drang. Heute weist die Literatur schon eine ganze Reihe von Schilderungen winterlicher Gletscherfahrten auf, die alle Zeugnis geben von den Erfolgen, die in dieser kurzen Spanne Zeit errungen wurden. Jahr für Jahr wächst die Zahl derer, die den alten Zustand des Urwüchsigen, Reinen und Unversehrten aufsuchen, den die Berge im Winter noch immer bewahrt haben. Diesen begeisterten Anhängern unseres alpinen Schneeschuhlaufes manchen Wink zu geben, soll die Aufgabe dieser Arbeit sein.

Die Hohen Tauern bieten Gelegenheit zu einer großen Anzahl genußreicher Schneeschuhfahrten. Mächtige, sanftgeneigte Gletscherströme und bis zum Gipfel oder doch hoch hinauf mit den Gleithölzern zu befahrende Berge machen sie darin ihren zwar besuchteren Ötztaler Rivalen, die ihnen aber an landschaftlicher Großartigkeit sowie Länge der Abfahrten vielfach nachstehen, mindestens ebenbürtig. Die für den Schialpinisten schönsten und bedeutendsten Turen in dieser ausgedehnten Bergwelt sollen in den folgenden Zeilen geschildert werden.

Von den Unterkünften in den Hohen Tauern, die für winterliche Hochturen in Betracht kommen, sind nur der Tauernhof in Kolm-Saigurn und im beschränkten Maße das Zittelhaus auf dem Hohen Sonnblick bewirtschaftet. In allen andern Gebieten ist der Winterbesucher auf die einsamen Schutzhütten angewiesen, die meist mit Holz, nicht aber mit Mundvorrat versehen sind. Die Mehrarbeit, die ihm aus diesem Umstande erwächst, wird aber durch die sittlichen Werte der Unabhängigkeit und Freiheit vielfach wettgemacht und er gewinnt dadurch ein Stück jener abenteuerlichen Romantik zurück, die für den Sommerbesucher schon lange verloren gegangen ist.

Einige Worte über die Zugänge seien noch vorausgeschickt: Die nach Norden geöffneten Täler, die alle an den Bahnlinien der Salzach münden, verdienen gegenüber den entlegenen, reichverzweigten Nebentälern der Drau den Vorzug. Besonders die verhältnismäßig geringe Länge und die leichte Erreichbarkeit von den Städten am Nordsaume der Alpen bewirken es, daß fast nur diese Zugänge benützt werden. Für die Goldberggruppe ist noch die Überfahrt aus dem Gasteiner Tal, die sich auch vorteilhaft zu einer Gipfeltur auf den Silberpfennig gestalten läßt, von Belang. Mallnitz an der Tauernbahn ist ein leicht erreichbarer und günstiger Ausgangspunkt für Turen in der Ankogelgruppe. Nur auf diesen Wegen ist es möglich, ohne zeitraubende Postfahrten schon an einem Tage hochgelegene Stützpunkte in den einzelnen Gruppen zu erreichen, so daß sich auch mit einem nur zweitägigen Zeitaufwande Turen ausführen lassen, die Abfahrten bis zu fast 3000 *m* Höhe bieten.

HOCHALMSPITZE, 3345 *m*

(S.) Am späten Morgen eines trüben Januartages wanderten Freund Hans Holzgruber, Ing. Eduard Mayer und meine Wenigkeit vom Pflüglhof im Maltatal der Gmünder Hütte zu. Wir wollten der im Winter als ziemlich abweisend verrufenen Hochalmspitze einen kurzen Besuch abstatten. Froh hatten wir in Spittal a. d. Drau den Wiener

Schnellzug mit dem vom Hotel Post in Gmünd bestellten Schlitten vertauscht und freuten uns nun ehrlich, daß wir endlich um 10 Uhr die eigenen Fortbewegungswerkzeuge wieder gebrauchen durften.

Dank der Steigeisen machte uns der blankvereiste, rot markierte Weg durch den wasserreichen Maltagraben wenig Mühe. In ungestörtem Genusse konnten wir uns der farbenprächtigen Bilder erfreuen, die einander in schier unerschöpflicher Abwechslung folgten. Hier hat das über steiles Gehänge der Malta spärlich aber ununterbrochen zurieselnde Schmelzwasser ragende, schillernde Eiswände erbaut und Gebilde geschaffen, die den Eindruck vortäuschen, als wäre eine mächtige Sturzwelle im Augenblick erstarrt. Dort wieder führt ein kühner Steg, dessen wettergeschwärztes Holzwerk gar kokett hervorlugt unter dem blinkenden Schneehäubchen des schützenden Daches, über die weit überhangenden Felsufer. Darunter braust über dunkle Felsen und schillernde Eiskaskaden die schäumende Malta, hoch aufsprühend in funkelndem Gischt. Und wo der Blick über die steilen Wälder der Talflanken hinaufgleitet zu den sattbraunen, von grauem Fels durchsetzten Abhängen der wolkenumwallten Bergleiber, fesseln ihn die eiserstarrten Wasserfälle, die weitleuchtend herunterblinken, gleich schimmernden Silberadern, die ein Zauberwort aus der steinernen Tiefe hob. —

Um $^3/_4$12 Uhr hielten wir in der Nähe der Gmünder Hütte, 1185 *m*, kurze Mittagsrast. In äußerst steilen Windungen leitete dann der vereiste Steig die nächsten 300 *m* durch den Hochwald gegen den Gamsnock hinan, in seiner löblichen Schneearmut die neue, zur Villacher Hütte führende, rote Markierung stolz zur Schau tragend. Um 2 Uhr erreichten wir schließlich, unsere Bretter benützend, die schön gelegene, vom hellen Scheine der langersehnten Sonne übergossene Annemanalm. Weiter führte unser Weg über zum Teil ausgeaperte Rasenhänge dem Nordostkamme des Gamsnocks zu, dessen Überschreitung auf tiefverschneitem, schmalem Steiglein, das in einer steilen Spitzkehre über ein Graswandl emporleitet, Vorsicht erheischte. Bei ungünstigeren Verhältnissen müßten hier Seil und Pickel zu ihren Rechten gelangen. Mühelos kamen wir dann zur Hochalm-Ochsenhütte, 1887 *m*, und weiter in schöner Auffahrt gegen den mit großem Blockwerk bedeckten Rücken hinan, der von Nordwesten her gegen den Hochalmbach herunterstreicht und auf dem die Villacher Hütte steht. Wir gelangten zu einer weniger tief verschneiten Stelle des Hochalmbaches, dessen Wasser uns helfen sollte, den Schnee in der Hütte leichter zu schmelzen. Während ich die Schneemulde hinunterstieg, gingen die Gefährten weiter, um vor Einbruch der Dunkelheit die Hütte zu erspähen und zeitraubendes Suchen in der Finsternis zu vermeiden.

Eben sank die Sonne unter. Ein letzter, rotleuchtender Schein ergoß sich über Berg und Tal und ließ das Kristalleis des Baches, unter dem das klare Wässerlein hurtig dahineilte, in tausend Farben erglänzen, jedes Teilchen der schneeigen Umrahmung in einen funkelnden Rubin verwandelnd. Ein letztes Aufblinken noch und der Farbenzauber war verschwunden. Jetzt erst entschloß ich mich, diesem kleinen Wunderwerk des Winters mit dem Pickel auf den Leib zu rücken, um die Feldflaschen zu füllen. Bald stand ich wieder auf den Schiern, in jenem angenehmen Zustand physischer Indifferenz, der den durch mehrere Stunden an das Steigen gewöhnten Körper lange Zeit aushalten läßt, bis sich endlich ausgiebige Ermüdung einstellt. Mechanisch glitten die schlanken Schienen vorwärts, der im Harschte oft verlorenen Spur bald folgend, bald sie wieder kreuzend, bis endlich der freieren Ausblick gewährende Rücken erstiegen war. Nun war auch hier oben der letzte goldige Schimmer der untergehenden Sonne erloschen. Hell funkelte der Abendstern am tiefblauen Himmel, gegen

den die Grate und Schneehalden gigantisch emporragten. Von den Gletschern strich ein eisiger Wind gegen die Täler, über denen die grauen Nebel in dicht geschlossenen Streifen lagen gleich den Fingern einer schützenden Riesenhand. —

Was mögen wohl jetzt die Menschlein treiben dort unter den Schleiern, am langen Vorabend der Berchtnacht? Haben sie von den alten, poesiereichen Sagen und Bräuchen der Väter etwas herübergerettet in die prosaische Gegenwart? Die schmucke Stube eines tiefverschneiten Bauernhäuschens sehe ich vor mir, vom flackernden Scheine des knisternden Herdfeuers traulich erleuchtet. Auf der warmen Ofenbank sitzt die greise „Ahnl“ und blickt freundlich auf die andächtig lauschenden Kleinen, denen sie von der guten Frau Holle und den die schlimmen Kinder heimsuchenden Berchteln erzählt, oft und oft die verwischte Erinnerung an die Erzählungen ihrer eigenen Jugend mit Hilfe der Phantasie wiedergestaltend. Und der Bauer geht mit der Kreide umher und malt „drei Kreuzeln“ und die Anfangsbuchstaben der Namen der heiligen Drei Könige an alle Türen, um alles Ungemach hinauszusperren und setzt zur Sicherheit noch einen Trudenfuß dazu. —

Sie alle da unten sind bestrebt, kommende Sorgen zu vermeiden, bestehende zu vertreiben, und können doch nie ihr Ziel erreichen. Denn werden sie die großen Sorgen los, so bedrücken sie die kleinen nicht minder und wahre Zufriedenheit erlangt doch kein Mensch. Keiner? Bist du hier oben in sternennaher Höhe, wo es dir gegönnt ist, die gütige Natur in all ihrer ernsten Pracht zu erleben, etwa nicht glücklich? Sind nicht alle Sorgen des Alltags in weiter Ferne geblieben, in ihrer winzigen Kleinheit kaum erkennbar? Haben die marternden Geister einsamer Stunden nicht aufgehört dich zu quälen, mit ihren Fragen: Woher — Wohin — Wozu — Warum? — — —

Also gingen meine Gedanken. Bei ähnlicher Kurzweil wird der Weg nimmer lang und dankbar bleibst du dafür in der Erinnerung, die noch manch trübe Stunde erhellt, sei es in den Bergen oder im Alltag. —

Um $^1/_4$6 Uhr betrat ich die Villacher Hütte, 2150 *m*. Hier hatten die Freunde sich bereits bemüht, den winterlichen Raum etwas gemütlicher zu machen. Nun galt es noch, den in der Südecke stehenden Ofen mit der in der Nordecke trotzenden Ofenröhre zu versöhnen, die Betteinsätze vom Tischrahmen und diesen von der Liegestatt herunterzuschaffen, Matratzen und Decken aus dem Nebenraum zu holen und mit Hilfe des feuchten Holzes die Temperatur von — 8° auf + 3° zu erhöhen. So waren wir bald alle drei hinreichend beschäftigt, bis uns schließlich das prasselnde Feuer, der von Holzgruber mit viel Talent gebraute Punsch und nicht zum geringsten die ganze Wollausrüstung mit angenehmer Wärme erfüllten, während der reichliche Mundvorrat die schon recht „ausgeaperten“ Mägen in eine weniger peinliche Verfassung brachte. Um 9 Uhr war alles für den frühen Aufbruch vorbereitet und wir konnten uns der recht erwünschten Ruhe hingeben.

Am nächsten Morgen verließen wir um 5 Uhr die Hütte. In mattem Weiß erhoben sich die Berge zum dunklen Himmel, auf dem noch zahllose Sterne flimmerten. Ein eisiger Morgenwind zog über die harten Firne. Der am Vorabend bereits ausgekundete Anstieg führte vorerst in genau westlicher Richtung, fast in gleicher Höhe mit der Hütte in den weiten Graben, der den langen Rücken, auf dem die Hütte steht, im Südwesten begleitet. Dann querten wir schwach ansteigend die steilen Hänge der gegenüberliegenden Grabenseite in südöstlicher Richtung, bis wir der Hütte wieder gegenüber standen, und stiegen dann streng westlich, fast in der Fallinie, weiter. Nach Überschreitung eines felsigen Kammes erreichten wir durch eine breite Mulde das Hochalmkees. Bis hierher erforderte der mühsame Anstieg im trügerischen Scheine der flackernden Laterne und mit

den geschulterten Brettern ziemlich viel Vorsicht und Zeit. Trotz der eisigen Kälte verbanden wir hier das Anschnallen mit einer Rast. Der Himmel erblaßte bereits in der Morgendämmerung, im Osten zeigten sich zartrote Nebel als Vorboten der aufgehenden Sonne, deren zitterndes Gefunkel bald die höchsten Bergspitzen mit rosigem Lichte übergoß. Allmählich wurde es Tag.

In wenig steiler Auffahrt ging es nun über beinharten Firn in der Richtung der Preimelscharte weiter. Die Eisbrüche links umgehend, standen wir bald in dem nach Osten offenen Dreieck des sanftgeneigten Hochalmkeeses, das durch den von der Hochalmspitze über die Elendköpfe zur Preimelspitze ziehenden Kamm einerseits und vom phantastisch zersägten Grate der Steinernen Mandeln anderseits scharf begrenzt wird. In der Höhe der Preimelscharte fuhren wir dann bei zunehmender Steile direkt gegen die Hochalmspitze hinan. Vor einem Steilhang, der zur Randkluft hinaufzog, vertauschten wir die Schier mit den Steigeisen und ließen erstere zurück. (9 Uhr.) Sicher überquerten wir auf festen Brücken die Kluft und erreichten über steile Schneefelder und einen kurzen Firngrat um 10 Uhr den Gipfel der Schneeigen Hochalmspitze, 3345 *m*, die durch eine scharfe Scharte von der um 10 *m* höheren Aperen Hochalmspitze getrennt ist, die man über einige Felsstufen in wenigen Minuten erreicht.

Herrlich war die Fernsicht von dem steilgetürmten Gipfel und während der infolge der grimmigen Kälte nur kurzen Rast wurde manch lieber Bekannter aus dem blinkenden Gipfelmeer erspäht. Während Holzgruber und ich bald wieder abstiegen, rückte Mayer, der eifrig photographiert hatte, mit Schistock und Kamera bewaffnet, noch der Aperen Hochalmspitze zu Leibe.

Um $^{3}/_{4}$11 Uhr hielten wir kurze Rast bei den Brettern. Dann wurde angeschnallt; ein kurzes Beidrehen folgte und in flotter Fahrt ging es der Villacher Hütte zu. Leider konnten wir die durch Ausdehnung und sanfte Neigung des Gletschers gebotene Gelegenheit zu fliegenden Schußfahrten nur wenig ausnützen, denn beinharte „Windgangeln“ und ausgedehnter Harscht gestalteten die Abfahrt größtenteils zu einem recht holprigen Vergnügen. Um $^{1}/_{4}$1 Uhr erreichten wir die Hütte, bei der wir im warmen Sonnenschein eine Stunde lang lenzten. Dann wurde die Hütte in Ordnung gebracht und der Abstieg fortgesetzt. In schöner Fahrt gelangten wir zur Hochalm-Ochsenhütte und nach vorsichtiger Überschreitung des Nordostkammes des Gamsnocks, um 3 Uhr zur Annemanalm. Von hier aus eilten wir mit Hilfe der Steigeisen im Laufschritt in 20 Minuten zur Gmünder Hütte und erreichten um $^{3}/_{4}$5 Uhr, die Bretter im Schlepptau, den Pflüglhof. Nach dreistündiger Wagen-, bezw. Schlittenfahrt traten wir in Spittal a. d. Drau die Heimreise an.

Diese herrliche hochalpine Wintertur bietet mit Ausnahme des brettelfeindlichen Stückes Gmünder Hütte — Annemanalm und der Überschreitung des Nordostkammes des Gamsnocks eine genußreiche Abfahrt, zumal wenn der Schnee weicher und das Maltatal weniger vereist ist als bei unserem Besuch. Doch kann gerade durch diese für den Schimann günstigeren Verhältnisse der eben genannte Teil des Weges bedeutend erschwert werden, wodurch auch die von uns gebrauchten Zeiten weit überschritten werden müßten.

ANKOGEL, 3262 *m*

(S.) Froh ob der endlich wieder erlangten Bewegungsfreiheit und aufatmend, als hätten wir bereits „einen schönen Gipfel in der Tasche“, entstiegen Herr Enzenhofer aus Villach und ich dem Tauernschnellzuge, der um 3 Uhr früh in Mallnitz eintrifft. Auf dem Bahnhofe erwartete uns bereits unser Klubbruder Jaritz aus Klagenfurt, der uns in seine

Herberge geleitete, wo wir den Hochgenuß eines warmen Frühstückes mit einer halben Stunde Zeitverlust büßen mußten, ein Opfer, das ich aber nach elfstündiger Bahnfahrt von Wien aus ganz gerne brachte.

Bald trabten wir mit geschulterten Schneeschuhen auf schöner Straße der Südmündung des Tauerntunnels zu. Vor dieser führt die Straße unter dem Bahnkörper durch und setzt sich nach Überbrückung des Seebaches als schöner, rot markierter Promenadeweg fort. Nach drei Viertelstunden angenehmer Wanderung erreichten wir die Abzweigung des Korntauernweges, eines bereits von den Römern benützten Ueberganges über den Hohen Tauern nach Böckstein. In steilen Windungen führt dieser gut bezeichnete Weg durch prächtigen Hochwald bergan. Wo er diesen verläßt und über einen steilen Grasrücken emporleitet, wurden die Schneefelder immer größer und bildeten schließlich eine zusammenhängende Decke. Ihre Festigkeit gestattete uns ohne Benützung der Schier ein rasches Vorwärtskommen. Bald erreichten wir die durch einen Wegweiser gut gekennzeichnete „Viktorquelle“ und mit ihr die Abzweigung unserer Anstiegsroute vom alten Tauernweg. Hier füllten wir unsere Feldflaschen und benützten gerne die Gelegenheit zu einer kurzen Rast, denn die Steilstufe hatte uns tüchtig warm gemacht und so in Eifer gebracht, daß wir den nach der sternenklaren Aprilnacht „grauenden“ Morgen unbesorgt grau sein ließen und jedwedes Bangen um Wetter und Tur vergaßen. Um so mehr freuten wir uns jetzt, da wir im Westen die benachbarten Berghäupter ob des mißlungenen Sonnenaufgangs für Augenblicke zart erröten sahen. Kurz oberhalb der Viktorquelle überschritten wir einen nach Süden ziehenden Kamm an der höchsten Stelle, an der die zutagetretenden Felsen es gestatteten. Dann erstiegen wir, bereits auf den Schiern, die schönen, ziemlich sanft geneigten Lackenböden, wo neben dem alten Bödenhüttel einige neue Almhütten erbaut worden sind. Von hier aus ist bereits die Alte und die Neue Hannoverhütte sichtbar. Ein steiler Hang beendet die herrliche Wanderung über diese Almen und leitet auf den schmalen Kamm, der von der Arnoldhöhe, auf der die Neue Hannoverhütte steht, herabzieht. Auf diesem Kamme befindet sich, eine halbe Stunde unter der neuen Hütte, die Alte Hannoverhütte, unser nächstes Ziel. Wir hielten hier die Sommerroute ein. Äußerst mühsam gewannen wir an Höhe. Als uns der lockere, ziemlich tiefe Neuschnee bei der zunehmenden Steilheit nicht mehr sicher genug erschien, blieben wir südlich auf einer abgewehten Rippe, über deren felsdurchsetzten, vereisten Rasen wir die Kammhöhe knapp südlich der alten Hütte gewannen. In der Abfahrt benützten wir vorteilhaft jenen Teil des Hanges, der von der flachen, aber nichtsdestoweniger augenfälligen Einsattlung herabzieht, zu der dieser Kamm kurz nördlich der alten Hütte einsinkt. Der Steilhang geht dort bald in bedeutend angenehmer geböschtes Gelände über. Im übrigen werden hier mehr als irgendwo die Schneeverhältnisse die Spur bestimmen.

Eine Stunde lang rasteten wir auf herrlichem Platze bei der Alten Hannoverhütte, 2445 *m*, wobei ein von ferne kommender Ruf unsere Blicke der feinen Linie unserer Anstiegsspur folgen und über die weiten Firnfelder hinabgleiten ließ bis zu den winzigen Bodenhütteln. Dort sahen wir drei schwarze Punkte allmählich näher kommen. Es waren dies Fräulein Grete Hanschmann aus Graz und unsere Klubfreunde Hans Holzgruber und Ingenieur Eduard Mayer, die mit einem späteren Zuge in Mallnitz eingetroffen waren und uns nun eilig nachkamen.

Großartig war von hier der Anblick des Talschlusses, der von der Hochalmspitze beherrscht wird. Majestätisch ragt sie in die vielgestaltigen, in wechselnder Beleuchtung dahinziehenden Wolken, einem Wahrzeichen der Unvergänglichkeit gleich. Schwer nur trennt sich der Blick von dem erhabenen Bilde

und fliegt entlang des kühnen Grates hinüber zum schlanken Gipfel des Säulecks, das ein vielgetürmter Grat mit der Maresenspitze auf der uns gegenüberliegenden Talseite verbindet. In jähen Wänden über tief verschneiten, steilen Karen fällt er zum Seebachtale ab. Sobald die Sonne sich auf Minuten durch die Wolken ringt, beginnt da drüben das schauerliche Konzert donnernder Lawinen. Eilig sucht das Auge die steilen Flanken ab und sieht gerade noch die stürzenden Schneemassen, die, einem mächtigen Wasserfalle gleich, aufschäumend als weißer Gischt von den Wänden auf die Steilhänge niederbrausen, dort breite Massen mitreißen und dann verheerend und unaufhaltsam zu Tale strömen.

Auf unserer Talseite bildet der Ankogel das würdige Gegenstück zu den andern Hochgipfeln. In schier unerreichbarer Höhe ragen seine schön geschwungenen Grate in die jagenden Wolken. Unnahbare Felsflanken stürzen dazwischen zu den steilen Gletschern ab, die in mächtige, bis ins Tal ziehende Hänge übergehen.

Während Jaritz hier die Gefährten erwartete, ging ich mit Enzenhofer weiter. Folgt man dem steilflankigen Kamm, auf dem die Hütte steht, ein kurzes Stück gegen Norden, so gestattet er den Übergang auf die von der Arnoldhöhe und Grauleitenspitze nach Süden ziehenden Hänge ohne besonderen Höhenverlust. Diese Hänge erscheinen vom Kamme aus — wohl infolge der starken Stirnansicht — bedeutend steiler als sie wirklich sind und auch ich überschätzte sie im ersten Augenblicke derart, daß es mir fast leid tat, diese Tur als „Winterfahrt“ eingefädelt zu haben. In Wirklichkeit machte uns bei der Querung, während der wir mehrfach den Goslarer Weg „durchspürten“, die Länge bedeutend mehr zu schaffen als die Steilheit. Die Grauleitenwand südlich umgehend, erreichten wir in steiler Auffahrt das Lassacher Kees, das trotz seiner bedeutenden Neigung nur wenig zerklüftet ist. Mühsam kamen wir durch den klebrigen Neuschnee in der heißen Mittagssonne fort. Immer neue Firnwellen galt es zu überwinden, bis uns endlich eine letzte zähe Spitzkehre den Westgrat des Kleinen Ankogels ziemlich hoch über der Radeckscharte erreichen ließ. Weit unten sahen wir die nachkommenden Gefährten.

Hier rasteten wir eine halbe Stunde. Dann knüpften wir uns an das Seil und stiegen, mit Eisen und Pickel bewehrt, über den hoch mit Neuschnee bedeckten Westgrat sehr mühsam aber unschwierig auf den Kleinen Ankogel, 3097 *m*, und erreichten kurz nachher die überwächtete Ankogelscharte. Bald ließen uns die eindrucksvollen Bilder, die ein schön geschwungener, von phantastischen Nebelgebilden umwallter Felsgrat, geschmückt mit vorwitzig in die Tiefe lugenden Wächten bietet, und die Nähe des Gipfels alle Müdigkeit vergessen. Gewürzt durch manch reizvollen Tiefblick gestaltete sich die Kletterei über den hübschen Fels- und Schneegrat anregend und abwechslungsreich.

Um $^1/_2$ 2 Uhr, 1 $^1/_2$ Stunden nach der letzten Rast, erreichten wir den Gipfel. Der Genuß eines schönen Ausblickes blieb uns leider versagt, trotzdem wir eine halbe Stunde lang beim Gipfelzeichen dicht aneinander geschmiegt darauf warteten. Doch erlitt dadurch unser Bergsteigerglück ebensowenig Einbuße, wie durch die reichlich niederprasselnden Hagelschauer.

In den Aufstiegspuren vollzog sich glatt und mühelos der Abstieg. Bald oberhalb der Scharte begegneten wir den gipfelwärts strebenden Gefährten. Bei den Schiern angelangt, nahmen wir einen kleinen Imbiß und rüsteten uns für die Abfahrt, die wir um 3 Uhr 15 Min. antraten. Da wir durch unsere Aufstiegsspuren jeder Orientierungssorge enthoben waren, vollzog sich die Fahrt trotz des Nebels und des dichten Schneefalles bis zur Hannoverhütte genußreich und von dort in herrlichen Schußfahrten und im angenehmsten „Wieserlrutschen“ geradezu begeisternd.

Kölnbreinspitze Hafner Malteiner Sonnblick

Ing. Ed. Mayer phot.

Abb. 1. Schneeige Hochalmspitze von der Aperen Hochalmspitze

Goldberggruppe Ankogel

Ing. Ed. Mayer phot.

Abb. 2. Ankogel von der Hochalmspitze

Ing. Ed. Mayer phot.

Abb. 3. Hochalmspitze und Säuleck von der alten Hannoverhütte

Ing. Ed. Mayer phot.

Abb. 4. Elendköpfe und Preimlspitze vom Hochalmkees

Sie ist wohl am besten dadurch gekennzeichnet, daß wir in einer Stunde die Schneegrenze erreichten, bei einer Höhendifferenz von beiläufig 1400 *m*, wobei vor der Hannoverhütte ein ziemlich langes, horizontales Wegstück zu bewältigen ist. Eine halbe Stunde später war die Talsole und um $^3/_4$ 6 Uhr Mallnitz erreicht.

Wer im Frühjahr einen Hochgipfel besteigen will, wer Freude hat an einer hübschen, winterlichen Gratkletterei und damit noch den Genuß einer schönen Abfahrt verbinden möchte, wird von dieser Tur, die wegen Steilheit der Hänge und Lawinengefahr unverdientermaßen stark verrufen ist, vollauf befriedigt sein.

SÄULECK, 3080 *m*

(S.) Wenn dieser formenschöne Berg auch nicht die gleichen alpinen Vorzüge besitzt wie die beiden Hauptgipfel der Ankogelgruppe, so muß sein Besuch doch als zum Teile sehr schöne und im ganzen lohnende Schitur wenigstens kurz in die vorliegende Arbeit einbezogen werden.

Der gutmarkierte Zugang zum Dössener See, an dem die Arthur-von-Schmid-Hütte einen günstigen Stützpunkt bietet, zweigt südsüdöstlich vom Bahnhof in Mallnitz von einem Fahrwege ab und ist durch eine Wegtafel, die vom Bahnhofe schon sichtbar ist, leicht zu finden. Nach Überwindung des ersten steilen Teiles ist der Weg durch das Dössener Tal außerordentlich hübsch und hat für den Schimann nur den einen Nachteil, daß er viel zu lang eben oder in geringer Neigung dahinzieht und dann plötzlich in einer großen Steilstufe mehr als 300 *m* emporsteigt. Schön ist auch der damit erreichte Kessel, an dessen Rand in anmutiger Lage die Eggeralm den Wanderer zum Verweilen einladet. Hier oben hielten Herr Ernst Aschenbrenner aus Wien und ich an einem sonnigen Apriltage nach dreistündigem Marsche Rast und wir freuten uns, daß wir endlich die geschlossene Schneedecke erreicht hatten und nunmehr die Schier ununterbrochen verwenden konnten. Nach kurzer Rast ging es in schöner Auffahrt weiter bis zur nächsten Steilstufe, die uns wieder 200 *m* an Höhe und somit den schönen Kessel des Dössener Sees gewinnen ließ. Hier steht in herrlicher Umgebung die für den Winterbesuch vorzüglich eingerichtete Arthur-von-Schmid-Hütte der Sektion Graz.

Für den weiteren Anstieg wählten wir den nördlich der Hütte beiläufig 200 *m* hinanziehenden Steilhang und gelangten so auf das Hochplateau der Seealm. Wir querten dieses Plateau in der Richtung jenes Gratastes, der bis zu seiner Umfahrung die Südwestwand des Säulecks im Süden konturbildend abschließt. Dabei wird man gut tun, sich nicht zu hoch zu halten, da man sonst einige Mulden ausgehen müßte. Übrigens entspricht diese Route nahezu dem bis auf den Gipfel markierten Sommerwege. Den erwähnten Gratast für den Südostkamm zu halten, soll ein für die Erreichung des Gipfels wenig förderlicher, aber nicht seltener Irrtum sein. Wir umgingen ihn und gelangten nach steiler Auffahrt in die sanfte Einsattlung zwischen der Großen Gößspitze und dem Säuleck, wo wir die Schier zurückließen. Über den breiten, unschwierigen Südostkamm erreichten wir den hübschen Gipfel. Lange genossen wir dort den herrlichen Anblick des im hellen Sonnenlichte erstrahlenden Gipfelmeeres.

Die Abfahrt bis zur Hütte ist sehr schön, besonders dann, wenn man durch eine Mulde, an der Großen Gößspitze vorbei, in das Kar unter der Mallnitzer Scharte einfährt. Dabei ist aber wohl darauf zu achten, daß man die richtige Durchfahrt nicht verfehlt, da man sonst in Wandpartien kommt. Nach diesem steileren Stück kann bei günstigem Schnee die Abfahrt in einem langen, herrlichen Schuß, am Südufer des Dössener Sees vorbei, bis zur Hütte in wenigen Minuten bewerkstelligt werden. Wie jede schöne Abfahrt hat auch diese den Nachteil, viel zu kurz zu sein.

Den schönen Abend verbrachten wir größtenteils im Freien, bis uns schließ-

lich die zunehmende Kälte in die Hütte trieb. Am nächsten Tage wollten wir im Vereine mit den in der Nacht nachkommenden Gefährten eine hübsche Kletterei ausführen. Als wir uns daher noch spät abends für das Wetter interessierten, trauten wir unseren Sinnen kaum: strömender Regen bei einer Temperatur von $+5^{0}$, Wetterleuchten, entfernter Donner. Die Nacht gestaltete sich dann ziemlich unruhig. Denn sowohl die zahlreichen, äußerst lebhaften Mäuse als auch die eintreffenden Gefährten unterbrachen wiederholt unseren Schlummer. Da die für den nächsten Tag geplante Tur buchstäblich ins Wasser fiel, konnten wir am Morgen an Schlaf einbringen, was wir nachts versäumt hatten. Mit „Schwingen" und Essen trösteten wir uns über das elende Wetter und traten nachmittags in übermütigster Stimmung die Abfahrt an.

Auf die Angabe unserer Zeiten habe ich verzichtet, da wir die Tur in ungebundener Lenzerei ausführten. Man rechnet für den Anstieg sieben Stunden. Die Tur ist bequemer und leichter als die Besteigung der beiden Hauptgipfel der Gruppe und landschaftlich sehr schön. Die Abfahrt bis zur Hütte ist herrlich; der übrige Teil des Geländes aber ist zu unregelmäßig geböscht, um eine besonders genußreiche Fahrt zu ermöglichen. Dem Umstande, daß diese Tur bis hoch hinauf mit den Brettern ausführbar und der Gipfel leicht erreichbar ist, sowie der günstigen Lage der Schmid-Hütte dürfte das Säuleck seine Beliebtheit als Schitur verdanken.

HOHER SONNBLICK, 3106 *m*

(T.) Es war an einem sonnigen Märztage, als wir, mein Freund med. H. Zelenka und ich, nach schier endloser Talwanderung in Kolm-Saigurn ankamen; seit der Jahreswende die ersten Besucher im Hochtauernhof. Uns zu Füßen lag die alte Gewerkschaft; halb verfallen, vermögen die Gebäude kaum die Schneelasten zu tragen, die der Winter ihnen aufgebürdet. Sie erinnern an jene entschwundenen Zeiten, da in diesen Bergen der Mensch Tag und Nacht nach dem roten Metall wühlte, bis nur mehr taubes Gestein in seine Hände fiel. Ernst und erhaben blickten die Hochgipfel der Gruppe herab, nahe genug, um auch Einzelheiten erkennen zu lassen, und doch so weit, daß sie als einheitlich-mächtiges Bild wirken, das sich unvergeßlich und unvergänglich einprägt in die empfindsame Seele des Naturfreundes. Tod und Erstarrung lag dort oben in den Eismassen, die gleich einem faltenreichen Mantel von den Firngiebeln herniederwallen, und doch konnten auch sie soviel bieten für unser Sinnen und Fühlen. Hier, wo das schimmernde Weiß noch alle Farben verdeckt, alle Grenzen verwischt, wo kein Laut die andachtsvolle Ruhe entweiht, den Gedankenflug hemmt, hier war es schon märchenhaft wundersam. Wie mochte es erst dort oben sein, im ewigen Firn, auf lichtumflossener Höhe!

Nächtliches Dunkel breitete sich noch über das Tal, als wir am andern Tag das gastliche Heim verließen und der Höhe zustrebten. Aber bald zauberte die Sonne in einer endlosen Zahl funkelnder Schneekristalle überirdischen Glanz. Ein Wintermorgen zog herauf, wie er in solcher Lichtentfaltung und Pracht nur in den Bergen zu schauen ist. Und was der Morgen versprochen, hat der Tag auch gehalten: Wolkenlos, vom Blau des Äthers abgegrenzt, lagen die tiefverschneiten Eisströme vor uns, gekrönt von den Hauptgipfeln der Gruppe.

Wir hatten die Steilstufe zum „Neubau", das unangenehmste Stück der Auffahrt, bereits überwunden und eilten dem „Gruppeten Kees" zu. Spielend flimmerten der Sonne Strahlen in dem gleißend grünen Gletscherbruch! Tiefe Schatten warfen sie in das Spaltengewirr, glanzvolles Licht breiteten sie über wunderlich-gespenstige Gestalten, schimmernd ließen sie den Schnee, blinkend das Eis

erscheinen, und all das auf so kleinen Raum gedrängt! Fast mühelos fuhren wir gegen die Rojacherhütte zu. Noch einen Steilhang galt's zu überwinden, dann hatten wir sie erreicht und gönnten uns eine längere Rast, die erste des heutigen Tages. Die Sonne hatte mit ihren glühenden Strahlen den Schnee derart erweicht, daß tiefe Spuren unsern Aufstieg über das Kees kennzeichneten, als wir wieder weiter gegen die Goldbergspitze zuhielten. Doch wir konnten nicht mehr weit von unserem Ziele entfernt sein; ein Blick nach Norden und da stand es auch, ein Menschenhorst auf ragender Höh' — das Zittelhaus auf dem Sonnblick. Schnell über den beinharten Windharscht, den auch die Mittagsonne nicht zu erweichen vermochte, empor und der Gipfel ist erreicht.

Eine Welt von Bergen liegt vor uns mit schimmernden Fernern übergossen, unendlich gegliedert, nirgends ein ebener Strich Landes, Gipfel an Gipfel ohne Ende. Die Südlichen Kalkalpen überraschen durch ihre seltsamen Formen, im Norden fesseln die vielgescharteten, schneearmen Steilwände den Blick, östlich liegt das Reich des Ankogels und der Hochalm mit ihren Plattenabstürzen in den Lassacher Winkel, und im Westen flutet, greifbar nahe, vom Tauernhauptkamm in großen, mächtigen Wellen gegen das Mölltal die Pasterze hernieder. Mit scheinbar senkrechter Wand stürzt der Glockner gegen diese ab und bietet jenen überwältigenden Anblick, der schon so oft im Bilde festgehalten wurde — wohl auch den Glanzpunkt unserer Rundschau. In der näheren Umgebung tritt der Hocharn, den ein doppeltgeschwungener Grat mit unserm Berg verbindet, und das sanft geneigte Wurtenkees, das vom Gipfel des Scharecks herabzieht, besonders hervor. —

Nachmittags statteten wir der nahen Goldbergspitze, 3066 *m*, klettersüchtig, wie wir waren, einen Besuch ab und kehrten wieder zum Klein-Fleissattel zurück, wo wir unsere Bretter hinterlegt hatten. Und als wir zum Zittelhaus emporstiegen, erglühten die Schneehäupter um uns heute zum zweiten Male in feurigstem Gold, während sich schon dunkle Schatten über die Täler breiteten und wallende Nebel ihnen entstiegen. Der scheidende Tag zauberte Farbentöne und Stimmungen, wie sie nur die ungetrübte Klarheit eines ruhigen Wintertages zu bieten vermag. —

Eisig kalter Wind hatte sich nachts erhoben und dicker Nebel hielt uns umfangen, als wir am nächsten Morgen erwachten. Es war nichts zu machen, als mit dem Beobachter einige Stunden zu verplaudern. Er ist ein alter Führer, der früher beim Goldbergbau beschäftigt war und nun Winter und Sommer mit den Ablesungen der meteorologischen Apparate beschäftigt ist. Als nachmittags das Wetter etwas besser wurde, war es aber schon zu spät, um noch zum Schareck aufzubrechen. Wir folgten der unwiderstehlichen Anziehungskraft, die eine flotte Abfahrt, aber auch die vollen Schüsseln und der perlende Wein des Hochtauernhofs auf uns ausübten, und schnallten die Bretter an. Vom Gipfel weg ging's zunächst recht holprig über hart gefrorenen Windharscht. Aber bald wurde der Schnee besser und es begann ein lustiges Dahinschießen über das sanftgeneigte Kees zur Rojacherhütte hinab, an der wir in dem leider wieder eingefallenen dicken Nebel fast vorbeigeeilt wären. In unzähligen Bögen und Wendungen, die uns bei solcher Unsichtigkeit die Vorsicht gebot, erreichten wir — zuletzt in flottem Schuß — den Neubau. Bis hierher wurde die ganze Abfahrt stark vom Nebel beeinträchtigt, der uns die Schätzung der Neigungsverhältnisse recht erschwerte. Um so genußvoller und schöner war die Fahrt über die folgende Steilstufe, die schon außerhalb der Nebelzone lag und uns zum Hochtauernhof brachte, wo wir, begrüßt vom Winterwärter, Einzug hielten.

SCHARECK, 3131 *m* *(T.)* „Einen solchen Tag, wie gestern beim Anstieg auf den Sonnblick, bekommen wir nicht wieder; heute müssen wir eilen, wenn wir nicht ganz auf diese Tur verzichten wollen", rief ich meinem Gefährten zu, als wir tags darauf vor der Eingangstür unsere Schneeschuhe anschnallten. Das Wetter war noch nicht ungünstig, aber der Westwind, der dort oben die Wolken peitschte, die warme Luft, die uns umgab und den Schnee schon frühmorgens erweicht hatte, das waren Anzeichen, die nie trügen.

Auf schon bekannter Route stiegen wir durch das „Maschinental" zum Neubau auf und wendeten uns dann über das felsfreie, hindernislose Gelände der Fraganter Scharte zu. Während der ganzen Auffahrt „markierte" ich mit den Doppelstöcken so gut es nur ging den Anstieg, um uns auch dann noch eine flotte Fahrt zu sichern, wenn etwa neidische Nebel uns wieder um diesen Genuß bringen wollten. Mühelos kamen wir über metertiefen Firnschnee mit einigen wenigen Kehren, bei deren Anlage zugleich auch ihre Benützung zur Talfahrt berücksichtigt wurde, vollends auf die Scharte. Vor uns lag das Wurtenkees, das in sanftem Gefälle vom Firngiebel des Scharecks herabzieht, nur durch eine unbedeutende Einsenkung von uns getrennt. Über diese hinweg fuhren wir vorerst gegen den Weinflaschenkopf zu und gelangten unter diesem vorbei auf den Gipfel des Scharecks.

Der schöne Tiefblick ins Naßfeld und der Blick auf den Ritterkopf, den Hocharn und den Sonnblick mit seiner Hochwarte gaben Bilder und Eindrücke, die mir tief in Erinnerung blieben. Aber fast mehr noch als die großartige Bergwelt, der Ausblick auf die Umgebung und die Fernsicht, fesselte das Wurtenkees meine Blicke. Immer und immer wieder überflog ich die eisig glitzernde Schneeschuhbahn zu unseren Füßen, in der keine Steilstufe, kein Fels die fliegende Talfahrt zu stören schien. Da gab's für uns kein Verweilen mehr, sausend ging's vom Gipfel hinweg in den stäubenden Schnee. Schwung folgte auf Schwung, hoch wirbelte der Schneestaub auf, immer schneller, rasender wurde die Fahrt, bis wir endlich knapp unter der Fraganter Scharte zum Stillstehen kamen. 400 *m* Höhe hatten wir in wenigen Minuten aufgegeben. — Wir stiegen nun das kurze Stückchen zur Scharte bergan, um jenseits das jagende Spiel wieder von neuem zu beginnen. So sehr hatte die Fahrt unsere Sinne gefangen, daß wir gar nicht nach dem Wetter ausschauten und auf einmal ganz unerwartet in dicken Nebel gehüllt waren. Wir hielten eine kurze Rast, um zu warten, ob der graugelbe Dunst, der uns umgab, nicht weichen wollte, entschlossen uns aber bald zur Weiterfahrt, da wir Schneefall fürchteten. Wie angenehm waren jetzt die mit den Stöcken in den Schnee eingezeichneten Marken und unsere Aufstiegspuren, die teilweise noch gut sichtbar waren! Diesen Zeichen entlang schossen wir in das vollständig undurchdringliche Grau des wogenden Nebelmeeres hinab. Der Neubau zog schemenhaft an uns vorüber, in toller Gleitfahrt sausten wir in das Maschinental; dann noch einige Schwünge und Bogen und der Talboden war erreicht. Nach kaum einstündiger Fahrt legten wir vor dem Hochtauernhof unsere Schneeschuhe ab. Welch ein Unterschied liegt in solcher, dem Vogelflug gleichenden Abfahrt gegenüber dem Abstieg des Fußgebers! — Als wir eine Weile später zum Fenster hinausblickten, sanken ungezählte Schneeflocken in nimmermüdem Wirbeltanze zur Erde herab.

Das Schareck bietet wohl die schönste Fahrt in der Goldberggruppe und wer sich bei der Wahl seiner Winterziele von der Eignung des Geländes allein leiten läßt, wird diesen Berg bevorzugen. Wer aber auch Sinn für eine wohlgeordnete, überwältigende Rundschau hat, dem wird der Sonnblick noch mehr bieten.

KITZSTEINHORN, 3204 *m* *(T.)* Wer von den smaragdenen Fluten des Zeller Sees aus die malerische Umgebung auf sich einwirken läßt, die von dem immergrünen Waldmantel emporsteigt zu den eisigen Häuptern rauher und stolzer Schönheit, gibt wohl die Palme des Sieges dem Kitzsteinhorn. In kühnem Aufbau schwingt sich dessen Dreikant in die Lüfte und ragt einsam und mächtig über den blendenden Firn des Schmiedingerkeeses auf, dessen blinkendes Weiß das herrliche Bild so festlich schmückt.

Ein prächtiger Wintertag brach an, als ich mit meinem Freund for. A. Gassareck die schuhhoch mit Schnee bedeckte Straße im Kapruner Tal zur Wüstelau hinaufwanderte. Bei der Abzweigung in das Grubalpental folgten wir dem Winke des Wegweisers, stiegen über die unterste Steilstufe, mit der das Tal gegen die Ache abfällt, empor und fuhren dann in tiefem Pulverschnee weiter talein. Über mäßig geneigten Almboden, der nur mit wenigen Bäumen bestanden ist, geht's an mehreren tiefverschneiten Almhütten vorbei zur Salzburger Hütte. Die folgende Steilstufe, die zum Schmiedingerkees hinaufleitet, läßt sich überraschend schnell und leicht überwinden, wenn man nicht dem Sommerweg folgend unter dem Gaisstein durchfährt, sondern sich stark rechts hält. Mit wenigen Spitzkehren kamen wir da wieder auf gut befahrbares Gelände und standen bald nachher an der Schwelle der Krefelder Hütte, 2305 *m*. Die nächtliche Bahnfahrt lag uns noch in den Gliedern und beim Aufstieg hatten wir in dem tiefen Schnee anstrengende Spurarbeit zu leisten gehabt, so daß wir es uns jetzt nachmittags in der Hütte recht gemütlich machten und die wohlverdiente Ruhe genossen.

Die Lage des stattlichen Bergheims ist reizend. Vom unteren Ende des Schmiedingerkeeses schweift der Blick hinauf über seinen strahlenden Firnmantel, der im Banne winterlicher Erstarrung zu andachtsvoller Bewunderung stimmt. Wie ein kristallfunkelnder Palast aus glitzerndem Spiegel erhebt sich der Felsdom des Horns. Über die grünblauen Wellen der Salzach grüßen die Kalkberge herüber vom Zackengewirr des Kaisers bis zu den himmelstürmenden Wänden des Dachsteins. Gleich einer riesigen Woge ragen sie in das Atherblau empor, eine endlose Zahl wildzersägter Mauern, Türme und Klippen. Traumverloren blicken wir hinaus in die weite Bergwelt und lauschen dem Donner der Lawinen, die die wärmende Sonne vom ewigen Eis des jenseits aufragenden Wiesbachhorns loslöst, bis der Abend niedersinkt.

Es war schon 7 Uhr morgens, als wir am folgenden Tage die Hütte verließen. Mäßig ansteigend wandten wir uns nach Westen der Rettenwand zu und fuhren in einem einzigen großen Bogen gegen das Magnetkögerl hinauf. Dort ließen wir unsere Schneeschuhe zurück, um über die noch ungefähr 200 *m* hohen Felsen zum Gipfel aufzusteigen. Die wenigen vereisten Stellen überwanden wir ganz gut und folgten den überall benützbaren Drahtseilsicherungen. Ein scharfer Wind empfing uns oben, doch die Sonne hatte schon merkbare Kraft und gestaltete den Aufenthalt ganz leidlich. Das Kitzsteinhorn bietet eine prachtvolle Aussicht. Alle bedeutsamen Erhebungen der Glocknergruppe reihen sich um uns zum Bilde. Der Venediger ragt hoch über seine Untergebenen empor und im Norden fällt der Blick auf das Gipfelmeer der Kalkalpen. Über Berg und Tal hat der Winter seinen weißen Mantel ausgebreitet und kein Nebelstreif, kein Höhenrauch behindert den Ausblick. Mit Gewalt mußten wir uns losreißen von der Weihe dieses Rundgemäldes, um hinabzukommen zu unseren flüchtigen Brettern, die uns nun den zweiten Hochgenuß des Tages vermitteln sollten. In ununterbrochener Schußfahrt, die Stöcke beiderseits nachschleifend, sausten wir unseren Spuren entlang, um erst bei der Hütte wieder den rasenden Flug zu hemmen. Nur nach Minuten zählte die pfeilschnelle Gleitfahrt über das Kees und doch bot sie eine solche

Unmenge von Freude und Genuß, daß sie in meiner Erinnerung als eine der schönsten fortlebt, die ich je kennen lernte.

Nachdem wir die Hütte in Ordnung gesetzt und unser hier zurückgelassenes Gepäck in den Rucksäcken untergebracht hatten, kochten wir noch ein tüchtiges Mittagsmahl und traten sodann die Weiterfahrt an. Wieder ging's ungehemmt hinab und wir erreichten mit zahlreichen Schwüngen und Bögen die Salzburger Hütte. Ein kurzes ebenes Stück, über das wir uns mit den Stöcken hinweghalfen, folgte, und schon jagten wir wieder über die welligen Almen talaus. Blitzschnell zogen die ersten Bäume an uns vorüber; eine Strecke weit schossen wir gerade hinab, dann nötigte wieder die zunehmende Neigung zu einigen Schwüngen. Nochmals ein wildes Schußfahren mit dem Wind um die Wette und wir standen vor der Steilstufe in das Kapruner Tal. Die Sonne hatte hier in den letzten Tagen dem Schnee stark zugesetzt, und da uns nur eine holprige Fahrt in teilweise schon schneelosem Hochwald bevorstand, schnallten wir lieber ab und gingen mit unsern Brettern auf dem Rücken zur Straße hinab, die wir in einer halben Stunde erreicht hatten. Einsam eilten wir einige Stunden später dem Bahnhof zu; der Mond goß sein Licht über die ganze Landschaft, weißer Duft lag im Tal und einen Schleier hatte die Bergfee um das Haupt unseres stolzen Gipfels gewoben, wohl unwillig über die fremden Eindringlinge.

GRANATSPITZE, 3085 *m*, LANDECKER SONNBLICK, 3087 *m*

(*S.*) Nach einer nächtlichen Bahnfahrt von Wien und einer einstündigen Wagenfahrt von Uttendorf im Stubachtale trafen Herr ing. Assanek und ich am Morgen des 2. Juni 1911 beim schmucken Wirtshaus in der Schneiderau ein. Wir wünschten dem Wirte, daß er nicht abergläubisch sei, denn sonst müßte ihm die geringe Zeche der ersten Saisongäste noch sorgenvolle Stunden bereitet haben. Nach einfachem Frühstück verließen wir die gastliche Stätte und wanderten taleinwärts der Rudolfshütte zu. — Vom Großvenediger und vom Hohen Sonnblick aus hatte ich all die herbe Schönheit der Glockner- und Granatspitzgruppe in ihrer Winterpracht bewundern können und unwiderstehlich zog es mich hin nach dem Zauber, den der Winter in seinen letzten Bollwerken so reichlich entfaltete.

Allein der angebrochene trübe Morgen, der sich von seinen Vorgängern nur dadurch unterschied, daß er voraussichtlich seine feuchten Schönheiten etwas später zu zeigen beabsichtigte als diese, war so recht geeignet, unsere Siegeszuversicht nicht gerade bis zum Gipfel des Großglockners emporwachsen zu lassen.

Von den Schönheiten des „Fischerweges", der uns längs der schäumenden Ache durch prächtigen Hochwald zu den anmutigen Almen des Enzingerbodens mit seinen vormärzlichen Landschaften führte, von dem von Schnee umgrenzten, verträumten Grünsee zwischen seinen ragenden Wänden, mit all der schwermütigen Schönheit eines kleinen Hochsees und dem zur Rast einladenden Französach-Jagdhause in winterlicher Umgebung will ich hier nicht erzählen. Denn dies wäre zu stark im Widerspruche mit unserem Geknurre über diesen „Schinder", wobei zugestanden werden muß, daß die Unparteilichkeit unseres Urteiles ebenso wie wir selbst durch das Gewicht der Schier und Pickel, des Seiles, des achttägigen Proviants, der Steigeisen, sowie durch den Regen und Schnee peitschenden Gegenwind und dergleichen Kleinigkeiten mehr doch erheblich herabgedrückt war. Nach Überwindung der letzten Steilstufe „Im Winkel", die bei nur einigermaßen ungünstigen Schneeverhältnissen lawinengefährlich ist, konnten wir dauernd die Schier verwenden. Nach fünfeinhalbstündigem Marsche erreichten wir bei heftigem Schneesturm die in tief verschneiter Umgebung reizend gelegene Rudolfshütte, 2242 *m*.

Dort hatten unsere Vorgänger (wie wir im Tale erfahren haben, waren es Jäger) bereits dafür gesorgt, daß uns der Rest des Tages durch Reinigen und Ordnungmachen recht schnell verging. Für die weitere Unterhaltung sorgte ein kleiner Eisenofen, der, obwohl selbst recht gefräßig, für unseren Hunger und Durst wenig Verständnis zeigte, uns viele Mühe verursachte und sich in seiner Bauart als wenig praktisch erwies. Aber sonst war es in der Rudolfshütte sehr gemütlich.

Die Schönheit des nächsten Morgens trieb uns früh hinaus. Granatspitze und Landecker Sonnblick waren unser Ziel. Blendender Neuschnee und tiefblauer Himmel, von dem sich die umliegenden Spitzen mit ihren wehenden Schneefahnen und schneidigen Graten scharf abhoben, ließen uns bald die von gestern noch schmerzenden, verschwollenen Schultern vergessen. Nach kurzer Schußfahrt zum Ufer des verschneiten Weißsees wendeten wir uns, in der Wahl unserer Anstiegsroute den zahlreichen Lawinengängen Rechnung tragend, dem Tauernkogel zu und gelangten, an dessen Nordhängen weit unten nach Westen querend, in die steile Mulde, die zum Sonnblickkees hinaufleitet. Bald war sie durchfahren und wir erreichten mühelos den Gletscher. Hier war der Neuschnee weggeweht und wir zogen unsere Spur in einer breiten Gasse zwischen den Eisbrüchen auf festem Firn bergan, hielten dann in einer Höhe von beiläufig 2700 *m* die Sommerroute ein und gelangten nach dreistündigem Anstieg zur Granatscharte, 2967 *m*, von wo man nach einer halben Stunde pikanter Kletterei über den Südgrat den Landecker Sonnblick erreicht.

Heftiger Südwestwind, der uns schwere Wolken eilig zutrieb, ließ uns nicht lange den herrlichen Rundblick bewundern, von dem uns die elegante Pyramide des Großvenedigers im Westen, der Hocheiser und das Kitzsteinhorn im Osten besonders auffielen. Von der Granatscharte querten wir dann schräg aufwärts gegen den Ostgrat der Granatspitze, der eine höhere Auffahrt mit den Schiern gestattete als der nähere Nordwestgrat. Nach einviertelstündiger, ganz netter Kletterei über vereisten und verschneiten Fels erreichten wir den Gipfel.

Unterdessen hatte der Wind an Heftigkeit zugenommen und ein Unwetter, dessen Nahen wir ungern beobachtet hatten, mußte nun bald bei uns sein. Eilig kletterten wir daher unseren Brettern zu, nahmen rasch einen Imbiß und machten uns dann zur Abfahrt bereit. Und nun ging es in flotter, herrlicher Fahrt in den Spuren des Aufstieges über den Gletscher hinunter. Als wir dann erst die Eisbrüche hinter uns wußten und weite, übersichtliche Hänge vor uns hatten, da ließen wir den Brettern freien Lauf und freuten uns der herrlichen Schußfahrt. Aber bald trat ein Wechsel in der Schneebeschaffenheit ein. Warmer Regen hatte hier unten den Schnee wässerig und tückisch weich gemacht, so daß wir sehr aufmerksam fahren mußten. Da kam die steile Mulde, die wir im Aufstieg benützt hatten. Mein Gefährte blieb stehen, warf einen sehnsüchtigen Blick auf die weit unten sichtbare Hütte, einen gehässigen auf den Schnee, streckte den Pickel weit von sich und glitt, nein raste in gerader Schußfahrt die Mulde hinunter! Erleichtert atmete ich auf, als ich ihn wohlbehalten unten stehen sah und erkannte, daß sein Pickel eine innigere Vereinigung mit ihm abgelehnt hatte. In kurzen Schwüngen folgte ich nach.

Nach dreiviertelstündiger Abfahrt erreichten wir die Rudolfshütte.

Diese Tur kann unter normalen Verhältnissen weder als anstrengend noch als technisch besonders schwierig bezeichnet werden und wird durch ihre Schönheit den Bergsteiger wie den Schimann im gleichen Maße befriedigen.

OBERE ODENWINKELSCHARTE, 3219 *m*, HOHE RIFFL, 3346 *m*, GROSSER BURGSTALL, 2965 *m*

(S.) Am nächsten Morgen hielt das Unwetter mit unverminderter Kraft an. Heulend tobte der Sturm und jagte phantastische Nebelgebilde in rasender Eile über den düsteren Odenwinkel. Der Aufstieg über die Obere Ödenwinkelscharte zum ersehnten Standquartiere, der Oberwalderhütte, mußte deshalb verschoben werden.

Mittags wurde es dann schön, wunderschön sogar. Ein kleiner Bummel auf den Schafbühel, 2350 *m*, den „Hüttenberg", vermittelte uns einen schönen Rückblick auf unseren Anmarschweg und auf den Tauernmoosboden. Die dann folgende ebenso schöne als kurze Abfahrt zur Hütte veranlaßte uns, den Bummel in der Umgebung der Hütte zu verlängern. Sonnige Lenzerei auf dem Dache der Hütte, die auf der Nordseite noch so hoch verschneit war, ließ uns dann die ernste Schönheit der Umgebung mit Muße genießen, bis die violetten Schatten des entschlummernden Tages die Gletscher färbten. Aus zartem Dunstschleier lugten die Spitzen herunter. Über den weißen Firngraten des Hocheisers und der Riffl schimmerte noch eine letzte Welle scheidenden Lichtes. Hochtreibendes Gewölk leuchtete in allen Farben. — Bei duftendem Tee und gemütlichem Plausch wurde der unfreiwillige Rasttag dann im warmen Kochraume beendet. —

Am folgenden Morgen hielten wir um 3 Uhr Tagwache. Eine Stunde später waren die nötigen Hüttengeschäfte besorgt und nach kräftigem Frühstück lenkten wir unsere Brettel dem Ödenwinkelkees zu.

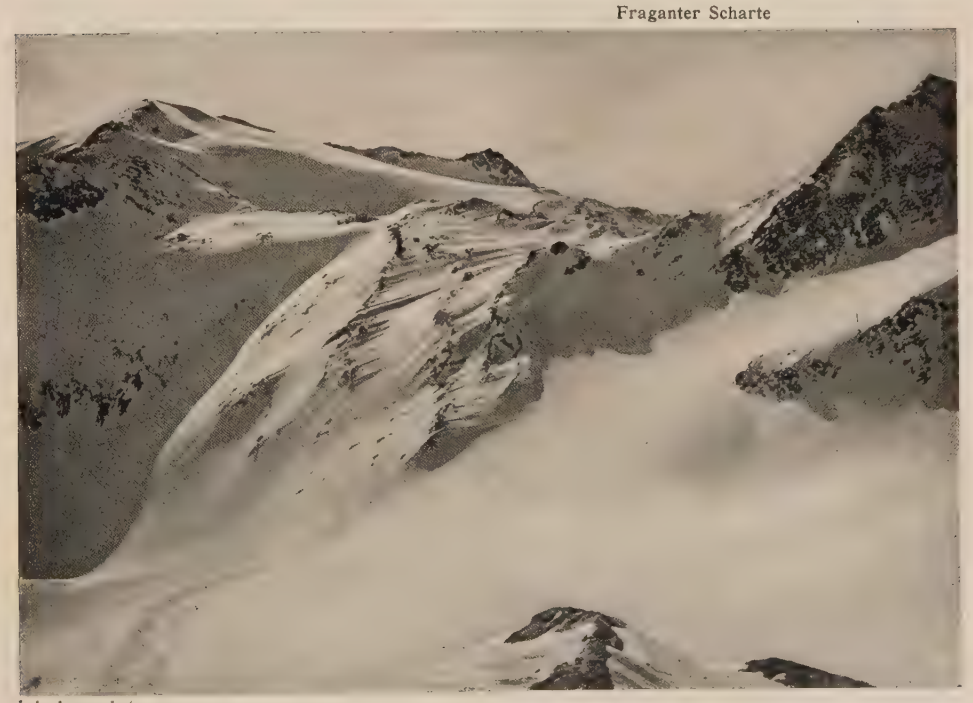
Im fahlen Morgendämmerlichte sahen wir hoch oben im Ödenwinkel die dichten Nebel wallen. Ein frischer Ostwind drängte zu wärmespendender Bewegung. Wir folgten der Sommerroute, die über eine beiläufig 80 *m* hohe Wand zum Ödenwinkelkees hinabführt. Dieses Stück erforderte viel Aufmerksamkeit. Denn wo tagsüber das Schmelzwasser über plattigen Fels und steiles Gras hinunterrieselte, dort trafen wir glasiges Eis. Und die steilen Rinnen, die im Sommer auf gutem Steiglein überquert werden, erwiesen sich noch als tückische Schneekehlen, in denen fahrtfrohe Steine ihre eiligen Bahnen zeichneten. Die wenigen Eisentritte des Sommerweges waren nicht benützbar. Mit großer Vorsicht, die Schier karabinerartig umgehängt und bei jedem Schritte peinlich auf die Erhaltung des Gleichgewichtes bedacht, querten wir nach rechts abwärts. Im letzten Stücke konnten wir durch Aushängen an hübsch „glasierten" Griffen, deren Reinheit weniger trügerisch war als deren Festigkeit, rascher abwärts kommen und fuhren dann über die kurze, steile Schneehalde zum Gletscher hinab.

Bei ungünstigeren Verhältnissen müßte man dieses Stück wohl umgehen, den Weg zum Kapruner Törl bis beiläufig zu seinem tiefsten Punkte verfolgen und dann von Norden in das Ödenwinkelkees einfahren. Der Versuch, nach kurzer Querung unter den Ostwänden des Punktes 2487 der Alpenvereinskarte über ein Schneefeld bei Punkt 2348 auf das Ödenwinkelkees abzufahren, dürfte ein befriedigendes Ergebnis bringen. Dieser Weg wäre bei geringstem Höhenverluste der kürzeste und dürfte, soweit wir ihn vom Ödenwinkelkees auskunden konnten, eine ausgiebigere Verwendung der Schier gestatten.

In sanfter Steigung ging es dann auf dem Gletscher empor. Fast bedrückend wirkt hier die wilde Schönheit des Ödenwinkels. Himmelhohe Wände zur Rechten, mächtige Eisbrüche vor uns, aus deren schillernden Eisgebilden sich deutlich die tiefen Schatten ihrer lauernden Klüfte abheben und darüber wieder wilde, neuschneebedeckte Wände. Und zur Linken lugen über drohender Wand weite, steile Firnfelder zwischen mächtigen Felsrippen herab, noch weiter links in das wildzerklüftete Rifflkees übergehend. Und über diesem mächtigen Rundbau hebt sich hoch oben, schier unerreichbar hoch, eine feine, silberglänzende Linie vom nun-

Jul. Auer phot.

Abb. 5. Sonnblick und Hocharn von der Fraganter Scharte

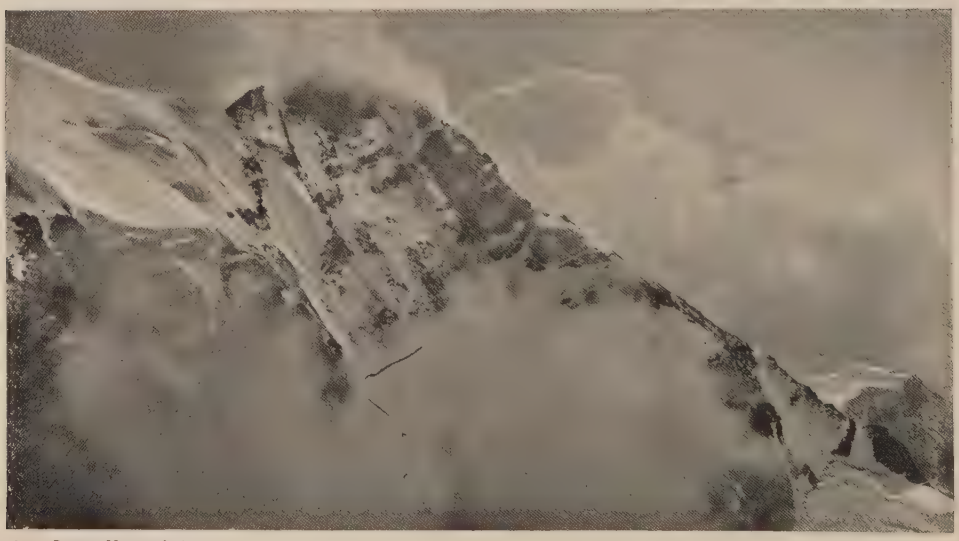


Jul. Auer phot.

Abb. 6. Schareck von der Rojacherhütte

Ballonaufnahme von Dr. H. Lorenz Grat zum Hohen Kasten

Abb. 7. Großglocknergruppe von Nordwesten aus etwa 4000 m Höhe



Ing. Bruno Hess phot.

Abb. 8. Glockerin von Norden

mehr hellen Himmel ab, die ragenden Spitzen und schlanken Grate miteinander verbindend. Da, ein kurzes Aufblinken dort oben, ein leises Zittern huscht über die glitzernden Firne und in leuchtendem Golde stehen die schneeigen Spitzen in lichtumflossener Höh'. — Ergriffen stehen wir Menschlein dort, tiefinnerst bewegt von der Erhabenheit des Anblickes und bezaubert von seiner Schönheit.

Dort oben, die überwächtete Scharte zwischen Riffl und Johannisberg ist unser nächstes Ziel. Als überraschend gutmütig entpuppt sich die Wand, die vom Gletscher aufsteigt. Eine prächtige Terrasse, die hinter einem Felspfeiler hübsch versteckt beginnt, vermittelt den Durchstieg. Dann betritt man gut befahrbare Firnhänge, bis im letzten Drittel der Höhe die zunehmende Steilheit und Vereisung zum Ablegen der Schier zwingt. Und dann beginnt ein abwechslungsreiches Berganseigen: Vereister Fels und eisharter Firn, dessen steile Flächen die Spuren der tagsüber niedergehenden Lawinen tragen, bringen Steigeisen und Eishacke wieder in ihre Rechte. Eine kleine Firnkanzel bietet hinlänglich Sitzgelegenheit. Schier und Rucksäcke werden vorsichtig verankert und die Rückenbelastung um die Steigeisen und einen kleinen Imbiß verringert. Wenig erfreulich ist es aber bei einer solchen Rast, wenn der eine entdeckt, daß seine Schneehaube im Kasten in Wien liegt, und der andere mit kältestarren Fingern sich vergebens abmüht, die Steigeisengurten zu schließen, die für die Winterschuhe viel zu kurz sind. Bald sind wir wieder unterwegs. Stufe um Stufe bringt uns aufwärts. Wir bemerken nicht mehr die Schollen, die in lustigen Tänzen in die Tiefe surren, wir fühlen nicht mehr die Steilheit und Länge des Weges, nicht mehr den Druck von Rucksack und Schneeschuhen. Um den emsig geschwungenen Pickel sammelt sich unsere Willenskraft, den schmalen Stufen, in denen unsere Füße stehen, gilt unsere Aufmerksamkeit. Jetzt sind wir endlich im vollen Sonnenlichte. Der Schnee wird merklich weicher. Da sehen wir die kühn geschwungene Wächte über uns. Ein Augenblick der Überlegung, ein kurzes Erspähen ihrer schwächsten Stelle und die letzte Zickzackspur bringt uns auf den glitzernden Kamm der Scharte.

Ein weitumfassender Blick eröffnet sich von hier auf weite, weiße Gletscher und edelgeformte Spitzen, rechts vom Großglockner und links vom Großen Wiesbachhorn beherrscht. Zu unseren Füßen gleißt der mächtige Eissturz der Pasterze, die weit unten als breiter Eisstrom in ihrem Riesenbette ruhig dahingleitet. Nicht träumen und sinnen magst du bei solchem Anblick! Nein, dein ganzer Wille wird vielmehr aufgerüttelt zu frohem Wagen und im Angesichte all der Gefahren dieser Eiswelt und vielleicht eben deshalb, fühlst du erst die Schönheit des Daseins und mächtig drängt sich hier das Bekenntnis auf: Ja, das Dasein ist schön, ich will leben! —

Auf dem Großen Burgstall verhüllten bereits dichte Nebelschwaden die gastliche Oberwalderhütte. Da vom Riffltor die Hütte in fast gerader Fahrt nach Südosten zu erreichen ist, scheuten wir nicht den Umweg zu diesem Firnsattel, um bei eintretender Unsichtigkeit einfachere Orientierung zu haben. Eine kurze Schußfahrt auf zischendem Schnee brachte uns hin. Das Gepäck ließen wir dort zurück und steuerten der Hohen Riffl zu, deren Gipfel wir nach einer halben Stunde genußreichen Anstieges betraten. Nach kurzem Gipfelglück brachte uns eine herrliche Schußfahrt zu unseren Rucksäcken zurück. Es war 10 Uhr.

Da der Firn weich war, beschlossen wir bei der Weiterfahrt das Seil zu benützen; wir hatten davon jeder 15 Meter und fuhren am doppelten, ziemlich gespannten Seil, das jeder mit einer Handschlinge versah. Bei einem Abstecher in eine Spalte sollte die eine Schlinge als Steigbügel für den Ausreißer, die andere als Handhabe, beziehungsweise zum Anhängen am festgerammten Pickel für den Zweiten dienen. Bei einiger Übung lassen sich auf diese Art die Ab-

fahrten ziemlich ungestört durchführen. Auf sehr steilem Gletscher, der ohnehin gewöhnlich spaltenreich ist, kann natürlich nur einer fahren, während der andere zu sichern hat. Für größere Partien mag diese Vorsicht weniger notwendig sein; bei unseren „zwei-einsamen“ Gletscherfahrten, ohne jegliche Möglichkeit einer rechtzeitigen Hilfe von dritter Seite im Falle eines Unglücks, hielten wir sie bei aufgeweichtem Schnee für wohl angebracht. —

Nach herrlicher Fahrt über den obersten Parsterzenboden erreichten wir um 11 Uhr die Oberwalderhütte auf dem Großen Burgstall. Ihre unvergleichlich schöne und günstige Lage, ihre vorbildliche Einrichtung für den Winterbesucher und ihre peinliche Sauberkeit machen sie zu einem wahrhaft idealen Stützpunkte für den Schneeschuhfahrer.

Der Aufstieg zur Oberen Ödenwinkelscharte bei winterlichen Verhältnissen ist anstrengend und zum Teile auch technisch schwierig. In ihrem weiteren Verlaufe gestaltet sich aber die Tur zu einer herrlichen Schifahrt.

GLOCKERIN, 3425 *m*, BRATSCHENKÖPFE, 3403 UND 3416 *m*, GROSSES WIESBACHHORN, 3570 *m*

(*S.*) Am nächsten Morgen verließen wir um 4 Uhr die Oberwalderhütte. Über den Tälern lag undurchsichtiger Nebel, hier oben war es klar und windstill. Am Südosthange des Eiswandbühels querten wir zur Bockkarscharte, 3046 *m*, überschritten das sanftgeneigte Bockkarkees und erreichten nach einem kurzen, steilen Anstieg die Keilscharte, 3136 *m*. Dann querten wir, in gleicher Höhe bleibend, den Westhang des Großen Bärenkopfes, eine außerordentlich steile Bergflanke, mit der bei schlechten Schneeverhältnissen gewiß nicht zu spassen ist. Lauernde Klüfte zur Linken und die Steilheit des Hanges verkürzten uns den Weg. Nach Umgehung des Nordwestgrates des Großen Bärenkopfes konnten wir leicht die Gruberscharte, 3093 *m*, erreichen.

Von hier ging es auf immer steiler und schmäler werdenden Firnrücken zur Glockerin hinauf. Als wir den steilen, eisharten Firngrat ziemlich hoch erreichten, schnallten wir die Schier ab. Nach luftiger Stufenarbeit erreichten wir den in schroffen Fels- und Eisflanken abfallenden Gipfel. Vorsichtig waren wir darauf bedacht, daß uns die glitzernde Wächte aus lauter Freude über den seltenen Brettelbesuch nicht zu einer ihrer tollen Abfahrten mitnahm. Schön war von hier der Einblick in das wilde Spaltengewirre des Karlingergletschers. Weiter führte unser Weg über den schlanken Firngrat hinab; zuerst sehr steil, bald aber wieder auf breitem Kamme die Verwendung der Schier zulassend. Mehr als hundert Meter Höhe mußten wir trotz unseres entrüsteten Geknurres aufgeben. Unser nächstes Ziel war die Einsattlung zwischen dem Vorderen und Hinteren Bratschenkopf. Dort oben hielten wir um 7 Uhr eine halbe Stunde Rast, die herrlichen Bilder der Umgebung dabei in vollen Zügen genießend. Ein kurzer, steiler Schneehang trennte uns noch von der Wielingerscharte, 3267 *m*. Gegenüber stand das Große Wiesbachhorn.

In scharf umrissenen Linien ragt das schlanke Schneehorn aus sonnenbestrahltem Nebelmeer. Blendend, in allen Farben leuchtend, wirft die östliche Eiswand das Sonnenlicht zurück. Daneben erscheinen, scharf umgrenzt, die beschatteten Flächen in ihrem violetten Farbenkleide in abweisender Steilheit. Wunderbar leuchtet auf dem Gipfel die in die Wand hinausragende Eiskrone, die mit einer flimmernden Wächte geschmückt ist.

Die felsdurchsetzte, vereiste Südwestflanke sollte den Anstieg vermitteln. Wir unterschätzten ihre Entfernung und ließen hier vorzeitig die Bretter zurück. Mit Steigeisen, Seil und Pickel ausgerüstet, fuhren wir über den Schneehang zur Wie-

Naturaufnahme von Joseph Netzuda

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Johannisberg vom Großen Burgstall

lingerscharte ab. Aber erst in einer halben Stunde erreichten wir den Fuß des Gipfelhorns. Wir nahmen das Seil. Eine halbe Stunde mühsamer, aufmerksamer Arbeit ließ uns die letzten 300 Meter gewinnen. Um 9 Uhr betraten wir den Gipfel.

Groß und strahlend leuchtet uns die Sonne entgegen, all die zahllosen Spitzen überflutend mit blendendem Licht. Frisch zieht der Morgenwind. Vor unseren Füßen gleißt die Wächte und darunter gähnt die schwindelnde Tiefe, im schimmernden Weiß sich verlierend, das weite Flächen bedeckt und tief unten erst übergeht in das dunkle Grün der Wälder. Die Täler sind überschleiert von ziehenden Morgennebeln und dazwischen, wohin du blickst, mächtige, weiße Berge. Und sie alle überragend, zur herrischen Spitze sich auftürmend, der Großglockner und dahinter in weiter Ferne die schlanke Pyramide des Großvenedigers, beide, soweit das Auge ihren herrlichen Linien folgen kann, von Eis und Schnee übergossen! Und drüben auf der starren Bergeshöhe der Adlersruhe winzig klein ein blinkendes Viereck, in all dem Glanze kaum erkennbar: die Erzherzog-Johann-Hütte, ein kühnes Wahrzeichen menschlicher Werte. —

Kurz war der Abstieg zur Wielingerscharte, lang der Rückweg durch den aufgeweichten Schnee zu unserem Gepäck. Dort oben zwischen den Bratschenköpfen hielten wir einstündige frohe, sonnige Rast. Ein kurzer Bummel brachte uns hierauf auf diese beiden Gipfel. Am Seil fuhren wir dann, stellenweise nur einzeln, die schmalen, steilen Kämme vom Bratschenkopf und der Glockerin hinunter, bis die breiteren Firnrücken wieder ein flotteres Tempo gestatteten. Heiß brannte die Sonne und in nur kurzen Zwischenräumen gingen von der Hohen Dock Stein- und Schneelawinen gegen das wildzerklüftete Hochgruberkees krachend ab. Auch eine mächtige Eislawine sahen wir dort donnernd niedergehen.

Glücklich wurde die Nordwestflanke des Großen Bärenkopfes gequert, die uns für den Rückweg etwas Sorge gemacht hatte, und nach flotter Fahrt erreichten wir um 2 Uhr wieder die trauliche Oberwalderhütte. —

Dem Schimanne, der eine geschlossene Abfahrt höher schätzt als bergsteigerische Genüsse, werden die unterbrochenen Fahrten über zum Teile sehr steile und schmale Kämme nicht behagen. Der Bergsteiger hingegen, der die Unterbrechung der schneidigen Abfahrten durch Eis- oder Felsarbeit auf steilen Hängen oder luftigen Graten als nicht minder genußreiche Abwechslung betrachtet, wird von dieser herrlichen Tur hoch befriedigt sein.

EISWANDBÜHEL, 3197 *m*, VORDERER BÄRENKOPF, 3263 *m*, JOHANNISBERG, 3467 *m* ▫ ▫

(*S*). Als wir am nächsten Morgen um 4 Uhr zum Fenster hinauslugten, machten wir lange Gesichter. Jagendes Regengewölk und brausender Nordweststurm sind dem Bergsteiger keine freundlichen Morgengrüße. Um 7 Uhr krochen wir endlich aus den Betten und machten uns in der Küche zu schaffen. Um 1/2 10 Uhr war der Wolkenzug bedeutend höher, der Sturm schwächer. Wir beschlossen einen Vormittagsbummel. Wortlos fuhren wir zum Eiswandbühel hinauf und erreichten, dem Verbindungskamme folgend, nach einer Stunde den Vorderen Bärenkopf.

Alle Bergspitzen sind unter finsteren Wolkenhauben versteckt. Hoch oben zieht das jagende Gewölk in allen düsteren Farben. Über den Hofmannsgletscher und von der Glocknerwand donnern fast unausgesetzt Lawinen nieder. Der Sturm braust mächtig. Schwer lastet das Unwetter auf dem Gemüt und instinktiv sehnen wir uns nach körperlicher Anstrengung, die von diesem Alp befreit. Aber den Johannisberg müssen wir nun wohl aus unserem Programm streichen.

Sinnend schaue ich hinüber. Da zerreist für einen Augenblick seine mächtige Haube. Rasch bin ich zur Tur entschlossen. Ich wende mich meinem Ge-

fährten zu: die Augensprache ist deutlich. Ich hätte ihm danken mögen für sein Ja. Doch schon zischt der Schnee unter den eiligen Schiern, die uns in sausender Fahrt über den Südosthang zum Obersten Pasterzenboden hinuntertragen. Sinnbetörend ist der Flug über die weißen Flächen. Da, ein feiner Streif im weichen Firn — eine Spalte! Schon ist sie hinter mir. Da noch eine, eine breitere —, mehrere noch! Ich fühle, daß mich die rasende Fahrt sicher hinüberträgt. Ich kann mich nicht umsehen, aber ich weiß bestimmt, mein Gefährte ist wohlbehalten hinter mir. Gleich, gleich sind wir unten und dann nehmen wir das Seil!

Über den Obersten Pasterzenboden fahren wir der Südflanke des Johannisberges zu. Immer tiefer sinkt das Gewölk, immer brausender weht der Sturm. Wenn für Augenblicke der Nebel aufreißt, überprüfen wir die Richtung und legen sie mit der Bussole fest. Dort, wo wir beiläufig die vorgestrige Abfahrt von der Hohen Riffl kreuzen, treten wir tiefe Marken in den Schnee, die uns den kürzesten Rückweg zur Hütte weisen sollen.

Die Südflanke ist erreicht. Einige schwarzgähnende Klüfte werden auf sicheren Schneebrücken überquert. Schritt für Schritt gewinnen wir gegen den Sturm kämpfend an Höhe. Jagende Nebel lassen uns nur auf wenige Schritte sehen. Brennend schlagen die Hagelkörner ins Gesicht. — Nur weiter in zäher Zickzackspur bergan! Wir müssen den Gipfel erreichen!

Ich habe den Ersten wieder abzulösen. Im Vorbeigehen treffen sich forschend unsere ernsten Blicke: Wohl uns, ungebeugter Wille und frohe Kraft blitzen mir entgegen! Ein Wesen ist aus den zwei Menschen geworden, die da am Seile gehen, denn ein Wille beherrscht sie und verbindet sie mit eherner Gewalt: der Wille zu siegen und zu leben.

Wir müssen schon ziemlich hoch sein; die Flanke wird immer steiler. Schaurig heult der Sturm aus dem Ödenwinkel. Einzelne Sturmböen sind so heftig, daß wir uns minutenlang mit den Handschlingen an den tief eingerammten Pickeln sichern müssen. Die Köpfe beugen wir bis auf den Schnee hinunter, um die Gesichter vor den Eiskörnern zu schützen, welche die Haut blutig reißen. Da, ein Firnkamm zu unserer Rechten, es muß der Ostgrat sein. Der Gipfel ist nahe!

Schritt für Schritt, Seillänge um Seillänge kämpfen wir uns weiter. Um 1 Uhr erreichen wir den Gipfel. — — —

Bei unvermindertem Sturm und Nebel erfolgte unverzüglich die Abfahrt. Sorgfältig achteten wir, die Spuren der Auffahrt nicht zu verlieren. Je tiefer wir kamen, um so schwächer wurde der Sturm und desto schneller glitten die Brettel, immer größer wurden unsere Bögen. Als wir dann in gerader Spur den starken Wind im Rücken hatten, da begann eine tolle Wettfahrt mit den uns umfegenden Spukgestalten jagenden Nebels. In zischendem Schuß erreichten wir den Obersten Pasterzenboden und bald darauf die Marken, die wir beim Aufstieg in den Schnee getreten hatten. Um halb 3 Uhr kamen wir in unsere Unterkunft zurück und freuten uns aufrichtig des Sieges, während brausende Windstöße an der Oberwalderhütte rüttelten.

Diese sonst nicht als schwierig geltende Tur hatte unsere Willenskraft und unser Können in hohem Maße beansprucht; die Verhältnisse machen den Berg.

BREITKOPF, 3154 *m* *(S)*. Ein klarer Morgen folgte der schwarzen Sturmnacht, schimmernd in schneeiger Winterpracht. Wolkenlos war der Himmel und blau, alle Farben tief und satt. Sonnendurchleuchteter Nebel lag über den Gletschern. Schweren Herzens trennten wir uns von der Oberwalderhütte, um die Talfahrt anzutreten. Der Abstecher auf den Breitkopf sollte uns dabei trösten.

Naturaufnahme von Joseph Netzuda

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Großglockner vom Großen Burgstall

Um 5 Uhr brachen wir auf. In einer halben Stunde erreichten wir auf bekanntem Wege die Bockkarscharte und leider schon zehn Minuten später längs des Westkammes den Gipfel. Um sechs Uhr standen wir wieder bei unserem Gepäck auf der Bockkarscharte. Neckend brachen sich die Sonnenstrahlen in dem wenig dichten Nebel, auf hellem Firn, einige Meter vor den gleitenden Brettern einen tiefdunklen Steilhang vortäuschend, der bald in sausender Fahrt vor uns dahineilte. Nach flotter Abfahrt gelangten wir zum Sommerweg, der an der Gamsgrube vorbei zur traulichen Hofmannshütte, 2443 *m*, führt, bei der wir eine Stunde im Freien saßen.

Im hellen Frühschein lag die Pasterze vor uns, von mächtigen Wächtern umgeben: Großglockner, Glocknerwand und Johannisberg! Wenn sich die wohltuende Befriedigung, die uns bei dem unendlich vollkommenen Anblick einer Landschaft erfüllt, noch mit der großartigen Erhabenheit eines solchen Bildes paart, muß da nicht der Eindruck ein unvergeßlicher bleiben? —

Auf ausgeapertem Weg stiegen wir dann zur Pasterze ab. Sorglos konnten wir dort die weit sichtbaren, schmalen Spalten überfahren, bis wir den Felsenweg zur Franz-Josefs-Höhe erreichten. Dort wurden die Schier bleibend versorgt und wir verplauderten ein Viertelstündchen mit einem alten Heiligenbluter Führer, der Hütteninspektion auf der Hofmannshütte halten wollte. Als wir ihm auf seine Frage unsere Turen nannten, wiegte er bedächtig den weißen, verwitterten Kopf: Jahreszeit, Wetter, Schier und Karte! Nur schlecht konnte er seine Abneigung gegen diese Dinge verhehlen.

Die Abfahrt nach Heiligenblut gilt im Winter mit Recht als äußerst lawinengefährlich. Durch die vorgeschrittene Jahreszeit war sie für uns zwar bedeutend gekürzt, dafür aber sorgenlos und genußreich. Schon um $^3/_4$9 Uhr vormittags standen wir auf der Franz-Josefs-Höhe in stummer Bewunderung des so bekannten und doch immer wieder ergreifenden, großartigen Bildes, das der König der Hohen Tauern dem Beschauer bietet. Bevor wir dem Talfrühling weiter zueilten, nahmen wir noch Abschied von diesem wundervollen Stück deutscher Heimat: Frohe Siege aus eigener Kraft, sausende Fahrten auf verfirnten Gletschern, wonnige Rasten auf einsam umsonnten Gipfeln haben wir dort droben genossen — glückliche, unvergeßliche Stunden seliger Freiheit! —

GROSSVENEDIGER, 3660 *m*

(T.) Wenn das Kleid der Erde in hundertfältiger Blütenpracht sich wieder erneuert, und jugendlich grünende Gefilde den herannahenden Frühling künden, wenn die Sonne den frostglitzernden Panzer, mit dem die nordischen Wintergötter die Berge umfangen haben, wegzunehmen droht, dann drängt es uns noch einmal hinaus, Abschied zu nehmen von der unendlichen Stille winterlicher Hochwelt, von der hehren Pracht sonnig glänzender Schneedome. Noch einmal wollen wir in der Zeit, die so viele Jahre lang die Berge als verschlossenes, unnahbares Gebiet erscheinen ließ, in die schimmernde Hochregion vordringen, wollen in atemraubender Gleitfahrt zu Tal jagen, noch einmal in kühnen Schwüngen die Steilheit meistern, um dann unsere treuen Begleiter in den sommerlichen Ruhestand zu versetzen und wieder Pickel und Seil hervorzusuchen.

Ostern! Das ist für den alpinen Schneeschuhläufer so recht die Zeit zu Gletscherfahrten. Die Tage sind schon lang, Schönwetter oft meist anhaltend die Eisströme von metertiefem Schnee bedeckt, die Spalten gut überbrückt: da läßt sich die Sehnsucht nach einem größeren Unternehmen nicht mehr unterdrücken. Diesem Drange folgend, fuhr ich in Gesellschaft Gleichgesinnter im „Zügle“ der Krimmler Bahn durch das Salzachtal. Der Hauptort des Pinz-

gaus, Mittersill, war bereits durchfahren, wir näherten uns der Mündung des Untersulzbachtales, wo sich ein prächtiger Blick auf den unumschränkten Herrscher des ganzen Gebietes, auf „unseren“ Gipfel, bot und bald nachher hatten wir auch die Haltestelle Rosental-Großvenediger erreicht. ½10 Uhr vormittags war es — eine mehr als zwölfstündige nächtliche Bahnfahrt hatte uns von Wien hierher gebracht —, nun hieß es tüchtig ausschreiten, um die bedeutende Höhe der Kürsingerhütte, 2558 *m*, noch vor Einbruch der Dunkelheit zu bezwingen.

Über den schneelosen Talboden wanderten wir, die Bretter auf den Schultern, der Öffnung des Obersulzbachtals zu und folgten dem Alpenvereinsweg zur Hütte. Nach kaum mehr als halbstündigem Aufstieg lag bereits genügend Schnee, um anzuschnallen. Immer weiter ging's talein über die Reste zahlreicher Lawinen, die vielleicht vor wenigen Tagen in das tiefeingeschnittene Tal herabgeschossen, zur Steilstufe des Seebachfalls. Wir durchfuhren sie in tief verschneitem Wald, den langen Kehren des Reitweges entlang, und erreichten die Berndlalpe, wo wir uns ein sonniges Plätzchen zur Mittagsrast wählten. Diese Talstufe bietet den ersten Blick auf das Obersulzbachkees. Mit scharfen Konturen vom Blau des Himmels abgegrenzt, schien es wie ein mächtiger Strom die verschneiten Felsen des Geigers zu umbranden. In flimmernder Märchenpracht und unentweihter Stille lag die Gletscherwelt vor uns — ein glanzvolles Bild des unwandelbaren Waltens starrer Naturgesetze, so recht ein Ort, die Verehrung zu verstehen, die unsere Zeit dem Schönen und Erhabenen im Hochgebirge entgegenbringt! —

Nachdem wir den Mundvorräten unserer Rucksäcke tüchtig zugesprochen hatten, fuhren wir wieder weiter an der Aschamalpe vorbei, über wellige Almböden zum Gletscher empor. Mit jedem Meter Höhe, den wir gewannen, wurde die Umgebung großartiger. Die Eiskatarakte der „Türkischen Zeltstadt“, die den Absturz des ausgedehnten Keeses gegen seine Zunge hin bilden, prägten sich unauslöschlich in mein Gedächtnis ein. In einer Kaskade von wild übereinander aufgetürmten Eisblöcken liegt das verworrene Kluftsystem neben uns. Abgrundtiefe, bläuliche Schlünde neben tausendfach schimmerndem Schnee, seltsam geformte Eisgebilde neben zerborstenen Wänden, das sind die Naturwunder, die uns hier erwarten. Nur allzubald hatten wir das Spaltenlabyrinth hinter uns und fuhren auf der darüber gelagerten Terrasse, nunmehr schon angesichts des überwältigenden Nordabfalles des Venedigers, weiter, bis wir an einer geeigneten Stelle den Hang zur Hütte anschneiden konnten; bald nachher begannen wir, uns in diesem so günstig gelegenen, von Schneeschuhfahrern oft aufgesuchten Hochasyl häuslich einzurichten.

Es war mittlerweile Abend geworden, als ich allein vor die Hütte hinaustrat, um noch einen Blick in die winterherrliche Welt vor uns zu werfen. Ein letzter fahler Schein des Tages huschte über die eisigen Häupter, die mich umgaben. Wie flüssiges Silber flutete der breite Gletscherstrom unter mir talab. Kein Lüftchen regte sich, keine trübende Wolke war sichtbar. Über dem edlen Haupt des Venedigers erglänzte der erste Stern, von sanftem Lichte unbeschreiblicher Verklärung übergossen ragte der stolze Bau des Eisriesen in den stahlblauen Azur. — — —

In den Hängen des Keeskogels waren wir tags darauf zum Zwischensulzbachtörl emporgestiegen, wo uns die ersten Sonnenstrahlen blitzend grüßten, und fuhren nun auf dem Untersulzbachkees der Scharte zwischen Groß- und Kleinvenediger zu. Knapp unter dieser ließen wir unsere Schneeschuhe zurück, da wir in dem steilen Firn ohne sie besser fortzukommen hofften. Wir betraten auf der üblichen Sommerroute das Schlattenkees, überquerten mehrere Spalten und stiegen über den letzten, ziemlich steilen Firnhang vollends zur Spitze auf, von der sich uns die unermeßliche Rundschau in kristallner Klarheit erschloß.

Die Ötztaler Rivalen grüßen herüber, die Nördlichen Kalkalpen von der Zugspitze bis zum Dachstein, die Hörner und Schneedome der Glocknergruppe, die kühnen Türme der Südlichen Kalkalpen in langer Reihe, fern am Horizont Ortler und Bernina, sie alle waren heute in voller Pracht sichtbar und ihr unvergeßliches Bild der Lohn für jene „Mühen", die dem Bergsteiger ja schon an sich hoher Genuß sind. Nach allen Seiten hin wallen die Firnströme hinab in den jungen Frühling, der dort unten so kräftig atmet und in den Wonnen des Lichtes schwelgt. Nur hier auf unserer sonnigen und doch so tief winterlichen Höhe scheint die Zeit stille zu stehen, denn hier herrscht ewiger Winter, das jugendfrische Knospen, das gewaltige Regen des Frühlings dringt nie herauf in diese Region schimmernder Starrheit!

Hochbefriedigt ward endlich Abschied genommen von der hehren Zinne. Vorsichtig stiegen wir über die schon stark erweichten Schneebrücken hinab und gelangten bald zu unseren getreuen Brettern. Mit keinem König hätt' ich getauscht, als ich dann, mit Windeseile dahingleitend im tiefen Pulverschnee, über das Untersulzbachkees hinabfegte. Von den Sorgen der Welt und den Mühen des Lebens mich frei wissend, schwellte Jubelgefühl meine Brust, daß sich ihr ein Juhschrei entrang, der widerhallend mein Stolz- und Siegesbewußtsein den Wänden dieses Hochtals kündete! Das Zwischensulzbachtörl vereinigte uns alle und nun ging's in dem feuchtsalzigen Firn über das Obersulzbachkees hinab. Wieder durchschneiden unsere Schneeschuhspitzen in ungehemmtem Schuß zischend und knisternd den Schnee. Eine ununterbrochene Doppellinie, die Spur unseres vortägigen Hüttenaufstieges, die hier den Gletscher verläßt, wird sichtbar, immer weiter und weiter eilen unsere Gleithölzer in hindernisloser Fahrt, bis wir vor der „Türkischen Zeltstadt" anhalten. Jetzt heißt es gechickt sich durchschlängeln zwischen den lauernden Abgründen und Eiswänden des Bruches. Vorsichtig, an meterbreiten Klüften vorbei, fahren wir hinab. Immer näher rücken die Spalten von beiden Seiten heran, bis sie nur mehr eine schmale Durchfahrt freilassen; was dann folgt, können wir nicht sehen. Langsam und erwartungsvoll versuche ich diesen Ausweg und mit einem Freudenruf künde ich meinen Gefährten, was ich vor mir sehe. Die sanftgeneigte Gletscherzunge habe ich erreicht, und schon sause ich schnurgerade hinab in dem weißen Element, das den Brettern soviel Leben gibt. In zahlreichen Schwüngen und Bögen fahren wir dann vom Ende des Keeses zur Aschamalpe ab und nach einer längeren Rast über den fast ebenen Talboden zur Berndlalpe hin. Hier beginnt die flotte Fahrt von neuem. Durch den Hochwald geht es jetzt hinab der Taläffnung zu, und solange noch winterliches Weiß vorhanden, wird gefahren. Dann wandern wir, die treuen Bretter geschultert, hochbefriedigt hinaus zur Bahn.

Neue Freude und Kraft haben wir uns herabgeholt und tragen sie heim in unser Alltagsleben. Heute noch denk' ich daran und möchte dankerfüllt hinausjauchzen, wie ich es getan auf dem weithinschauenden Gipfel!

Der Besuch des Großvenedigers ist zweifellos die schönste Schneeschuhtur in den Hohen Tauern; sie bietet eine glückliche Vereinigung dessen, was der Winterhochturist als Bergsteiger und als Schiläufer zugleich beansprucht. Die Prachtblicke, die der Aufstieg zum Kees, die „Türkische Zeltstadt" und der Gipfel selbst bieten, die Einblicke in die ausgedehnten winterlichen Gletschergebiete der Gruppe, die ungemein lange Abfahrt, die überall in günstigem Gelände vor sich geht und mit Ausnahme des kurzen Stückes zwischen Ascham- und Berndlalpe ein ununterbrochenes Gleiten gestattet, das sind Vorzüge, wie man sie vielleicht wenigen Schibergen in den ganzen Alpen nachrühmen kann.

(S.) Wenn ich mich meiner Winterfahrten erinnere, so gedenke ich immer dankbar der Schneeschuhe, die es mir ermöglichten, unsere schönsten Hochgipfel in einer Zeit zu besteigen, da sie ihre märchenhafte, unberührte Schönheit ungastlich vor jedem zu verschließen suchen, der nicht gelernt hat, die schlanken Hölzer zu gebrauchen. Man denke sich nur eine dieser Hochturen mit Schneereifen ausgeführt, halte sich die hiefür erforderliche Zeit und Mühe vor Augen und man wird verstehen, daß diese zeitraubenden Unternehmungen — soweit auf diese Art Hochgipfel überhaupt erstiegen worden sind — nahezu vollständig aufgehört haben. Aus diesem Grunde aber von einer Verflachung des Alpinismus durch den Schilauf zu sprechen, erscheint mir indes ebenso unberechtigt wie die Tatsache, daß in manchen durchaus ernsten, alpinen Kreisen die Schier, diese wertvollen Freunde des Bergsteigers, noch immer mit scheelen Augen angesehen und die alten Schneereifen bevorzugt werden. Bei näherer Betrachtung findet sich aber auch für diese im ersten Augenblick erstaunliche Tatsache die Erklärung: Mancher alte Bergsteiger, der sich mit dem neuen Hilfsmittel, den Brettern, nicht gleich befreunden mochte, mußte sehen, wie die leichter zugänglichen Berge, bisher im Winter fast ausschließlich sein Reich, zum Tummelplatz der schier ins Ungeheure wachsenden Familie Ekel wurden! Durch diese wurde er nicht nur aus seinem Gebiete vertrieben, sondern sie machten es ihm durch ihre größere Leistungsfähigkeit vermöge der Schier fast unmöglich, ihr zu entrinnen. Daher verdroß es ihn bald, überhaupt im Winter hinauszuziehen und er blieb — grollend über die Verflachung des Alpinismus durch den Schilauf — daheim. Nur schwer will er sich mit Hilfe der Turenbücher überzeugen lassen, daß gerade infolge des erhöhten Verkehres in den Voralpen echtes Bergsteigertum sich um so sehnsüchtiger in die einsamen Hochregionen zurückzieht und daß dadurch häufig Winterturen zustandekommen, die ohne Schier wohl zu den größten Seltenheiten gehörten.

Auch von der Postkutsche mochte sich seinerzeit so mancher nicht trennen und blieb zeitlebens ein erbitterter Gegner der Eisenbahn, deren Bau mit den Vorteilen eines erhöhten Verkehres auch einige Nachteile brachte, nichtsdestoweniger aber eine ganz ungeahnte Leistungsfähigkeit zur Folge hatte. Mit Ausnahme einiger selbstsüchtiger, fahrender Krämer, die die überlegene Konkurrentin haßten, waren es oftmals die Besten, die in banger Sorge um das, was sie liebten, die Vorurteilslosigkeit verloren. —

Möge es uns gelingen, durch ernste und würdige Betätigung echten Bergsteigertums auch bei unseren Winterfahrten, die Gegner des nutz- und freudebringenden, alpinen Schilaufes zu versöhnen und auch sie als Anhänger der neuen Art winterlicher Bergwanderungen zu gewinnen!

DIE FANES- (HEILIGENKREUZKOFEL-) GRUPPE □□ VON KARL SANDTNER

EINLEITUNG

In der „Zeitschrift" 1904 hat Dr. Viktor Wolf von Glanvell unter dem Titel „Aus der Fanis-Tofana-Gruppe" eine bis dahin nahezu ganz unbekannte Bergwelt geschildert. Seither besitzt bereits das Travenanzestal eine nach dem Verfasser der erwähnten Arbeit benannte Hütte und so mancher Wanderer oder Bergsteiger verläßt bei Peutelstein die Heerstraße, auf der die meisten die herrliche Südtiroler Felsenwelt durchreisen oder durchrasen, um die vorher kaum geahnten Schönheiten des immer noch wenig besuchten Tales zu bewundern oder seine Tatenfreude an einer der stolzen Felszinnen zu erproben. Mancher steigt auch von der Tofana über den luftigen Hugo-Kurze-Steig nach Travenanzes ab, um von hier aus entweder über den Col dei Bos nach Falzarego oder talwärts über den Ponte alto nach Cortina oder Toblach zu gelangen. Kaum einer aber überschreitet den mächtigen Bergwall, der das Travenanzestal vom Fanestale trennt, um das merkwürdige, einsame Bergland von Fanes zu durchstreifen und sich an der Größe der Natur in diesem vergessenen Winkel der Dolomiten zu erfreuen.

Tatsächlich dürfte die im folgenden geschilderte Berggruppe nicht nur einer der unbekanntesten Teile der Dolomiten, sondern vielleicht der gesamten Ostalpen sein, denn seit Paul Grohmann[1]), der bei der Schilderung seiner Wanderungen in diesem Gebiete begeisterte Worte für die Schönheit des Geschauten findet, trifft man in den alpinen Schriften außer vereinzelten kurzen Ersteigungsberichten keine zusammenhängende Schilderung der eigentlichen Fanesgruppe. Professor Dr. Wolf von Glanvell hat nämlich in seinem Aufsatze hauptsächlich das Travenanzestal und seine Berge sowie die Gipfel des Gebirgstockes zwischen dem Fanes- und Campo Croce-Tal beschrieben, während die Felshäupter, welche die ausgedehnte Alpe von Klein-Fanes in weitem Bogen umstehen und in prallen Wänden gegen die grünen Hänge des Abtei- und Gadertales abstürzen, keine Berücksichtigung gefunden haben.

Unter Fanes- oder, wie Grohmann[1]) vorschlägt, Heiligenkreuzkofelgruppe, wird im folgenden jener Teil der Dolomiten verstanden, der im Süden durch das Lagatschoital, im Osten durch den Col d Lotschia[2]), das Limojoch und den Vallon di Rudo, im Nordosten durch das Rautal, im Westen hingegen durch das Tal der Gader von den übrigen Gruppen getrennt ist. Die höchste und wohl auch turistisch interessanteste Erhebung ist der südliche Eckpfeiler, die 3064 *m* hohe Conturinesspitze; doch erheben sich die den Aufbau der Gipfel bildenden Plattenlager noch dreimal über 3000 *m* Seehöhe, und zwar in den beiden Varella-Spitzen, 3037 *m* und 3060 *m*, sowie in der Zehnerspitze, 3027 *m*. Als Zugang in dieses Berggebiet kommt in erster Linie das Enneberger- bezw. Gadertal, das bei St. Lorenzen in das Pustertal mündet, dann die Ampezzanerstraße von Toblach, die man bei Peutelstein verläßt, um in das Fanestal zu gelangen, und schließlich auch das Pragsertal, von dem aus man allerdings die ausgedehnte Sennesalpe überschreiten muß, in Betracht.

[1]) Paul Grohmann, „Wanderungen in den Dolomiten", Wien 1877, S. 291 u. ff.

[2]) Schreibweise der ladinischen Namen nach Angaben des Herrn Dr. Alois Vittur in Buchenstein, dem der Verfasser für die freundliche Unterstützung in dieser Richtung zu wärmstem Dank verpflichtet ist.

Der landschaftliche Charakter der Gruppe ist zufolge ihrer merkwürdigen geologischen Beschaffenheit ein höchst eigenartiger und umfaßt die ganze Stufenleiter von anmutigster Lieblichkeit bis zur wilden Großartigkeit. Die schärfsten Gegensätze im Landschaftsbilde sind hier auf einen verhältnismäßig kleinen Raum zusammengedrängt: einerseits üppigste Pflanzenfülle, anderseits trostlose, öde Steinwüstenei und mächtige Wandentfaltung. Besonders der ausgedehnte Plang de Serennes (nicht Plan de Salines, wie in den Karten) macht mit seinen ungeheueren Trümmerkaren und den von den Gipfeln herabstreichenden, glattgescheuerten Plattenschüssen einen überwältigenden Eindruck, so daß selbst ein so berggewohnter Alpinist wie P. Grohmann seiner Bewunderung mit den Worten Ausdruck verlieh: „Wenige Teile in diesen Kalkalpen wird es geben, wo die Natur so überaus großartig und wild sich zeigt wie hier.“ Dazu kommt eine unendliche Einsamkeit und erhabene Ruhe! Denn während wir auf dieser Hochfläche wandern, dringt kein Plätschern eines eilenden Wässerleins an unser Ohr, und wenn nicht Boreas seine klagenden Weisen ertönen läßt, so vernehmen wir nur den schrillen Pfiff des aufgeschreckten Murmeltiers, den Ruf des Adlers oder das Poltern der Steine, die ein Rudel flüchtender Gemsen irgendwo im Gewände losgemacht hat.

Noch ist man bei Wanderungen und bei den naturgemäß alle Schwierigkeitsgrade von Felsturen umfassenden Bergfahrten auf die mehr als einfache Unterkunft in einer der Sennhütten angewiesen, von denen in erster Linie die Alpe von Klein-Fanes in Betracht kommt. Dort kann man wenigstens auf Heulager rechnen, während in Groß-Fanes nicht einmal Heu vorhanden ist, weshalb man sich mit einer der Bänke in der allerdings geräumigen Stube begnügen muß. Doch das wird hoffentlich anders werden. Die Sektion Danzig unseres Vereins plant die Erbauung einer Schutzhütte auf dem Limojoch oder auf einem der zirbenbestandenen Hügel nächst den unteren Hütten der Klein-Fanesalpe. Und wenn dann der Alpenverein auch hier dem Bergsteiger ein gastliches Heim errichtet haben wird, so werden gewiß viele Alpenfreunde dankbar die Gelegenheit benützen, um diese Wunderwelt kennen zu lernen und dann hinabzuwandern in die grüne Badia, wo ein biederes, deutschfreundliches Volk wohnt, die Ladiner, die es vollauf verdienen, daß sich ein kleines Äderchen des Fremdenstromes, der Südtirol durchflutet, auch in ihre lieblichen Täler ergießt, um ihnen die Anhänglichkeit zu lohnen, die sie den Deutschen so gerne beweisen. Dann werden viele ebenso erstaunt sein, wie ich es war, als ich den Reichtum an Schönheit sah, der hier ungekannt und daher ungewürdigt den Dornröschenschlaf schlummert, während in anderen, vielleicht nicht auf gleicher Höhe hochalpiner Reize stehenden Teilen der Alpen die Massen moderner Reisender den Bergsteiger, der ihnen die Wege gewiesen, zu verdrängen drohen....

VON OSPITALE ÜBER GROSS-FANES NACH ST. CASSIAN

Rädergerassel, Huppengetute, Sirenengeheul hat mich schon früh aus den Federn gejagt und begleitet mich auf der Wanderung von Ospitale gegen Peutelstein. Mit langen und raschen Schritten eile ich auf der Straße dahin, um möglichst bald die Abzweigung zu erreichen und so dem Getriebe zu entrinnen. Kaum eine halbe Stunde benötige ich bis zu der großen Straßenkehre, wo sich Schloß Hubertus im Waldesgrün versteckt, so daß nur die Zinnen und Türmchen die Baumriesen überragen und das Vorhandensein des Kastells verraten. Auf einem steil abfallenden Waldpfade wende ich mich der Sohle des Boitetales zu, um nach Überschreitung des Wildwassers den prächtigen Weg zum Ponte alto emporzusteigen. Mein Tempo hatte ich bedeutend gemäßigt,

Farbige Naturaufnahme von Dr. F. Benesch

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Fanessee mit dem Taë und Blick auf Monte Cristallo

denn nun galt es ja nimmer, dem Verkehrstrubel zu entfliehen. Die Wälder duften hier so würzig und lassen es den Wanderer vergessen, daß er noch vor einem Viertelstündchen die benzindampf- und staubgeschwängerte Luft der verkehrsreichsten Gebirgsstraße Südtirols geatmet hat. Eine Tafel kündet, daß man in „2 Mi“ das Ristorante Ponte alto erreichen werde, und tatsächlich tauchen bald darauf die Holzwände der Erfrischungshütte aus dem Waldesdunkel.

So oft ich hierher komme, erinnere ich mich an den mächtigen Eindruck, den der erste Blick vom Ponte alto auf mich gemacht hat. Damals hatte ich mich mit einem Freunde in das „Ristorante“ vor einem niederprasselnden Platzregen geflüchtet. Als dann der Guß vorüber war, ging mein Freund die wenigen Schritte auf die Brücke und blickte, über das rohgezimmerte Geländer gebeugt, in die Tiefe, was ich vorerst gar nicht begreifen konnte, denn selbst in unmittelbarster Nähe ahnt man nicht, was für ein großartiges Naturschauspiel einen auf der Brücke erwartet. Als ich dann selbst hinzutrat, wich ich im ersten Augenblick betroffen vom Geländer zurück, so hat mich der unerwartete Tiefblick in die Schlucht, die hier eben niemand vermutet, überrascht. Dann allerdings stand auch ich lange bewundernd auf dem schwanken Holzstege, der den abgrundtiefen Spalt übersetzt, auf dessen Grunde die bläulich schimmernden Wellen des Travenanzesbaches dem Boite zueilen und dessen Wände, die im oberen Teile kaum 4 *m* voneinander entfernt sind, in allen Farben des Regensbogens leuchten. Seitdem versäume ich es nie, auf dem Ponte alto zu verweilen und dieses Schaustück wenigstens einige Augenblicke lang zu bewundern.

So mache ich es auch diesmal und wende mich dann bald nach Überschreiten der Brücke nach rechts, um dem Eingange des Fanestales zuzustreben. Wasserrauschen kündet die Nähe des aus dem Fanestale hervorbrechenden Baches, der beim Talausgange einen prächtigen Wasserfall bildet. Der Weg wird steiler und steiniger und bringt mich in das Fanestal, auf dessen Grunde der langgedehnte, kristallklare Lago di Fanes die Wände des Taë und des Monte Vallon bianco in seinen Fluten spiegeln läßt[1]). An einer passenden Stelle überschreite ich den See mit Hilfe einiger Blöcke und eines darübergelegten Baumstammes und wandere zunächst über einen nahezu ebenen Wiesenplan, dann über eine felsdurchsetzte, bewaldete Steilstufe, zuletzt durch mäßig geneigten Krummholzbestand zur Alpe Groß-Fanes. Seppele, der freundliche Senne, hat mich schon erwartet und berichtet ganz aufgeregt, daß ein Trupp Soldaten über den Col d Lotschia gekommen und über das Limojoch gegen Klein-Fanes weitermarschiert sei. Wir steigen dann gemeinsam zum Limojoch auf, um von dort aus die Soldaten mit dem Triëder zu beobachten.

Von der Alpe Groß-Fanes führt nördlich ein steiniger Pfad über den mit vereinzelten herrlichen Lärchen bestandenen, blockbesäeten Hang zum Limojoch, unter dessen Höhe die glitzernden Wellen des malachitgrünen Limosees mit den über sie hinweghuschenden Sonnenstrahlen ein munteres Spiel treiben. Prächtig ist hier der Blick auf Groß-Campestrin und auf die Felsgipfel des Gebirgszuges, der die Täler von Travenanzes und Fanes trennt. Vom Joche selbst genießt man eine glänzende Rundschau auf die Berge von Fanes, auf Seekofel, Hohe Gaisel und auf die in blauer Ferne verschwimmenden Schneehäupter des Tauernzuges.

Als ich mich sattgesehen, eile ich zurück nach Groß-Fanes, schlürfe die mir von Seppele freundlich gebotene Milch und nehme, nachdem ich ihm das Versprechen gegeben, daß ich das Gatterl beim Col d Lotschia schließen werde, falls es die Soldaten offengelassen haben sollten, Abschied von dem gutmütigen Alten.

Nahe der Talsohle führt der Weg über mäßig ansteigende Almmatten auf die Höhe des Col d Lotschia (Tadegajoch), die Wasserscheide zwischen dem Fanes-

Siehe farbige Beilage gegenüber Seite 222.

und Sarébache. Von den Campestrinspitzen zieht eine ungeheure Blockhalde gegen den Col, die wahrscheinlich einem Felssturze ihre Entstehung verdankt. Lärchen, Tannen und Zirben haben sich im Laufe der Zeiten zwischen und auf den einzelnen Riesenblöcken angesiedelt und bilden manche malerische Gruppe mit dem herrlichen Talschluß von Klein-Campestrin als großartigen Hintergrund. Zur Rechten öffnet sich das einsame Tälchen Lavares, das zwischen dem Zug der Conturinesspitze und jenem der Varella eingeschnitten ist. Ich jedoch verfolge das Haupttal weiter und komme zu einer Stufe, die der Bach in einer steilen Klamm durchschnitten hat, während sie der Weg an der orographisch linken Tallehne in vielen Windungen umgeht. Nur schwer komme ich vorwärts, denn eine Infanteriebrigade hat die Absicht, den Col d Lotschia in der entgegengesetzten Richtung zu überschreiten, weshalb ich der endlosen Kolonne immer wieder ausweichen muß, was auf dem schmalen, zum Teile hart am Abgrunde entlang führenden Pfade oft nicht angenehm ist. Über eine Schutthalde abfahrend, kürze ich die letzten Windungen des Weges und gelange in den bereits bewaldeten Grund des Lagatschoi- (Lagació-) Tales.

Die Wanderung ist hier eine außerordentlich genußreiche. Der Waldbestand wird vielfach durch schwellende Matten unterbrochen und eine jede solche Lichtung bietet dem überraschten Auge neue, entzückende Ausblicke. Turmhohe, bunte Felswände, zersplitterte Grate und formschöne Felszinnen entragen allenthalben unvermittelt dem grünen Talboden und vereinigen sich in ihrer Mannigfaltigkeit zu fortwährend wechselnden, an Schönheit miteinander wetteifernden Bildern. Immer wieder bleibe ich bewundernd stehen, fast alle 100 Schritte setze ich den photographischen Apparat in Tätigkeit, so daß ich es fast gar nicht merke, daß ich, dem Sarébache folgend, bereits in das Abteital eingebogen habe. Erst als ich der ersten Häuser von Picceplang ansichtig werde, beeile ich mich wieder mehr, um noch vor Abend in St. Cassian einzutreffen.

Bald grüßt auch das Kirchlein dieses schön gelegenen Gebirgsdorfes[1]) von einer Bodenschwellung des Abteitales, und ich treffe, nachdem ich noch einer Nachrichtenpatrouille gewissenhafte Aufklärungen über Stärke, Zusammensetzung und Marschrichtung des „Feindes“ gegeben, bei einbrechender Dämmerung in St. Cassian ein.

Meine wegen der vermuteten Einquartierung gehegten Bedenken hinsichtlich der Unterkunft sind zerstreut, als ich erfahre, daß das Militär auf der Saréwiese ein Freilager bezogen hat. Ich bekomme ein nettes Zimmerchen im reinlichen Gasthause Crazzolaras, der auch Bergführer ist, doch infolge des geringen turistischen Besuches nur selten in die Lage kommt, diesen Beruf auszuüben. Die Unterkunft und Verpflegung fand ich gut und billig, doch konnte ich mich nur kurz der wohligen Nachtruhe erfreuen, denn ich hatte dem Manöver-Schiedsrichter, einem liebenswürdigen höheren Offizier, versprochen, ihn bei der Beobachtung der kriegerischen Vorgänge zu begleiten, und da hieß es eben zeitig aufstehen. Voll der herrlichsten Eindrücke, die mir der selten schöne Tag beschert hatte, konnte ich lange nicht einschlafen, und als mich dann Morpheus in seine Arme schloß, hörte ich im Traume Kanonendonner und Gewehrgeknatter, dessen Echo sich an den stolzen Wänden der Varella und Conturinesspitze brach.

VON TRAVENANZES ÜBER DEN MONTE CAVALLO, 2908 *m*, NACH GROSS-CAMPESTRIN UND ÜBER DAS LIMOJOCH NACH KLEIN-FANES

Ein unfreundlicher Morgen. Träge schleichen die Nebelschwaden an den Wänden der Tofana entlang und umkreisen die schlanke Gestalt des Fanisturms. Schwer nur trennen wir uns

[1]) Siehe das gegenüberstehende Vollbild.

Naturaufnahme von K. Sandtner

Angerer & Göschl auf., Bruckmann impr.

La Varella und Conturinesspitze mit St. Cassian

von dem weichen Pfühle, doch uns ruft die Pflicht. Unsere Träger erwarten uns heute nachmittags in der Klein-Fanesalpe mit unserem Gepäck und haben den Auftrag, nicht früher wegzugehen, als wir, mein Freund Gustl Handschur und ich, eintreffen. Was nützt da das Überlegen, was nützt das Zögern, als die ersten Tropfen auf die Fensterscheiben des erkergeschmückten Gildenzimmerchens der Wolf-Glanvell-Hütte trommeln? Wir müssen hinaus. In unsere Gummimäntel gehüllt, stapfen wir vom Eingange des nahen Faniskars die schier endlose Schutthalde gegen den das Travenanzes- vom Fanestal trennenden Grat zu. Immer mühsamer geht es empor, so daß wir gerne die aus dem Schuttstrome aufragenden Felsrippen trotz ihrer enormen Brüchigkeit zum weiteren Anstieg benützen. Als Richtpunkt nehmen wir die tiefste Scharte des Grates zwischen der Nördlichen Fanisspitze und dem Monte Cavallo. Doch würden wir besser getan haben, wenn wir die Scharte vor dem letztgenannten Gipfel (Cavalloscharte) gewählt hätten, denn es sind nun in unverschämt brüchigem Fels die nächsten zwei Grattürme zu überklettern, wenn wir nicht die mühsam errungene Höhe aufgeben wollen[1]).

Doch welch ein Sturm empfängt uns auf dem Grate des Cavallo! Eisnadeln schleudert er uns ins Gesicht und die sonst leichten Schrofen sind glasig vereist, so daß größte Vorsicht am Platze ist. Frierend klettern wir zum Gipfel, der aus einigen groben Blöcken besteht. Die Augen, das Gesicht, die nassen Hände schmerzen von dem Anprall der scharfen Eiskristalle, mit denen uns der wütende Orkan mit immer neuer Wucht überschüttet. Horch, was ist das für ein Knistern? Das ist nicht das Geräusch der auf Fels auffallenden Eiskörner! Die Pickel geben die Antwort und die Haare meines Freundes, die sich sträuben wie die Stacheln bei einem Igel. Im Nu knistert der Steinmann, knistert der ganze Grat, den wir nun in fluchtartiger Eile abwärts verfolgen. Kein Zweifel, wir sind in eine Gewitterwolke geraten und suchen daher so rasch als möglich tiefere Regionen zu erreichen. Wir verfolgen den Nordwestgrat zur Campestrinscharte und trachten, jeder auf eigene Faust, unterhalb der Gratschneide, sie selbst aber wegen des undurchdringlichen Nebels als Richtlinie benützend, so schnell als es die nassen und vereisten Felsen gestatten, tiefer zu kommen. Endlich nimmt die Wucht des Sturmes ab, das unheimliche Knistern hat aufgehört und wir sehen durch den Nebel einen dunklen Riesenklotz, zu dem sich unser Grat wieder aufschwingt. Wir haben die Campestrinscharte erreicht. Über schuttüberrieselte Felsabsätze stürmen wir gegen die Talsohle von Groß-Campestrin, von der durch den Nebel weiße Schneezungen zu uns heraufleuchten. Über einen solchen Schneestreifen fahren wir ab und gönnen uns endlich an seinem Ende eine kurze Rast zum Aufatmen. Das Gewitter hatte uns „Beine gemacht"! —

Ein ungeheures Trümmerkar nimmt uns auf. Auf den Graten tobt der Sturm, wallen die Nebel. Dann und wann leuchtet es auf und dumpfes Rollen verrät, daß das Gewitter dem Winde in immer weitere Fernen folgt. Nur noch einzelne Tropfen netzen unsere Regenmäntel und so wandern wir gemächlich talaus. Wir halten uns in der Nähe des Sockels der Campestrinspitzen, die uns ihre Ostwände zukehren. Ungeheure Überhänge, durch Bergstürze verursacht, sind das Charakteristische an diesen Riesenmauern, die allenthalben braunrote, noch frische Bruchflächen aufweisen. Diese und die herumliegenden Felstrümmer zeugen davon, daß hier die Naturgewalten noch immer eifrig an der Arbeit sind.

Das Gepolter fallender Steine läßt uns aufblicken, da wir glauben, daß der Berg wieder einmal seine steinernen Grüße herabsendet. Da gewahren wir knapp

[1]) Inzwischen wurde von der S. Dresden des Ö. T. K. von der Wolf-Glanvell-Hütte zur Cavalloscharte eine Weganlage hergestellt.

am Fuße der Wände ein Rudel Gemsen, die, im Gänsemarsch dem Leitbock folgend, die Schuttströme entlang eines deutlich sichtbaren Wechsels queren. Wir bleiben stehen und beobachten die gemächlich dahinziehenden Tiere. Fast kein Ende nimmt der Zug, wir haben schon mehr als sechzig gezählt und noch immer kommen Nachzügler, darunter eine Anzahl niedlicher Zicklein, die in munteren Sprüngen den Großen nachtrollen. Gewiß kein alltäglicher Anblick mehr in unseren Bergen.

Je tiefer wir kommen, desto zusammenhängender wird der Pflanzenbestand. Droben im Kar trafen wir neben Schutt und Schnee nur kahle Felsen, später sahen wir da und dort ein einsames Hungerblümchen, dann erfreuten uns die smaragdgrünen Polster rasenbildenden Steinbrechs und jetzt sprießt schon aus jeder Ritze der Karrenfelder, die wir überschreiten, üppiges Grün. Bald kommen wir an Zerbenbüschen vorüber und nähern uns einer begrünten Mulde bei den ersten Bäumen. Da ertönt ein Pfiff, durchdringend und schrill, wie aus einem Torpedopfeifchen. Mein Gefährte bleibt stehen. „Was war denn das? Sollte außer uns noch jemand diese Einsamkeit aufgesucht haben?“ Da pfeift es wieder und ich kann meinem Freunde gerade noch ein Murmeltier zeigen, ehe es in dem Bau verschwindet. Das scheue Tier hatte sich nämlich noch männchenmachend aufgerichtet und seinen Warnungsruf ausgestoßen. Wir haben uns in der Folge an diese Pfiffe gewöhnt, denn hier sind die „Murmenteln“ noch sehr häufig. Vor Jahren sollen mehrere Paare von einem Jagdherrn ausgesetzt worden sein; sie haben sich seither so vermehrt, daß man überall auf ganze Ansiedlungen trifft. Von den Ladinern, die sie „Montaniola“ nennen, werden sie im Herbste ausgegraben, da ihr Fett, das alle möglichen Leiden heilen soll, als Hausmittel sehr geschätzt wird.

In der Alpe Groß-Fanes berichtete uns der Senne, daß zwei „Mander“ mit schweren Rucksäcken bei ihm zugekehrt waren, er hätte ihnen Kaffee kochen müssen, worauf sie vor geraumer Zeit gegen Klein-Fanes weitergewandert seien. Das mußten unsere Träger gewesen sein, darum ohne Aufenthalt weiter zum Limojoch. In einer kleinen halben Stunde erreichen wir es und blicken jenseits in eine grüne Mulde mit einem See, in dessen Nähe mehrere Hütten stehen — die Klein-Fanesalpe. Im Sturmschritt den steinigen Pfad, der die Stufe in einer großen Kehre überwindet, hinunter, über den Bach und zu den Hütten! Doch da ist es unheimlich ruhig. Keine Menschenseele ist zu sehen, die Hütten sind verfallen und unbewohnbar bis auf ein gemauertes Häuschen, das aber versperrt und vernagelt ist. „Ja, zum Teufel, was sollen wir denn anfangen?“ — „Wo sind unsere Träger, sie hatten doch den Auftrag, auf uns zu warten!“ — „Vielleicht gibt's in der Nähe eine andere Almhütte!“ So etwas Ähnliches dürften wir ausgerufen haben, als wir uns von der ersten Überraschung erholt hatten. Da erinnerte ich mich, daß ich vom Limojoch aus auf einem Wiesenplan am Fuße jenes schönen Felsgipfels, der den obersten Vallon di Rudo beherrscht, weidendes Vieh und zwei Hütten gesehen hatte. Vielleicht sind das die ersehnten. Wir verfolgen also den entlang des aus dem Grünsee sprudelnden Bächleins führenden Weg und gelangen nach wenigen Minuten zu den Hütten, in denen wir auch tatsächlich unsere Träger und außer den beiden Sennen einige Einheimische treffen.

Unser Gepäck ist bald übernommen, die Träger abgefertigt. Sie entfernen sich eiligst unter vielen Danksagungen, während wir uns der Besichtigung unseres nunmehrigen Heims widmen. Nun, viel zu schauen gibt es eigentlich nicht. Eine enge Stube, deren Vorraum durch das Vorhandensein der Feuerstelle in einer Ecke und durch einige Pfannen an der Wand zur Küche gestempelt wird, aus der man in den Hauptraum, die Milchkammer, gelangt. Oberhalb des Ganzen der Schlafraum, ein mit stacheligem, steifen Bergheu versehener Dachboden,

der mehr als gut gelüftet, durch eine niedere, lose Brettertüre von der Außenwelt nur so der Form halber abgeschlossen ist. Wir teilen das Lager mit den beiden Sennen, dem zufällig anwesenden Besitzer und einem „Kurgast", der das Wasser der nahe der Alm sprudelnden köstlichen Quelle als Heilmittel gegen ein hartnäckiges Magenübel benützt. Uns, als den Letzteingetroffenen, fällt der Platz zunächst der Türe zu, weshalb wir froh sind, daß wir unsere Schlafsäcke zur Hand haben, die uns doppelten Schutz gewähren: gegen die Kälte und gegen die scharfen Halme unserer duftenden Unterlage. Noch gegen ein drittes Übel mußte uns unsere Battisthülle im Laufe der Zeiten schützen, gegen das Wasser. Man ist schon recht verdrießlich, wenn es einem in die Schuhe dringt, doch im Bett ist es vollends unerträglich. Doch darum schien sich einmal mitten in der Nacht Jupiter pluvius nicht kümmern zu wollen, denn er öffnete die Schleusen des Himmels derart ausgiebig, daß das altersschwache Dach dem beharrlichen Ansturm des nassen Elementes auf die Dauer nicht widerstehen konnte und an mehreren Stellen feinen Wasseräderchen freien Zutritt zu unseren Lagerstätten gewährte

Da aber sonst nichts als hie und da das harmlose Spiel possierlicher Mäuschen, die sich damit vergnügten, über unsere Köpfe hinweg einen regelrechten Hindernislauf zu veranstalten, oder höchstens noch die manchmal allzukräftigen Atemzüge der Schlafgenossen unsere Nachtruhe störten, so können wir ohne viel Übertreibung dennoch behaupten: „Wir schliefen dort oben manch köstliche Nacht".

MONTE SELLA DI FANES, EISENGABELSPITZEN

„Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft." Sie vermögen sie nicht nur zu erhalten, sondern sogar auch zu begründen. Herr Terrabona, der Gebieter auf der unteren Klein-Fanesalpe, schien zuerst gar nicht sonderlich erbaut über unseren Besuch, und wenn er unser Ersuchen um Gastfreundschaft auch nicht abschlug, so gab er sich anderseits gar keine Mühe, sein Mißvergnügen über die unverhoffte Einquartierung zu verbergen. Er wies uns unsere Schlafstellen an und kümmerte sich dann um unsere Anwesenheit weiter nicht mehr. Wir waren damit ganz zufrieden, denn wir hatten uns zur Sicherheit mit allem Erforderlichen genügend vorgesehen und benötigten außer einem Ruheplatz für unseren mürben Leichnam und unser gedankenschweres Haupt vorerst gar nichts.

Die Bitte um Unterkunft hatte ich italienisch vorgebracht, die entsprechenden Weisungen wurden uns ebenfalls italienisch, doch in einem bei meinen sehr mangelhaften Sprachkenntnissen mir kaum verständlichen Dialekt erteilt. Als dann am Abend sämtliche Einwohner in der engen Stube versammelt waren, unterhielten sich unsere Hausherren ladinisch, während wir selbstverständlich deutsch sprachen. Als das der jüngere der Sennen, Frenes mit Namen, merkte, überraschte er uns durch eine in echtem Pustertaler Deutsch vorgebrachte Einladung, anstatt unserer Kocher doch das Herdfeuer zu benützen. Von da ab blieb unsere Umgangssprache „puschterisch", denn es beherrschten, wie sich nach und nach herausstellte, alle Anwesenden die deutsche Sprache. Nach dem Abendessen setzte ich gemächlich meine Pfeife in Brand und bot dem Jungen Tabak an, den er ganz ausgezeichnet fand, so daß auch die anderen neugierig wurden. Als ich dann dem älteren Sennen und dem Besitzer Kostproben aus meinem Zigarrenvorrat zur Verfügung stellte, schien man sich zusehends mit unserer Anwesenheit zu versöhnen. Beim Tee, den wir schon für alle gemeinsam kochten und dessen „geistigen" Gehalt wir alter Gepflogenheit gemäß entsprechend erhöhten, entspann sich eine lebhafte Unterhaltung, die sich selbstverständlich hauptsächlich um die Berge der nächsten Umgebung drehte. Wir erfuhren dabei so viel

des Wissenswerten, daß wir uns mit einem bereits feststehenden Programm für den nächsten Tag zur Ruhe legen konnten.

Am nächsten Morgen, 22. August 1911, war es trüb, doch war das Wetter nicht so schlecht, daß wir zur Untätigkeit verdammt gewesen wären. Darum brachen wir, wenn auch nicht gerade zeitig, so doch immerhin bald nach 9 Uhr auf und wandten uns über den gerade gegenüber der Hütte befindlichen Steilabfall, aus dem eine ergiebige Quelle hervorbricht, dem Rande des Plang de Serennes zu und folgten diesem so lange, bis uns ein Steiglein in das von den Abhängen des Monte Sella und des gegen Südosten ausstrahlenden Kammes der Neunerspitze gebildete Tälchen brachte. Während wir nahe dem Talgrunde dem St. Antoni-(Fanes-)Joch zustreben, haben wir zur Rechten die zerborstenen, in morsche, grellfarbige Felstürme aufgelösten Abstürze des Monte Sella, während zur Linken durch begrünte Bänder getrennte Karrenstufen zum obenerwähnten Südostkamm des Neuners hinanleiten. Je mehr wir uns unserem vorläufigen Ziel nähern, desto merkwürdiger erscheint uns der Monte Sella, der hier unmittelbar vom Gipfelkamm ungeheure Schutthalden herabsendet, so daß er aussieht wie ein riesiger, buntfarbiger Sandhaufen. Vom Fanesjoch (2468 *m*) das zwischen Monte Sella di Fanes[1]) und Neunerspitze eingeschnitten ist, hat man dann einen prächtigen Einblick in den obersten Talkessel von Spessa, zu dem beide Berge in mächtigen Felswänden abstürzen. Auch das Wiesenland von Wengen, das gegen Nordost durch den mit schönen Felstürmen besetzten Pareskamm, der im begrünten Paresberge, 2359 *m*, endet, begrenzt wird, erschließt uns seine grünen Wellen, während in der Ferne die edlen Gestalten der firnumwallten Zillertaler sich mit dem Firmament zu vermählen scheinen. . . .

Vom Joch wandten wir uns dem kurzen Westkamme des Monte Sella zu, der uns ohne Schwierigkeit bald zum Gipfelkamm brachte. Dieser trägt zwei durch eine sanfte Einbuchtung getrennte, anscheinend gleich hohe (2656 *m*) Erhebungen. Wir überschritten sie gegen Osten, wo sich der Grat gegen eine tiefe Scharte senkt, die wir erreichen wollten, denn unser Werben galt hauptsächlich dem schönen Felsgipfel, der aus den Schuttströmen nächst der unteren Klein-Fanesalpe in reichgegliederten Wänden sich erhebt und uns schon vom Limojoch aufgefallen war[2]). Zuerst ging der Abstieg ohne Schwierigkeit vonstatten. Erst der unterste Gratabsatz, den wir nicht überblicken konnten, nötigte uns, in die Südostwand auszuweichen und diese in der Richtung gegen die Scharte zu durchsteigen.

Nun galt es, noch eine untergeordnete Graterhebung (Kleine Eisengabel) zu überklettern, was uns mittels einer Gemsfährte bald gelang, und dann standen wir in der Einschartung unmittelbar vor dem Ziel unserer Wünsche. Die Sache sah bedeutend einfacher aus, als wir es uns vorgestellt hatten. Nächst dem Grate gelangten wir über kleine Wandstufen, schuttbedeckte Platten und schrofigen Fels zum eigentlichen Gipfelaufbau, den drei tiefe Kamine durchreißen. Wir wählten den linken von ihnen, der uns in kurzer Zeit zum höchsten Punkte brachte. Nach dem Augenschein an Ort und Stelle schien sich die Mitteilung unseres Hausherrn von der Klein-Fanesalpe zu bestätigen, daß diese schöne, in den Karten weder kotierte noch verzeichnete Spitze vor unserem Besuch noch unerstiegen war. Da jedoch ihre Besteigung auf dem von uns eingeschlagenen Wege keineswegs besondere Schwierigkeiten bietet, glaube ich annehmen zu können, daß sie mindestens von Jägern schon früher betreten worden ist. Doch dürften wir wohl die ersten turistischen Besucher gewesen sein. Nach Erwägung

[1]) Da in der nächsten Umgebung mehrere Berge „Monte Sella" genannt werden, schlage ich vor, entsprechend den Bezeichnungen „Monte Sella di Vigil", „Monte Sella di Sennes" usw., den in Rede stehenden Berg „Monte Sella di Fanes" zu nennen.

[2]) Siehe farbige Beilage gegenüber S. 234.

K. Sandtner phot.

Abb. 1. Zehner- und Neunerspitze von der Limojochspitze

K. Sandtner phot.

Abb. 2. Neuner- und Zehnerspitze mit Spessa

K. Sandtner phot.

Abb. 4. Gipfel der Zehnerspitze

K. Sandtner phot.

Abb. 3. Conturinesspitze vom Saréital

aller Umstände wählten wir für unseren Berg die Bezeichnung „Vordere Eisengabelspitze“ und stellten mit unserem Aneroid eine Höhe von beiläufig 2560 *m* fest.

Nachdem wir den Abstieg zur Scharte — in umgekehrter Richtung unserer Anstiegsroute folgend — durchgeführt hatten, wandten wir uns jener Erhebung zu, der nach der Karte die Bezeichnung Eisengabelspitze („Furtschia dai ferrs“) zukommt. Es ist dies eine sanfte Kuppe, deren gegen Süden streichender Kamm nur durch einen einzigen Felskopf unterbrochen wird. Wir querten die obersten Hänge eines gegen Osten offenen Kars und gelangten so in den Sattel des Südkammes, der die Eisengabelspitze mit der weiter oben erwähnten, als Kleine Eisengabel bezeichneten Graterhebung verbindet. Der Kammhöhe folgend, erreichten wir nach einer halben Stunde den Gipfel, der gegen Pederú und gegen das Rautal mit wilden Türmen geschmückte Grate entsendet. Der Blick auf den gegenüberliegenden Tamersfels, auf den Monte Sella von Vigil und von Sennes, sowie auf den Seekofel und die am Grunde des Rautales im Grün verstreuten Tamershütten ist ebenso reizvoll wie die Fernsicht auf die Berge von Sexten, Ampezzo und auf die lange Kette der schneebedeckten Bergriesen in duftiger Ferne. Wir blieben ziemlich lange, obwohl Wind und vereinzelte Regentropfen den Aufenthalt keineswegs besonders angenehm gestalteten.

Zum Sattel zurückgekehrt, verließen wir ihn gegen Westen, querten die Westflanke der Kleinen Eisengabel und strebten der Scharte zwischen ihr und dem Monte Sella di Fanes zu. Von hier wandten wir uns in die Südwand dieses Gipfels, wo wir einen verfallenen, primitiven Jägersteig fanden. Eine Stelle, die sonst ungangbar wäre, kann mittels eines über einige Eisenstifte gelegten Baumstammes leicht überwunden werden, während einige in den Fels gehauene Tritte das Erreichen der Schutthalden erleichtern. In tollen Sprüngen eilten wir über die gewaltige Schütt zur begrünten Talsole hinab, auf der sich der vom Rautal durch den Vallon di Rudo heraufkommende Weg emporschlängelt. In wenigen Minuten brachte uns dieser in unser bescheidenes Bergheim, das wir gerade noch vor dem Beginn eines ausgiebigen Regens erreichten.

HEILIGENKREUZKOFEL, 2911 *m*
ZEHNERSPITZE, 3027 *m*

„Endlich ein schöner Tag!“ Mit diesem Jubelruf kriechen wir aus dem Heu und widmen uns mit seltenem Eifer der weniger angenehmen als nützlichen Beschäftigung des Frühstückkochens. Wie rasch das geht und wie bald sind wir unterwegs! —

Es ist eben doch etwas ganz anderes, wenn man einen lachenden Himmel über sich weiß, als wenn bleiernes Grau des Firmaments befürchten läßt, es könnte seiner üblen Laune durch einen Tränenstrom Luft machen. Da würdigt man erst recht die Schönheit der Umgebung. Wie hebt sich doch die von den ersten Sonnenstrahlen getroffene, leuchtend gelbrote Wand der Vorderen Eisengabelspitze von dem saftiggrünen Vordergrund ab! Wie malerisch sind die einzelnen Baumgruppen, die den Hang hinter der Hütte zieren, mit der dahinter aufragenden, schöngeschwungenen Croda Camin!

Wir wandern dem Bachlaufe entgegen zur Oberen Klein-Fanes-Alpe. Ihre Hütten liegen nächst dem Grünsee, dessen schillernder Spiegel von einem Kranz üppig wuchernder Seggen und Binsen umrahmt wird. Ein Marterl mit einem zinnoberrot bemalten Heiligen steht mitten unter den meist baufälligen, windzerzausten Gebäuden, hinter denen die Karrenstufen ziemlich steil zur Hochfläche der Klein-Fanesalpe hinanleiten. Vom Plateaurande blicken wir zurück zum Becken des Grünsees und gewahren zu unserem Erstaunen, daß wenige Meter oberhalb und südöstlich ein zweiter, dunkelgrüner Seespiegel erglänzt, der, obwohl kaum kleiner

als der Grünsee, in keiner Karte eingezeichnet ist. Dankbar begrüßen wir die roten Wegzeichen, die uns sicher durch das Wirrsal von riesigen Trümmern über spärlichen Rasen den Weg gegen das gewaltige Halbrund mächtiger, plattengepanzerter Felsgipfel weisen, zu denen hie und da Schneezungen hinanlecken. Mehrere kleine Seen — eher Lachen — liegen zwischen den Karrenhügeln. Sie sind fast vollends ausgetrocknet.

Wir steuern der tiefsten Einschartung des Gebirgskammes, dem Medesjoch (Varellasattel) zu. Zwischen diesem und dem St. Antonijöchl trägt der Felswall drei deutlich ausgeprägte, scharf voneinander getrennte Hochgipfel: den eigentlichen Heiligenkreuzkofel, der drei Rückfallskuppen gegen das Medesjoch entsendet, fast in der Mitte die Zehnerspitze (Piz dales diesch) und mit dieser durch einen keineswegs vertrauenerweckenden Grat, der eine tiefe Scharte aufweist, verbunden — die Neunerspitze. Der erstere ist unser Ziel, darum verlassen wir die gegen das Medesjoch führende Steigspur und steuern auf die Einsattlung zwischen der ersten (P. 2679) und zweiten (P. 2671) Rückfallskuppe los. Immer trostloser wird die Steinwüstenei des welligen, vielfach gegliederten Hochplateaus, je mehr wir uns seiner Bergumrahmung nähern. Einige weidende Pferde, prächtige, stämmige Tiere, haben uns bemerkt und stürmen auf uns zu, um wenige Schritte vor uns plötzlich stehen zu bleiben. Neugierig werden wir beglotzt und eine Stute — „sie“ ist ja bekanntlich immer neugieriger — wagt sich sogar ganz an uns heran und schnuppert an unseren Rucksäcken herum. Eine schnelle Wendung und erschreckt jagt sie dahin und mit ihr die anderen in wilder Flucht.

Noch ehe wir den Kamm in der erwähnten Einschnürung erreichen, empfängt uns wütender Sturm. Man soll eben nicht den Tag vor dem Abend loben. Drohendes Gewölk hatte sich während unserer Wanderung über uns zusammengeballt und über der eisumfluteten Marmolata, die beim Erreichen der Scharte uns ihre ganze Gletscherpracht weist, lagert eine pechschwarze Wolkenbank.

In der Scharte, in deren Kehle wir, um nicht vom Sturme umgeworfen zu werden, kauern, mündet der vom Wallfahrtskirchlein Heiligenkreuz, das in schwindelnder Tiefe unmittelbar unter den prallen Wänden des nach ihm benannten Kofels liegt, heraufkommende versicherte Alpenvereinsweg, der sich als eine bequeme Weganlage bis zum Gipfel fortsetzt. Doch wir können sie trotzdem nicht in einem Zuge verfolgen. Ein Regenschauer nötigt uns, die gemächliche Wanderung zu unterbrechen und unter einer überhangenden Wandpartie Schutz zu suchen. Da hocken wir nun, in unsere Mäntel gehüllt, und betrachten verdrießlich unsere Beine, die unter dem Überhang nicht mehr Platz finden und sich daher das siegreiche Vordringen der Nässe durch Stutzen und Schuhe gefallen lassen müssen. Dieses „beschauliche“ Dasein wird aber auf die Dauer langweilig und wir beginnen zur Abwechslung zu essen. Doch auch dem ist bald ein Ziel gesetzt, denn in kurzer Zeit heißt es schon: „Des Rucksacks tiefe Taschen bergen gar nichts mehr zum Naschen.“ Zum Glück scheint der Regen etwas nachgelassen zu haben, für uns das Zeichen zum Schultern der Rucksäcke und zum Beginn eiliger Aufwärtsbewegung, die uns in kurzer Zeit den Gipfel erreichen läßt. Wir gewahren bloß trübe und unvollkommene Bruchstücke der überwältigenden Rundschau, die an schöneren Tagen den Ersteiger dieser Hochwarte lohnt. Sie umfaßt neben allen Gruppen der Dolomiten auch viele Gletschergebiete und wirkt besonders eigenartig durch den verblüffenden Niederblick auf die Alpe Armentara mit dem Kirchlein Heiligenkreuz in senkrechter Tiefe und auf die mit malerischen Ortschaften geschmückten grünen Hänge des Abtei- und Gadertales. —

Über den großblockigen Nordostgrat flüchten wir in leichter Kletterei vor

einem neuerlichen Regenschauer, der uns zu einer längeren Rast in einer von zwei riesigen Felstrümmern gebildeten Höhle zwingt. Die Vermutung, daß dieser Unterschlupf auch schon früher einmal benützt worden sein dürfte, worauf die vorgefundenen, aufeinandergeschichteten flachen Steine schließen lassen, ist nur ein schwacher Trost. In Ermangelung jedes anderen tauglichen Kampfmittels gegen die Langweile wird mit viel Umständlichkeit das Pfeifchen in Brand gesteckt, dessen bläulicher Rauch uns wenigstens einen Schimmer von Behaglichkeit vorgaukelt. Dann werden nach und nach alle ähnlichen Lagen aus unserer Bergsteigerlaufbahn besprochen, bis endlich Jupiter pluvius, gerührt durch unsere grenzenlose Geduld, den Tränen des Himmels Einhalt gebietet.

Im nächsten Moment sind wir auf den Beinen. Wenige Schritte von uns schlängelt sich der Pfad weiter gegen die Zehnerspitze. Zuerst folgt er dem Grat, von dem uns der Sturm hinabzufegen droht, dann wendet er sich in die Ostflanke, um mit geschickter Ausnützung der Querrisse, die den gegen Osten hinabschießenden Plattenpanzer des Berges durchziehen, an den Fuß des Gipfelaufsatzes zu gelangen, wo er endigt.

Den beiläufig 35 Grad geneigten grauen, glattgescheuerten Plattenlagen ist, gleich einem Hahnenkamm, eine senkrechte, fast ungegliederte, beiläufig 100 *m* hohe Riesenplatte aufgesetzt, die den höchsten Punkt trägt. Eine Art Kamin in ihrer gegen Süden gekehrten Schmalseite vermittelt den Aufstieg, den zuerst A. Posselt-Czorich und E. F. Gerstäcker mit den Führern A. Ploner und J. Miribung am 29. Juli 1887 durchgeführt haben. Die Kletterei ist nach heutigen Begriffen nicht besonders schwierig und dabei kurz, jedoch — besonders anfangs, wo sich der kaum 3 *m* breite Grat außerordentlich steil aufschwingt — ausgesetzt. Denn auch zur Linken, gegen die Alpe Armentara, stürzt unser Berg in prallen, mehrere Hunderte Meter hohen Wänden ab. Uns verdirbt leider der ungestüme Orkan die Freude an der sonst gewiß sehr genußreichen Kletterei. Ein besonders schöner Teil davon ist nahe dem Gipfel zu bewältigen, wo die gigantische Mauer der Länge nach gespalten ist. Wir klettern aus dem Spalt auf seine östliche Begrenzungswand und übersetzen ihn dann auf einer, aus einigen eingeklemmten Blöcken gebildeten, natürlichen Brücke. Wenige Schritte noch und wir lassen uns im Windschatten des großen Steinmannes nieder, der von dem Kreuz, das früher auf dem Gipfel des Heiligenkreuzkofels seinen Platz hatte, gekrönt wird. Die Aussicht ist ebenso packend wie jene vom letztgenannten Gipfel, der Tiefblick gegen Nordwesten, wenn auch nicht so unvermittelt, so doch zufolge der ganz bedeutenden Wandhöhe noch großartiger[1]).

Obwohl der Nordostgrat bis nahe an die tiefste Scharte vor der Neunerspitze von Dr. H. Attensamer mit Führer J. Kastlunger am 1. August 1904 bereits begangen worden war, verspüren wir bei dem herrschenden Sturm keine Lust zu einer Wiederholung dieser Tur. Überdies scheint der Versuch einer Fortsetzung dieser Gratwanderung bis zum Sass dalles Nö, wie die Ladiner die Neunerspitze nennen, wenig Aussicht auf Erfolg zu haben, da wiederholte Beobachtungen von verschiedenen Punkten, selbst mit Zuhilfenahme des Triëders keine Möglichkeit erkennen ließen, einen bösen, etwa 50—80 *m* hohen Gratabsatz überwinden zu können. Darum kehren wir auf unserem Aufstiegswege zum Fuße des Gipfelturmes zurück. Um das lange Wegstück bis zur Kreuzkofelscharte zu ersparen, wenden wir uns östlich über die Platten unter Ausnützung ihrer Rillen und Rauheiten den ersten Grasflecken in der Tiefe zu und folgen ihnen, bis wir auf die rote Wegzeichnung stoßen, die uns durch das Trümmerlabyrinth zu

[1]) Über die schwierige Südostwand haben den Gipfel die Herren Prof. Fezzi und Dr. v. Zimmeter am 1. August 1909 bestiegen (Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1911, S. 71).

unserem Standquartier bringt, wo uns die Sennen, die uns mit dem „Spektivi“ auf der Zehnerspitze beobachtet hatten, mit sichtlicher Hochachtung begrüßen.

* * *

Im Fremdenbuche von Heiligenkreuz fand ich später folgende Eintragung: „Erste Ersteigung des Heiligenkreuzkofels direkt über die Westwand. Einstieg an der äußerst nordwestlich gelegenen plattigen Schrofenwand in der Verschneidung zwischen der schwarzen Platte. Vom Einstieg im Zickzack links in die Höhe auf ein kleines Köpfel am Beginn einer großen Schutt-Terrasse, die gegen einen auffallend zugespitzten Felskegel überschritten wird. Dann nach links zu einer kleinen Schlucht (oben in ihr auffallend gelbe Höhle), in ihr 40—50 *m* empor, bis breite Schuttbänder ein Aussteigen nach Nordosten erlauben. Immer nordöstlich empor, bis das höchste Band an die Kante herausleitet; Steinmann! An der Kante direkt empor. Die Kante geht bald als Rippe in die immer mehr sich gliedernde Wand. Man verfolgt sie bis zu ihrem Ende. Noch 50—60 *m* leicht über Schrofen zum Grat, von hier eine halbe Stunde zum Gipfel. Julius Silbermann, Landrichter Allenstein mit Führer I. Kostner, Corvara, und Rudolf Schietzold.“

NEUNERSPITZE (SASS DALLES NÖ), 2972 *m*

So sorglos tritt man wohl selten eine Bergfahrt an. Der für diesmal Auserkorene sah aber auch mit Ausnahme seines Südwestgrates gar zu harmlos aus. Insbesondere war der Anblick des Ostkammes, den wir für die Ersteigung in Aussicht genommen hatten, so beruhigend, daß wir mit Rücksicht auf die für Nachmittag geplante Übersiedlung nach Groß-Fanes außer den lichtbildnerischen Behelfen buchstäblich nichts in unsere Rucksäcke taten. Seil und Kletterschuhe blieben zurück, der Proviant wurde auf einen kleinen Imbiß beschränkt und nur die mit dem angeblich so heilkräftigen Wasser der nahen Quelle gefüllte Flasche mitgenommen. Richtig, noch eins! Vom Mantel durften wir uns allerdings nicht trennen, denn der wurde für uns nachgerade zur Lebensfrage.

Gemächlich wanderten wir die begrünten Hänge bis zu den ersten Felsstufen des Grates empor. Herrliche Edelweißsterne grüßten allenthalben aus dem Grün üppiger Rasenpolster, so daß wir uns abwechselnd immer wieder bückten, um besonders schöngeratene Exemplare zu pflücken und sie zu einem Sträußchen zu vereinigen. Fast ohne es zu merken, erreichten wir den Fuß der letzten Graterhebung vor dem eigentlichen Gipfelaufbau. Sie trägt eine Triangulierungspyramide, was uns einigermaßen auffiel, da wir auf dem Gipfel selbst keine solche gesehen hatten. Doch bald sollten wir die Erklärung dafür bekommen!

In wenigen Minuten standen wir neben der erwähnten Pyramide und sahen verblüfft zuerst die Gratfortsetzung, dann uns selbst gegenseitig an, bis einer von uns, ich weiß es heute nicht mehr, war's Freund Gustl oder ich, den inhaltschweren Satz sprach: „Ah, da schau her!“ So sieht also die gemächliche Wanderung mit den Händen in den Hosentaschen, wie wir sie uns so schön als Vormittagsspaziergang ausgemalt hatten, aus. Von links schieben sich steile, hochaufragende Plattentafeln derart übereinander, daß ihre Schichtenköpfe eine steile, gegen Norden abstürzende Wand bilden. Die stellenweise scharfe, sich jäh aufbäumende Schneide führt zu dem langgestreckten, schuttüberlagerten Gipfelkamm. So haben wir uns die Sache allerdings nicht vorgestellt! Doch durch das bloße Anschauen kommt man nicht weiter, man muß unbedingt noch ein übriges tun. Und das taten wir denn auch, indem wir uns anschickten, den Grat zu versuchen.

Hätten wir unser Seil mitgehabt, wir hätten es sicherlich verwendet, so aber

Farbige Naturaufnahme von Dr. F. Benesch

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Vordere Eisengabelspitze vom Wege zum Limojoch

kletterte jeder auf eigene Faust. Ich wählte die Schneide und siehe da, die Geschichte war gar nicht einmal so schwierig, wie sie aussah, und in kurzer Zeit hatte ich das böse Gratstück im Rücken. Freund Fäustling (ein besonders zärtlicher Kosename für meinen Gefährten Gustav Handschur) hatte sich einem Schichtbande in der Nordseite anvertraut, kehrte aber bald reuig zur Grathöhe zurück, die wohl noch das beste und gewiß das sicherste Fortkommen ermöglicht. Dann stolperten wir gemeinsam über den Schutt des Gipfelrückens am Rande der Nordwestabstürze dem höchsten Punkte zu.

Auffallendes Sträuben der Haare und ein merkwürdiges Kribbeln auf der Haut trieb uns zu erhöhter Eile. Sie war auch vonnöten, denn unsere Pickel musizierten bereits recht fleißig, als wir zur Triangulierungspyramide des Vorgipfels, wo wir sie samt unseren Rucksäcken hinterlegt hatten, zurückkehrten. Im Nu waren die Mäntel in Bereitschaft und dann stürmten wir in fliegender Hast zutal, mit einem heranziehenden Gewitter um die Wette. Es hat uns wohl erreicht, aber erst auf den Weideterrassen von Klein-Fanes, von wo wir im Dauerlauf regen- und schweißtriefend zur Hütte gelangten, von der wir dann am Nachmittag, als der Regen nachgelassen hatte, endgültig Abschied nahmen.

VOM LIMOJOCH ÜBER DIE STIGA-SPITZEN AUF DIE VARELLA, 3060 *m*

„Wölts nit a Milk?“ So fragte uns der Seppele von der Groß-Fanesalpe wiederholt, als wir am 25. August 1911 das Frühstück bereiteten. Weniger aus Liebe zu diesem sonst so wertvollen Getränk, sondern mehr, um dem Alten eine Freude zu machen, ließen wir uns eine Schüssel voll verabreichen.

Tags vorher waren wir von Klein-Fanes hierher übersiedelt und von dem Sennen auf das freundlichste aufgenommen worden. Allerdings konnte er uns nicht viel bieten, nicht einmal ein Heulager, aber er bemühte sich so sichtlich, uns den Aufenthalt in seiner Hütte erträglich zu gestalten, und half so wacker mit, als wir uns unsere Lagerstätten auf den Bänken zurechtmachten, daß wir uns trotz der einfachsten Verhältnisse vom ersten Augenblick an wohl fühlten. Vor dem Schlafengehen hatte uns Seppele schönes Wetter prophezeit und mit Rücksicht auf die zu gewärtigende kalte, klare Nacht noch einige Scheiter Holz in den Ofen getan. Er hatte in der Tat recht behalten.

Es war verteufelt kalt, als wir früh ins Freie traten. Der Rasen erschien grau, wie bereift, so dicht hingen die Tauperlen auf den Halmen, und wo wir mit unseren Genagelten die zarten Wassergebilde abstreiften, blieben dunkelgrüne Spuren zurück. Der Morgenhimmel hatte jene eigentümlich helle, stahlblaue Farbe, welche die Bäume schöner grün und die sonnbeschienenen Dolomitwände glühender erscheinen läßt, während die Schatten einen violetten, samtnen Schimmer haben. Der erwachende Tag versprach viel an Glanz und Schönheit, — er sollte uns auch Bergsteigerfreuden bescheren.

Ganz unabsichtlich kamen wir in ein recht lebhaftes Tempo und gelangten daher bald zum Limosee, von dessen Ufer wir uns über begrünte Hänge dem nach Westen ziehenden Kamm zuwandten. Mit jedem Schritt erweitert sich der Rundblick, schon grüßen die Häupter der Tofanen über die Berge von Travenanzes, die sich bereits in lückenloser Reihe zeigen. Weiter oben bieten kleine Wandstufen, die den Rasenhang unterbrechen, willkommene Abwechslung, bis uns Wasserrinnen mit begrünten Böschungen auf den ersten Gipfel des zur Varella ziehenden Grates bringen. Er trägt eine Triangulierungspyramide und in den Karten den Namen Monte Varella. Ich halte jedoch diese Bezeichnung nicht für glücklich gewählt, da es mir nicht angängig scheint, zwei Erhebungen

in einem Gebirgszuge den gleichen Namen zu geben. Überdies wird von den Hirten mit Verella nicht der Berg, sondern der in einer talartigen Terrainfalte gelegene Weideplatz gemeint. Es dürfte daher praktischer sein, den Punkt 2563 mit „Limospitze“ zu bezeichnen.

Wir verfolgen den Grat weiter, der nun eine dreitürmige Erhebung trägt (P. 2603). Um uns mit der Überkletterung der augenscheinlich sehr brüchigen Zacken nicht aufzuhalten, umgehen wir sie knapp unterhalb auf einem breiten Bande mit herrlichem Tiefblick zum Paromsee in dem wilden Trümmerkar zu unseren Füßen. Das Band leitet in eine erdige Schlucht, durch die wir die Scharte vor der sich kirchdachartig aufbauenden Stigaspitze erreichen.

Fast scheint es unmöglich, über diesen Grat die Spitze zu erklimmen, denn während nach Norden steile, glatte Platten bis zum Schuttgürtel des Gipfelaufbaues reichen, bilden die übereinander gelagerten Schichtenwulste eine steile, fast senkrechte Südwand. Da kommen die Kletterschuhe das erste Mal während unseres Aufenthaltes in der Gruppe zu Ehren und auch das Seil muß das erste Mal Dienst tun. Genau auf der Gratschneide nehmen wir, unterstützt von kleinen Erosionsfurchen, unseren Weg zur Höhe. Eine flotte, lustige Kletterei, die uns Freude macht. Der Grat wird stellenweise verteufelt steil, und da gerade auf diesen Stellen das Gestein besonders glatt ist, folgen wir öfter Rissen und Sprüngen des Plattenpanzers in der Nordflanke. Lose auflagernde Felstrümmer bieten bei entsprechender Vorsicht doch einigen Halt. Heimtückisch hält noch ein solcher Felsblock der Berührung meines Freundes Handschur stand, als ich ihn aber — vielleicht zu wenig sanft — anfasse, wird er „wankelmütig“ und kollert, ein ganzes Heer von Trümmern mit sich reißend, gegen das Paromtal, in dessen Tiefe er unseren Blicken entschwindet. Wortlos blicken wir ihm nach und verdoppeln noch unsere Behutsamkeit. Durch eine blockerfüllte Rinne klettern wir wieder zum Grat empor, der sich zu einem kleinen Gipfelplateau erweitert.

Ein dürftiger Steinmann, wohl von Alpenjägern oder Hirten herrührend, die den Gipfel wahrscheinlich vom Paromtal erstiegen, wird von uns rasch entsprechend vergrößert. Von hier aus bemerken wir erst, daß der in der Karte als Stigaspitze bezeichnete Berg eigentlich aus zwei Erhebungen besteht, auf deren östlicher wir stehen. Der augenscheinlich höhere Westgipfel ist von unserem Standorte durch eine enge Scharte getrennt. Wir steigen zuerst über die Gratschneide, später eine senkrechte Stufe in der Südseite umgehend, zur Scharte ab und über den harmlosen Blockgrat zu der wahrscheinlich vor uns unbetretenen westlichen Spitze. Die barometrische Messung ergab ein Plus von 60 *m* gegen den Ostgipfel. Mein Gefährte bemerkt sofort den Mangel eines Steinmannes, den er durch eifrige Bautätigkeit zu beheben sucht. Tatsächlich ersteht bald unter seinen fleißigen Händen ein wahres Meisterwerk, das ihm den Titel eines „Steinmandloberbaurates“ einträgt, dem er seither alle Ehre macht.

Da nun die nächste Scharte, die unseren Gipfel vom Punkt 2960 *m* (Paromspitze Grohmanns?) trennt, nur durch zeitraubendes Abseilen, das wohl in dem äußerst brüchigen Gestein auch nicht ganz ungefährlich wäre, zu erreichen ist, verlassen wir den ungangbaren Grat, um über Bänder und Wandstufen, zuletzt durch eine steile Schuttrinne in der Südwand abzusteigen. Dort, wo uns ein breites Band nach rechts zu queren gestattet, lassen wir uns zu einer Rast nieder, um unser mehr als einfaches Mittagsmahl einzunehmen. Der Wettergott scheint ein Einsehen mit uns zu haben, die zahlreichen Wolken zeigen keine Neigung, sich zu einer blitzesprühenden Wolkenbank zu vereinigen, und so sitzen wir, unbesorgt um den Rest des Tages, nebeneinander und blicken in den einsamen Vallon de Lavares zu unseren Füßen. Plötzlich ertönen die schrillen Warnungs-

Naturaufnahme von K. Sandtner

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Vallon de Lavares mit Conturinesspitze

pfiffe der Murmenteln und verscheuchen die Stille des weltentrückten Trümmerkares. Sollten uns die Tierchen erst jetzt entdeckt haben oder ist es ein anderer Störefried, der sie erschreckt? Wir spähen nach allen Seiten und gewahren einen mächtigen Adler, der, ohne merklich die Schwingen zu regen, über uns seine Kreise zieht. Plötzlich schießt er pfeilschnell in den Kargrund. Ein kurzer, angsterfüllter Pfiff, dann Ruhe. Bald darauf aber erhebt sich der Vogel wieder in die Lüfte und trägt in seinen Fängen einen dunklen Gegenstand. Ist denn wirklich kein Winkel so einsam, so verlassen, daß er nicht der Schauplatz des häßlichen Kampfes ums Dasein werden müßte? —

Begrünte Hänge lassen uns bequem den Ostgrat der „Paromspitze" erreichen. Durch steile Wandstufen getrennte, in nahezu gleichen Abständen übereinander gelagerte breite Schuttbänder bilden den Aufbau dieses Berges. Nur in der Gratfortsetzung sind die Wandabsätze niedrig oder hören ganz auf, so daß wir an einer bereits hoch oben befindlichen Tropfquelle vorüber ohne Schwierigkeit den breiten Gipfelrücken und bald darauf den höchsten Punkt erreichen. Mein baulustiger Begleiter findet hier keine Gelegenheit zur Betätigung, denn eine mächtige Steinpyramide enthebt ihn der Aufgabe, ein Mausoleum für unsere Ersteigungsdaten zu errichten.

Wie ich vorausgesehen, ist mir der ungewohnte Milchgenuß nicht gut bekommen und ich mußte auf die Fortsetzung der Tur verzichten. Ich versuchte daher einen Abstieg durch die Südseite des Berges in den Vallon de Lavares, während sich mein Freund Gustl der Varella zuwandte. Über schuttüberrieselte Felsstufen, zuletzt über Platten, kam ich bis auf beiläufig 20 *m* den Schuttströmen des Vallon de Lavares nahe, doch konnte ich den letzten, plattigen, nahezu senkrechten Wandgürtel trotz Zuhilfenahme der Kletterschuhe nicht überwinden. Abseilen hätte mich allerdings bald aus der Falle, in die ich geraten war, befreit, doch hatte Handschur unser Seil mitgenommen, da wir übereinstimmend annahmen, daß er es eher brauchen dürfte als ich. So blieb denn nichts anderes übrig, als wieder zurückzusteigen zum Gipfel, um auf einem anderen Wege zu Tal zu gelangen. Ich bin jedoch überzeugt, daß zu früherer Jahreszeit, wenn noch die Schneezungen weiter in die Felsen hinaufreichen, der Abstieg auf dem von mir eingeschlagenen Wege auch ohne Abseilen möglich ist, denn die außerordentliche Glätte des Gesteins — die Felsen erscheinen hier geradezu wie poliert — spricht dafür, daß der Schnee meist bis über die unteren Partien in die Wand hineinspitzt. Von der Einschartung zwischen Parom- und Stigaspitze gewann ich ohne Schwierigkeit den Talgrund, dem ich bis nahe an die Einmündung des Vallon de Lavares in das Haupttal folgte. Den untersten Hängen der Limojochspitze (Monte Varella) entlang gelangte ich zu dem vom Col d Lotschia kommenden Weg und bald darauf zur Alpe Groß-Fanes.

Beiläufig eine Stunde später rückt auch „Fäustling" ein. Nach dem gemeinsam bereiteten und verzehrten Abendmahl, als der Tee und das Pfeifchen uns zu einem Plauderstündchen vereinen, erzählt Gustl über seinen Weiterweg beiläufig folgendes: „Von der Scharte zwischen der Paromspitze und dem Ostgipfel der Varella, die ich, immer auf dem Grat oder nahe von ihm kletternd, erreichte und die einen Abblick in den innersten Winkel des trostlos öden Paromtales gestattet, wandte ich mich ohne Aufenthalt der Gratfortsetzung zu. Der anfangs leichte Blockgrat verschmälert sich zu einer mit losen Steintrümmern bedeckten schmalen Schneide, die ich behutsam bis zum letzten Aufschwung verfolgte. Ein schmales Band führte mich dann in die Nordflanke. Von diesem gelangte ich mittels einiger Klimmzüge auf den Gipfelfirst des östlichen La Varella-Gipfels, 3060 *m*. Der bereits vorhandene Steinmann zeugt von öfterem Besuch. Ich eilte zum West-

gipfel, bei dessen Signal ich 20 Minuten später stand. Nur kurze Zeit genoß ich die herrliche Rundschau, denn die Sorge, ob ich für den Abstieg gangbaren Fels vorfinden würde, trieb mich zur Eile. In der Einsenkung zwischen Ost- und Westgipfel, von der eine Geröllschlucht nach Süden führt, hatte ich meinen Rucksack zurückgelassen, da diese Schlucht für den Abstieg in Aussicht genommen war. Ein breites Band zieht von ihr nach rechts, das ohne Schwierigkeit zur Zweischartenspitze (Spitz danter dös Forcelles, 2950 *m*) hinüberleitet. Ich aber verfolgte die Schlucht abwärts. Sie gabelt in drei Teile. Dem linken, der später als senkrechter Kamin zur Tiefe führt, vertraute ich mich an. Leider wird er im weiteren Verlaufe überhangend, weshalb ich nach rechts in die Wand hinausquerte, um über eine schmale, sehr ausgesetzte Leiste die rechte Schluchtfortsetzung zu gewinnen. Sie ist eher als Rinne denn als Kamin zu bezeichnen, und brachte mich zuletzt über leichteren Fels an den Fuß der Wände und auf die obersten Schutthalden des Vallon de Lavares. Erleichtert und mit freudiger Genugtuung blickte ich zurück zur Höhe über die soeben bezwungene, bisher unbetretene Südwand und sprang dann lustig talwärts über das lockere Geschiebe." — — —

Das Feuer im Herd sank prasselnd und krachend in sich zusammen. Seppele und Giovanni hatten schon längst ihr Lager oberhalb des Ofens aufgesucht. Der Docht unserer Kerze, die inzwischen ganz niedergebrannt war, neigte sich zur Seite und fiel schließlich knisternd in das von der unruhigen Flamme gelöste Wachs, das um den Kerzenstummel einen kleinen Teich gebildet hatte. Einige Male flackerte das Licht, das sich nicht ertränken lassen wollte, noch auf, dann aber ward es finster um uns, die kommendem Bergglück entgegenträumten.

Wie wir uns später überzeugen konnten, ist es bedeutend leichter, wenn man beim Abstieg von der Varella das Band, das aus der obenerwähnten, von der Scharte nach Süden hinabstreichenden Schlucht westlich hinausführt, benützt, die Zweischartenspitze überschreitet und erst von der Scharte zwischen dieser und der Conturinesspitze in den Vallon de Lavares absteigt.

CONTURINESSPITZE, 3064 *m*

Auffallend nahegerückt erscheint die Königin der Dolomiten, der immer unser erster Blick gilt, sobald wir die Hütte von Groß-Fanes verlassen. Schwül und regungslos ist die Luft, was gewiß nichts Gutes erwarten läßt. Trotzdem traben wir, wenn auch nicht gerade in rosigster Laune, auf dem dürftigen Steiglein dem Col d Lotschia zu. Vereinzelte Nebelfetzen hängen regennassen Fahnen gleich an den Bergwänden oder schleichen träge an den Schutthalden empor. Die stattliche Ziegenherde, die wir gestern hoch oben an den Hängen der Paromspitze gesehen, drängt sich unter einer mächtigen Lärchengruppe und das Getier meckert in allen Tonarten, als wir vorbeikommen. Wir wenden uns dem Eingange des Vallon de Lavares zu. Eine grüne, mit Krummholz und einzelnen Bäumen bestandene Böschung läßt uns das Tälchen erreichen, von dessen Grunde steile Geröllfelder zu den Felswänden hinaufziehen. Geröll, später aber Schnee von großer Neigung leitet auch zu der Scharte zwischen Conturines- und Zweischartenspitze, der wir zunächst zustreben. Bei einem dürftigen, grünschillernden See kommen wir vorüber, biegen ein wenig nach rechts gegen den Fuß der Paromspitze aus und queren unterhalb der Zweischartenspitze den Talgrund, um uns der obenerwähnten Scharte zuzuwenden.

Dichter Nebel hatte sich inzwischen auf das Tal gesenkt und uns mit seinem weißlich-grauen Brodem eingehüllt. „Waschküche!" sagt lakonisch mein Gefährte und stapft die steile Schneekehle zur Scharte empor. Hier oben pfeift der Sturm; er jagt die Nebelballen nur so vor sich her. Doch wir gewinnen, wenigstens

K. Sandtner phot.

Abb. 5. Abteital, Sellagruppe und Langkofel vom Heiligenkreuzkofel

K. Sandtner phot.

Abb. 6. Heiligenkreuz mit den Wänden des Heiligenkreuzkofels

K. Sandtner phot.

Abb. 7. Heiligenkreuzkofel von der Alpe Armantara

Hans Tauer phot.

Abb. 8. Vom Alpenvereinsweg auf den Heiligenkreuzkofel

zeitweise, Ausblick. Über der Marmolata hat sich eine schwarze Wolkenbank zusammengezogen, in der es beständig wetterleuchtet. Auch aus der dunklen Tarnkappe, welche die gegenüberliegende Boë aufgesetzt hat, flammt es dann und wann auf und ein dumpfes Grollen kündet, was dort vorgeht.

Wir lassen in der Scharte unsere Rucksäcke zurück und wenden uns südlich über Geröll bergan zu einem kurzen, zur Hälfte mit Eis erfüllten, brüchigen Kamin, der uns auf die breite, schuttbedeckte Terrasse unter dem eigentlichen senkrechten Gipfelaufbau bringt. Weit vorhängender Fels bildet eine Nische, in der wir Pickel und Nagelschuhe zurücklassen.

Zusammengeseilt eilen wir über die Terrasse auf die Westseite, wo ein seichter, senkrechter Riß den Einstieg in die Wand vermittelt. Die ersten paar Meter sind ziemlich schwer, da bei großer Brüchigkeit nur wenig Haltpunkte vorhanden sind. Freund Handschur hat schon die ersten sechs Meter zurückgelegt, als ein Donnerschlag in allernächster Nähe und gleichzeitig die ersten großen Tropfen den Beginn des Gewitters ankündigen. Zurück! Darauf wollen wir uns denn doch nicht einlassen, daß Donar gar auf dem Gipfelgrat mit uns anbindet, wo wir auf Gnade und Ungnade seinen Gewalten ausgeliefert wären. Wir ziehen uns daher in die Nische zu unseren Pickeln zurück. Kaum aber sind wir unter dem Überhang, hört der Regen auf und auch kein neues Donnergrollen folgt, so daß es den Anschein hat, als wäre das Gewitter schon vorübergezogen, ohne uns weiter zu behelligen. Doch von der Sella stürmt es wieder heran. Sollen wir uns endgültig zurückziehen und auf die Ersteigung des Berges verzichten, unter dessen Gipfelwand wir halten? Vielleicht gelingt es uns doch noch, ehe das zweite Gewitter herankommt, die Spitze zu erreichen und wenigstens bis hierher zurückzugelangen. Wie aber, wenn uns das Unwetter auf dem Grate erreicht und sich mit der ganzen Wucht über uns entlädt? In solchen Fällen ist es nicht leicht, für die Entscheidung die Verantwortung zu übernehmen. Wir überlassen alles dem Glück und beginnen den Aufstieg von neuem.

So rasch als möglich wird der untere, schwierigere Teil der Wand überwunden. Dann wechseln kleinere Wandstufen mit Bändern, die wir immer nach rechts im Sinne des Aufstieges verfolgen, um jeweils an passender Stelle das nächsthöhere Band zu erklimmen, bis uns eines davon auf den Grat, der sich als eine schmale, sichelförmige Schneide darstellt, hinausleitet. Über den Grat stürmen wir dann in größter Eile zu dem am Südostende des Bogens befindlichen höchsten Punkt. Im Steinmann finden sich die Aufzeichnungen von nur drei Partien, so daß unsere Ersteigung — jene A. Grünwalds im Jahre 1881[1]) mitgerechnet — die fünfte gewesen sein dürfte. Mit größtmöglicher Beschleunigung verlassen wir die morsche Warte, da sich das Herannahen des Gewitters und die damit verbundene Blitzgefahr durch das bekannte Knistern und das Sträuben der Haare ankündigt.

Bei unseren Pickeln auf der Terrasse wieder angelangt, wo allerdings auch schon der Regen einsetzte, waren wir selbst erstaunt darüber, wie rasch der Abstieg vor sich gegangen. Ohne Aufenthalt eilten wir weiter zur Scharte, wo wir die Rucksäcke zurückgelassen hatten. Kaum hatten wir ihnen die Mäntel entnommen, so querten wir auch schon bei strömendem Regen die Geröllhalden von einem Schneefeld zum andern, um in rascher Gleitfahrt die Sohle des Vallon de Lavares zu erreichen.

Noch einmal scheint Jupiter pluvius uns gnädig sein zu wollen, denn noch ehe wir das Haupttal erreichen, dürfen wir uns aus unseren Regenhäuten schälen und blank und fröhlich unseren Einzug in Groß-Fanes halten. Fröhlich, mit triefendem Mantel am Rucksack? Gewiß! Hatte uns doch wieder einmal das Glück ein Ziel erreichen lassen, dem zuzustreben uns die Vernunft verbieten wollte.

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1881, S. 234.

ARMENTARA, HEILIGENKREUZ, 2095 *m*

Armentara! Welche Fülle von Schönheit birgt sich hinter diesem Wort! Blumenbesäete Matten, herrliche Baumgruppen, farbenglühende Felswände, blauende Firnen, wilde Dolomitzacken, und in dieser Umgebung die blinkenden Mauern eines einsamen, schlichten Kirchleins, aus dessen Türmchen der eherne Sang uralter Glocken tönt — das ist die Alpe Armentara mit der Wallfahrtskirche Heiligenkreuz. Hart an den Wänden des Kreuzkofels hat man die Kapelle erbaut, zu der fromme Pilgerscharen wallen, die aber auch für den schönheitsfrohen Wanderer ein Ziel ist, wie kein zweites in den an Herrlichkeiten so reichen Dolomiten. Kommst du von Spessa, wo der gastfreie Miribung dich freundlich beherbergt, über den schwellenden Rasenteppich nach Heiligenkreuz oder von St. Cassian über die Wiesen der Peraguda — immer wirst du auf Schritt und Tritt von ungewöhnlicher Schönheit umgeben sein, die ihren Höhepunkt in der Nähe des Gnadenortes erreicht. Eine fromme Sage berichtet[1]), daß das Kirchlein einem Wink des Himmels seine Entstehung verdankt. Beim Bau einer dem kreuztragenden Heiland geweihten Kapelle auf dem Col de Anvidalfarai sollen sich die Zimmerleute beim Zurichten des Bauholzes gar zu oft verwundet haben. Weiße Vögel trugen dann die blutigen Späne gegen den Kreuzkofel und bauten auf der Stelle der heutigen Wallfahrtskirche Heiligenkreuz ein kirchenähnliches Gerüste. Schon 1485 soll an jenem Ort eine Kapelle gestanden sein, und wenn sie auch verfiel, die tiefeingewurzelte Verehrung des Volkes im Gadertale ließ sie immer wieder erstehen. Man kann sich aber auch kaum einen Ort vorstellen, der mehr zur Andacht stimmen, mehr zur Bewunderung der Schöpfung anregen würde. Himmelhoch erheben sich in einer einzigen Mauerflucht die steilen, buntgefärbten Wände des Kreuzkofelmassivs fast unmittelbar hinter dem Kirchlein. Zwischen den Trümmern eines riesigen Bergsturzes bietet sich der Alpenrose willkommene Gelegenheit zur Entfaltung ihrer glühenden Blütenpracht, und auf den grünen Inseln in den bleichen Schuttströmen haben sich vereinzelte Zirben und Lärchen angesiedelt, denen man es ansieht, daß sie manch harten Strauß mit den Elementen bestanden haben. Wo der Fels sanftere Formen annimmt, hat ihn schon längst Rasen übersponnen, auf dessen grünen Wellen, schöner als es der größte Gartenkünstler zu ersinnen vermöchte, malerische Baumgruppen verstreut sind. Von der Schwelle des Mesnerhauses neben der Kirche, in dem einfache aber gute Unterkunft und Verpflegung geboten wird, blickt man hinüber zur stolzen Königin der Dolomiten, deren Krönungsmantel von schneeigem Hermelin im Sonnengolde gleißt und glitzert, wie kostbares Geschmeide. Im Westen baut sich gleich einem uneinnehmbaren Kastell die massige Sella auf, neben der sich, durch die grüne Senke des Corvaratales getrennt, die Gardenazza und dahinter die zackenreiche Geißlergruppe erhebt. Abgeschlossen aber wird das Bild durch den stolzen Langkofel, an den sich in blauender Ferne die bizarren Felshäupter der südlichen Dolomitgruppen schließen. Weit, weit draußen am Horizont blinken, dem staunenden Auge kaum wahrnehmbar, die fernen Eisdome der Ortler- und Adamellogruppe. Zu unseren Füßen wogt ein Meer tiefgrüner Forste und smaragdener Matten und im Talgrunde, wo die Gader ihre nimmermüden Wellen der Rienz zuführt, reiht sich Weiler an Weiler, Ortschaft an Ortschaft. Manch uralter Bauernsitz, manch blankes Gehöft thront stolz auf den unteren Talhängen und grüßt herauf zu dem Bergfrieden der Armentara, deren Lärchenhaine nur zur Zeit der Heumahd von dem frohen Rufe der Schnitter widerhallen. Dort endlich, wo der hügelige Almboden und die ihn schmückenden Wäldchen dem Blick den Weg nach Norden gestatten, eilt er entlang der Talfurche von Enne-

[1]) Dr. A. Vittur, „Enneberg in Geschichte und Sage", S. 237 ff.

berg, an der charakteristischen Gestalt des Peitlerkofels vorbei zu den leuchtenden Rieserfernern, um schließlich an den schneeigen Häuptern der Zillertaler einen willkommenen Ruhepunkt zu finden. Ein Bild von seltener Mannigfaltigkeit und Farbenpracht enthüllt sich an einem schönen Tage von diesem herrlichen Erdenfleck, über den das Füllhorn der Schönheit seine kostbarsten Gaben ausgestreut zu haben scheint. Es war ein glücklicher Entschluß der Sektion Ladinia, von Heiligenkreuz einen kunstvoll und geschickt angelegten, wo es notwendig erscheint, gut versicherten Steig durch die Wände des Kreuzkofels zu einer Scharte südlich des Gipfels zu führen, von der man mühelos die aussichtsreiche Warte erreichen kann. Durch diese prächtige Steiganlage wurde nicht nur der kürzeste Weg aus dem Gadertale zu den Höhen der Fanesgruppe erschlossen, sondern auch Heiligenkreuz zu einem Stützpunkt für hochturistische Ziele erhoben, was dieser wenig gekannten Perle der Dolomiten erhöhten Wert verleiht. —

Einen herrlichen Sommerabend habe ich vor dem einfachen Widum von Heiligenkreuz verlebt, wo ich nach einsamem Schlendern über die Matten der Armentara zu wonnesamer Rast eingekehrt war. Nicht sattsehen konnte ich mich an all der Schönheit, welche die Natur hier in so verschwenderischer Fülle aufgehäuft hat. Als dann der letzte glühende Sonnenstrahl auf dem Firndiadem der Marmolata verglomm, die ersten Sternlein schüchtern über dem schlanken Peitlerkofel aufblitzten und die fürsorgliche Mesnerin mich zur Abendmahlzeit rief, wandte ich mich nur ungern und zögernd der Stube zu. — — —

Mehr als ein Jahr ist seither vergangen, doch hat jener glanzvolle Tag in der Erinnerung nichts von seiner Pracht eingebüßt. Ich sitze in meiner Kemenate und blättere in einem alten Buche, das mir der Zufall in die Hände gespielt. Draußen ist Frühlingsnacht. Der Straßenlärm ist nach und nach verstummt. Die Millionenstadt schläft. Auch die Gasflamme vor meinem Fenster ist schon längst verlöscht. Das Licht meiner Tischlampe allein fällt auf die vergilbten Blätter vor mir, auf denen ein bergfrohes Poem von F. C. Weidmann aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts verzeichnet ist. Beim Lesen dieser empfindungsreichen Verse denke ich unwillkürlich an den herrlichen Sonnentag, den ich auf der einzig schönen Armentara verlebt, und versunken in köstliches Erinnern, spreche ich leis die Worte des Dichters vor mich hin:

. . . Was ihr nicht ahnet draußen in der Fläche,
Der Matten Reiz, des Urwalds Majestät,
Das freud'ge Rauschen klarer Alpenbäche,
Den Frieden, der durch diese Täler weht —
Dies alles wird sich auftun euren Blicken
Und eure Seele füllen mit Entzücken!
Ihr werdet euch der Heimat näher fühlen,
Der ewigen, wo alle Zwietracht schweigt,
Ein süßer Friede wird die Gluten kühlen,
Die in der Brust des Lebens Sturm erzeugt.
Des Vaters Allmacht lernt ihr dort verehren,
Denn auf den Alpen ist ihr Hochaltar;
Was tausend Worte nimmermehr euch lehren,
Macht euch ein Blick von diesen Höhen klar;
Und unvergessen bleibt durchs ganze Leben,
Was solch ein Augenblick euch hat gegeben!

DIE LANGKOFELGRUPPE
(IHRE TURISTISCHE ERSCHLIESSUNG SEIT DEM JAHRE 1895)
VON DR. ING. GUIDO MAYER

Siebzehn Jahre sind vergangen, seit Oskar Schuster in einer umfangreichen Monographie in dieser Zeitschrift alle Ergebnisse der Durchforschung der Langkofelgruppe gesammelt hat; er schuf damals ein klares, erschöpfendes Bild der herrlichen Gebirgsgruppe. Fast sämtliche Gipfel schienen zu jener Zeit von allen Seiten erobert und so die turistische Erschließung der Gruppe nahezu vollendet.

Die Wandlungen in den Anschauungen der Alpinistik jedoch, sowie die gewaltigen Fortschritte der Klettertechnik gestatteten bald die Überwindung von scheinbar unbezwinglichen Mauerwällen der riesenhaften Bergfesten und wenige Sommer später schon führte ein Fähnlein bergfreudiger Idealisten jene Sturmangriffe gegen die eisumstarrten Titanenwände, deren Gelingen den Begriff von uneinnehmbaren Felsbollwerken in das Gebiet der Sage zu verweisen schien.

Wir sehen beim Studium der Geschichte der Alpinistik Oskar Schuster am Beginn der Neuzeit stehen, deren erste Taten noch auf dem klassischen Boden eines „Mittelalters der Alpinistik“ erscheinen. Eines Mittelalters wohl in zeitlicher Reihenfolge, jedoch edler vielleicht in seinen Zwecken, erhabener in seinen Absichten und größer in seinen Wirkungen als die neue Zeitepoche, als deren Erstlingswerke die Bezwingung der Nordost- und der Nordwand des Langkofels erschienen, bis plötzlich wie ein helleuchtendes Meteor der Sieg eines jugendlichen Kämpen an der nahen Westwand der Laurinswand aufleuchtete. — Jahre vergingen und brachten die vollständige Enträtselung der gewaltigen Langkofelgruppe, und so erscheint es denn an der Zeit, daß neuerlich zusammengefaßt wird, was seit Oskar Schusters meisterhafter Darstellung in der gänzlichen Erschließung der Langkofelgruppe geleistet worden ist.

DER LANGKOFEL.

Eine der massigsten Berggestalten der Dolomiten, bildet der Langkofel eine kleine, von den Nachbarn scharf abgesonderte Felsenwelt. Von der Grohmannspitze betrachtet, täuscht er die Gestalt eines kilometerlangen Zackengrats mit lotrechten Wänden vor und birgt doch in seinem Schoße einen kleinen Gletscher; er stützt mit seinem Riesenleib schwache Türme, die sich in Farbe und Bau so innig an die schützenden Felsmauern schmiegen, daß sie selbst dem spähenden Auge des Gegners oft entgehen. Aber weil ihm all seine Zier nicht genügte, um die Rivalen an Schönheit zu übertrumpfen, schmückte er sich noch mit glitzernden Eisbändern, die das wallende Felsenkleid bald kranzartig umwinden, bald vom Scheitel in Spiralen oder weit geschwungenen Perlenreihen bis zu den schlanken Nadeln der Westseite streichen.

Die Anstiege auf den Langkofel lassen sich in fünf Gruppen ordnen, die alle mehrere Varianten aufweisen:

I. Die Wege durch die Nordostwand, II. Die Nordrouten, III. Die Westpfeilerroute, IV. Die Südwestanstiege, V. Der Südostgratanstieg vom Langkofeleck her.

Die ungeheuren Dimensionen unseres Berges, die nach Hunderten zählenden Türme und Platten, die den Schmuck des Felspanzers bilden, und die für Dolomitbegriffe große Höhe, sind die Ursachen einer Mannigfaltigkeit der Routen, die sich sonst bei keinem Berge Südtirols in ähnlichem Maße findet. Welcher Unterschied tritt zutage zwischen der gebänderten Nordostwand, an der straßenbreite Plattenbänder Spaziergänge von mehreren hundert Metern Länge gestatten, deren gelbe Wandfluchten terrassenförmig übereinandergebaute Kessel tragen, und den nahezu gleichmäßig steilen Felstafeln der Nordwand, die von finsteren Eisschluchten begrenzt werden. Der fortwährende Wechsel der Szenerien, die sich stets verändernden Steinkulissen, die bei jeder Biegung ein neues Kunstwerk der Felsarchitektur enthüllen, und die Ehrfurcht erweckende Größe locken Jahr für Jahr Scharen von Bergsteigern in ihren Bann. Freilich, auch hier wandte sich die Mode in den letzten Jahren immer mehr den Steilwänden zu und jetzt eignet sich die Erzählung von einer „ehrfurchtgebietenden" Wand wohl nur mehr schlecht für das liniendurchfurchte Bild, das die Routenskizze der Nordostwand, die im folgenden besprochen werden soll, zeigen muß, wenn sie auf Vollständigkeit Anspruch erhebt.

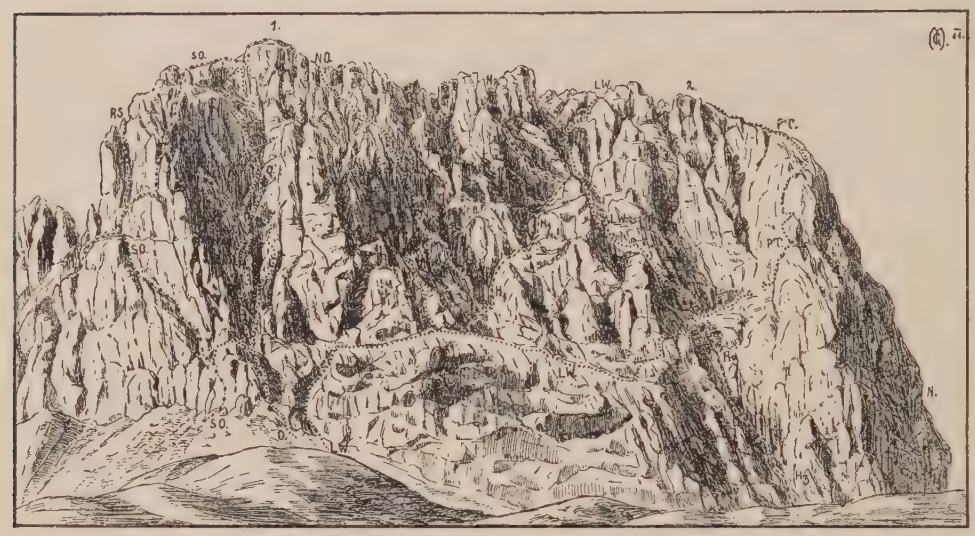
I. DIE NORDOSTWAND

In einer Breitenausdehnung von mehr als $1^1/_2$ *km* und mit einer Höhe von etwa 8—900 *m* stürzt die Nordost-Flanke scheinbar vollständig ungegliedert und in einer Fläche liegend ab. Hat man die Mauer abends zum ersten Male betrachtet, so wirkt die Eigenart des Baues, den der Morgensonnenglanz dem Auge vortäuscht, überraschend. In mehreren Stockwerken erscheinen regelmäßig übereinandergetürmte Galerien, deren Strebepfeiler auf einer langen Plattenterrasse im unteren Wandteil fußen. Alle Routen trachten zuerst die tiefste Plattform zu erreichen. Da jedoch ihr Abfall einer blankgescheuerten höckerigen Tafel ähnelt, deren Schuppen dachziegelartige Schichtung zeigen, bleibt die Möglichkeit des Durchstieges auf wenige Punkte beschränkt. Bis zum Sommer 1911 wurde der Einstieg nur im südlichen Wandteil genommen; erst Professor G. Haupt eröffnete einen direkten Zugang zum Nordende des Bandes.

A. Der Einstieg der Erstersteiger H. Lorenz und E. Wagner 1895: Nördlich von den Stützmauern, welche die rechte Flankendeckung der Mulde in der Ostwand des Langkofelecks bilden, wird von dem Wege Sellajoch—St. Christina ein schräg nach rechts emporziehender langer Riß sichtbar, den wir etwa eine Stunde nach Verlassen des Jochs erreichen können. Man verfolgt ihn bis zu einem kleinen Felskopf und wendet sich nun dem durch einen großen Klemmblock gekennzeichneten Kaminabsatz zu. In früheren Jahren wurde dieses Hindernis links umgangen, wobei die Anwendung des „menschlichen Steigbaums" vorteilhaft war. Jetzt jedoch gelingt die Erkletterung des Absatzes auch vielfach mittels Durchkriechens einer im Kamingrunde befindlichen Höhlung. Durch Verfolgen des immer mehr an Neigung verlierenden schrägen Risses oder durch senkrechtes Anklettern an seiner linken Wand wurde die Höhe des breiten Plattenbandes erreicht[1]). Nun mußte wohl das Band bei allen älteren Routen und Varianten bis nahe an sein Ende am Abbruch des Kessels südlich des Nordnordostpfeilers verfolgt werden, welcher Quergang nicht nur die Einheit der Route stört, sondern auch die Schönheit ihres Verlaufes beeinträchtigt. Zweifellos jedoch besitzt der Einstieg den Vorteil der größtmöglichen Nähe zum Sellajochhause und ist, wie schon in der Einleitung betont wurde, als eine der größten Leistungen des Jahres 1895 von hervorragendster Bedeutung.

[1]) Bezüglich dessen Aussehens ist auf die Literatur über die Erstersteigung zu verweisen. Hochturist S. 42, IV. Auflage, Wolf-Glanvell, S. 207 usw.

B. Der neue Zugang nördlich des Nordendes der Plattenterrasse: Am 30. August 1911 eröffnete Haupt einen neuen Weg durch den unteren Wandgürtel, der infolge seiner idealen Routenführung wohl in Zukunft Bedeutung erlangen wird. Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß gerade diese Route, die erst die Ersteigung des Langkofels von Nordosten in ziemlich idealer Richtung ermöglicht, in dem Zeitalter der Suche nach Varianten so lange unausgeführt blieb. Zweifellos hat hierzu neben der größeren Entfernung vom Sellajoch auch das schlechte Aussehen des Mauerwalles beigetragen, das sich erst aus nächster



Die Ostanstiege auf das Langkofelmassiv.

Teilweise nach einer Photographie von E. Terschak in Cortina. (Bei greller, seitlicher Morgenbeleuchtung)

1. Gipfel des Langkofelecks.
2. Gipfel des Langkofels.

Von links nach rechts:

L. Einstieg der Südostwand des Langkofelecks vom Langkofeljoch.
SO. Direkte SO-Wandroute } auf das Langkofeleck
RS. Abstiegskamin Redlich-Stephansky } auf das Langkofeleck
O. Ostwandroute (mit Varianten) } auf das Langkofeleck
NO. (Einstieg LW) Nordostwandkamin } auf das Langkofeleck
H_1 H_2 Varianten Haupts auf den Verbindungsgrat zwischen Langkofel und Eckpfeiler.
LW. Originalroute (Lorenz-Wagner) durch die Ostwand des Langkofels.
PT. Route Plaichinger-Teifel über den „Nordostpfeiler" des Langkofels.
H_3 Direkte Route Haupts zum nördlichen Ende der „Bandterrasse".
N. „Langkofelnase".

Näne als Täuschung erwies. Jetzt, nachdem der Bann einmal gebrochen wurde, wird sich der Durchstieg wahrscheinlich bald größerer Beliebtheit erfreuen.

Die Einbuchtung, die der Nordostpfeiler mit der Nordostwand bildet, setzt sich bis fast zum Fuße des Abbruchs fort, wo sich ein durch zwei Rinnen vom Massiv losgetrennter Pfeiler an die Bergmauer schmiegt[1]). Durch die linke, nach Süden streichende Rinne wurde nach etwa 25 *m* der spärlich bewachsene Scheitel des Vorbaues erreicht. Nun ging es vorerst links von dem tiefsten Einriß der Mulde über plattige Felsen empor, bis schließlich die wasserüberströmte Rinne im Grunde der Wandeinbuchtung zur Fortsetzung des Anstieges benützt wurde. Unterhalb des senkrechten, tiefschwarzen Wasserfalls entschloß sich der Alleingeher nach links abzubiegen und stieg etwa 5 *m* neben dem Falle über Wandstufen zu besser gegliederten Felsen empor, die im Zickzack auf die Bänder

[1]) P. 2287 der Alpenvereinskarte. Da Herr Haupt sich weigerte, eine genaue Schilderung seiner Route zu geben, mußten zur Verfassung der Wegbeschreibung im allgemeinen die Schilderungen der Turenbücher benützt werden.

des geneigten Kessels leiteten, auf denen sich Nordostwand- und Nordostpfeilerroute trennen.

Nachfolger sind vermutlich nur in den plattigen Einstiegsfelsen an den Weg Haupts gebunden, denn im oberen Teile, der wohl sehr brüchigen, sonst aber gutartigen Fels aufweist, hielt sich schon Haupt (der die Route auf dem Rückweg abermals beging) weiter nach Süden und empfahl dieses Vorgehen zur Umgehung der steinfallgefährlichen Felsen in der Fallinie der erwähnten Mulde südlich des Nordostpfeilers[1]). Zum Aufstiege benötigte Haupt 1 1/4 Stunden, zum Abstieg eine Stunde, ein Zeitaufwand, der sich wahrscheinlich nur schwer kürzen lassen wird.

DIE DURCHKLETTERUNG DER NORDOSTWAND DES VERBINDUNGSGRATES ZWISCHEN LANGKOFEL UND LANGKOFELECK VOM PLATTENBAND

A. Die Route der Erstersteiger (Lorenz—Wagner). — B. Die Route Plaichinger—Teifel (sogenannter Weg über den Nordostpfeiler). — C. Die Varianten Haupts.

A. Der Weg der Erstersteiger: Mit richtigem Gefühl erkannten schon die Erstersteiger, daß es vorteilhaft sein müsse, den weiteren Durchstieg vom Plattenband bei jener Mulde zu suchen, die in der Südflanke des Nordostpfeilers eingelagert ist, und die auch der neue Einstieg Haupts direkt erreicht. Es beginnt daher hier ein in den Dolomiten in solcher Länge vielleicht einziger Quergang. Schwach ansteigend gelangt man zu dem scharf ausgeprägten Scheitelpunkt der Terrasse, hinter der weiße Platten die Gleichmäßigkeit der Felsbildung stören. Viele hundert Meter führt uns so die Route nahezu eben fort, schließlich verkünden vorklaffende Mauern, die den Pfad schützend überwölben, die Nähe eines großen Blockes, hinter dem wir sofort durch kleine Rinnen zu einer schmalen Terrasse emporsteigen, wenn wir es nicht vorziehen, schon etwas früher über harmlose Felsen schräg nach rechts zu diesem Punkt zu klimmen. Immer näher rücken wir gegen den Steilabfall eines aus der Wand kühn vorspringenden Pfeilers. Der „Hochtourist“ empfiehlt nun, „um einem Überhang auszuweichen, vorerst einige Schritte nach links, dann über plattige Wandstellen und durch kleine Kamine schräg nach rechts empor-“zuklettern, während aus privaten Angaben hervorgeht, daß die nun folgende, 20 *m* hohe, schwierige Stufe auch durch Verfolgen der kleinen Terrasse bis an ihre Nordkante und durch Benützung eines Risses hinter der Kante erreicht werden kann. Jetzt erscheint der muldenartig eingerissene Grund des Winkels, in dem sich die Flanken des Nordostpfeilers und der Nordostwand treffen. Das zuerst betretene Band wird schräg gegen rechts verlassen und erst höher oben leitet ein breites Gesimse zu dem unteren Ende eines nach links ziehenden Kamines, oberhalb dessen wir rasch einer ungegliederten, gelben Wand in gleicher Richtung zustreben. Ihr Sockel erlaubt es, nach Süden auszubiegen, und bald erscheint der kleine Schneekessel, dessen brüchiger, gelber Fels, der fast ständig von Steinsalven bestrichen wird, so wie die wasserüberronnenen Wände des Hintergrundes der Schrecken mancher Bezwinger wurde. Kein Wunder also, daß man sich schon frühzeitig bemühte, der Linie der unheimlichen Geschosse, die in unberechenbarer Flugbahn mit peinlicher Sicherheit den Weg durch diese Runse fanden, auszuweichen!

Soviel dem Verfasser bekannt, wurden drei Varianten des Weges der Erstersteiger ausgeführt, die im unteren Teile beträchtlich voneinander abweichen; inwieweit sie sich in dem Gebiet des Gipfelgrates decken, läßt sich jedoch schwer entscheiden, da noch kein Kletterer sich bewogen fühlte, alle Wegkombinationen kennen zu lernen!

[1]) Die Ursache der Steingefahr dürfte jedoch der Geröllboden des Kessels selbst darstellen, da oberhalb davon keine Salven mehr beobachtet wurden.

Wir haben daher zu unterscheiden: a) Die Route Lorenz — Wagner; b) die Variante Oertel — Haupt — Forcher-Mayr; — c) die Umgehungsroute Liefmann — Gauß — Schroffenegger — Wenter; d) die Variante Komarnidzis.

a) Lorenz und Wagner betraten über morsche Felsstufen ein steiles Schneefeld und steuerten nach Betreten des inselartigen Grates der Mitte jener Steilwände zu, die den Hintergrund des Kessels abschließen. Eine vorspringende Felsrippe verbirgt hier einen weiten Kamin, der auf den etwa 15 *m* höher befindlichen Scheitel des kleinen Pfeilers bringt. Glatte Stufen zwingen uns nach rechts an die Kante, in deren Nähe wir 20 *m* angesichts eines nördlich emporziehenden, wenig einladenden Wasserrisses ansteigen. Noch geht es einige Meter auf dem Grate selbst weiter, dann klettern wir schräg gegen den nassen Riß empor, der jedoch nicht betreten wird, da links oben seichte Kaminreihen leichteres Fortkommen versprechen. Man verläßt diese Rinnen hoch oben nach rechts, um dort, wo ein auffallend schlanker, gelber Turm in einem noch weiter nördlichen Grat sichtbar wird, auf eine Rippe zu gelangen. Ein schwieriger Quergang in der Richtung gegen diesen Turm bringt an den Rand eines sich oberhalb gabelnden, schluchtartigen Einrisses. Man übersetzt ihn, verfolgt dann die brüchige Gratrippe daneben, wendet sich wieder nach links und erreicht schließlich durch eine nach rechts führende Kaminreihe den Hauptgrat in der Scharte unmittelbar nördlich von dem gegen Norden mit einem mächtigen gelben Überhang niederbrechenden Gratturm, der bei Begehung des Südwestweges als Ziel dient. — Von hier verfolgt man den Grat wie bei dem „Felsenweg“ der Südwestwand zum Gipfel.

b) Als am 7. August 1907 die Herren Forcher-Mayr, Haupt und Oertel den Kessel betraten, hatten Wetterunbilden die Wandflucht im Hintergrunde mit zarten Schleierfällen bedeckt und so dem Kessel eine neue Zierde gespendet, die, wenn auch herrlich anzuschauen, das Gemüt der Kletterer wenig erfreute. Sie bogen daher im oberen Teil der Mulde in eine links aufwärts ziehende Rinne ein und durchstiegen sie bis zur Scharte, von der man auf die tief unten befindlichen Geröllbänder der Nordostwand niederblickte. Nun ging es über eine grauschwarze Plattenwand 40—50 *m* hoch empor, worauf sich die Kletterer horizontal nach rechts gegen die nördliche Kante wandten und hinter dieser in eine Rinne, die bereits hoch oberhalb der Wände im Hintergrund des verlassenen Kessels emporzieht, gelangten. In dieser seichten Schlucht eilte man über Schnee und etwa 20 *m* ihres Verlaufs in einem rechtsseitgen Riß umgehend empor und verfolgte dann ein zweites Rinnensystem schräg nach rechts bis zu seinem Ende an einer scharfen Kante. Ein Quergang nach rechts leitete zu leichten Schrofen und über diese bald zum Südostgrat, der unmittelbar vor dem viergipfeligen Turm, der dem Zackenkamm aufsitzt, betreten wurde.

Haupt vermutet, daß diese Variante keine Verlängerung der Tur darstellen dürfte, und empfiehlt ihre Verwendung nach Regenwetter. Da jedoch der Ausstieg auf den Grat weiter vom Gipfel entfernt ist und sich infolgedessen die Wanderung zu letzterem verlängert, wurde diese Umgehung bis 1912 nicht wiederholt.

c) Im Gegensatz zur früher beschriebenen Route trachtet der zuerst von Fr. Schroffenegger, Fr. Wenter, Dr. R. Liefmann und Dr. K. Gauß am 13. August 1909 eröffnete Weg, den Steinsalven des inneren Kessels auszuweichen. Der Ausstieg scheint sich mit dem der Route Lorenz—Wagner zu decken, weshalb der zuletzt erwähnte Nachteil wegfällt. — Als Vorzüge heben die Erstersteiger neben der Sicherheit vor Steinschlag die geringeren Schwierigkeiten hervor. Nach dem Turenbuche des Sellajochhauses nimmt die Route folgenden Verlauf: „Rechts vom Kessel zu einem Schuttplatz, dann über die Wand zu einem etwa 25 *m*

Farbige Naturaufnahme von Dr. F. Benesch

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Langkofelgruppe von der Hartlsenne in Gröden

hohen Riß (schönste Kletterstelle der Tur). Nach links zwei Rinnen überquerend, an der rechten Begrenzung der nächsten hinauf.“ (Man erreicht den Hauptkamm an der Ausstiegsstelle der Route Lorenz — Wagner.)

d) Eine andere Variante haben die Herren Dr. Gyula und Roman von Komarnidzi begangen, die sich teilweise mit den früher erwähnten Routen decken dürfte. Hierüber findet sich nachstehender Bericht: „Da die schwierige, schwarze Wandstufe der ‚Originalroute‘ oberhalb des Schneekessels ganz wasserüberronnen war, durchstiegen wir die Wand von der Mulde auf folgendem Wege: Unterhalb der schwarzen Stelle querten wir zwei Rinnen nach rechts, erkletterten über die jenseitige Mauer die orographisch linke Begrenzungsrippe (der zweiten Rinne) und gelangten zuletzt über die Rippenhöhe in einen kleinen Felskessel, von dem schräg rechts eine Schneerinne hinaufzieht. Von der Mulde in einer kurzen Verschneidung gerade empor, dann durch den Kamin, der die linksseitige, sehr brüchige Wand durchzieht. Der Riß endet bei einem großen Block. Etwas aufwärtssteigend, querten wir auf schmalem Band nach links, dann erreichten wir, in einer Verschneidung etwas hinabkletternd, leichte Schrofen, die unter der überhangenden Wand schräg nach links zum Grat emporleiteten. Diesem Gürtel folgend, gelangten wir knapp unterhalb der Scharte zwischen dem zweiten und dritten Zacken des viertürmigen Gratwächters auf das Band, auf dem der dritte Zacken des Turmes auf der Ostseite umgangen wird. Die beschriebene Route dürfte vermutlich den leichtesten Durchstieg der obersten Wandteile darstellen, doch scheint sie nicht frei von Steinfallgefahr zu sein.“

B. Der Nordostpfeiler. Wenn auch der alte Weg, dessen Bedeutung Oskar Schuster 1896 eindringlich hervorhebt, als Glanzleistung einer Zeit, in der die Schrecken des Daint de Mesdi laut verkündet wurden, bezeichnet werden kann, wenn auch Lorenz und Wagner durch diese Tur erst die Lösbarkeit der großen Probleme der Dolomiten bewiesen, so kann doch nicht geleugnet werden, daß der Nordostpfeiler für alle Nachfolger ein noch verlockenderes Ziel bilden mußte, das trefflich geeignet war, sie von der Route der Vorgänger in den Bereich der eigenen Felsbauten zu ziehen, da er nicht nur als Eckpfeiler einer kühnen Warte weithin in das Dolomitenreich hinausleuchtete, sondern auch einen direkten Gipfelanstieg und Sicherheit vor Steinschlägen versprach. Der Versuch einer Begehung der unteren Absätze, deren riesige Ueberhänge dem Pfeiler (nach Plaichinger) den Namen „Langkofelnase“ gegeben haben, konnte wohl jederzeit als aussichtslos gelten; auch der obere Teil schien jedoch wenig Schwächen aufzuweisen, und erst als 1906 K. Plaichinger und Teifel, die richtige Bresche des alten Wegs verfehlend, sich nach erfolglosem Angriff zum Rückzug gezwungen sahen, wurden sie im Riesengemäuer des Nordostgrats auf Rinnen und Fältchen aufmerksam, die einem etwaigen Sturme Erfolg zu versprechen schienen. Nach langem Warten schritten die beiden am 16. Juli endlich zur Ausführung ihres lang gehegten Planes[1]). Um 6 Uhr stiegen sie in die Felsen ein und gelangten auf bekanntem Wege in die oft erwähnte Mulde südlich des Nordostpfeilers. Im Sturmschritt eilten sie an dem Rande empor, bis ein gedecktes Rastplätzchen die eingehendere Betrachtung der wilden Umgebung aus gesicherter Stellung erlaubte. Um 9 Uhr wurde die alte Route verlassen und die Richtung gegen eine lange Rinne genommen, die, bei den Schlußwänden des Kessels mündend, von einer Scharte der Nordostkante abfällt. Ein Kamin, dessen mit Eis verkleideter Eingang erst mit dem Pickel gesäubert werden mußte und dessen Blöcke dämmerige Höhlungen bildeten, führte in die Steilrinne empor, und nach mannigfaltiger Schnee- und Eisarbeit ward eine tiefe

[1]) Oesterr. Alpen-Zeitung 1908, S. 245, Hochtourist, IV. Aufl., Seite 44.

Scharte erreicht, in der die Kletterer durch den unvermittelten Tiefblick nach Norden und die Gegensätze zwischen den blühenden Ortschaften im Tale und den prallen Felsmauern ihres Standpunktes gefesselt wurden. In Kletterschuhen stiegen sie nach 10 Uhr (etwas rechts beginnend) 30 *m* über den Grat und 6 *m* leicht nach links in einen 30 *m* langen, hübschen Kamin, der in die zweite Scharte brachte. Nun ging es nach links auf eine Felskanzel, hinter der bei einer Säule eine Rinne gegen die Schlucht hinabzog. Mehrmals versuchten hier die beiden den Quergang in die erwähnte Verschneidung auszuführen. Schließlich gelang es Teifel, sich um die unangenehme Ecke in die Wandfalte zu schwingen, und damit war, wenn auch die von mehreren Überhängen gesperrte Verschneidung noch manches Hindernis in den Weg stellte, doch der Entscheidungskampf gewonnen[1]). Nach 50 m nahm die Neigung der Felsen beträchtlich ab und unter dem Grollen eines Hochgewitters und dem Prasseln des Hagels ging es durch tiefen Neuschnee bald über zackige Türme, bald über verwächtete Scharten längs des steilen Grats an seinen letzten Aufschwung, hinter dem sich der Hauptgipfel verschanzte. Um 2 Uhr erreichten die Kletterer endlich den Gipfel. — Die Erstersteiger betonen die leichte Auffindbarkeit des Weges und heben außer den eingangs erwähnten Vorteilen der Sicherheit vor Steinschlägen und des direkten Gipfelausstiegs die ununterbrochene Kletterarbeit hervor.

C. Varianten Gabriel Haupts: Im August des Jahres 1911 eröffnete Gabriel Haupt zwei Varianten, deren Begehung miteinander verbunden, die Erkletterung des Langkofels auf neuem Wege ermöglicht. Wohl müssen auch diese Routen als „neue Wege“ bezeichnet werden, ob sie jedoch an Bedeutung mit den „klassischen“ Pfaden in Wettstreit treten können, wird die Zukunft lehren. Da sie keine wesentlichen Kürzungen der älteren Felswege ermöglichen und den Südostgrat des Langkofels etwa in der Mitte zwischen Langkofeleck und Langkofel erreichen, sind sie wohl eher der Kletterfreude ihres Eröffners als praktischen Erwägungen zuzuschreiben.

a) Ein neuer Aufstieg von dem Plattenband zu dem kleinen Schneekessel der Route Lorenz Wagner: Von dem Südende des Bandes ausgehend, verfolgte Haupt das Band über den „ersten Schneefleck, wo die Wand eine schwache Einknickung macht“, hinaus bis zu einer größeren, vom Tale sichtbaren Schneebucht nahe dem höchsten Punkt des Bandes. Hier stieg er schräg rechts gegen die gelb und schwarz gestreiften, wasserüberronnenen Mauern empor. Von ihrem Fuße brachte ihn ein senkrecht anstrebender Felswulst über die Steilwand zu schrofigeren Felsen, worauf er gegen rechts eine Mulde unter dem prallen Mittelturm des Langkofelgrates betrat, die durch einen Felskamm von dem Schneekessel des alten Weges geschieden ist. Durch eine Rinne gewann er, abermals rechts ansteigend, die trennende Scharte und stieg jenseits etwa 60 *m* zu dem oberen Rand des Kessels ab, wo er wieder auf den Weg der ersten Bezwinger der Riesenmauer stieß.

b) Von dem Schartel im südlichen Grenzgrate des Schneekessels kletterte Haupt neben dem Steilabfall des erwähnten Mittelturms in die südlich davon eingeschnittene Kerbe im Hauptkamme empor. Etwa 6 *m* vor dem früher erwähnten Schartel „ziehen an der plattigen Wand des mittleren Gratturms mehrere Bänder gegen einen abenteuerlichen Zacken nach Süden“; sie führen in eine eisverkleidete Rinne, die links von einer steileren, sonst aber gleichartigen Schlucht begleitet wird. Zwischen beiden aber strebt eine Felsrippe auf, die sich weiter oben in einen schroffen Wandgürtel einbohrt. Ohne hier den einladenden Felsen, die gegen die südliche Schlucht ziehen, zu folgen, kletterte Haupt über den

[1]) In letzter Zeit wurde auch der gelbbraune Abbruch, an dem 1905 die Angriffe der beiden gescheitert waren, direkt erklettert und der obere Teil der langen Rinne zur L. erreicht, ohne daß „man nach heutigen Begriffen hervorragende Schwierigkeiten“ antraf. (Rudolf Redlich, Wien.)

15 *m* hohen Steilabfall, dessen Überwindung beträchtliche Schwierigkeiten bot, empor und schlug sich dann erst nach links in leichteres Felsgebiet. Der Hauptgrat wurde beim ersten Turm nördlich des Langkofelecks betreten. Haupt rühmt die schöne Kletterei und die eigentümliche Lage des Ausstiegs seines Weges, weil nach Belieben Langkofel und Langkofeleck erreichbar sind. Ob jedoch tatsächlich die beträchtliche Entfernung der erreichten Gratscharte von beiden Gipfeln in dem Zeitalter des Strebens nach „direkten" Gipfelrouten einen Vorteil bedeutet, kann dahingestellt bleiben!

II. DIE NORDWAND

Als einförmiges Wiesen- und Waldtal schlängelt sich die Grödner Wasserfurche in das Herz der Dolomiten empor. Im unteren Teile allzu gleichmäßige Formen zeigend, verwandelt sie sich im Oberlaufe in eine wundervolle Dolomitenlandschaft, die mit ihrer Farbenpracht die marmorne Riesenkuppe des Langkofels umgürtet. Lanzen und Dolchen gleich starren aus dem Westabfall dieses Berges schlanke Nadeln und scharfe Türme gefahrdrohend ins Niederland; die weltberühmte Form aber erzwingt der allen Naturgesetzen trotzende Nordnordostgrat, dessen Platten so überhangend zur Tiefe schießen, als wollten sie sich im Wettstreit um den größten Widerstand gegen die Schwerkraft überstürzen. Was die Gegensätze des Spiegelgrates im Osten und dem Turmgewirr im Westen vermittelt, ähnelt einer graugelben, glattgescheuerten Steinmauer, in die von schaffenden Naturgewalten willkürlich weiße Fäden eingezogen wurden.

Die Nordwand des Langkofels.

Der obere Teil der Nordwand erscheint stark verkürzt. Die Vereinigung von - - - und + + + liegt in halber Wandhöhe.

..... Route Wildt—Innerkofler (1896) teilweise verdeckt.
- - - - Route Dibona—Mayer—Rizzi 1911.
+ + + Variante Haupt—Flum 1911.
H. Direkte Nordschlucht, NO. Nordostgrat, G. Gipfel, W. Westgipfel, Z. Schwerste Stelle der Nordroute.

Tatsächlich aber löst sich der durch seine mächtige Höhe wirkende Abfall, den der Langkofel von dieser eindruckvollsten Seite zeigt, bei genauer Betrachtung in Rippen und Schluchten auf, die eingehender beschrieben werden sollen:

Neben dem wilden Geschröfe der Westtürme zieht eine Schneerinne bis hoch in den Bergleib hinauf; sie endet bei einer eigentümlichen Eisgabel, von deren rechtem Ast eine breite Schlucht gegen die Westkontur streicht und dort einen mächtigen Turm vom Bergmassiv trennt, den J. Fiedler und W. Pauli 1907 „Wesselyturm" benannten, der aber vielleicht schon 1888 von Th. Borel und Prof. Kellerbauer[1]) gelegentlich eines mißglückten Versuchs von Nordwesten

[1]) Jahrbuch des Schweizer Alpenklubs 1892—93, S. 181.

betreten wurde. — Etwa in der Höhe der „Gabel“ verließen Werner Wildt, Sepp und Michel Innerkofler 1896 die westliche Wandfurche, querten das rippenartige Gratgefüge der mittleren Nordwand gegen Osten und lösten, indem sie auf den Nordostgrat ausstiegen, mit der „Ersteigung des Langkofels von Norden“ eine der größten Aufgaben der Felstechnik, die freilich im Widerspruch zum Wortsinne ständige Eisarbeit erforderte. Erst im Jahre 1911 wurde die Wand auf eisfreiem Pfade betreten. Max Mayer, Angelo Dibona, Luigi Rizzi und der Verfasser erzwangen sich auf neuer Route, die mit Ausnahme der Einstiegsfelsen in nahezu gerader Linie über die „Mittelrippe der Nordwand“ emporführt, einen direkten Weg auf den Westgipfel; in wieweit der neue Pfad wegen der eigentümlichen und schweren Kletterarbeit im oberen Teile eine Wiederholung verdient, soll später erörtert werden. Noch ist dann eine Besteigung Prof. Haupts zu erwähnen, der im unteren Wanddrittel der Kaminreihe zwischen Mittelrippe und westlicher Schlucht und später der Routenschöpfung von 1911 folgte.

A. Der Weg durch die Nordwestwand und über den Nordostgrat (Weg Innerkofler—Wildt)[1]. — An einem Sommertage 1896 standen W. Wildt und die Brüder Innerkofler um 5 Uhr morgens am Fuß der Wände, bereit, die von den Einheimischen bestrittene, von O. Schuster aber bereits angedeutete Möglichkeit der Ersteigung im hartnäckigen Kampfe zu beweisen. Sie stiegen in der westlichen, vorerst noch sehr breiten Rinne nur wenig empor und folgten den einladenden begrünten Schrofen der rechten Flanke an den Fuß eines eigenartig gerundeten Turmes, der mit senkrechten Mauern ganz unvermittelt aus dem Schrofenterrain emporschwillt und die Ersteiger zwang, nach links auf den plattigen Grat zwischen zwei Felsrinnen auszuweichen. Die Rippe leitete wieder nach links in die Fortsetzung der Einstiegsschlucht, deren Sohle sich nun eiserfüllt aufbäumte. Stufenschlagend rangen sich die Kletterer jetzt auf dem unwillkommenen Element weiter, bis eine klobige, von Schmelzwasser benetzte Felsstufe ein neues Hindernis bot. Bei der „Gabel“ verließen sie daher die Schlucht nach links und gewannen über leichte Schrofen eine Gratrast der „Mittelrippe“, hinter deren Kante das große, schon vom Tal aus sichtbare Band ansetzt, das von der Nordwestwand zu den Steilwänden des Nordostgrates zieht.

Inmitten einer unbeschreiblich düsteren Felsszenerie erschienen dem Auge, das an den Anblick des zerklüfteten Westteils gewöhnt war, jetzt die Eisrinnen, die, gegen oben schwach divergierend, nebst ihren benachbarten Plattengebieten den Weiterweg zur Nordostkante vermitteln sollten. Wieder wurde dem Eisboden der rechten Schlucht stufenschlagend Meter nach Meter abgerungen; schließlich sah sich Innerkofler gezwungen, nach links in einen bald versiegenden Seitenarm abzubiegen. Nun folgte die schwerste Stelle der Tur: Über die plattigen, vollständig vereisten Felsen näherten sich die drei der linken, noch steileren Schlucht, die durch Absteigen über ihre Seitenwand und Queren unter einem vorhangenden Block erreicht wurde und sich als durchweg gangbar erwies; durch sie bahnte sich Sepp Innerkofler unter fortwährender Verwendung der Eisaxt den Weg zum Nordostgrat und betrat so um 11 Uhr 15 Min. mit seinen Begleitern die Spitze.

Wie die meisten Kletterer, die auf dem Langkofel neue Pfade suchten, hatten auch Wildt und Innerkofler hervorragend ungünstige Verhältnisse angetroffen, nichtsdestoweniger aber den Anstieg als Halbtagstur durchgeführt. Nach späteren Eintragungen wurde der Weg erst 1910 wieder begangen. Es scheint, daß die weißen Schreckgespenster der Eisrinnen alle modernen Felskletterer von der Nordwand fern gehalten haben. Aber es ist möglich, die Eisgassen der West-

[1]) M. A. V. 1897, S. 4/5.

rinne auf der neuen Route B zu umgehen und in den Schluchten der Flanke des Nordostgrates läßt sich die Eisarbeit auf wenige Stufen (die zur Querung der Rinnen benötigt werden) beschränken, da der erfahrene Felsenmann sich auch über die benachbarten Rippen den Ausstieg erzwingen kann.

B. Der „direkte Nordweg" (über die Mittelrippe der Nordwand).

Schon vor Jahren war mein Bruder vom Tale des Ampezzanbaches aus auf jene schaurigwilde Schlucht aufmerksam geworden, die von der Scharte zwischen beiden Langkofelspitzen[1]) ausgehend, in mächtigen Wölbungen genau nach Norden abfällt.

Bei einer eingehenden Besichtigung an einem der Tur vorausgehenden herrlichen Sommertag lagen die Teilnehmer (Max Mayer, Angelo Dibona aus Cortina, Luigi Rizzi aus Campitello und ich) auf den Blumenmatten des Mont de Soura und legten jene Route fest, die wir am folgenden Tage begingen und die sich wohl als die damals schwerste in der Gruppe, ja als eine der gewagtesten Dolomitfahrten überhaupt entpuppen sollte.

Am Morgen des 21. Juli 1911 ging es bei dem Glanze der aufgehenden Sonne von der Langkofelhütte unter dem in schwerem Schatten liegenden Gewirr versteinerter, schlanker Felsgeister dem schwach ausgeprägten Col da Mesdi zu, von dessen Schneide wir nach kurzem Kampfe mit erdigen Steilhängen die breite Geröllhalde querten, auf der Wildt und Innerkofler die Westschlucht erreichten. Weiter östlich ragt die „Mittelrippe" aus dem Bergmassiv vor, die einem an 1100 *m* hohen Turme ähnelt, dessen Südhälfte mit dem mächtigen Wandsturz vollständig verwächst. Der um so schärfer ausgeprägte Nordteil ruht auf breitem Marmorsockel, der oben zuerst schräg abgestutzt, mit einem breschenlosen, senkrechten Felsgürtel gegen den Geröllgrund abschließt. Etwa bei dem tiefsten Punkt dieses fast ebenmäßigen Mauerwalls[2]) setzt eine seichte Kaminreihe an, die erst hoch im Felsengemäuer mit den kaum bemerkbaren Rinnen östlich der Gratkante verschmilzt.

Wenig rechts von dem untersten Riß stiegen wir über eine steile Platte und vermittels eines seichten Spaltes ziemlich gerade empor, wobei wir uns jedoch überzeugten, daß man dieser keineswegs unbedenklichen Stelle auch durch einen weiter westlich beginnenden Quergang ausweichen kann. Danach turnten wir flott über einige Steilstufen zu den immer unnahbarer scheinenden Abstürzen empor, dann bogen wir über schmale Gesimse nach links ab und erreichten einen rinnenartigen Absatz der hohen Rißreihe[3]), die uns zunächst über den die ganze Wand durchziehenden Plattenwulst hinwegleiten sollte; bald wölbte sich die ausgewaschene Felsfurche steiler empor, bis sie schließlich in einen glatten, moosigen Wasserriß überging.

In dem untersten Teil der Erkletterung der Marmolata-Südwand vielfach ähnelnder, aber leichterer Stemmarbeit gelangten wir zum nächsten Schuttabsatz, von dem uns eine schneebedeckte Geröllhalde abermals scharf nach links leitete. Bald nimmt die Neigung zu, schließlich verschmilzt die Terrasse mit der Kante der „Mittelrippe" und wenige Minuten später standen wir vor dem Eingangstor zur Nordschlucht, die (noch weit links von unserem Pfade) in schier unbeschreibbarer Wildheit zu Tal schoß und schwarze, eiserfüllte Höhlungen in senkrechten, fast kilometerhohen Spiegelplatten zeigte.

Viel freundlicher ist der Eindruck der Gratflanke, die, vom Tale aus einer ungegliederten, mehrere 100 *m* hohen Rampe ähnelnd, Mittelrippe und Schluchtboden in einer Breitenausdehnung von etwa 70 *m* verbindet. Auf ihr gutmütiges

[1]) P. 3178 und 3162 der Alpenvereinskarte.
[2]) P. 2102 der Alpenvereinskarte.
[3]) die Prof. Haupt einige Wochen später bis zum Grat verfolgte.

Aussehen hatten wir schon vorher gebaut und konnten tatsächlich hier ein Wettklettern beginnen, das erst bei unserem Rastplatz endete: Durch eine brüchige Steilrinne ging es bis zu ihrem Abschluß empor, dann querten wir etwas nach rechts und gelangten so zu einem Kunterbunt von harmlosen Rinnen, die uns lange Zeit gerade in die Höhe führten, bis wir mittels einer kleinen Rampe einen niederen gelben Wulst rechts umgehen mußten. Abermals starrten jetzt steile Wände vor uns auf und verkündeten einen harten Strauß, der uns aber wider Erwarten erspart blieb. Zwei gut gestufte aber steile Kamine, die wir nebst ihrer Trennungsrippe abwechselnd benützten, mündeten auf schrofigem Boden, und fast ohne mit den Händen zuzugreifen, betraten wir nach kurzer Zeit eine schmale Felsrippe, auf der wir uns zu längerer Rast häuslich niederließen[1]).

Schon hatten die ehemals dominierenden Geislerspitzen an Höhe verloren, tief unter uns lag die Mündung der den Einstiegskaminen folgenden Risse und doch waren wir erst kaum zwei Stunden unterwegs. Nach langer Pause nahmen wir daher erst die immer kühner vortretenden Gratstufen der „Mittelrippe" (an ihrer Ostseite) in Angriff. Eine seichte Felsfalte und ein nach rechts ziehender Riß unterstützten unser Bestreben und nach wenigen Minuten schon standen wir auf dem langen „Schneeband", das Innerkofler und Wildt gegen den Nordostgrat leitete. Wir querten es schräg nach rechts und gewannen höher oben einen steilen Kamin, den wir später verließen, um gegen rechts ein Gratschärtchen der Nordwandkante zu erklimmen, die nun in schwach östlicher Krümmung zum Abbruch der Zwillingsgipfel streicht. Vorher aber wirft sie sich in wildem Aufschwung gleich einer Woge hoch empor und trägt auf ihrem Scheitel zwei kleine Türme, denen wir zunächst zusteuern wollten. Bei diesem scharfen Nadelpaar muß der harte Kampf beginnen, dessen Ausgang selbst dem Stürmer Dibona zweifelhaft erscheint, denn unvermittelt und faltenlos erhebt sich jetzt eine titanenhafte Steilmauer vor uns, gegen die wir aufs Geratewohl anrennen müssen!

Nach längerer Beratung wenden wir uns über den gutmütigen Hang den „Nordnadeln" zu. Steilere Felsen veranlassen uns, das Seil wieder anzulegen und über brüchige Stufen treten wir in den kleinen Rundkessel ein, in dessen Hintergrund zwei seichte Risse von abschreckendem Aussehen zur Scharte zwischen beiden Zacken ziehen. In bedenklich brüchigem Gestein geht es im ersten Ast 5 *m* empor, dann queren wir in den rechten Teil und erkämpfen über äußerst schwierige Felsen den 40 *m* langen Zugang zur südlichen Nadel. Jenseits ragt nun die Bergwand in erdrückender Steilheit empor. Von der Scharte an ihrem Fuße aus deckt sie ein scheinbar unbezwinglicher, senkrechter Plattengürtel, über dem sich — uns genau gegenüber — ein spitzer Stein vorwitzig ausstreckt. Jetzt sieht ihn Dibona und schon surrt ein Seil durch die Luft; es bleibt am Blocke hängen und bildet eine künstliche Brücke! „Achtung, nur nicht reißen!" ruft unser Führer, steigt in die Scharte ab und zieht an seiner „Brücke"; „Teifel, Teifel, der Kerl wackelt, aber es muß doch gehen", äußert er sich gleich danach. Wir sind ob seiner Absicht zuerst entsetzt, da wir aber erkennen, daß der Hanf nur als moralische Stütze dienen soll, beschränken wir uns schließlich darauf, ihn so gut als möglich zu sichern, während er langsam emporklimmt. Je mehr er sich dem Stein nähert, desto größer wird die Gefahr, die Stütze des Seiles aus der Wand zu reißen, und erleichtert atmen wir daher auf, als Angelo, das selbst in dieser Form verpönte Hilfsmittel fallen lassend, an abgeplatteten Vorsprüngen links zu einer kleinen Nische, die den Beginn einer vielfach überhangenden, seichten, wasserführenden Rinne bezeichnet, ansteigt. Nach einer Viertelstunde etwa finden wir uns hier alle auf dem ungemütlich kleinen Plätzchen ein.

[1]) In der Nähe dieser Stelle dürfte Herr Haupt wieder auf unsere Route gestoßen sein.

War bisher das Wagnis für die Nachfolgenden gering, so änderten sich jetzt die Verhältnisse: Bei einer Breite bis zu 2 *m* ist die Verschneidung an manchen Stellen bis zum Außenrand mit lockeren, viele Tonnen schweren Platten vollgepfropft, die selbst bei peinlichster Aufmerksamkeit in nervenaufpeitschende Schwingungen zu geraten scheinen. Die halbe Stunde, die ich in dieser Nische verbrachte und zusehen mußte, wie unter den prüfenden Berührungen der drei Turengenossen manche Felsstücke zu pendeln begannen, hörte, wie der ganze Riß beim Klopfen an die Seitenwände mit dem eigentümlich dumpfen Ton lockerer Felsstücke erdröhnte, gehört zu den aufregendsten Lagen, die ich in der Felsenwelt erlebte. Schließlich hing ich ein Seil in einen schnell angebrachten Mauerring, stieg daran, die Füße gegen die Felsen stemmend, seitlich gegen Westen ab und hielt mich in dieser unangenehmen Stellung solange, bis meine Begleiter auf dem Kamm einer festen, angelehnten Felsplatte rechts des Kamins und 30 *m* über dessen Beginn erschienen waren.

Nach Überwindung der ersten Steilfurche folgte eine zweite, wenig bessere, dann stieg Dibona in dem stark vereisten Riß noch 20 *m* in die Höhe und querte nach rechts zu schwach gegliederten Felsen. Wir verließen den Kamin schon nach 10 *m* und kletterten an der rechten Seitenwand unter außergewöhnlichen Schwierigkeiten zu dem Standplatz Dibonas empor, der seine Variante für noch gefährlicher als unsern Weg erklärte. Über leichtere Felsstufen eilten wir jetzt — unser siegesgewisser Führer immer voran, — gerade weiter, stiegen schließlich, nachdem wir wieder schnell an Höhe gewonnen hatten, zu einem kleinen Köpfel empor und querten gegen links die eisbedeckte Fortsetzung des verlassenen Kamins, dessen Hauptast an der westlichen Kante der schon viel schmäleren Nordwand der Westspitze endet, während eine Nebenrinne gerade weiter zieht und in vielfachen, unheimlich glatten Überhängen zu den Gipfelfelsen leiten könnte. Neben der Eisrinne geht es nun wieder ohne besondere Schwierigkeiten empor, zuletzt halten wir uns etwas links und stehen in einem Schartel der Nordnordwestkante, wo die dritte lange Rast des Tages gehalten wird und wir die Mannigfaltigkeit des Felsaufbaus der Westseite aus der Vogelschau betrachten. Es ging nun etwa 20 *m* auf der Nordwestseite weiter, dann querten wir von der nächsten Scharte wieder in die Nordwand des Gipfelbaus. Nach schwierigem Quergang leitete die überhangende Rinne zu einem Schuttplatz, von dem Dibona und Max die Kaminsohle weiter verfolgten, während Rizzi und ich der anstrengenden Kletterstelle in der rechten Wand auswichen und so von dem Regen in die Traufe kamen. Von dem Vereinigungspunkt gingen wir bald auf den Gipfelgrat über und betraten 10 ½ Stunden nach unserem Aufbruch (wovon zwei Stunden auf Rasten entfallen) die Westspitze, die, wenige Meter niedriger als der Hauptgipfel, von diesem durch einen scharfen Grat getrennt ist.

Waren wir uns auch des Gewagten unserer Klettertur bewußt, so tröstete doch das Gefühl, eine der höchsten Dolomitenwände in nahezu gerader Linie bezwungen zu haben, über die nicht ganz einwandfreie Art unseres Vordringens hinweg. Freilich konnten wir damals noch nicht ahnen, daß Nachfolger wieder an die Schaffung von Varianten gehen und, um für ihren Pfad Stimmung zu machen, unserer Route große Steingefahr, geringe landschaftliche Schönheiten usw. zuschreiben würden. Praktischen Wert dürfte jedenfalls nur der untere Teil des Weges besitzen, da der obere Mauerwall allzu große Anforderungen an die Fähigkeiten seiner Bezwinger stellt und die unvorsichtige Bewegung eines Teilnehmers alle ins Verderben stürzen könnte. Jedenfalls aber glaube ich, die Kombination des Nordweges (oder der Hauptvariante) mit dem oberen Teil der Innerkoflerroute wegen der wunderbaren Einblicke in die schauerlichen Zyklopen-

mauern und der Mannigfaltigkeit der Bilder als eine der schönsten Dolomitturen bezeichnen zu können.

Anhangsweise soll noch eine kurze Beschreibung der oft erwähnten Variante folgen, die von den Herren Haupt und Flum am 19. August 1911 eröffnet wurde:

Der für diese Begehung notwendige Zeitaufwand von zehn Stunden steht bei Berücksichtigung der Teilnehmerzahl bedeutend höher als der der Erstersteiger (10 1/2 Stunden), welcher Umstand sich jedoch durch das Antreffen größerer Schwierigkeiten in jenen Kaminreihen, die von P. 2102 gerade in die Höhe ziehen, erklären läßt. Der Einstieg befindet sich etwa 20 *m* links von dem der Route Dibona-Mayer-Rizzi. Durch einen unten höhlenartig überhangenden Kamin, den einzigen im senkrechten Plattensturz, kletterten Haupt und Flum über den ersten hohen Rißabsatz empor, worauf sie zu jener wenig geneigten Rinne gelangten, die ein Monat vorher bereits die Erstersteiger zu dem senkrechten, glatten Spalt leitete, welcher auf der kleinen Schneeterrasse mündet. Hier trennen sich die beiden Routen: Dibona, Mayer und Rizzi querten bei der Erstersteigung etwa 50 *m* nach links, während Haupt und Flum gerade weiter kletterten. Diese kamen hierbei noch wiederholt in steile, glattgeschliffene Klüfte, mußten sich durch enge Schluchten emporstemmen und näherten sich dem Wege der Erstersteiger immer mehr, bis sie die alten Spuren zum zweiten Male trafen[1]).

III. DER WESTPFEILER

Zweimal erst (bis zum Sommer 1912) lockte der Westgrat des Langkofels, dessen Rundbau Türme entragen, die in weniger zerklüfteten Dolomitgebieten als scharf ausgeprägte, selbständige Felsgestalten betrachtet würden, Menschen in seinen felsigen, schier unergründlich verzweigten Bau. Oppel und Gürtler eroberten 1907 den Gipfel im ersten Ansturm, nachdem schon vorher Paul Fiedler die untere Hälfte des Grates bezwungen hatte und wegen mangelhafter Ausrüstung in den Gipfelwänden umkehren mußte. Glücklicher wähnte er sich im Jahre 1908, als er mit W. Pauli auch in den letzten, vermeintlich unbezwungenen Wall Bresche gelegt hatte. Die bisherigen Veröffentlichungen gestatteten nicht, scharfe Unterscheidungsmerkmale für beide Wege zu prägen, und erst nach mancherlei Irrtümern ist es jetzt möglich, den genauen Verlauf der Routen festzulegen.

Oppel erhoffte im untersten, wohl hundertfach gezackten Schrofengürtel gewaltige Felsbilder und ließ sich deshalb zu einem großen Umweg verleiten, den die direkte Routenführung bedingte. Fiedler und Pauli hingegen strebten an, die beiden Eisrinnen des Südwestweges auf interessante und empfehlenswerte Art zu umgehen, und gewannen die Grathöhe mittels einer schier endlosen Schutthalde, die nördlich der Langkofelhütte steil emporstreicht. Beide Wege vereinigen sich vor dem ersten Aufschwung des Westpfeilers, leiten gemeinsam in die schneeige Schartenkehle zwischen dem Hauptgipfel und dem mächtigen „Wesselyturm“ und trennen sich vor Erklimmung des letzten, riesenhaften Felsbruches.

a) Die direkte Route (Oppel-Gürtler): Etwa 1/2 5 Uhr morgens brachen Oppel und Gürtler von der Langkofelhütte auf. Nach kurzem Abstieg über den Santnerweg umgingen sie die Ausläufer des Westpfeilers und klommen in der ersten nordwestlichen Plattenrinne gegen den Grat empor. Über eine steile, lange Schuttreiße ging es mühsam rechts von dem mächtigen, prallen Turm, der infolge seiner nördlichen Stellung die ersten Ersteiger der Nordwand gegen Osten drängte, zu einem Schartel. Jetzt begann der Ernst der Tur (vor dem mächtigen Felsabbruch des Westpfeilers). In dem innersten Winkel eines großen, breiten Kamins zwängten

[1]) Da Herr Haupt die Übersendung näherer Mitteilungen mit besonderen Honoraransprüchen verband und die Akademische Sektion Wien mir das betreffende Buch nicht überließ, sehe ich mich leider außerstande, die Beschreibung Haupts im Turenbuche der Langkofelhütte wiederzugeben.

Naturaufnahme von Dr. F. Benesch

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Langkofel: Der große Gratturm an dem „Felsenweg" durch die Südwestwand

sie sich durch eine enge, blockbedeckte Höhlung und querten höher oben in einen Parallelriß, der 20 *m* oberhalb des Quergangs den ersten günstigen Standplatz wies. In ausgesetzter Kletterarbeit kamen Oppel und Gürtler endlich zu einer Scharte, die im Nordgrat jenes mächtigen Turmes klafft, der von St. Christina als erschreckend steiles, selbständiges Felsgebäude erscheint.

Nun wurde ostwärts der schwindlige Abblick in eine tiefe Eisrinne frei, die den bisher benützten riesigen Felskörper von dem Hauptmassiv trennt und die Wildt und Innerkofler viele Jahre vorher gegen den Nordostgrat verlassen hatten. Da die Begehung des blanken, schillernden Eispolsters der Rinne lange Stufenarbeit erfordert hätte, zogen es die beiden Kletterer vor, über den westlichen Felsrahmen bis zur Schlußscharte vorzudringen. Mittels komplizierter Quergänge auf verschneiten und sehr brüchigen Felsen wurde schließlich die schneeverzierte, luftige Schartenkehle neben der ofterwähnten breiten Riesennadel (Wesselyturm) und dem Gipfelbau gewonnen und der letztere betreten. Vorerst galt es, direkt einen sehr schwierigen und ausgesetzten Überhang zu bewältigen, dann folgte ein Kamin, der in einer kleinen Einschartung endigt. Nun ging es wieder 10 *m* tief am Doppelseil in eine Steilschlucht hinab, von der ein breites Geröllband bequem nach Süden leitete, bis wasserüberronnene Kamine willkommene Gelegenheit boten, die Grathöhe wieder zu erreichen. Kurz unterhalb der Gratkante brachte ein schwerer Quergang nach links zu einem Türmchen und wieder mußte nun das Hanfseil den Abstieg in eine kleine Bresche vermitteln, von der ein Kamin zum Hauptgrat und über diesen in leichter Kletterei zum Gipfel leitete.

Die Route über den Westpfeiler des Langkofels.

Nach Angaben des Ing. Pauli.

V. Vereinigung der Routen Oppel und Fiedler.
L. Langkofelspitze.
W. Wesselyturm.
N. „Praller Turm" an der Nordflanke.

Die landschaftlichen Schönheiten des Weges über den Westpfeiler sind jedenfalls hervorragend, da die Einblicke in die wilden Riesenmauern der Nordseite mit den immer reizvollen Ansichten der Gruppenhäupter wechseln. Groß sind jedoch die Anforderungen, die der Geduld des Felsenmannes zugemutet werden, da lange Schuttwanderungen das Reich der Schönheit von der behaglichen Langkofelhütte trennen.

b) Ungleich empfehlenswerter ist der Zugang der Herren Fiedler und Pauli zum Westpfeiler. Von der Langkofelhütte geht es über hohe Schutthalden links an dem gebräuchlichen Einstieg des Südwestweges vorbei bis in den höchsten Felswinkel empor. Der Einstiegskamin setzt etwa 50 *m* unter der Kammhöhe der „Punta di Salami" zwischen ungegliederten, prallen Wänden an (eine Stunde von der Langkofelhütte). „Er ist an den großen Blöcken kenntlich, die bald über seinem Beginn eingekeilt sind" [1]). In seinem Grunde geht es an feuchten und lehmigen, stellenweise recht flachen Griffen nicht allzuschwierig bis zu den erwähnten Blöcken empor. Aus dem Kamingrund windet man sich durch ein äußerst enges Loch zwischen dem untersten und zweiten Block durch und kommt auf ersteren zu stehen. Im allgemeinen hält man sich jetzt an die linke Begrenzungswand, bis

[1]) Nach den Angaben der Erstersteiger.

man die erste Schuttmulde des sich zu steiler, von Wandeln unterbrochener Geröllrinne erweiternden Kamins erreicht. Die Rinne leitet leicht in die gegliederten oberen Wandpartien und findet ihren Abschluß in einem kleinen Kessel. Rechts geht es etwa 3 *m* empor, dann auf schmalem Bande nach links zu dem engen Stemmkamin, der sich als Fortsetzung der Rinne hinaufzieht. Durch den Kamin oder über seine linken Wandflanken erreicht man gerade aufwärts steigend den Grat, der die große, den westlichen Turm vom Langkofelmassiv abtrennende Schneerinne rechts flankiert und als Nordgrat dieses Turmes anzusprechen wäre. Man quert nun auf leichten Bändern in die nicht besonders steile Schneerinne und erreicht über diese die Scharte (1 1/2 Stunden). Es sind aber auch die Felsen zur Rechten kletterbar, was in schneearmen Jahren[1]) von Bedeutung wäre. Zur Orientierung erstiegen Fiedler und Pauli den schon mehrfach erwähnten westlichsten Turm des Langkofels über Geröll, leichte Wandeln und den luftigen Grat in etwa 20 Minuten. Da er sich als noch unbestiegen erwies, tauften sie ihn zu Ehren des verdienten Alpinisten Dr. V. Wessely: „Wesselyturm".

Von der Scharte schwingt sich der Hauptgrat in überhangendem Abbruche empor. Daher querten sie (nur wenig ansteigend) in leichten Schrofen in die Südwestseite des Langkofelmassivs. Hier boten sich zwei Möglichkeiten: entweder nach links sofort den Hauptgrat zu erreichen[1]), was schwierige Kletterei verhieß, oder aber nach fortgesetzter Querung den Grat erst in möglichster Nähe des Hauptgipfels zu betreten. Da Fiedler und Pauli bestrebt waren, einen möglichst kurzen Anstieg zu finden, entschlossen sie sich zu dem letzterwähnten Weg.

Das Geschröf, auf dem sie sich befanden, war durch eine wenige Meter hohe Wand von leichtem, weiter östlich befindlichem Terrain getrennt. Durch einen kurzen Kamin absteigend, gelangt man auf dieses und in ansteigender Querung zu einer gelben Verschneidung, die in der rechten oberen Ecke dieser leichten Zone ansetzt, auf den linken Begrenzungsgrat der oberen Eisrinne hinaufführt und in ein Schartel mündet: Auf den brüchigen Felsen rechts von der Verschneidung klettert man direkt etwa 100 *m* in das Schartel und erreicht auf Oppels Route den Gipfel (zwei Stunden von dem Wesselyturm). Der Weg Fiedler-Pauli verdient jedenfalls als Umgehung der beiden Eisrinnen — er ward nur mit Rücksicht auf diese Absicht geplant und ausgeführt — größte Beachtung und häufige Wiederholung. Übertreffen auch seine Schwierigkeiten die des Südwestweges bedeutend, ist auch dem Einstieg eine mächtige Schutthalde vorgebaut, so entscheiden die hohen landschaftlichen Reize und die überwältigende Felsarchitektonik so eindringlich zu seinen Gunsten, daß er als der ideale Langkofelweg des geübten Steigers, der sich abseits der Schrecken und Fährnisse der Nordwestwand halten will, bezeichnet werden kann.

IV. DIE SÜDWESTWAND

Von Grohmann wegen seiner geringen Gefährlichkeit den leichteren Bergturen beigezählt, von späteren Ersteigern infolge donnernder Lawinen, welche die engen, stundenlang zu begehenden Eisgassen bestrichen, gefürchtet und gemieden, wurde der Südwestweg auf den Langkofel trotzdem seit 1874 von einer jährlich zunehmenden Zahl von Dolomitfreunden begangen. Einige mehr oder weniger glimpflich abgelaufene Unfälle, die den glücklichen Ausgang mancher Fahrten zweifelhaft machten, bewiesen die Notwendigkeit der Auffindung einer vor Steinschlägen gesicherten Route immer schärfer, bis sich schließlich in den Fassaner Führern Luigi Bernard und Giuseppe Davarda zwei Kletterer fanden, die zur Lösung des Problems geeignet waren. Am 13. August 1892 stiegen sie vom Ende der

[1]) Vergleiche Oppels Route.

Unteren Eisrinne in die Felsen ein und eröffneten so den berühmten „Felsenweg durch die Südwestwand". Die zweite Begehung der neuen Route führten Oskar Schuster und Luigi Bernard 1893 durch. Im gleichen Jahr noch erkletterte Antonio Dimai aus Cortina einen von seinen Vorgängern an der Flanke bezwungenen Gratturm über die Stirnseite — eine unbedeutende Variante, die ebenso wie der Kamin Innerkoflers als nutzlose Erschwerung seiner Aufgabe zu bezeichnen ist. (Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1896, Seite 291.)

Noch waren die Möglichkeiten, dem gefährlichen Eispanzer der oberen Rinne auszuweichen, nicht erschöpft. Am 25. August 1896 wandten sich Dr. H. Lorenz, L. Norman-Neruda, Dr. R. v. Arvay und E. Wagner schon am Langkofelgletscher von dem Hauptgipfel ab und erreichten unweit des Langkofelecks den beide Spitzen verbindenden Zackenkamm. Dieser führte sie dann über zerklüftete Türme und tiefe Scharten zur höchsten Erhebung der Gruppe; nebst der Umgehung beider Eisrinnen war hiermit die erste Überschreitung des Südostgrates ausgeführt. 1907 querten Oppel und Gürtler in der Höhe der Oberen Eisrinne in die Südflanke des Westgrates und kletterten über steile Felsen auf den westlichen Gipfelgrat. Ihnen folgten 1908 Fiedler und Pauli, die der Oberen Eisrinne weit näher kamen und deren Pfad auch von dem langen Quergang des Santnerweges zu erreichen wäre.

Unabhängig von der Entwicklung des Routennetzes im obersten Bergkörper wurde von J. Santner und G. Merzbacher am 29. Juni 1885 ein neuer Anstieg durch den unteren Felsgürtel eröffnet, der allerdings, da er den Weg über den Langkofelgletscher an Schwierigkeit übertraf und dem verfehmten Schlund der oberen Rinne entgegenführte, unbeachtet blieb. Mit der Auffindung des Felsenweges hätte wohl logischerweise diese Route aus ihrem Dornröschenschlaf erweckt werden sollen, da jetzt die Felskletterer durch Verbindung beider Pfade den Fuß nicht mehr auf Schnee setzen mußten; merkwürdigerweise blieb jedoch die „Santnervariante" durch 26 Jahre unbeachtet und erst im Sommer 1911 wurde die ihr zukommende Bedeutung von Gabriel Haupt wieder anerkannt.

A. Der „Felsenweg der Südwestwand". Um nicht Bekanntes in nahezu gleicher Form zu wiederholen, soll bezüglich des Wegverlaufs bis zum oberen Ende der Unteren Eisrinne auf die einander ähnelnden Schilderungen im „Dolomitenführer" von Dr. Viktor Wolf von Glanvell (1898) und besonders auf die Neuauflage des „Hochtourist" von Purtscheller und Hess (4. Aufl., S. 40) verwiesen werden.

Hatte man den größten Teil der Unteren Eisrinne, die in warmen Spätsommertagen bei fehlendem Schneebelag recht unangenehm werden kann, durchstiegen, so verließen bisher viele „Führerlose" und ortsfremde Führer, die den Wegbeschreibungen blindlings folgten, die Schlucht „knapp unterhalb der sie krönenden Scharte, wo sie durch einen Felssporn in zwei kurze Äste geteilt wird", stiegen im rechten Teile wenige Meter empor und kletterten über eine plattige Wandstufe oder durch die kaminartige Fortsetzung des linken Astes zu einem Schrofengürtel an, der schräg rechts emporleitete. Später führten zwei Kamine auf ein Band, das links in einer seichten Felsschlucht endete.

Viel einfacher ist der mit Unrecht oft vernachlässigte Weg, den auch schon Bernard und Davarda begingen: Betritt man die Scharte oberhalb der unteren Rinne, so werden jenseits breite Schuttbänder sichtbar, die, mit geringem Höhenverlust erreichbar, über eine Einbuchtung der Wand nach Westen ziehen. Etwa 40 *m* westlich der verlassenen Scharte bemerkt man eine lange Rinne, zu der man mittels kurzer, unschwieriger Kamine ansteigt, um sich so (die vorher beschriebene Variante wieder treffend) immer näher zu dem an seiner linken Begrenzungskante gewaltig überhangenden Turm emporzuarbeiten, der an der

rechten Flanke unserer Anstiegsrinne aufstrebt. Wir gelangen so — unter dem roten Felsdach des Turmes durchschreitend — in ein Schartel zwischen diesem und dem Bergmassiv; links des Verbindungsgrates klettern wir noch etwas an, gehen dann, durch eine kurze Rinne absteigend, an die Ostflanke über, von wo ein gutes Schuttband bis zu einer Grateinsenkung im Verbindungskamm mit dem Langkofeleck zieht. Der wilde Turm, der anscheinend unüberwindliche Hindernisse entgegensetzt, wird gewöhnlich an der Ostflanke „genommen": rechts über ein an gelber, lotrechter Wand verlaufendes Band etwas hinab und entweder vor Erreichen einer schwachen Kante über gutgestuften Fels gerade in eine nach links emporstreichende, oft vereiste Rinne (auf deren unteres Ende man auch bei weiterem Verfolgen des schmalen Bandes gelangt), die am Scheitel des Turmes mündet. Hierher kam Sepp Innerkofler auch, indem er einen Meter an der Gratkante anstieg und nach links in einen gelben Riß von wildem Aussehen querte; Antonio Dimai aber brachte am gleichen Tage mit der Ersteigung über die Kante ein gewagtes Kletterkunststück zur Ausführung und betrat dann wie seine Vorgänger über die halbkreisförmig angeordneten Grattürme den am Nordende aufragenden Gipfelzacken [1]).

B. Der Santnerweg (Umgehung der Unteren Eisrinne). Über den genauen Verlauf dieser Route bestanden trotz der Veröffentlichungen der Erstersteiger Santner und Merzbacher sich widersprechende Ansichten, deren Vertreter jedoch insgesamt die Bedeutung des Weges unterschätzten und den Pfad in den Ruf einer unnötigen schweren Variante der alten Route brachten.

Wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß die Felsen dieses Anstiegs dem Kletterer größere Schwierigkeiten als der Gletscherweg entgegensetzen, muß anderseits betont werden, daß vielleicht gerade dieser Umstand auf manche Felsenmänner als Magnet wirken wird. Der zweite Begeher, G. Haupt, erwähnt die Vorteile der steinsicheren Kletterei, die Möglichkeit, daß mehrere Partien, unter den vielen gangbaren Rinnen wählend, zugleich den Gipfel erreichen können, das Fehlen „wirklich sehr schwerer Kletterstellen" und den interessanten Wegverlauf. Er benötigte zur Krone der Unteren Eisrinne zwei Stunden, also die Hälfte des Zeitaufwands der Erstersteiger. Einen Nachteil freilich hat er übersehen: die mögliche Gefährdung der auf dem Gletscherweg einsteigenden Kletterer!

Die große Schuttreiße des üblichen Einstiegs wird gegen links bis an den Fuß des hohen, gelben Turmes verfolgt, der, von der Langkofelhütte betrachtet, sich als lotrechte, Y-förmig gespaltene Felsgabel vor dem Hauptgipfel aufbaut und von seinen ersten oder zweiten Ersteigern Fiedler und Pauli „Wesselyturm" benannt wurde [2]). Auf breitem Band quert man nach rechts zu einem Stemmkamin und gelangt durch seine rinnenartige Fortsetzung auf ein Schartel, hinter dem man sofort eine zweite Gratrippe mit tiefer Kerbe erblickt. Von dieser geht es an der Südwand des Wesselyturmes etwa 200 *m* in die Höhe. „Die vielen, teils plattigen, teils brüchigen Rinnen sowie die trennenden Rippen lassen hier wohl manche Möglichkeit des Emporkommens zu. Unterhalb der senkrechten Gipfelwände des Turmes, etwa auf gleicher Höhe mit jener Terrasse, von der die Untere Eisrinne abwärts zieht, beginnt ein langer Quergang nach rechts", der über Bänder und durch Risse, manchmal an- oder absteigend, diese Plattform zu erreichen sucht. Schließlich klimmt man durch eine Verschneidung in ein Schartel und von diesem durch einen engen Riß nach links. Schon befinden wir uns nun höher als unser Zielpunkt (das Ende der Unteren Eisrinne) und erreichen, etwas absteigend, die Schuttbänder des „Südwestwand-Felsenwegs".

[1]) Eine andere Variante wurde von E. von Haselberg und Begleitern ausgeführt.

[2]) P. 3077 der Alpenvereinskarte (vergleiche Westpfeiler).

C. Die Umgehung der „Oberen Rinne“ unter Benützung der obersten Westroute: Wenn auch bisher noch nicht verwirklicht, bietet doch die Westroute in dem letzten Teile ihres Verlaufs die Möglichkeit, den Langkofel über die Südwestwand zu erklimmen, ohne den Felsenweg überhaupt zu betreten. — Die Route über den Westpfeiler tritt in der Scharte zwischen „Wesselyturm“ und Gipfelbau in den Bereich der Südabstürze. Während jedoch Oppel und Gürtler zur Eröffnung einer möglichst einheitlichen Weganlage immer im Bannkreise der Graterhebungen blieben, wandten sich Fiedler und Pauli zwecks Auffindung der leichtesten Bresche den Flanken der Oberen Eisrinne zu.

Der Kletterer, der die Schartenhöhe der unteren Eisrinne betritt, sieht sich am Fußpunkte der oberen Schlucht wilden Flanken gegenüber, die ihn an der Querung zur Westroute hindern. Will er daher den Felsenweg Bernards meiden, so zwingen ihn die lotrechten, gelben Abstürze bis zu den Quergängen der Santnerroute hinab. Der große, hiermit verbundene Höhenverlust beweist, daß das schrofige Felsrund zwischen oberer Rinne und Westkamm am besten nach Begehung des von Santner und Merzbacher eröffneten Pfades betreten wird und dann (jedoch nur unter dieser Voraussetzung!) einen neuen, von Eisverhältnissen unabhängigen Südwestweg auf das stolze Gruppenhaupt vermittelt.

D. Umgehung der beiden Eisrinnen durch Benützung des Südostgrates. Die Erstersteiger gingen von dem Langkofelgletscher in fast gerader Linie gegen das Langkofeleck und trennten sich erst im obersten Verlauf dieses Anstiegs von der gebräuchlichen Route, um den südöstlich streichenden Verbindungsgrat mit dem Gruppenhaupt in der Nähe jenes Punktes, wo er in der Schuttplatte des Eckpfeilers wurzelt, zu erreichen. Da es nur mehr eines geringen Umweges bedarf, um die Spitze des Langkofelecks zu betreten, stellt sich der Pfad eigentlich als zweckmäßig zur Überschreitung beider Gipfel dar und wird auch gegenwärtig nur in dieser Absicht benützt. Es wäre daher verfehlt, den hochbedeutenden Südostgrat zu einer Variante des Felsenwegs herabzusetzen, und wenn auch ein schwer erreichbarer Hochgipfel den Fußpunkt unseres Felskamms bezeichnet, steht der Südostweg an Bedeutung keineswegs hinter den Nord- und Westpfaden zurück.

V. DER SÜDOSTGRAT VOM LANGKOFELECK

So wie der Begriff der Schönheit und der künstlerischen Wirkung trotz jahrtausendealter Lehren nicht nur bei den verschiedenen Völkerschaften, sondern auch bei jedem einzelnen Individuum gewissen, durch persönliche Anschauungen bedingten Wandlungen unterworfen ist, so unterscheidet sich auch die Beurteilung einer Felstur nach Art des Südostgrates. Gar viele tadeln die erschreckende Brüchigkeit des rotfleckigen Gesteins und die damit verbundene Unsicherheit; andere wieder rühmen die abenteuerlichen Felsgestalten, des „die Tatenlust herausfordernden turmreichen Südostgrates“ — und das freie Klettern in luftiger Höhe, „unbeengt von himmelhoch anstrebenden Überhängen und schwarzen Engschluchten“.

Vom Beginn der Unteren Eisrinne, wo sich die weißen Gefilde des Gletscherkessels zum erstenmal dem Blick eröffnen, querten die Ersteiger das Eisfeld, um jene dem Hauptmassiv zunächstliegende Scharte zu gewinnen, welche tief in den die Gletschermulde umrahmenden Felskamm einschneidet. Während man in nahezu gleicher Richtung weitersteigend die Tafelplatte des Langkofelecks gewinnen kann, wandten sich die Kletterer in nordwestlicher Richtung einem zweizinkigen Gratturm zu und erreichten in leichter Kletterei die Bresche, welche dessen beide Zacken trennt. Der Turm gehört nicht dem eigentlichen Südost-

grate an; um daher auf letzteren zu gelangen, klommen sie durch einen Kamin hinab, querten, sich rechts haltend und immer ein wenig ansteigend, die äußerst brüchigen Felsstürze und standen nach stets östlicher Umgehung einiger Zacken am Fuße eines mächtigen Pfeilers, der keck nach Osten vorspringt. In kühnem Ansturm wurde zuerst die gelbe und senkrechte Einstiegswand des Gratzackens, dann ein seichter Kamin und ein darauffolgendes kurzes Wandstück bezwungen, das zum Scheitel des Turmes emporleitete. „Wild und trotzig schauen die nächsten herüber und noch weit draußen im Nordwesten thront, alles überragend, der stolze Gipfel des Langkofels“[1]). Von hier ging es schief nach links hinab und teils auf, teils links neben der plattigen Kante zur nächsten Gratstrecke, die in leichter, ausgesetzter Kletterei überschritten wurde. Die berggewohnten Felsgeher übersetzten noch einen tiefeinschneidenden Spalt und standen nun der mächtigsten, mit einer vierzackigen Krone geschmückten Erhebung des Felskammes gegenüber, die noch von dem gewöhnlichen Felsenweg trennte. Die erste Nadel wurde bis unter ihre Spitze erklettert und dann ebenso wie ihre Nachbarin an der Ostseite umgangen. Von der scharfen Kehle querten sie die Westflanke des dritten Zackens und betraten nach wenigen Schritten den Scheitel der letzten Felsnadel, die mit gelbem Überhang gegen Nordwesten abbricht und das größte Hindernis des Gratverlaufs darstellt. Östlich durch eine flache Verschneidung absteigend, bemerkten sie einen Block, den sie mit einem Seilring umwanden. Nach kurzer Zeit schon standen sie in der tiefeingeschnittenen Scharte, von wo die Steigspur des „Felsenwegs“ unverfehlbar auf das Ostband der jenseitigen Schartenwand führt. —

Die Besprechung dieses Weges, der auch sehr gut als Zugang zum Langkofeleck bezeichnet werden kann, leitet uns unvermittelt zur eingehenderen Betrachtung des letzeren; vorher aber möge noch eine kleine Anleitung zur Eroberung alpiner Lorbeeren und Eröffnung eines neuen Zugangs zum Langkofelgletscher folgen, der vielleicht in Zukunft den Südwestweg teilweise ersetzen könnte.

Die Erbauung der Langkofelhütte an lawinengefährdeten Hängen wurde in erster Linie durch die Nähe des gebräuchlichen Langkofelwegs und des Oskar-Schuster-Steigs auf den Plattkofel gerechtfertigt. Trotz des Gewirrs neuer Routen und Pfade, trotz der Bemühungen der Herren Fiedler und Pauli wurde der im wesentlichen noch heute benützte Grohmannweg nicht entlastet. Die Möglichkeit, auch vom Sellajoch aus ohne größeren Höhenverlust und ohne lange Gratwanderungen über die Innenwände des Gruppenhufeisens die Spitze zu erklimmen, besteht, wenn auch bis jetzt unbemerkt, tatsächlich: Wandert man vom Langkofeljoch nur wenig gegen Norden talab, so bemerkt man in den ungeheuren, wilden Felsabstürzen zur Rechten, die von vielen hundert Metern hohen Türmen niederschießen, ein gegen Nordwesten streichendes, sanftes Band, das bald bei schrofigen Stufen endet; schräge Terrassen und leichte Kamine leiten immer höher gegen links empor und steigen im gleichen Maße, als sich der Fuß der Wände mit sinkendem Talgrund langsam erniedrigt, zu einer Reihe von wilden Rissen und Klüften an, die wahrscheinlich bis zum Scheitel des das Gletscherkar umrahmenden Kammes zu erklettern sind. Ist dieser Punkt nur erst erklommen, dann ist die „Ersteigung des Langkofels vom Joch aus“ gesichert und manchen praktisch unbrauchbaren Varianten eine neue, zweckmäßigere angegliedert!

DAS LANGKOFELECK.

Als Gipfel zweiten Ranges wurde das Langkofeleck erst, als die Anzahl bedeutender Gipfel nicht mehr ausreichte, den alpinen Ehrgeiz zu befriedigen,

[1]) Oe. T.-Z., K. Schrom: 1905, S. 227.—

näherer Betrachtung würdig gefunden. Es scheint nahezu, als ob der Berg im geeigneten Augenblick aus der Vorratskammer der Natur ans Tageslicht gebracht und breit und massig als neuer Zielpunkt empfohlen worden wäre. In älteren Zeiten wurde er wohl nur als mächtige Schulter des Hauptgipfels bezeichnet, fehlte ihm doch die scharfe Prägung einer individuellen Berggestalt und läßt doch die gleichmäßige Verbindung mit dem Langkofel, die Linien der Figur verschwommener scheinen, als die kleiner Türme, die Spötter als Berge zu bezeichnen pflegen.

Von allen Seiten wurde diese Spitze bereits erklommen. Schon schienen vor einigen Jahren die Abstürze an Ersteigungsmöglichkeiten erschöpft, trotzdem aber wurden noch im letzten Sommer entgegen aller Wahrscheinlichkeit neue Routen ersonnen, so daß jetzt der Gipfel auf sechs Wegen erreicht werden kann.

I. DER GRATWEG

Als erster Weg ist der Übergang vom Langkofel zu bezeichnen, an den in letzter Zeit der Abstieg über die Südost- oder Ostwand angeschlossen wurde. Seine Schilderung findet sich an anderer Stelle.

II. DIE ERSTEIGUNG ÜBER DIE NORDOSTWAND

Der am 2. August 1911 von dem besten Kenner des Langkofels, Gabriel Haupt, eröffnete kühne Pfad dürfte, wenn auch seine praktische Bedeutung gleich jener der meisten Neuturen unserer Zeit gering ist, den Kletterern, die das Sellajoch zu ihrem Standquartier gewählt haben, willkommene Abwechslung bieten. Haupt verfolgte die Nordostroute auf den Langkofel bis auf das oft besprochene Plattenband. Bei der ersten Felsfalte der Nordostwand, deren schwache Einknickung ein kleines Schneefeld birgt, ging er geradeswegs gegen die Abstürze los. Die faltenähnliche Furche leitete auf ein teilweise meterbreites Band, das am unteren Rande senkrechter, gelber Abstürze gegen Norden verläuft. Es führt zur Kante des tiefen Schlots, der im Kessel eines zweiten, größeren Schneefelds der Plattenterrasse fußt und trotz großer Nässe schon dort unten betreten werden kann.

Nun bleibt es der Wahl des Kletterers überlassen, zur feuchten Kaminsohle zu schlüpfen oder die heikle Felsarbeit an der linken Kante zu beginnen. Bald werden wir auch hier in den Grund gedrängt und nun folgt, in Gestalt eines 30 *m* hohen, wasserüberrieselten Absatzes, der von einem gelben Baldachin überwölbt wird, die schwerste Stelle der Tur. Unter dem mächtigen Überhang angelangt, erlaubt es eine willkommene Höhlenöffnung, den drohenden Felsbildungen zu entrinnen, worauf nach Bewältigung der leichteren Fortsetzung des Schlundes Rinnen und Rippen nach links auf den Gipfelgrat führen, von dem Haupt etwa 180 *m* nördlich des Gipfels wieder die grünen Weiden des Confinbodens erblickte.

III. DIE OSTWAND

An 700 *m* hoch ist der schmale Mauersturz, mit dem sich die Felsfesten des Langkofelecks gegen das obere Chiavazzestal neigen; ohne die scharfe Prägung oder Kantenbildung eines der Grohmannspitze oder dem Innerkoflerturm ähnelnden Naturgebäudes aufzuweisen, verschwinden die Konturen in den nördlichen oder südöstlichen Pfeilern, so daß der ganze Felsbau als breite gigantische Rundmauer erscheint, die den südlichen Burghof des Langkofels deckt.

An einem Augusttag des Jahres 1909 erkämpften sich Haupt und Lömpel durch die breite, steile Mulde, die zwischen zwei gelben Pfeilern eingeschnitten

ist, den Durchstieg und wurden schließlich in die Nähe des Gipfels von einem roten Felspanzer auf die Südostroute abgedrängt.

Wenn auch der Anblick dieser Felsbastei von hervorragender Schönheit ist, besitzt die an großartigen Felsbildern so reiche Ostflanke doch den bei der geringen Breitenentfaltung unumgänglichen Fehler, daß sich ihre Route in der oberen Hälfte dem Südostweg bedenklich anschmiegt und schließlich zur Einmündung gezwungen wird. Trotzdem dürfte es wohl bald auf diesen beiden Wegen ebenso lebendig werden wie jetzt im Schmittkamin oder an der Grohmannspitze, da die Überschreitung des Eckbaus nicht nur wegen der Nähe des Sellajochhauses, sondern auch wegen der genauen Einblicke, die der Kletterer während seines Aufenthaltes im Schirmhause unwillkürlich in den Felsbau nehmen muß, bald zu den bekannten Bergfahrten zählen wird. — Folgen wir nun dem Kletterer auf seiner beschwerlichen Fahrt: Vom Sellajoch folgt er getreulich den roten Farbzeichen des nach St. Christina ziehenden Weges, bis es ihm möglich ist, das abenteuerliche Gewirr klobiger Felsblöcke („Steinerne Stadt") mühelos gegen den südlichsten Schneefleck zu verlassen. Der Einstieg befindet sich südlich der Nordostroute des Langkofels, wo die Lotrechte die Mittelfalte der Ostwand treffen würde. Über Wandstufen gelangt der Felsenstürmer in eine kleine, kesselartige Mulde, auf der die himmelanstrebenden, gelben Wandschuppen der Ostwand fußen. Noch ist der Weiterweg hier gesichert. Sperren auch senkrechte Pfeiler die Felsen ringsum, so zeigen doch unscheinbare Runzeln dem erfahrenen Felsenmann, wie er die gerade über ihm drohenden schwarzen Wasserflecken erreichen kann. Höher oben aber ragt eine gelbe Barre so stolz und frei gegen Himmel, daß ihm schier der Mut vergeht, gegen dieses Hindernis emporzustürmen!

Von einem dunklen, feuchtschwarzen Felsstreifen zieht eine tiefgefurchte Rinne steil talab. Durch Kamine und Rinnen, über Rippen und Wandln geht es in anregender Kletterei zum südlichen Felsrahmen der schwarzen Zone hinauf. Knapp daneben schmiegt sich der Kletterer über einen Steilbruch vorsichtig und langsam hinan. Höher und höher steigt er an den schwindligen Abstürzen. Nur noch wenige Meter trennen ihn vom sicheren Hort, da greifen die Hände in schrofigen Stein und das Band, das schon vom Tale einen halben Kilometer über dem Einstieg verführerisch winkte, ist gewonnen! Hier muß es sich entscheiden, was der kühne Steiger nun vorzieht: Links, wo die Krone des Sockels, den das Band darstellt, sich in wildem Geklüfte verliert, schlingt sich eine eisverzierte Rinne zu einem lose gebauten Grat hinan, der sich gegen den Südostkamin auftürmt [1]). Ihn verfolgt derjenige, der das glasig-feuchte Element nicht scheuen muß, denn nur der Flankenumgehung scheint der Sieg zu winken. Noch aber trennen 150 *m* vom Gipfel, und will man die Möglichkeit, in gelben Wänden weiterzudringen, benützen, so folge man den Spuren Haupts: Nach rechts nördlich kletterte er zu einem Felskopf; ein trügerischer Spalt führt in die roten Gipfelmauern ein, drängt aber bald an seine linke, glatte Kante, der man nach Süden entrinnen muß; schon winkt dort eine steile Rinne, die im Kamin der Südostroute sich fortzusetzen scheint und Haupt, der hier das letzte Stück des alten Wegs benützte, zur schuttbedeckten Spitze brachte.

Zeitangaben der Erstersteiger fehlen. Hingegen teilen die Herren Paul Preuß und Walter Schmidkunz als Dauer ihres Abstiegs 3 St. 50 Min. mit. Selbst bei den hervorragenden Kletterleistungen unserer Zeit aber dürfte diese Richtung nie Ziel der Allgemeinheit werden und der Aufstieg dem wenig angenehmen Abwärtsklettern vorgezogen bleiben [2]).

[1]) Vergleiche die folgende Route.

[2]) Haupt schildert in der Österreichischen Touristenzeitung noch einige selbst ausgeführte Varianten, die in die Routenskizze eingetragen wurden. Da der Wegverlauf aus der Zeichnung klar ersichtlich ist, sei nur auf den Text der Österreichischen Touristenzeitung 1912 verwiesen.

Naturaufnahme von Dr. F. Benesch

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

„Steinerne Stadt", Bergsturz unter dem Langkofel (mit Blick gegen die Marmolatagruppe)

Wesentlich anders liegen die Verhältnisse bei der letzten Gruppe der neuen Pfade, die noch zu besprechen ist, nämlich der Wege durch die Südostwand.

IV. DIE SÜDOSTWAND

Wurde die Ostwand im ersten, wohldurchdachten Ansturm genommen, so gelang von dieser Seite die Überlistung des Berges erst nach wiederholten, von Hochgewittern abgeschlagenen Versuchen und Ausführung eines von Seilen wirksam unterstützten Abstiegs. Heute führen sowohl durch die obere, als auch durch die untere, durch einen Schrofengürtel getrennte Wandhälfte zwei Wege, die sich in der Mitte kreuzen und so dem Routenbild die Gestalt eines X geben. Die von links unten aufstrebende Route stellt den Weg der Erstersteiger vor: Am 7. August 1907 betraten Rudolf Schietzolz, Hermann Delago und Anton Schmid die Felsen südlich des Langkofelecks und drangen bis zum Gipfelgrat vor, wo sie vor dem letzten Aufschwung zurückgewiesen wurden; mit besserem Ergebnis versuchten Schietzolz und Schmid am nächsten Tage die Durchkletterung des Abfalls, der seine prallen Pfeiler so stolz und kühn gegen den Talgrund vorbaut, daß seine Bezwingung anscheinend als Ehrensache der jungen „Schule“ betrachtet wurde, vom Gipfel talab und schon am darauffolgenden Morgen zogen Paul Mayr, Delago und Schmid von neuem aus, um auch den Aufstieg durchzuführen. Kaum waren wieder zwei Tage vergangen, so gingen abermals polternde Steinlawinen durch das Gemäuer, deren Ursprung am 12. August die Route der Herren Haupt, Christian, Fritz Oertel und Ferdinand Forcher-Mayr bezeichnete, die bei den tiefsten Felsen ihre Arbeit begannen, schräg nach links ansteigend die ältere Route in der Mitte trafen und von diesem Punkte weiter verfolgten. Heute versteht man unter Südostwand diese Route über eine schräg nach links emporziehende Rampe (die zwei gelbe, vollständig ungegliederte Felsmauern trennt) und die Fortsetzung des gegen rechts führenden Pfades der Erstersteiger. — Noch fehlte der letzte, von dem Zentrum nach links streichende Ast des X: Diese Variante wurde im Sommer 1911 von den Herren R. Redlich, Wien, und J. Stephansky in der Meinung, die alte Abstiegsroute zu verfolgen, eröffnet.

A. Der untere Teil der direkten Südostroute: Im unteren Teile der Südostwand streicht ein eigentümlich gefärbter Streifen quer durch das Massiv, der links oben an den Schrofensockel eines je nach der Beleuchtung scharf vortretenden oder im Berggerippe verschwindenden Turmes endet. Vom Fuße der Felsen bis hierher ist die Eröffnung des Weges das Verdienst der oben genannten Herren Haupt, Oertel und Forcher-Mayr. Im weiteren Verlaufe fällt ihr Pfad aber mit dem der Erstersteiger zusammen; er soll im nachfolgenden Abschnitt beschrieben werden.

Wandert man vom Sellajoch den Felsen entgegen, so bemerkt man bald, daß der schräge Streifen durch eine sanft emporziehende Rampe gebildet wird, die sich nur etwa in zwei Drittel ihrer Höhe nach außen neigt. Hier schon wird es klar, daß wir einen jener in den Dolomiten nicht seltenen Fälle vor uns haben, in denen fast senkrechte Zyklopenmauern unter verhältnismäßig geringen Gefahren bezwungen werden können. — Dort, wo das breite Schrägband oberhalb des Fußes der Felsen in horizontalen Vorbauten endet, hat Mutter Natur fürsorglich eine ganze Reihe von Rissen in den Fels geschnitten, von denen wir zwischen zwei prächtigen Kaminen, „die nahe der Ostkante des Berges beginnend, sich nach 30 *m* zu vereinigen scheinen und in der Nähe eines Riesenblocks das Band erreichen“, wählen können. Leicht geht es nun auf der Rampe weiter. Blockwerk, sanfte Platten, Schutt und kurze Stufen leiten immer höher und unvermittelt heben rechts aus diesem Geschröfe unnahbar wilde Mauern ihre schwere Gipfellast

viele hundert Meter hoch in die Lüfte. Schon nähern wir uns der Schrofenterrasse im Mittelteile der Südostwand, da wird der Traum vom mühelosen Erreichen dieses Gebiets zunichte, denn der Außenrand der Rampe sinkt immer mehr in sich zusammen und verschwindet 15 *m* unter leichtem Terrain vollständig, so daß man erst nach Bewältigung einer glatten und schweren Stufe an den Fuß des Riesenturmes gelangen kann. Hier ist der Knotenpunkt der Routen und nun folgt man den vom Langkofeljoch kommenden Spuren Mayrs durch den oberen Wandteil bis auf den schuttbedeckten Scheitel.

B. Die Südostwand vom Langkofeljoch. Scharf zieht der Gipfelgrat des Langkofelecks gegen Süden. Nach mehrfachen Unterbrechungen schwingt er sich zu einer kleinen Krone auf und stürzt dann jäh und unvermittelt gegen das Joch ab. An seinen beiden Flanken schneiden tiefe Schluchten in den Leib, die nördliche vor vielen Jahren begangen, die südliche noch unbetreten. Vom Grate senken sich schwach nach Osten Rinnen und Risse zur Tiefe. Zerrissene Felsen ziehen talab, sie alle vereinigen sich in einer schauerlich wilden Felsenkluft, die, den Bergesleib mächtig durchfurchend, in Eiswänden niederschießt und sich im untersten Teile der Mauern in graugelben Felsen verliert. Dort bezeichnet ein schwärzlicher Streifen den Abfluß der tiefen Felsfalte. Höher oben in zwei Dritteln der Wand zieht von der Schlucht ein Schrofengürtel nach rechts, derselbe, dessen rechtes Ende die zuletzt beschriebene Route gewinnt. Ein kluftreicher, vielfach gezackter Rücken trennt den unteren Teil der Hauptschlucht von den schrofigen Felsen des Langkofeljochs; ihn überschreitet die Route der Erstersteiger; sie wendet sich vom Schluchtgrund dem Gürtel leichter Felsen zu, über dem an 200 *m* hoch ein gelber, dreieckig scheinender Turm lotrecht emporstarrt. Dort, wo er sich rechts mit dem Massiv verbindet, endet die schräge Rampe der unteren östlichen Mauer und anschließend bohrt sich schwach gegen links zwischen Riesenzacken und Hauptwand ein hoher, gegliederter Kamin immer tiefer in das Felsgerippe, bis er in der Scharte zwischen beiden endet. Ihn benützte R. Redlich beim Abstieg, während die Erstersteiger nach 40 *m* schon gegen Nordost zu anderen Rinnen bogen. Oberhalb von schwarzen Wasserstreifen durchreißt weit rechts des steilen Turmes eine scharfe Rinne das Gemäuer; sie brachte die Erstersteiger auf den Grat.

Mayr, Delago und Schmid verfolgten den Steig zum Langkofeljoch noch einige Schleifen über die Abzweigung zur Fünffingerspitze und stiegen über unschwieriges Geschröfe und Bänder auf den Felsrücken empor, der die Schutthalden von der vorerwähnten Südschlucht trennt. Über Zinken, durch kleine Rinnen und Scharten näherten sie sich — immer dem Kamme folgend — der gelbgezackten, schroffen Südkante, unter deren Steilflanken sie die riesige Eisschlucht erschauten. Schräg gegen rechts gingen sie nun, von den steilen Mauern immer mehr nach abwärts gedrängt, dem Grund der Rinne zu. Schaurige Wände halten hier dämmernden Schein, eisige Klüfte drohen aus tiefen Furchen herab, rechts aber winkt in Bändern und Rinnen ein Ausweg, der, auch über Rippen und Wandln schwach rechts leitend, den Höhenverlust von 40 *m* bald wieder einbringen läßt und auf den Schrofensockel des dreieckigen Turmes führt. Ihn querten die Kletterer nach rechts; sie gelangten zu freundlichen Bändern, die auch Haupt, Oertel und Forcher-Mayr wieder betraten und oberhalb welcher in sonst überall gelben Mauern an zwei Stellen die Fortsetzung des Weges ermöglicht ist. 30 *m* südlich des schiefen Risses, den bis zum letzten Augenblick eine Kulisse verbirgt, klettert man senkrecht an plattigen Felsen empor und biegt dann schwach nach rechts in die schmale Rinne ein, die Felsturm und Hauptmassiv trennt. (Die zweiten Ersteiger gelangten direkt durch den 40 *m* hohen Kamin stemmend hierher.)

So weit das Auge blickt, löst sich nun die Wand im Norden in steile Schrofen auf. Bald aufsteigend, bald wieder schräg nach abwärts klimmend, geht es rechts empor. Ein schräger, rotwandiger Kamin, der sich in den Weg stellt, kann links umgangen werden und bald wird auch die Rinne sichtbar, von der der schwarze Wasserstreifen ausgeht. Nachdem das obere Ende der Rinne sich in Schrofen verästelt hat, nimmt man auf einen viereckigen Gratturm Richtung, der südwestlich umgangen wird. Scharf strebt die Schneide nun zum Gipfelabbruch hin, der gelb und brüchig herüberdräut. An seinem Fuße angelangt, schwingt man sich in einen unheimlich abschreckenden Schlund, der 30 *m* hoch die Wand durchreißt. Viel leichter zwar, als es den Anschein hatte, aber dennoch schwer genug, bringt seine obere, weit überhangende Hälfte auf die Spitze. (5 *m* tiefer unten kann auch der Kamin nach rechts in ausgesetzter Kletterei verlassen werden.)

Die Schönheiten dieser Route dürften denen des Ostwegs nicht nachstehen; der Riß am Grate ist dem berühmten und pittoresken „Kirchl" des Schmittkamins sehr ähnlich.

Redlich und Stephansky stiegen vom Gipfelplateau durch den sehr schwierigen Riß auf den Grat hinab. Die nächststehenden Türme und Zacken umgingen sie an der westlichen Flanke und wandten sich gegen eine Schutterrasse empor. Von dieser südlichsten Hochwarte des Berges gingen sie sehr steil gegen die große Südrinne hinab, aus der (von oben betrachtet), an die linken Wände der Schlucht gelehnt, zwei Türme emporzuwachsen scheinen. Durch Kaminabsätze wurde in schwindliger Höhe über dem Eisgrund des Schlundes die Kehle zwischen dem nordwestlichen der beiden freistehenden Pfeiler und der Bergwand gewonnen. Bald standen sie auch in dem Felstor zwischen beiden Türmen, deren Kammlinie gegen das Sellajoch zeigt, so daß der vordere, oft besprochene, dreieckige Felsbau den zweiten verdeckt. Aus diesem Labyrinth von Klüften, Scharten und schlanken Klippen zieht nun nach Osten eine tiefe, moosigfeuchte Rinne zu Tal, in deren dunklen, von Rissen durchfurchten Grund nur selten sich ein Sonnenstrahl verirrt. Zwischen glatten, kalten Mauern klommen die beiden Kletterer vorsichtig hinab; sehr schwere Kaminstufen wechselten mit niederen Wandabsätzen und nach langer Stemmarbeit wurde das gegliederte Terrain der alten Route oberhalb des 40 *m* hohen Kamins wieder betreten.

Hiermit ist der Reigen jener Bergfahrten, die aus einem Berge der Vergessenheit einen Modegipfel machten, geschlossen. Nur anhangsweise können die beiden alten Wege erwähnt werden, von denen der ersterwähnte nur mehr selten oder gar nicht, der andere fast nur in Verbindung mit dem Südostgrat des Langkofels oder im Abstieg begangen wurde. Nördlich des Langkofeljochs zieht sich eine steile, von Steinbatterien bestrichene Rinne hoch in die Felsen empor. Durch sie erklommen Emil Huber und Bortolo Zagonel 1894 die Spitze in der Meinung, den Langkofel zu besteigen. Schon 1891 aber hatten Wood und Mansueta Barbaria vom Langkofelgletscher aus eine Abzweigung auf den Gipfel unternommen, die jedenfalls als Erstersteigung betrachtet werden muß. Die Route Woods kann heute den Felsenmann nicht mehr befriedigen, auf dem Wege Hubers aber wurden schon manchmal Steinlawinen zum wirksamen Schutz vor Wiederholungen.

DIE FÜNFFINGERSPITZE

Eigentümlich verzerrte Zacken, bizarre, schief gestellte Keulen, von Eisrinnen zerschründete Wände und messerscharf geschnittene Scharten umgaukeln bei Nennung dieses Namens jedes erfahrenen Bergsteigers Sinn. Erinnerungen an eigene Fahrten, die, dem Zug der Zeit folgend, in das Gebiet des waffenstar-

renden Felsrecken führten, rufen glücklich verlebte Stunden zurück, die mancher mit der Jugend tauschend gerne nochmals durchkämpfen möchte. Was aber heute für jene erübrigt, die noch in Stürmerlust zur Höhe eilen, ist der Eindruck eines Klettergerüstes, das wie kein zweites in den Alpen zur Anwendung aller Zweige der Felstechnik Anlaß gibt und sich von den Nachbarbergen auch dadurch unterscheidet, daß der schwierigste Riß zuerst begangen worden ist und erst nachher immer leichtere Wege gefunden wurden.

Fünffingerspitze von Süden.

Nach einer Photographie von Emil Terschak, Cortina.

F S. Fünffingerscharte. F. Fünfter Finger. V. Vierter Finger. H. Hauptgipfel. Z. Zeigefinger. D. Daumen. L. Langkofeljoch.

S. Schmittkamin	1. + · + · + · + Route der Erstersteiger.
	2. – · – · – · – · – Dimai-Variante.
	3. . . . . Kiene-Variante.
	4. Vollständige Kaminroute.
	K. „Kanzel" (Beginn des Kamins).
Zugänge zur Daumenscharte	. . . . . Normalweg.
	– – – – Route durch die Südschlucht der Daumenscharte.
	+ + + MK. Mittelkamin des Daumenballens.
	o o o o o Palmes Zugang vom Langkofeljoch.
Südwestgrat	. . . . . von F S über F und V nach H.

Schon zweimal erschienen in dieser Zeitschrift Abhandlungen über die Spitze, so daß eine gleichmäßige Behandlung aller Pfade nur Bekanntes bieten könnte. Ich glaube mich daher bei den meisten Routen auf vergleichende Bemerkungen und Angaben neuerer Varianten beschränken zu können.

Ein Vergleich fordert vor allem eine für die verschiedenen in Betracht gezogenen Objekte vollständig einheitliche Grundlage. Diese zu geben ist bei einem Berg, auf dessen Scheitel fünf Wege zielen, unmöglich. Mehr als die zunehmende Müdigkeit des Kletterers kommen geänderte Witterungsverhältnisse, die Richtung, in der sich die Gesellschaft bewegt, die Art des mitgeschleppten Gepäcks, die Jahreszeit und viele andere Umstände in Betracht. Nichtsdestoweniger möchte ich, der ich alle Wege begangen habe, ein möglichst objektives Bild zu schaffen versuchen.

Der Schmittkamin, die klassische und vielleicht auch erste „moderne Felstur" unserer Vorgänger, zählt auch heute noch zu den hervorragend schwierigen Kletter-

routen. Durch feine Poren im Gestein bahnt sich das Schmelzwasser tausendfältige Kanäle zum Kamingrund, der, selbst im Herbste feucht und modrig, sich bei sinkender Temperatur rasch in Eisschichten hüllt und dann für weit schwerer als der Südwestgrat gelten muß; nur im außergewöhnlich trockenen Sommer des Jahres 1911 konnte vielleicht der Südwestgrat als gefährlicher erscheinen. Was die Art der Felsumgebung und die einheitliche Route betrifft, ist der Riesenkamin der Südwand von hervorragender Schönheit, womit jedoch in diesem Falle nicht der Begriff der Mannigfaltigkeit zu vereinen ist!

Die Schwierigkeiten des Daumenschartenwegs werden im allgemeinen bedeutend überschätzt. Es ist das Los aller schweren Turen im Fels, daß ausgesetzte Quergänge, die zu leichteren Stellen zählen, in den Ruf gelangen, die bedeutendsten Hindernisse des Gemäuers vorzustellen, denn nirgends kommt die Unfähigkeit eines Kletterers schärfer zum Ausdruck, als an solchen weitverlaufenden horizontalen Wandgesimsen! Wenn auch beim Daumenschartenweg diese Umstände nicht stark in die Wage fallen, finden doch oft schauerliche Erzählungen von fingerbreiten Leisten und kaum sichtbaren Vorsprüngen lauten Widerhall. Tatsächlich ist die berüchtigte „Daumentraverse“, an der Sepp Innerkofler und Egon Stücklein 1892 den Tod fanden, ein 30—50 *cm* breites Band, auf dem nur an einer Stelle bauchig vortretende Blöcke den geübten Steiger etwas bedrängen. Wenig schwerer nur ist die „Zeigefingertraverse“, bei der allerdings der Blick unvermittelt über viele hundert Meter tiefe Abgründe gleitet. Den besten Prüfstein bildet jedenfalls der Einstiegskamin. Nur der, der diese Stelle mühelos bewältigt, möge sich an das Folgende wagen!

Dem Nordweg geben glatte, graue Wände das Gepräge. Die Schlußkamine stehen dem Südriß an Schwierigkeit wohl nach, erfordern aber dennoch einen felserfahrenen Bezwinger, der in die Geheimnisse der „Stemmtechnik“ eingeweiht ist.

Der Westweg leitet bis zur westlichen Scharte über schrofiges Terrain und dort erst schützt ein enger, schmaler Spalt, der jedoch keinesfalls an den Winklerriß heranreicht, den Gipfel vor Überraschungen. Mir scheint die Route wegen der geringen Dauer der Schwierigkeiten und der Möglichkeit, sich an der schwersten Stelle von dem Nachfolger unterstützen zu lassen, leichter als der Nordweg.

Der letzte, erst seit sieben Jahren bekannte Südwestweg von der Fünffingerscharte gibt eine buntgemischte Sammlung verschiedenartigster Felsbilder. Schrofenhänge wechseln öfters mit gelben Mauern und schmalen Leisten ab, aber immer entpuppen sich nach vollendeter Bezwingung die höchsten Barren als wirkungsvolle Schreckmittel, deren Eigenschaften nicht dem Aussehen entsprechen. Den Hindernissen dieses Grates oder denen des Schmittkamins die Krone zuzusprechen, bleibt der Anschauung des einzelnen überlassen; vermutlich halten sich die Schwierigkeiten der beiden Wege die Wage.

DIE VARIANTEN DES DAUMENSCHARTENWEGS

Über die Felswogen des Südhangs windet sich der Weg in den günstigsten Terrainfalten zur Daumenscharte empor. Die reichliche Gliederung der Felsen des „Daumens“ bot Gelegenheit zur Betätigung der Kletterlust und schon 1897 zogen zwei Nordrouten zur erwähnten Scharte hin. Seither konnte sich der Zacken neuer Varianten nicht mehr erwehren und heute bieten sich fünf Wege, von denen nur einer den praktischen Bedürfnissen Rechnung trägt, dem unternehmungslustigen Bergsteiger:

A. Vom Langkofeljoch direkt zur Daumenscharte: Düster und erhaben thronen über dem Langkofeljoch beiderseits mächtige Plattenschüsse, die

den Herrschersitz vollendeter Bergesschönheit tragen und des Felsenabenteurers Stürmerlust erregen. Walter Palme (Wien) hat mit seiner, „kräftigem Impulse entsprossenen“ Route neue Früchte dem Füllhorn der Natur entnommen und sie zum Wohl der Allgemeinheit sachkundig gespendet; sein Wirken schuf eine Felsenbrücke zum Langkofel, die sowohl den Wanderer von der Langkofelhütte als auch den vom Eckpfeiler kommenden Kletterer, den Zinken und Scharten der Fünffingerspitze locken, aufnimmt. Palme stellt folgende anschauliche Schilderung seines Pfades vom Jahre 1907 zur Verfügung:

„8 Uhr 25 Min. erreiche ich das Langkofeljoch, steige von der Jochhöhe direkt gegen die Daumenwand empor und stehe nach fünf Minuten am Einstiege. Dieser befindet sich schräg links unterhalb der südlichen Ecke der Terrasse in der Fallrichtung unter dem Gipfel des „Daumens“ in einer niederen, seichten Wanddepression der nahezu lotrechten Daumenwand. Über gutgriffigen, festen Fels steige ich zu zwei Nischen empor, in Manneshöhe unter denselben einige Schritte nach links hinaus (in der Richtung des Anstieges) und in der zurücktretenden Wand auf ein brüchiges „Köpfl“ rechts unter einer lotrechten Wandstufe (einzige brüchige Stelle, deren Bruchgefels bald abgehen dürfte). Ein gut gangbares Band führt nach rechts, ich folge ihm wenige Schritte (Steindaube!), überklettere einen steilen Wandgürtel und erreiche ein höheres, parallel streichendes Band, das ich überquere. Nun strebe ich einer kanzelartigen Rast zu, indem ich, anfangs etwas links ansteigend, gegen das Gipfelmassiv des Daumens emporklettere. Nach rechts haltend, erreiche ich die Rast. Eine niedere Stufe überklettere ich und stehe vor einer rechts-links gegen ein[1]) Kaminsystem aufwärts streichenden Rinne[2]).

In dieser Rinne über einen niederen Absatz empor; bald in der rechten Flanke weiter ansteigend, bietet sich die Möglichkeit, nach rechts hinaus auf eine Rast zu queren. Über eine schwere Wand erreiche ich den Fuß der Kamine. Recht anregend ist die Durchkletterung des linken Kaminastes, den ich oben nach links verlasse. Bald stehe ich auf dem Gratabschwung an der Gipfelwand des Daumens und blicke jenseits hinab auf die Plattenzone des Daumenballens.

Unter mir zieht die Verschneidungslinie dieses Plattengürtels mit dem Daumengipfel, vor mir breitet sich das grüne Sellajoch, jenseits grüßt die sonnengleißende Marmolata herüber. Vom Langkofel her tönen fröhliche Jauchzer und wecken in mir ein jubelndes Echo. Denn unter mir ist gangbarer Fels, ein etwa 10 *m* hoher Kamin (links ein blockgesperrter, weiter Riß) ist nur noch hinabzuturnen. In zehn Minuten erreiche ich die Daumenscharte, etwa vierzig Minuten nach meinem Einstiege am Joch; nach weiteren zwanzig Minuten liege ich auf dem Gipfel der Fünffingerspitze und blicke in freudiger Stimmung auf mein Tagwerk zurück.“

B. Vom Grohmanngletscher in die Daumenscharte: Zwei Wege führen von Norden zur Daumenscharte, beide von W. E. Davidson aus London und den Führern Sepp Innerkofler und Christian Klucker (dem Erstersteiger der Nordwand) im Jahre 1897 ausgedacht und durchgeführt.

Von der Langkofelhütte stiegen sie auf die Moräne des Grohmanngletschers, dessen todeinsame Eisfelder von den sechs Felsdämonen der Spitze in unergründlich ernster Majestät überragt werden. Vom Schwarzeis der Parallelspalten gingen sie auf die unterste Eisrinne zu und schlugen sich vor dem Beginn der Rinne rechts in die Felsen, die sich spornartig unter einem schrägen, niederen Wandbruch des Nordgrats im Daumenmassiv in die glitzernde Gletscherdecke hinabstrecken. Leicht kletterten sie an diesem von Kaminen durchfurchten

[1]) Eine Kaminreihe, die die Südkontur des Daumens an jenem Punkte schneidet, wo sie von steilen Plattenhängen in überstürzende Felsen übergeht.

[2]) Zwanzig Minuten vom Einstieg.

Felsabsatz, wo die ersten Hindernisse in den Weg traten, hinan. Höher oben werfen sich die Felsen zurück und führen in sanftgeschwungener Linie (immer rechts von der Kante kletterbar) zu den ersten Zacken einer scharfen Schneide, hinter denen die Daumenscharte erscheint. Längs des Kammes turnten die Erstersteiger nun, eiserfüllte Rinnen sorgsam umgehend, zur Daumenscharte empor.

Die Felsbilder des Pfades, die wohl, trotzdem seine Bedeutung für die Nachwelt gering ist, auch Kletterer, die alle Schönheiten der Dolomiten genossen haben, befriedigen dürften, ließen in Davidson und Innerkofler den Gedanken keimen, die Ersteigung des Riesentors zwischen Daumen und Zeigefinger auch vom Langkofeljoch zu versuchen:

Der Daumen schiebt gegen Nordost noch einen scharf gezinkten Felstrabanten vor, den man vom inneren Kar der Gruppe deutlich sieht. Er stürzt gegen die Schutthänge der nördlichen Jochflanke mit überhangenden, hohen Mauern ab, in deren rechten, mäßig steilen Rahmen mehrere Risse einschneiden. Diese zum Anstieg benützend, gelangte Innerkofler mit seinen Begleitern an die Krone des Nordostzahns, der durch einen Zackenkamm mit dem Massiv des Daumens zusammenhängt. Unter den Spitzen des Grats wurden in schneidiger Kletterei und ausgesetzten Quergängen die Rippen und klobigen Stufen, die rechts ansteigend den Daumen umgürten, erreicht und nun klommen die Drei auf der ihnen schon bekannten Route über die letzten Felswellen in die Scharte.

Von der Daumenscharte geht es auf der bereits zu wiederholten Malen beschriebenen Route den Spuren Woods nach, über die pralle Zeigefingerwand empor. Im Jahre 1909 noch querte man vom letzten, schwer bezwungenen Gratpfeiler in die Nordschlucht, die zur Zeigefingerscharte emporschießt und in der ein hausgroßer Block die steile Eissohle des obersten Teils, auf der Pickel und Hammer den Weg bahnen mußten, stützte. Seither donnerten Block- und Eismassen zur Tiefe, die spärlichen Reste des glasigen Elements schmolzen im Sommer 1911 dahin und damals empfingen Schutt und Schrofen[1]) den für Eisarbeit gewappneten Wanderer.

C. Abstiegsvarianten von der Daumenscharte nach Süden: Zwei Varianten, die von der Daumenscharte nach Süden (also im Abstiege) begangen wurden, sind noch zu beschreiben.

1. Der „Mittelkamin des Daumenballens“: Viel Mut wurde im Südkamin des Daumenballens verschwendet, der einer besseren Sache und einer anderen Vorgeschichte wert gewesen wäre. Am 11. August 1906 brachen die Münchner Paul Hübel, Hans Ittlinger, August Oberhäuser und Dr. A. Dessauer frühmorgens vom Sellajoch auf, um die Fünffingerspitze durch den Schmittkamin zu erklettern. Infolge von Pausen an steinschlagsicheren Plätzen, die von Vorgängern erzwungen wurden, zurückgeschlagenen Versuchen und anderen Verzögerungen wurde der Gipfel erst 3 Uhr nachmittags betreten. Nun folgte ein endlos scheinender Abstieg zur Daumenscharte; in der falschen Meinung, eine selbstgefundene leichtere Variante, die jedoch tatsächlich den gebräuchlichen Weg vorstellt, zu verfogen, klommen die vier Kletterer über den Daumenballen hinab und bezogen, der Not gehorchend, zwischen den gegliederten Plattenhängen eine Beiwacht. Mit steifen Gliedern und Seilen brachen sie am nächsten Morgen wieder auf, verfehlten den richtigen Weg, der in etwa zehn Minuten zu den Blockhalden geleitet hätte, und gerieten in den Bann des schauerlichen Kamins, der die gelben Südwände des Daumens in der Mitte spaltet.

Paul Hübel schildert in der Ö. A.-Z. (1907, S. 157) die lebhaften Eindrücke

[1]) In den an Sonnenschein armen Sommern 1912 und 1913 gab es indes auch hier wieder Eis!

dieser Tur[1]). Verblaßte auch später die Erinnerung an die Gefahr, der reinen Genugtuung an der großartigen, sportlichen Leistung Platz machend, so wird doch der „Kamin des Daumenballens“ weder je Gemeingut der großen Klettergilde, noch als Anstiegsroute begangen werden; uns Unbeteiligten erscheint er nur als Denkmal schärfsten Kampfes erwähnenswert. —

2. Die Südschlucht der Daumenscharte: Die Südschlucht, die von der Daumenscharte gerade talab streicht, wurde, der Neigung, schwere Felsen zu durchsteigen, Folge gebend, schon oft zur engen Abstiegsgasse auserwählt. Noch nirgends finden sich genaue Daten über diesen Pfad, weshalb ich hier die freundlichen Mitteilungen des Herrn Rudolf Kauschka aus Reichenberg wiedergebe:

„Ich vollführte am 10. September 1907 mit Herrn Robert Häusler die Ersteigung der Fünffingerspitze durch den Schmittkamin, unternahm den Abstieg wie gewöhnlich über den Zeigefinger bis in die Daumenscharte und von da direkt auf den großen, nach Süden, bezw. Südosten gekehrten Schlund zwischen Zeigefinger und Daumen, da ich wegen eines nahenden Unwetters einen kürzeren Weg auszuführen gedachte. Der ganz leichte Beginn der Schlucht verlockte dazu. So harmlos wie der Einstieg war auch der Ausstieg, denn die Schwierigkeiten befinden sich im mittleren Teile der Schlucht. Es war, im Aufstiege betrachtet, der unterste und größte der Überhänge, der die meisten Hindernisse entgegensetzte. Für die Durchkletterung kommt wohl nur die rechte (im Abstiege linke) Begrenzungswand der Schlucht („Daumenwand“) in Frage. Die Griffe sind nur klein und abgerundet und meinem Gefährten, der am Seile vorauskletterte, schienen die Überhänge sehr schwer. Ich selbst stieg immer frei hinab, das Seil, das sich zur Sicherung nirgends anbringen ließ, meinem Freunde nachwerfend, und hatte so Gelegenheit, die volle Schwierigkeit dieser Stellen zu erkennen. Der Eindruck, den die Schlucht erweckt, muß — da sich besonders die Wände des Zeigefingers endlos senkrecht aufzurecken scheinen — prächtig sein. Damals war die Stimmung gewaltsam bedrückend, da feuchte, wirbelnde Nebel unser Vordringen ganz übersichtslos gestalteten. Von Steinschlag, so nahe diese Möglichkeit auch liegen mag, nahmen wir trotz Wind und Feuchtigkeit nichts wahr. Wir benötigten zum Abstiege durch den Schlund ungefähr 2 1/2 Stunden; die Wandhöhe dürfte mit 200 *m* richtig angenommen sein.

DIE VARIANTEN DES SCHMITTKAMINS

Den Routenkranz der Fünffingerspitze weiter verfolgend, treffen wir zunächst auf den Schmittkamin. Den verschiedenen Varianten im oberen Teile, die bereits Schuster 1896 angibt, sind zwei weitere hinzuzufügen. Während nämlich einerseits der Kamin nach dem 30 *m* hohen, von Antonio Dimai zuerst bezwungenen Überhang oft durchaus weiter verfolgt wird, wobei nach verschiedenen Mitteilungen sehr bedeutende Schwierigkeiten zu bekämpfen sind, verließen Ernst und Kurt

[1]) Vor dem Einstieg in den trichterförmig ansetzenden Kamin banden sich die vier Freunde an das Seil. Die ersten 40 *m* waren ohne jede Schwierigkeit bald zurückgelegt. Nun folgten ausgesprochene Überhänge. Eilig wurde wieder der Grund des Kamins aufgesucht, bis ein Block dem Spreizen ein Ende machte. Die Standplätze wurden seltener und die Orientierung über den Weiterweg erschwert. Hatte schon die zurückgelegte Strecke den Schmittkamin an Schwierigkeit übertroffen, so stellte die nächste Seillänge alles bisher Erlebte in den Schatten: „Man mußte sich von einem weit herausragenden Block mit einem Arm aushängen, mit dem anderen unterhalb des Steines in einem Spalt die Faust ballen, seinen Körper drehen und sich dann allmählich herablassen“. — Eine rasche Körperschwingung verschaffte Hübel den Eintritt in den feuchten Kamin, der ihn zu den vorangehenden Gefährten brachte. — Es folgten nun wiederum 30 *m* schwerster Arbeit, deren Hälfte sich Hübel durch Abseilen erleichtern konnte. „Das nächste Kaminstück vergrößerte die Spannung der Kletterer noch mehr: Der Kamin wurde nun durch eine Rippe gespalten; die beiden Teile waren zu eng, um durchzukommen, weshalb die überhangende, sehr gefährliche Rippe in Angriff genommen wurde. Hieran reihte sich die Entscheidungsstelle. Der Kamin ging in einen Riß über, der sich besonders dadurch auszeichnete, daß er durch ein überhangendes Wandl von blau-rotem, ausgewaschenem Gestein unterbrochen wurde.“

In dem dunklen Höllenschlund des letzten Rastplatzes hielten sich die vier Kletterer nur kurze Zeit auf. Die weiteren 40 *m* waren verhältnismäßig rasch zurückgelegt und erleichtert atmeten alle auf, als der Schlußkamin bezwungen war.

Farbige Naturaufnahme von Dr. F. Benesch — Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Langkofel von den Höhen oberhalb Plan in Gröden

Kiene aus Bozen den Schlund oben nach Westen und kletterten gegen links in einen Riß empor.

Deren Weg nimmt folgenden Verlauf: Von dem begrasten Band, auf dem Schmitt und Santner nach rechts in die Südschlucht zurückkehrten, gelangt man in entgegengesetzter Richtung zu einem Riß, der im Bogen nach links zum südlichen Gipfelkamin streicht. An seiner linken Kante kletterten die Brüder einige Meter empor, dann querten sie wenige Schritte zu einem zweiten, ganz seicht eingeschnittenen Spalt, der 5 *m* westlich seines größeren Nachbarn betreten wurde. Schwere Felsarbeit leitete zu seiner Abzweigung von der rechten, scharfen Furche und diese wieder bald darauf zum lotrecht ansteigenden Südkamin, dessen Glätte stemmend überwunden wurde.

Die „Kienevariante“ umgeht das harmloseste Stück des Schmittkamins in schweren Wänden, deren Ausgesetztheit großes Selbstvertrauen fordert. Die Zahl jener, die deshalb die Variante vorziehen, oder die der ängstlichen Vermeider, kann nur über die Bedeutung dieser Route entscheiden.

DER SÜDWESTGRAT

Am 23. Juli 1906 erkletterten Josef Boegle und Max Niedermaier den Gipfel von der Fünffingerscharte und erregten durch die Überwindung der gelben Gratabstürze und schreckhaft überhangenden Türme die Bewunderung ihrer alpinen Zeitgenossen. Seither hat sich der Weg, dessen Hindernisse für geringer als erwartet erkannt wurden, im Reich der Modeturen eingebürgert und seine Begehung wurde auch schon an die Überschreitung der Grohmannspitze angeschlossen. Zum zweitenmal betraten ihn Rudolf Schietzold und F. Honig am 19. August 1907 im Abstiege; dann blieb jeglicher Besuch bis zum Jahre 1909 fern, in dem Max Mayer, Angelo Dibona, Luigi Rizzi und ich den Grat mit einigen zweckmäßigen Änderungen verfolgten.

Von Süden gleicht er einer scharfgezacken Schneide, die hinter einem löwenähnlichen Gebilde (vom Wirtshaus Valentini gesehen) senkrecht in den schneeigen Geröllgrund niederbricht, tatsächlich jedoch nur nach Norden abbiegt, so daß die unnahbar scheinende Kante der Kontur der breiten, steilen Flanke angehört. Über diesen Felshang führt der erste Teil des Weges.

Etwa 2 *m* südlich der Fünffingerscharte stiegen wir in eine seichte Rinne, die durch die nahezu senkrechte, aber gutgestufte Wand auf einen schmalen, bandartigen Vorbau brachte. Verwundert über den geringen Widerstand der dräuend steilen Plattenflucht querten wir wenige Meter nach links (Norden), bis die breiten Leisten an einer Mulde abbrachen. Noch vor ihrem Ende zieht eine von auffallend ebenmäßigen Platten umrahmte Verschneidung empor. Wir kletterten die Spiegelwand an ihrer nördlichen Flanke nach rechts hinan, worauf Dibona, über ihrem Grunde weiterspreizend, die Hauptkante des Grates erreichte, während wir nach links zu einem angelehnten breiten Blocke strebten, der uns durch einen wagrechten Spalt auf dem Südwestgrat wandern ließ [1]). Über geröllbedeckte Felsen stürmten wir weiter, einigermaßen enttäuscht über die Gutmütigkeit des Gesteins, das, von der Grohmannspitze aus gesehen, den härtesten Kampf, den Menschen zu liefern vermögen, versprach. Schon stehen wir in einer kleinen Scharte, klettern über rote Schrofen dem „Löwen“ zu, da tritt das erste, ernste Felsbollwerk gewaltig und überwältigend entgegen: Vor uns schnellt aus der grauen Brandung sanftgewellter Felsen die scheinbar nur von Meisterkletterern besteigbare Klippe des „Fünften Fingers“ kerzengerade empor. Angesichts dieser

[1]) In neuester Zeit stieg man auch von der Fünffingerscharte auf breiten, bandartigen Gesimsen gegen links empor und gelangte zum Fuße eines hohen, schweren Risses, der geradeswegs auf den Schrofenkamm brachte.

drohenden Steinbarre verließen wir wieder den Weg unserer Vorgänger, die, schwach absteigend, die Wand an ihrer schwersten Stelle [1]) faßten.

Der Südwestgrat der Fünffingerspitze.

A. Scharte westlich des fünften Fingers.
B. „ zwischen fünftem und viertem Finger.
C. „ „ viertem Finger und Gipfel.
D. Fünfter Finger.
E. Vierter „
F. Hauptgipfel.
G. Zeigefinger.
H. „Essigwand".

- - - - - - - sichtbarer
+ + + + unsichtbarer } Teil der Normalroute.

Von der Scharte vor dem Fünften Finger blickten wir auf die gelbglänzende Südwand dieses Turms, durch die etwa 3 *m* rechts von unserm Standplatz beginnend ein seichter, wilder Spalt zu einer grauen Tafel zog, die, wie wir später fanden, sich in die Scharte zwischen West- und Viertem Finger erstreckt und auch von Rudolf Schietzold zum Abstieg benutzt wurde [2]).

Nach langer Ruhepause spreizten wir zwischen den Torsäulen etwa 3—4 *m* in die Höhe, gingen im leichten Schwunge auf die Turmwand über und traten auf schmalen Leisten den langen, von wenigen Stufen unterbrochenen Quergang an, den erst bei einer kleinen Nische ein unregelmäßiger Kamin weit links von der Gratkante unterbrach. Schnell arbeiteten wir uns darin empor, traten nach rechts in eine feurigrote Höhle, von der ein kleines Schuttband sich wieder gegen Norden zu dem von locker gefügtem Felswerk gebildeten Riß schlängelte. Bald in enger Spalte aufwärts

[1]) Man steigt auf dem Geröllfelde etwas abwärts und an gut ausgeprägten Erosionslöchern an der senkrechten Wand 10 *m* empor, worauf man nach rechts zu einem rotgelben Fleck gedrängt wird (schwerste Stelle der Wand), von diesem klettert man nach links, anfangs sehr schwer aufwärts, bis man auf einen brüchigen, etwa 15 *m* hohen Kamin stößt.

[2]) Erstklassige Kletterer vermögen sicherlich diese Kürzung der Route auch im Aufstieg durchzuführen.

tastend, bald in gerundeten Erweiterungen spreizend, erklommen wir die Kerbe, die einen kleinen, nördlichen Vorbau von dem Gratturm trennt und sahen uns jetzt dem „Vierten Finger“ gegenüber, dessen überhangende Mauern wir zu betreten strebten. Rechts unten bemerkten wir ein schräges Plattenband. Wir stiegen über festgebaute Felsstufen schräg gegen Süden dorthin ab und gleich darauf ward ein mächtiger Steintisch betreten, der weit sonderbarer als der berühmte Block zwischen Stabeler- und Delagoturm eine Naturbrücke im Zackenkamm erbaut.

Am Vierten Finger zogen nun, sich vielfach überstürzend, einige Risse zur Scheitelkrone. Die ungastlichen Wölbungen verlassend, schlugen wir uns aber schon wenige Meter höher nach links (nördlich) auf ein Plattenband, das, stark nach außen geneigt, in sanfter Steigung an der Nordkante verlief. Hier lösten gutgeschrofte Hänge den wilden Bann der letzten halben Stunde und wir sprangen schnell der letzten Scharte zu, von der Schusters schmaler Riß, über den lotrechten Südabstürzen schwebend, die steile Wand zum schrägen, pultähnlichen Gipfel schneidet. —

Als wir drei Viertelstunden später vom Schutt des Einstiegskares zwischen hellen Wolkenlücken und schwarzen, brodelnden Nebelballen die dämmerigen Zackensilhouetten wieder erschauten, hatten wir die Gewißheit, daß dem reichen Blumenkranze der Erinnerung ein neuer, bunter Strauß eingeflochten worden war.

Heute ist der Südwestgrat ein frisches Bindeglied geworden, das die Fünffingerspitze im Kreis der Modeberge festhält. Was aber ehedem ein Schreckdämon der Felstitanen war, ist jetzt von seinen Nachbarn überflügelt worden; von Wänden gleich den Nordstürzen des Langkofels und den Südplatten des Innerkoflerturms umgeben, konnte ihr schlanker Felsenleib zwar nicht seinen Reiz verlieren, wohl aber den abenteuerlichen Ruf außergewöhnlicher Tücke und Gefährlichkeit.

DER DAUMEN Auch dieser östliche Vorturm der Fünffingerspitze wurde schon verhältnismäßig früh erstiegen. 1899 erzwangen sich Dr. O. Ampferer und K. Berger den Durchstieg durch die trotz geringster Flankenneigung noch immer genügend abschreckende Westseite, welcher Weg seither einige Male wiederholt wurde und sogar in Schilderungen der großartigsten Problemlösungen der Schweizer Alpen [1]) eine wohl unverdiente Würdigung erfährt. Die hervorragenden Gefahren der Route, deren Bewältigung vollen Beifall verdient, sind über jeden Zweifel erhaben, nichtsdestoweniger aber kann die Kletterei wegen der untergeordneten Stellung des Zieles keine reine Genugtuung auslösen.

Die von Max Mayer gegebene Schilderung des Wegverlaufs ist der Neuauflage des „Hochtourist“ mit voller Deutlichkeit zu entnehmen.

DIE GROHMANNSPITZE

Der Berg der Gegensätze! Wenn eben noch der Fuß am sicheren Felsen streift, steht er im nächsten Augenblick schon auf trügerischem Eis. Wo noch der Steiger sich am sicheren Grathort dünkt, umzischen ihn bald pfeilschnelle Steingespenster. Im Norden zerschneiden düstere Eisgassen — Gleitlinien der Felsgeschosse — die mächtige Flanke in kammartige Rippen, zwischen denen in moderiger Kellerluft gurgelnde Bäche tönen. Im Süden aber schimmern in weißen, schrägen Flächen gestreifte Plattentafeln, an denen nur wenig Wasseradern gleich Silberfäden erglänzen.

Die Spitze trägt den Namen des ersten, größten und vielleicht auch unglücklichsten Erschließers der Dolomiten.

Es stimmt gar traurig zu dem „Idealismus“ unserer Zeiten, daß wegen schnöder

[1]) O. Hasler: Die Nordwand des Finsteraarhorns. Ö. A.-Z.

Geldesnot der deutsche Dolomitenpionier der stolzen Spitze seines Namens nie als Bezwinger gegenübertreten konnte. Und doch, etwas linderte den stillen, jahrelangen Gram Grohmanns: die Gewißheit, daß dort, wo andere alpine Lorbeeren suchten, ein Sinnbild ewig rage, das stolz und hehr seine Arbeit in die weiten Länder preise, die Spitze, die seinen Namen trägt!

Wie bei der Fünffingerspitze war auch bei diesem Gipfel die Erschließung im Jahre 1896 größtenteils vollendet. Mit dem kühnen Siegeszug der Alpinisten Lorenz und Genossen an der schneebedeckten Nordwand war das letzte Problem dieser Seite gelöst, dem knapp vorher die Begehung des ersten eisfreien Wegs, des Ostnordostgrats, vorangegangen war. Die Abenteuerlust der späteren Zeiten wandte sich daher den ungegliederten Südflanken zu:

Ein stumpfer, weißer Felskeil schiebt sich im Märchenschein der Nacht in schwarze Grasgefilde ein; dort fußt er zwischen schwarzen Hängen und schwingt sich stolz empor zu hehren Himmelshöhen. Ein Schuttstrom grenzt an die steile Kante, auf dessen Steingeriesel der Abglanz scharfer Zacken fällt. Bald naht von Westen schweres Donnergrollen und siehe, regungslos verharren dort, wo das Schrofenband der Ostwand den scharfen Südkiel schneidet, geheimnisvolle Gestalten. Die Nacht vergeht, und erst im Morgengrauen, da der Flammenblitz der Sonne über Felsenhäupter huscht, entschwinden sie im wasserschweren Kesselbau der Johannesschlucht, die ihre Opfer gierig aufnimmt. Und abends erst kehren sie in bewohnte Gegenden zurück. Antonio Dimai war es mit Giuseppe Zecchini und Frau Jeanne Immink, deren Bezwingungsversuch der Südwand so schnöde geendet hatte. Vergebens mochte wohl Dimai abends gebeten, bald wieder drohend gefleht haben, das festgekeilte Doppelseil zu benützen, um über einen kurzen Überhang das sichere Geschröfe zu erreichen; die Ängstlichkeit seiner Begleiterin hatte allen nächtliche Kälte aufgezwungen und bewirkt, daß sie sich erst am Morgen aus den Felsen befreien konnten.

Nie konnte Dimai diese Niederlage vollständig verwinden. So war denn er es abermals, der im August 1908 den Sturm eröffnete und den verwaisten Südgehängen Scharen von Bewunderern zuzog. Diesmal wurde er von den Baronessen Eötvös und dem Schweizer Führer Johann Summermatter aus Randa begleitet. Was 1891 in zwei Tagen nicht gelang, war jetzt das Werk nur weniger Stunden. Auf einer kleinen Plattenmulde erbaute er das erste Siegeszeichen, dankbar, daß es ihm noch vergönnt war, die Scharte, die vor 17 Jahren geschlagen ward, auszuwetzen. Nichts aber als die bloße Tatsache war 1908 verlautet und so zogen 1909 Angelo Dibona, Max Mayer, Luigi Rizzi und ich aus, die Dimairoute, die seither von den Brüdern Summermatter und zwei Begleitern abermals begangen worden war, zu erkunden. Nach manchem Suchen nach verlorner Fährte gelang das Unternehmen und eine Veröffentlichung genügte, dem weiten Kreis der Modeturen eine neue zuzuführen.

Vom Südostpfeiler des Innerkoflerturms hatte ich einen neuen Idealweg auf die Grohmannspitze erschaut. Der Winter verging über den Plan, dann ward er im Juli 1911 zur Tat und erschloß den kürzesten Weg auf die Grohmannspitze! — Noch war der Sockel des Johanneskamins von Menschenhänden unberührt; nur einen Monat später fiel bei einem Ansturm des verwegenen Kletterers Dr. Paul Preuß mit Walter Schmidkunz auch dieser letzte, unangetastete Hort; die beiden gelangten direkt zur „Täuferschlucht“ empor.

Vorher ist noch die Unglückstur des Jahres 1907 zu nennen, die, als Erstersteigung ausgedacht und angelegt, sich zum Grabesweg gestaltete. Dr. Fritz Schneider und Luigi Rizzi wollten den Enzenspergerweg durch die untere Ostwand direkt zur Spitze begehen; schon war der alte Weg gewonnen, als plötzlich

Dr. Schneider auf vereisten Platten ausglitt und in die Tiefe stürzte. Die Ursache des Unfalls ist wohl in der veralteten Unterscheidung zwischen Führerlosen und Führern zu suchen, da Dr. Schneider durch Klettern ohne Seil seine Ersteigung in eine „höhere Klasse" eingereiht wissen wollte.

Den Zeitlauf weiter nach rückwärts verfolgend, gelangen wir schließlich zur ersten bedeutungsvollen Tat seit 1896, der Auffindung eines besser gangbaren Zweiges des Krafftwegs durch den Grödner Führer Franz Fistil, dessen Route unter dem Namen „Fistilweg" heute als leichtester Pfad des Berges gilt.

DIE NORDWEGE Noch stehst du, einsamer Wanderer, auf kühlen, weißverkleideten Flächen, noch macht dich der kalte Odem des Langkofelgletschers erschauern und schon bist du dem schwarzen Bann der Grohmannspitze vollständig verfallen. Fürwahr ein rätselhafter, königlicher Riese, der hoch auf diamantenglitzerndem Throne ragt. Zur Linken lecken kaum erst Sonnenstrahlen um den zackig getürmten Ostnordostgrat, daneben gähnt, nach Norden schauend, eine finstre Schlucht, bereit, mit ihrem eisigen Rachen den Kletterer zu verschlingen. Schon oft bedrängte sie das Leben der sie Durchsteigenden, und ihren Steingeschossen verdankte sie noch zuzeiten Winklers den Ruf der gefährlichsten Dolomitentur: Der „Leiterweg durch das Nordostcouloir". Schon an die Westkontur des Berges angelehnt, fällt jene Rippe ins Auge, über die die ersten Durchsteiger der Nordwestwand (Schmitt, Hofer und Santner) 1890 die gefahrdrohendsten Stellen der östlichen Begrenzungsrinne rechts umgingen; das Problem der Nordwand aber lösten 1896 Lorenz, Norman-Neruda, Schuster und Wagner vom tiefsten Punkt der Felsen über die nördliche Mittelkante direkt zum Gipfel. Der letztgenannte Pfad besitzt den Vorteil der geraden Linie und deshalb die Bedeutung der unmittelbaren Nordroute; Schmitts Weg aber ist als erster Durchstieg durch die nie betretenen Wände zu bezeichnen und trägt deshalb den Namen „Variante Schmitts" mit Unrecht. — Im Vorjahre erst wurde durch die Herren Ernst Schulze, Butter und Knobloch ein Abstieg durch die Nordwand unternommen, der teilweise durch Neuland führte.

a) Der Weg Schmitts: Von der Fünffingerscharte begeht man das breite Band, das durch die Nordwand schräg nach Westen hinaufzieht, wobei man achten muß, knapp oberhalb der Schartenkehle schon schwach gegen rechts den Beginn der Schneerampe zu erreichen und nicht dem Locken bequemer Schrofenhänge gerade aufwärts zu folgen. Schon angesichts der westlichen Abbiegung der Felsen, wo später Lorenz Schmitts Route querte, benützte Schmitt die Eisrinne knapp rechts der Nordrippe des Berges. Bald wurde er des zähen Widerstandes des feuchten Elementes überdrüssig und stieg mit seinen Begleitern rechts in die Felsen ein, wo er nach gefahrvoller Bewältigung einer 35 *m* hohen, brüchigen Wand zur Höhe des Nordwestgrats klomm; diesen ein Stück verfolgend, bog er endlich nach rechts zur Rinne der Westroute ab und gewann durch diese die Spitze[1]).

b) Die direkte Nordwand: Am 17. September 1895 stiegen Lorenz, Norman-Neruda, Schuster und Wagner von der Langkofelhütte über den Grohmanngletscher zum Felseneinstieg empor. Die Erlebnisse dieser Bergfahrt erzählt O. Schuster in der Monographie 1896, weshalb hier eine kurze Schilderung des Wegverlaufs genügt: Rechts an der Felsumgebung der zur Fünffingerscharte ziehenden Schlucht knapp unterhalb des damaligen Bergschrundes befand sich der Einstieg. Beliebig im sanft geneigten Felsgebiet zur Höhe steigend, gelangt man schließlich über steile Platten und durch eine enge Felsklamm zum schrägen Band der Nordwand. Um die vom Gipfel nach Norden sich absenkende Grat-

[1]) Wolf v. Glanvell, Dolomitenführer.

rippe, die gegen dieses Band in einer gelben Wand abbricht, zu umgehen, steigt man einige Meter in der Eisrinne zur Rechten empor, bis man über eine schwierige Wandstelle nach links hinaufklettern kann. Nun geht es von links nach rechts steil hinan gegen das untere Ende eines etwa 50 *m* hohen, rotgelben Kamins, der von einer kleinen Scharte zwischen zwei Zacken der Gratrippe durch deren Westwand herabzieht. Ein großer Überhang bereitete den Erstersteigern große Schwierigkeiten, deren Überwindung nach dem Urteil von Nachfolgern ganz hervorragende Kletterfertigkeit erfordert. Von der Schartenkrone des Risses steigt man zunächst jenseits einige Meter ab und klettert dann über Schrofen schräg zur Höhe der Gratrippe hinauf, über die man die Gipfelplatte genau beim höchsten Punkte betritt.

Die Grohmannspitze von Norden.

Nach Photographien von Emil Terschak zusammengestellt und gezeichnet von Guido Mayer.

o o o o o o „Enzenspergerweg".
+ + + + „Fistilweg".
– – – – – – – (Nordost) „Leiterweg".
–.–.–.–.– Direkter Nordweg (Lorenz, Norman-Neruda, Schuster und Wagner).
..... „Schmittweg" (Schmitt, Hofer und Santner 1890).
G. Grohmannscharte.
F. Fünffingerscharte (verdeckt).

Eduard Gams und Emil Stumme waren mit der Schwierigkeitsbeurteilung der Erstersteiger nicht einverstanden. Sie bezeichneten den großen Kamin als „seichte Wanddepression, die nur wenig Gelegenheit zur Anwendung der Kamintechnik gibt." Seinen untersten Teil vermieden sie links auf einer Rippe, der nächste überhangende Absatz wurde äußerst schwierig noch in Nagelschuhen erklettert, der folgende gleichschwere Teil in Kletterschuhen.

Die Erwartungen, die Schuster an die Zukunft dieser Route knüpfte, sind nicht in Erfüllung gegangen. Jahrelang wurde die Flanke in ängstlichem Bogen gemieden und erst die letzten Jahre bewahrten die Nordwand vor vollständiger Vergessenheit.

Über seinen Abstieg stellt Herr Schulze folgende Angaben zur Verfügung:

„Unmittelbar vom Steinmann ging es nach Norden in einen kleinen Kamin hinab, der auf eine bequeme Terrasse führt. Wir standen am Scheidewege: Rechts sicher gangbares Terrain, links eine abgrundtiefe, steile Wand. Wir wählten die linke Flanke (im Sinne des Abstiegs) und nun ging es durch einen sehr engen,

teilweise überhangenden Kamin etwa 40 *m* zur Tiefe. Jetzt wäre wieder Gelegenheit geboten gewesen, nach rechts oder links den senkrechten Wandstürzen zu entfliehen und den Abfall so leichter zu nehmen; nichtsdestoweniger gingen wir gerade hinab. Erst nachdem sie uns gefangen hatte, zeigte sich die Mauer in ihrer ganzen Tücke: brüchig, überhangend und vollständig vereist stürzte sie zu einem stark verglasten Band ab und winzige Vorsprünge, die kaum eine Berührung vertrugen, mußten über das Schwerste hinweghelfen. Etwa 100 *m* lang ging es so weiter, dann erreichten wir die große, vom Grohmanngletscher deutlich sichtbare Eisrinne der Nordwand. Wir querten oberhalb dieser Schlucht gegen Westen in eine Felsrinne, welche die Hauptschlucht (orographisch) links begleitet und stiegen bis zum schrägen Band der Nordwand ab, wo wir in Kletterschuhen den schmalen Gletscherstrom queren konnten und fast eben zur Fünffingerscharte eilten. Spuren von Vorgängern wurden nicht angetroffen, doch ist es wahrscheinlich, daß die Nachbarinnen unserer Route bereits begangen waren."

c) Der Nordost- oder Leiterweg: Der schwerste Felspfad noch zuzeiten Winklers, vergilbt die Erinnerung an diese Ruhmestat des Jahres 1891 mehr und mehr. In jüngsten Zeiten erst wurde sie durch ein den Manen des Felsheros Georg Winkler gewidmetes Werk wieder geweckt, indem ihre Schilderung nach einem eigenhändigen Manuskript Winklers (vom Jahre 1887) seinen Verehrern und Nachahmern dargeboten wurde[1]). Längst ist die Leiter, die viele Jahre lang jenem Wege eigen war, vermodert, längst reizt der eisumstarrte Felsenweg des Kletterers Gemüt nicht mehr zum Sturm. Der Berg aber, der 1895 als der schwierigste in der Langkofelgruppe galt, ist es auch heute noch geblieben!

Gegen links folgen nun die beiden historischen Pfade, die das gefürchtete Nordostcouloir ersetzen sollten. Wie die Erfahrung lehrt, haben weder Albrecht von Krafft noch Stabeler, Darmstädter und Luigi Bernard ihren Zweck erreicht. Es folgte ihren Routen bald der bedeutungsvolle Nordweg, dessen Schicksal aber der alles übertreffende Enzenspergerweg gleichfalls besiegelte. Als neue Route gleich dem Fistilweg nur eine Variante des Krafftwegs, stellte der Enzenspergerweg nichtsdestoweniger bald nach Bekanntmachung ihrer Vorteile alle Nachbarpfade in den Schatten und seiner Überlegenheit gelang es nicht nur, den berühmten Leiterweg und seine Trabanten aus dem Felde zu schlagen, sondern sie vollständig der Vergessenheit preiszugeben.

DIE OSTWEGE Bezüglich der Schilderung der Wege Kraffts und Stabelers sei auf die Monographie Schusters verwiesen, der

a) Enzenspergerweg aber möge hier nochmals Erwähnung finden: Wir stehen in der Fünffingerscharte. Hoch baut sich vor uns ein Schrofengürtel zu wilden Graten empor, zwischen denen schwarze Schluchten gierig lauernd klaffen. Am linken Rand der wildgetürmten Silhouette blinkt über schwarzem Schattenmeer ein lichtumsäumter Strahlengrat hernieder; er ist nun unser Ziel. Über Felsstufen und plattige Hänge nähern wir uns seinem gelbroten, hoffnungslosen Abbruch, unter dessen schützende Mauern wir (etwas links biegend) treten. Wir queren in die rötliche Kehle eines breiten Tores und haben den Weiterweg vor Augen: An der linken Gratflanke beugt sich ein großer Turm von abenteuerlicher Gestalt aus dem Massiv nach Süden vor; bei unserem Standpunkt aber setzt eine seichte Rinne an, die rechts von einem parallelen Spalt begleitet wird und in der Scharte zwischen Nebenturm und Hauptgrat endet. Gastfreundlich nimmt uns die Rinne zunächst auf; der Rand zur Linken strebt bald hoch empor bis zur Krone des losgespaltenen Zackens. Dort bäumt sich die Wandverschneidung das erstemal empor

[1]) Vergleiche Erich König: Empor usw.

und führt 10 *m* höher zu jener Stelle, wo sich rechts in den Gratleib eine tiefe Spalte gräbt, die, vorerst leicht durchschreitbar, in einen senkrechten glatten Riß übergeht[1]). Obwohl die Kletterstelle nicht ausgesetzt ist, muß doch vor einer Unterschätzung des Kamins, der den Zsigmondykamin an der Kleinen Zinne an Schwierigkeit übertrifft, gewarnt werden. Oberhalb der abweisenden Stelle tritt der Fuß in lockeren Schutt, der sich bis zur ersten Scharte im Ostnordostgrat erstreckt, dessen Höhe durch eine überraschende Flankenumgehung erreicht wurde und der wir bis zur Spitze treu bleiben. Im engen Schartenspalt spreizen wir nur etwas in die Höhe und treten dann an die Wand des zweiten Turmes über, der dem schlanken Gratprofil entwächst. Auf seinem Scheitelzacken angelangt, stehen wir vor einem etwa 1 ½ *m* breiten, 30 *m* tiefen Spalt. Ein weiter Schritt bringt an die Wand der nächsten Kammerhebung, die abermals vollständig überschritten wird. Nun geht es leicht zum vierten Pfeiler, dessen wilder Wandbruch geeignet ist, Bedenken einzuflößen. Fürsorglich leiten hier kleine Vorsprünge zu einer links von Überhängen bewachten Plattenflucht, die, teilweise von Rinnen zerstört, an der Nordflanke des vierten Turms zum höchsten Zacken zieht. Von dem gewonnenen Scheitel geht es nach Norden wieder wenige Meter in die nächste Einschartung hinab, zu der von Osten die Fußspuren des Fistilkamines leiten.

Wir stehen nun dem letzten Gratturm, der breit auf dem Schartensockel aufliegt, gegenüber. Nur wenige unsichere Schritte sind nötig und schon ist die letzte Schanze des Berges gewonnen! An seiner linken Flanke stürmen wir nun den Grat bis zum Gipfelbau dahin, einige Rinnen leiten zur schuttbedeckten Tafel und wir gehen sanft und eben nach Norden zur Gipfelpyramide.

b) Der Fistilweg: Er führt durch den Zwillingsbruder des Enzenspergerkamins und bietet vor diesem den Vorteil leichter Orientierung und etwas geringerer Schwierigkeiten, steht jedoch an Mannigfaltigkeit der Felsformen zurück. Ortsunkundige leitet er im Abstieg ohne Fehl und Zeitverlust verläßlicher aus dem Felsbereich als Enzenspergers wild zersplittertes Zackenreich.

Von der Fünffingerscharte wendet man sich abermals dem gelben Turm am Ostprofil des Berges zu, den Enzensperger links umging. Wir steigen diesmal in die arg bedrängte Kluft, die von ihm und einem zweiten gelben Felszahn rechts eingeengt wird und in deren Grund zwei schmale, erschreckend steile Schluchten schwarze Risse bohren. In dem kühlen Kellerhauch des rechten Kamins geht es nun schwierig weiter, bis links die Rippe zwischen beiden Schründen einlädt, den bisher benützten Spalt zu verlassen. Dort wo die kleine Kante an den lotrechten Bergrand stößt, bringen schmale Leisten in eine Nische, „die knapp links neben dem unteren Ende des schmalen Kamins liegt, der hier die Fortsetzung des rechten Risses bildet". Schon grüßt fünf Meter höher ein kleiner Schuttplatz. Bald ist die ebene Stelle betreten und nun zieht eine schmale Falte nach links zu gut geschroften Rinnen, die in der letzten größeren Scharte des Nordostgrates knapp vor dem überhangenden Gratturm münden.

c) Die Variante Rizzis: Wie früher schon erwähnt, fand Luigi Rizzi mit Dr. Schneider im Jahre 1907 einen neuen Zugang zu Enzenspergers glattem Riß.

Wo die schwärzlichen Platten der Südostwand enden, verhindert eine breite, stumpfwinkelige Verschneidung die Bildung einer scharfen Kante. Beiderseits von ihr ragen Strebepfeiler zum höchsten Schuttband auf, deren rechter den Enzenspergergrat trägt. Rizzi und Dr. Schneider stiegen durch die von der Fünffingerscharte zu Tal streichende Schuttrinne bis etwa 100 *m* unter die Jochhöhe

[1]) Zur Linken zieht schon bei der Abzweigung nach rechts eine Rinne gerade weiter; diese ist zu meiden, da ihre Fortsetzung in eine tiefe, eiserfüllte Scharte im Ostnordostgrat führt, die man gewöhnlich 30 *m* oberhalb ihrer Sohle überspreizt.

Naturaufnahme von M. Bröske

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Langkofelgruppe vom Sellajoch

empor und querten in das westliche Schattenreich der Riesennische. Über Schrofen und eine grobblockige Freitreppe ging es 30 *m* zu einer kleinen Schutterrasse empor, die den Grund der scharfkantigen Mulde in Dreiecksform erfüllt. Im Innenwinkel reißt eine Reihe dunkler Spalten in den Fels, von denen weiter oben ein Riß zu einer kleinen Scharte an den linken Pfeiler zieht. Durch dieses System von glatten und schmalen Kaminen betraten Rizzi und Schneider die Platten der Südostwand etwa 20 *m* unter dem Schrofenband, das Johanneskamin und Enzenspergerweg verbindet und ober dem noch eine niedere, glatte Stufe von der leicht begehbaren Terrasse schied. Durch Querung nach Südwest erhielten sie in eine seichte Rinne Einblick, die geradeswegs zur Plattform leitete; von hier klommen die beiden durch ein schmales Felstor wieder an die Nordseite des Enzenspergergrates, auf dem sie aber nicht zum Ziele kommen sollten.

Der Weg umgeht also im allgemeinen den untersten Absturz des Ostgrates zur Linken, um dann rechts in den alten Weg zu münden. Er bietet dem Wanderer vom Sellajoch die Möglichkeit, den unangenehmen Schutthang zur Fünffingerscharte zu vermeiden, und erst im letzten Augenblick zwischen Enzenspergerund Johanneskamin zu wählen; die Durchkletterung seiner Risse erfordert einen geübten Bezwinger.

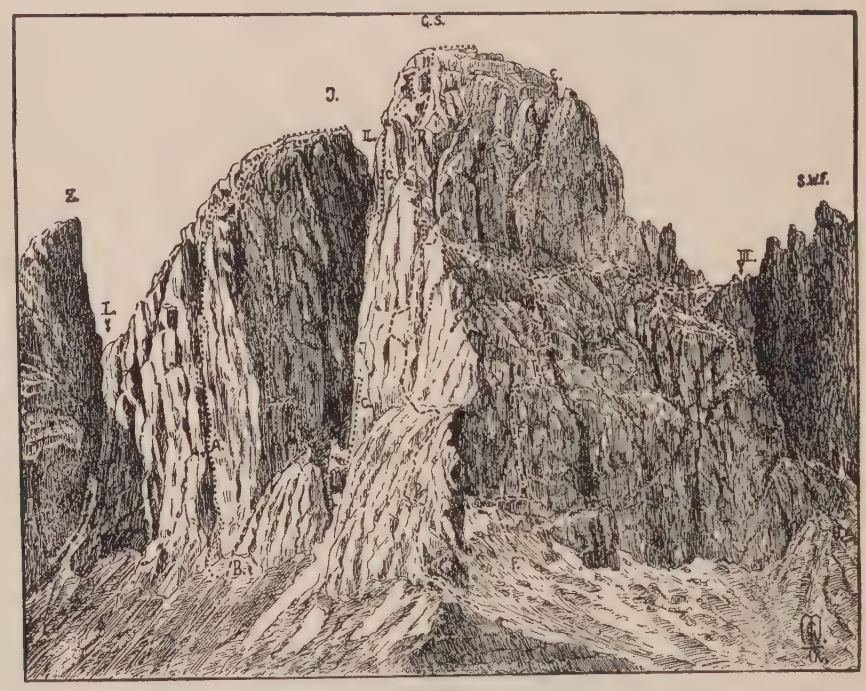
d) Der Preußkamin. Rechts von der Südkante der Grohmannspitze, wo mehrere Felspfeiler gleich einer Riesenkralle in Schuttmoränen fußen, klafft in gelbschwarzen Mauern ein seichter, bald moderig schwarzer, bald grellrot leuchtender Riß, den Dr. Paul Preuß und Walter Schmidkunz am 9. August 1911 durchstiegen, wonach sie durch den anschließenden Johanneskamin den Gipfel gewannen. Der „Preußkamin“ setzt etwas links ober einer felsigen, von glatten Tafeln gebildeten Kanzel an und streicht als feiner, sicherer Hoffnungsfaden zu den grauen Höckern der Mittelterrasse empor. Da er gleich dem seichten Riß an der „berühmten“ Ostwand der Kleinen Zinne oberhalb des Gerölls tückisch in gelben, geschichteten Überhängen verschwindet, muß sein Beginn von links durch listige Umgehung gewonnen werden.

Der Einstieg befindet sich an einem kleinen Schuttkegel, der von dem Felsdreieck der prankenartigen Südkante und der damit verwachsenen Südostwand überwölbt wird. Die Erstersteiger querten nach rechts unter einem gelben, kurzen Riß vorbei, zu der erwähnten steilen Kaminreihe, die sie in schwerer Kletterei verfolgten. Sie stiegen schließlich in einen 12 *m* langen, sehr schwierigen Riß ein, der unter Anwendung aller Feinheiten der Felstechnik durchklettert wurde. Hatten schon vom sicheren Talgrund aus die rechten Begrenzungswände weit mehr Vertrauen eingeflößt als ihre düster dräuenden Kameraden der Gegenseite, so zeigten sie sich auch jetzt, da links und in der Mitte dem Weiterweg immer größere Hindernisse entgegentraten, von vertrauenerweckender Beschaffenheit. Wenige Meter oberhalb der schweren, langen Klemme im Preußkamin gelang es, 20 *m* nach rechts querend eine Kante zu übersteigen, hinter der graue Tafeln schräg rechts aufwärts in eine plattige Mulde geschichtet sind. Eine seichte Rinne, durch deren Kehle gurgelnde Wasser fließen, gab Kunde von der „Täuferschlucht“. Längs der Wasserfurche ging es über glatte Schräghänge aufwärts zum unteren Ende des Johanneskamins, dessen dämmeriges, nasses Felsenreich die beiden Steiger als wunderbares Kletterfeld, „in dem nur zwei, nicht allzu schwierige, überhangende Stellen für Wasserscheue unangenehm sind“, bezeichnen.

Häufige Wiederholungen erweisen klarer als lehrreiche Schlußfolgerungen die Schönheit des neuen Pfades und den Wert, der ihm bereits in den ersten Tagen seiner Schöpfung von den modernen Felsenmännern zugesprochen wurde. An Schwierigkeit und Routenführung den heutigen Bedürfnissen angepaßt,

steht ihm jedenfalls eine ähnliche Zukunft wie seiner Nachbarin, der Südkante, bevor.

DIE SÜDKANTE Gar schauerliche Mären von fabelhaften Kletterkünsten auf Dimais Weg zur Grohmannspitze waren durch die Dolomiten gegangen. Mit dieser neuen „Menschenfalle“, als welche die Südkante oder Süd-



Grohmannspitze und Innerkoflerturm von der Rodella.

Nach einer Photographie von Emil Terschak gezeichnet von Guido Mayer.

Innerkoflerturm
- ..... A. Südkamin (Rizzi—Mayer—Davarda 1908).
- ------ B. Südostwand (Dibona—Mayer—Rizzi 1910).

Grohmannspitze
- ..... C. Südwestwand (Dibona—Mayer—Rizzi 1911).
- ------ D. Südwand (Dimai—Eötvös—Verzi 1908).
- ---D... E. Johanneskamin (Bernard—Rogers 1890).
- -.-.-.- F. Preußkamin (Dr. Preuß—Schmidkunz 1911).
- ------ G. Zugang zum Johanneskamin vom Enzenspergerweg (Bernard—Wood—Barbaria 1891).
- ..... H. Route Rizzi—Dr. Schneider 1907.

Z. = Zahnkofel; I = Innerkoflerturm; GS. = Grohmannspitze; SWF. = Südwestgrat der Fünffingerspitze.
I. = Zahnkofelscharte; II. = Grohmannscharte; III. = Fünffingerscharte.

wand bezeichnet worden war, anzubinden, bezogen Angelo Dibona, Max Mayer, Luigi Rizzi und ich im August 1909 das Sellajoch als Standquartier.

Am 19. August beschlossen wir, nachdem unsere Nachforschungen am Vortage erfolglos geendet hatten, zwecks Auffindung des Dimaiweges die Südwand an der Stirne anzugreifen. Heute lag die Kante im blendenden Sonnenglanze vor uns, aber zurücktretende Terrassen ließen uns nur die lotrechten Gipfelbasteien erkennen, die sich drohend über den Absturz neigten. Man verfolgt vom Sellajoch am besten den rotbezeichneten Steig zum Langkofeljoch, durchschreitet die unge-

ahnt große Wiesenmulde bis an den Fuß der nordwestlichen Schutthänge und biegt durch eine schwache Einsenkung zum südlichen Rasenkamm der Grohmannspitze ab. Auf dieser Wasserscheide bohrt sich die Südkante des Berges tief in die Grasflächen ein. Der Fuß der Felsen weist eine eigentümliche Bauart auf: Links vom Rasen ziehen mit Grasbüscheln bestandene Schrofen einen etwa 150 *m* hohen Gürtel, der den Übergang zwischen Schutt und senkrechter Wand vermittelt; zur Rechten aber bricht der Felskamm mit gelben, dachartigen Steinwölbungen ab, so daß ein Schnitt durch den Fuß des Südpfeilers die Form eines Sägezahns erhielte. — Knapp links der Kante stiegen wir empor. Rasch näherten wir uns dem gelben, kurzen Wandgürtel, wo viele Jahre früher Dimais Abstiegsversuche an der Ängstlichkeit seiner Begleiter scheiterten. Wir rasteten längere Zeit bei mehreren kleinen Höhlen und gingen dann unter Überhängen nach links, bis eine seichte Plattenrinne unsere Spuren querte. Festes, gut griffiges Gestein verlockte uns aufwärts zu klettern und belohnte unser Vertrauen, indem es uns unschwierig immer links vom Wasserlaufe weiterleitete. Die Rinne zog sich schließlich rechts als große Mulde gerade in das Gemäuer empor, während kurze Verschneidungen und steile, feste Kalktafeln schräg gegen Westen lockten, bis auch hier grau und gelb gefleckte Felsen als Grenzschranken entgegentraten. Schmale Leisten und Gesimse über schwindligem Abgrund an lotrechte Mauern geklebt, vermitteln den Weiterweg (horizontal nach rechts). Nach 10 *m* langer Schwindelprobe heißt uns wieder eine hohe Wandstufe willkommen, mit der die Schwierigkeiten eingeleitet werden. Handbreite Bändchen und ein niederer Felswall wechseln nochmals ab, dann endet angesichts des Plattentrichters, der die Gewässer für die Einstiegsrinne sammelt, auch diese schwache Gliederung des Terrains. Nach Überkletterung einer grauen, niederen Platte tut sich vor unserem Blick ein enger, glatter Riß auf, der zwar die Schleußen eines mächtigen Sturzbaches öffnet, aber dennoch bis zu einem Überhang begangen werden kann.

In gleicher Höhe mit diesem Standplatz ebnet sich die nahe Südkante, um gleich darauf in einem gelben Turm unnahbar aufzusteigen; dazwischen liegt die Plattenmulde, die links von dem Stützpfeiler der Südwand, auf dem wir klettern, abgeschlossen wird. Schwarz, höhlenartig und keine Hoffnung keimen lassend, schließt ober der Mulde eine seichte Schlucht das Felsbild ab, in das sich als wirkungsvolle Ergänzung noch die zackige Fortsetzung unseres wasserüberströmten Spaltes einfügt.

Da wir das Rätsel des Weges Dimais hier nicht lösen können, queren wir nach rechts durch die Plattenmulde zur Südkante. (Hiebei blieb mir eine etwa 4 *m* lange Platte, bei der die Hände, in einen engen Spalt greifend, den Körper weiter schwingen helfen müssen, besonders deutlich in Erinnerung.) Zaudernd und mißmutig liefen wir auf dem Schrofenband der Südostwand umher und gingen nach 1 1/2 Stunden langen, erfolglosen Beratungen wieder auf die Südseite über. Dem Wasserfall, der über den nächsten Absatz des verlassenen linken Risses klatschend niederging, waren wir noch halbwegs trocken entwichen; nun mußten wir aber trachten, den verschmähten Spalt wieder zu gewinnen; zu diesem Zwecke schien eine schräg nach links emporziehende Leiste fürsorglich angebracht. Im Sturmschritt gingen wir sie an und wahrlich, die Schwierigkeiten dieser kurzen Strecke genügten, die wachgewordene Enttäuschung wieder zu vertreiben. Mehr gleitend als kletternd tasten Fuß und Knie auf dem etwa 45° nach außen geneigten, kaum 1/4 *m* breiten, von bauchigen, abdrängenden Felsen überragten Bändchen weiter, bis ein gewagter Schritt den Körper in den sicheren, feuchten Riß bringt. (Die schlechteste Stelle des die Mulde begrenzenden Kamins, dessen Bezwingung damals aussichtslos gewesen wäre, war somit äußerst schwer umgangen. Der

regenarme Sommer des Jahres 1911 bewies jedoch auch die Möglichkeit der Durchkletterung dieses Wasserfalles.)

Moosige, wagrecht aus der Wand tretende Zacken geben nun Hand und Arm guten Halt, bis uns eine geneigte Terrasse verleitet, den sicheren Weiterweg nach links zu verlassen. Bald sehen wir das Üble unserer Handlungsweise ein und kehren in den Kamin zurück, den wir nun reuig bis zum nächsten Band verfolgen. Dieses bringt uns endgültig westlich um die schmale Rundung des linken Pfeilers, und wird nach wenigen Metern zum Ausgangspunkt einer kleinen, nach rechts ziehenden Rampe, die auf dem weißen, schuttbedeckten Haupt des Vorturms endet. Wohltuenden Kontrast bietet dem Auge, das in der letzten Stunde nur in lotrechten Felsen geweilt hat, eine mit weißem Hermelin verzierte Geröllbank, die sich als Schuttrinne in den letzten Wandbruch einspitzt. Ein enger, steiler Riß und seine linken Wände lassen verschiedene Kombinationen zu und führen über Blockwerk zum altersgrauen Felshaupt.

Die damals noch ungeahnte heutige Beliebtheit des Dimaiweges ist wohl die naturgemäße Folge seiner herrlichen Felsbilder und großen Schwierigkeiten. Wie die Erfahrung lehrt, konnten mittelschwere Bergfahrten im sportlichen Wettbewerb unserer Zeit früheren Ruf und Ruhm kaum mehr aufrecht erhalten. Die immer weiter werdende Kluft zwischen Kletterern und Talwanderern bringt es mit sich, daß letztere nur mühelose Pfade suchen; den treffendsten Beweis der Tätigkeit des Sportalpinisten unserer Jahre aber erbringt der Südweg der Grohmannspitze, der 1909 noch mühsam aufgesucht, 1911 auf dutzendfache Wiederholungen zurückblickt.

DIE SÜDWESTWAND

„Die Westwand ist ebenfalls von wenig verlockendem Aussehen. Ihre südlichen Partien, die gegen das zu der Grohmannscharte hinaufziehende Eiscouloir abstürzen, dürften wohl niemals von Menschenfuß betreten werden; von einigen glatten, im unteren Teile überhangenden Rissen durchfurcht, erhebt sich der Fels hier senkrecht und grifflos“, so lautet das Urteil Oskar Schusters 1896 in seiner Monographie. Aber wie so manche, hat sich auch diese Voraussage nicht bewährt.

Am 17. Juli 1911 standen Luigi Rizzi, Max Mayer, Angelo Dibona und ich am Scheitel der Steinklaue, die den unteren Teil der von der Grohmannscharte nach Süden ziehenden Eisschlucht in zwei Teile spaltet, den erschreckend steilen, scheinbar ungegliederten Plattenstürzen gegenüber. Da wir, um dem großen Klemmblock im rechten Schluchtast auszuweichen, links durch die Schneerinne angestiegen und dann in den Felsen des Spornes zum Gipfel gegangen waren, fuhren wir im rechten Zweig über Schutt etwa 70 *m* bis zu dem verkeilten Hindernis ab, wo sich 20 *m* höher ein 100 *m* langer Kamin öffnet. Durch den Kamin ging es vorerst leicht zu einem kleinen Überhang, ober dessen Regenschutzdach wir nach harmloser Kletterei in sehr steilem Fels in einer schwach ausgeprägten Scharte standen, die rechts von einem kleinen Turm gedeckt wird. Hier traten wir der drohenden Hauptwand der Grohmannspitze gegenüber. Links zog eine seichte Verschneidung durch die Platten, die bei einer kleinen Kanzel endete. Gerade über uns aber klaffte, vorerst noch unerreichbar, ein vielversprechender Kamin, der allein den Weiterweg vermitteln konnte. Wir bogen daher scharf nach links zu der Verschneidung ab, die wir nach unbedenklichem Quergange durchkletterten. Von der Kanzel bot sich der erfreuliche Anblick einer für den Bergsteiger wohlgefügten Wand, die sich in die Einsenkung des ersehnten Kamins zurückzog. Kaum war dessen Mulde sehr schwierig erklommen, so zwangen überhangende Stufen, die die Fortsetzung des Pfades zu hindern suchten, nach links zu einem System von schmalen Bändern, das, durch Risse und Kamine miteinander

verbunden, in wahrhaft erstaunlicher Deutlichkeit die sonst allseits glatten, lotrechten Mauern durchzieht.

Bergauf und -ab verfolgen wir eilends die vorgezeichnete Route und erreichen nach etwa 70—80 *m* eine Rampe, an der die Schwierigkeiten beginnen.

Sehr schwer gehen wir, dem neugierig voraussprangenden Rizzi folgend, nach links in einen erst im letzten Augenblick sichtbar werdenden Kamin und durch diesen anstrengend schwach rechts zu einer kleinen Kanzel. Bald erzwingt sich Rizzi den Quergang über eine äußerst schwierige, fast grifflose Platte, schnell folgen wir nach und treten in eine gut geschrofte, bis jetzt versteckte Rinne, die zuerst etwas links, dann gerade aufwärts in einen großen Kessel zieht. Nach Beendigung des dritten Festmahls am heutigen Tage machen wir uns eilends auf, um bald auf dem Gipfel mit einer neuen Mahlzeit beginnen zu können.

Am rechten (östlichen) Rande des Kessels schiebt sich ein Pfeiler an die Felswand an, der mit dem Hauptmassiv einen mächtigen Kamin bildet. Dibona und Max stiegen in dem Riß und an seinen linken Begrenzungswänden schwierig empor und führten in halber Höhe ein langwieriges und sehr schweres Umgehungsmanöver aus, während Rizzi und ich schon am Fuße des Kamins in einen seichten Parallelriß im Pfeiler krochen, den wir nach etwa 50 *m* nach rechts verließen, worauf wir über eine Gratrippe in luftiger Kletterei die Pfeilerhöhe betraten. Der erforderte Zeitaufwand entschied zugunsten unseres Pfades. Tief unter uns erblickten wir die bekannten Gefilde der Rodella und erkannten in den steilen Plattenfluchten der Grohmannspitze den Verlauf der Südwandroute. Es wäre jetzt vielleicht möglich gewesen, in die Schrofenmulde dieses Weges zu queren, wir zogen es aber vor, den Grat weiter zu verfolgen und nur wo unbedingt nötig, schwach gegen rechts auszubiegen. Unter der letzten Wandstufe trafen wir schließlich die Spuren der bekannten Südroute und lagen nach dreistündiger, von zwei langen Rasten unterbrochener Kletterei im warmen Sonnenschein neben dem Gipfelsteinmann.

Unser kühner Plan, einen neuen Anstieg, der leichter als alle bekannten Wege sein sollte, auszuforschen, war an der Glätte der Felstafeln gescheitert, dafür aber kann die Route, was Verwegenheit der Anlage und Schönheit der Bergbilder betrifft, den Siegeskranz verlangen. Ihre Nachteile sind die schwere Orientierungsmöglichkeit im steilen Felsterrain und die langen Quergänge, denen als Vorteile im Sinne des Sportalpinisten jedoch die Tatsache gegenübersteht, daß es, im Gegensatz zur Süd- oder Südostwand, unmöglich ist, den Weg etwa in der Hälfte seines Verlaufes durch seitliche Querung zu betreten.

DER INNERKOFLERTURM

Was ist strahlender im Hochgebirge als ein glitzernder Eispanzer, was märchenhafter und abenteuerlicher, denn ein gelber Felsenschild? Ein Kalkriese, in dessen Reich Eisjungfrauen mit ihrem Hofstaat Einzug hielten, ist der Innerkoflerturm. Zur Bildung ausgedehnter Gletscherkessel und schillernder Eisbrüche ist sein schmaler Sockel ungeeignet, dafür aber schaffen die in furchtbarer Steilheit niederschießenden Eisrinnen, die fast alle Flanken des Berges durchreißen, recht unangenehme Hindernisse für den Kletterer.

Kein Wunder also, daß es der Neuzeit des Alpinismus vorbehalten blieb, hier Neues auszuführen, dem Berg und Wände heute ihre Berühmtheit verdanken.

Das Verdienst, zuerst die bekannten Pfade verlassen zu haben, gebührt F. v. Frerichs und O. v. Haselberg, die (1902) vom Gipfel in abenteuerlicher Luftfahrt nach Nordosten abstiegen und die erste Überschreitung des Innerkoflerturms vollführten. Ihnen folgten 1905 W. Endres und Bauer, die zu ihren ehr-

geizigen Plänen das nächstliegende, aber nicht leichteste Mittel, die Umkehrung der Route Frerichs-Haselberg wählten. Soweit sie im Eisreich vordrangen, hielten sie den Weg ihrer Vorgänger ein; wo aber Dolomitenkletterei den Weg zum Gipfel bahnen sollte, betraten sie unerforschtes Gebiet. Die Wikingerfahrt von Paul Mayr, F. Forcher-Mayer und Dr. M. Kofler 1907 brachte erneutes Leben in das Klettergetriebe auf diesem Berge und schuf den prächtigen Übergang zur Grohmannspitze, der, zwischen luftigen Schneiden und dunklen, argbedrängten Riesentoren wechselnd, wohl wenig Ebenbilder finden dürfte.

Vom Gipfel des Innerkoflerturms geht diese Route unmittelbar in gelbe Felswölbungen über, an die sich dann ein Zackengrat anbaut. Noch war es nicht entschieden, ob dieses Bollwerk auch im Aufstieg zu nehmen sei, als im September 1900 Luigi Rizzi und Dr. Ernst Kraupa, welche die Route Mayr—Forcher-Mayer—Kofler wiederholen wollten, wegen allzugroßer Vereisung den Übergang schon oberhalb der Grohmannscharte abbrechen mußten und, der unerbittlichen Notwendigkeit gehorchend, den Rückzug über eine überhangende, vollständig vergletscherte Mauer ausführten — von Eisesglätte geschlagen und zugleich „Erstersteiger des Innerkoflerturms über die Ostwand". Andere größere Taten hielten die Ersteiger davon ab, durch ihre Entscheidung den Streit über die Aussichten der Ersteigung des Berges von der Grohmannscharte zu beenden. Im August 1910 rüstete sich daher Walter Palme in Unkenntnis des Vorgefallenen zum Sturme gegen den Innerkoflerturm. Bessere Verhältnisse als im Vorjahre trugen zum Gelingen der Bergfahrt bei und dort, wo 1909 Eisspiegel die zackigen Risse füllten, wies der Fels jetzt verheißungsvolle Breschen. — Ost- und Westwand waren also 1907 gefallen und durchforscht. Ungebeugt und trotzig kühn aber hoben die Süd-, Südost- und Nordmauer ihre gelben Felsschilde gegen den Himmel. Letztere hat, wenn auch eine herrliche Augenweide des Naturfreunds, für den Kletterer durch die rampenartige Eisrinne an Anreiz verloren. Vielleicht wird einst der Sonnenball auch hier der Arbeit kühner Felsenmänner leuchten. Groß ist die Bedeutung einer zukünftigen Route nicht, gewaltig aber werden die Hindernisse sein, die der Überwindung harren.

Am 18. August 1908 wurde die lotrechte Südwand des Berges durch Luigi Rizzi, Max Mayer, Giuseppe Davarda und den Verfasser bezwungen. Vielleicht war es ein Vergehen, diesen wehrlosen Felsstürzen, mit deren Unberührtheit auch der Schauer der Titanenburg fiel, mit scharfen Waffen gegenüberzutreten; aber wäre nicht uns die Lösung der bedeutungsvollen Aufgabe gelungen, so hätten sie sicher andere versucht. Der Südwandkamin war infolge seiner großen Schwierigkeiten nicht dazu bestimmt, Gemeingut zu werden, kein anderer Anstieg aber mied die Eisumgürtung der Bergesflanken. 1909 keimte daher, als wir zu viert die Südkante der nachbarlichen Grohmannspitze überstiegen, die Absicht, durch die gegenüberliegende Südostwand des Innerkoflerturms einen neuen eisfreien Weg zu finden. Im Juli 1910 verwandelten Angelo Dibona, Max Mayer, Luigi Rizzi und ich den Gedanken zur Tat; der neue Pfad, der sich wider Erwarten leichter als alle Nachbarrouten erwies, krönte die Durchforschung des Berges mit Erfolg; er ist die einzige eisfreie Felsbahn, die, unbeeinflußt von Wasserfällen, zum Scheitel zieht.

DER WESTWEG Fast könnte man ihn als eine Nachahmung des Felsenweges auf den Langkofel betrachten. Wie dort unterbrechen Eisrinnen das Felseneinerlei und trat frühzeitig das Bestreben zutage, die vergletscherten Schluchten zu umgehen; wie bei dem großen Nachbarberg ist die Orientierung durch Zackengewirre und gleichmäßige Grate erschwert. Wohl ist der Anstieg

von kürzerer Dauer, dafür aber der Weg zum Felsfuße mit beträchtlichem Zeitaufwand und großer Mühe verbunden; auch die spiegelglatte, 50° geneigte Schlucht, die anscheinend schon im Frühjahr eine blanke Rüstung kristallklaren Eises anlegt, wird dazu beitragen, den freudig nahenden Kletterer abzuschrecken. Es ist daher nicht verwunderlich, daß der an Felsschauern so reiche und zugleich erhabene Innerkoflerturm sehr lange das Dornröschen der Langkofelgruppe blieb, bis endlich die turistische Hochflut des Jahres 1911 auch ihm sich zuwandte.

Viel wurde bisher schon über die Wichtigkeit der Umgehungsrouten der Eisrinne gesprochen und geschrieben. Fast jeder gewandte Felsgeher, der von der Langkofelhütte ausging, nahm einen anderen Einstieg; alle diese Wege aber können den Ansprüchen einer gut übersichtlichen und kurzen Routenführung nicht genügen, zudem lauten die Nachrichten über ihren Verlauf so verworren, daß für die Richtigkeit all der Angaben nicht gebürgt werden kann.

Der alte Weg Luigi Bernards nimmt von der Zahnkofelscharte (zwischen Innerkoflerturm und Zahnkofel) seinen Ausgang. Von der Firnschneide steigt man wenige Meter nach Norden ab und blickt in den weit geöffneten Schlund der Eisrinne. Wie bei allen gleichgearteten Gebilden kommt neben der Steilheit der Felsumrahmung ihr bedeutender Neigungswinkel erst zum Bewußtsein, wenn in strenger Arbeit dem feuchten, kristallinischen Element Stufe nach Stufe abgerungen werden muß.

Die kaminartige Eisrinne zieht als Sackgasse in dem Bergleib empor. Etwa 80 *m* oberhalb ihres Fußpunkts stoßen die Firnmassen plötzlich an harten Fels, der sich zur rechten Seite stark zurücklegt, bereit, den Wanderer freundlich aufzunehmen. Wir stehen in einer schwungvollen Rundung, die eine kleine Felswelle rechts von der verlassenen Schlucht mit dem Massiv einschließt. Über Schrofen und Schutt geht es nach rechts in einen einsamen Winkel, der durch eine plattige Rippe gegen ein südliches, wildes Couloir abgegrenzt ist. Links von der gratartigen Erhebung schneiden seichte Kamine in den Felsgrund, die höher oben gestatten, auf den Felsfirst zur rechten Seite überzugehen. Bald ebnet sich eine kleine Schlucht, die schwach ansteigend zur südlichen Flanke überschritten wird; hier ziert ein seichter, unten abbrechender Riß die Felskulisse. Wir arbeiten uns über eine Wandstufe von links her in seine schmale Kluft und treten oben in das vorerwähnte Couloir über, das kurze Zeit verfolgt und schließlich nach rechts verlassen wird. Immer in gleicher Weise ansteigend, werden so mehrere Rinnen benützt und kleine Scharten durchschritten, bis schließlich die gelben Steilhänge im Norden in gut gestufte Wände übergehen, die an ihrer niedersten, 15 *m* hohen Stelle bezwungen werden, worauf man über eine kleine Felswelle das Schuttplateau des Gipfels betritt [1]). Infolge des arg und gleichmäßig zerklüfteten Terrains ist es unmöglich, das Aussehen der einzelnen Rinnen genau zu beschreiben. Zweckmäßig und reichlich angebrachte Steindauben ersparen jedoch zeitraubende Forschungen und führen auch den aufmerksam Abwärtskletternden sicher zur Eisrinne. Der Ersteiger über die Westflanke wird vorsichtshalber noch die Ausstiegsrippe für den Rückweg kennzeichnen.

UMGEHUNGEN DER EISRINNE

Der „Dolomitenführer" von Wolf-Glanvell enthält folgende Anleitung zur Umgehung: „Man steigt rechts von der Rinne (also etwa in Schartenhöhe) über einen schrofigen Felssporn in die Höhe, quert dann nach links zu einem hohen, flachen und plattigen Riß und steigt von dessen oberem Ende links in die Eisrinne ein."

[1]) Die Gesellschaft des Verfassers wandte sich 1908 im nächtlichen Abstiege nach der 15 *m* hohen Stufe nach Norden und kletterte durch die gelben Felsen sehr schwierig zu Tal, eine bedeutungslose, unbeabsichtigte Variante, die großen Zeitverlust und ein Freilager verursachte.

Die Bezeichnung dieser Variante als „Umgehung“ verspricht jedenfalls mehr, als sie halten kann; ihre Bedeutung schwankt zwischen den Möglichkeiten, die Felsen schon nach wenigen Metern zu verlassen oder sich in sehr schwerer Kletterei etwa 10 *m* emporzuarbeiten, worauf noch der größte Teil der Eisbarre überwunden werden muß. Sie besitzt daher nur dann einigen Wert, wenn man nach dem Beispiel Rizzis sofort in die Gegenwand der Rinne übergeht und auf die von Besuchern der Langkofelhütte ausgeführte Variante trifft. 1909 eröffneten Luigi Rizzi und Dr. Ernst Kraupa die erste verlockende Schleife um die Eisrinne, die, seither fast immer im Abstiege verwendet, in etwa zehn Minuten neben der Schlucht zu Tal leitet. Sind ihr auch nur erfahrene Felskletterer gewachsen, so macht sich dieser Übelstand heute nicht bemerkbar, da alle jene, die im Aufstieg den Westweg verschmähten, die Abstiegsvariante ohne Bedenken verfolgen können.

Als die Gesellschaft des Verfassers diesen Spuren folgte, nahm ihr Vordringen einen ungestörten Verlauf: Unter der letzten schwierigen Plattenstufe des Westweges, wo man (im Sinne des Abstieges) gegen rechts auf Schuttbänke und Schrofenhänge quert und, zwischen einem kleinen Felsaufschwung und den Berghängen stehend, nach Norden auf die Spiegelplatte des langen Eisschildes schaut, wandten wir uns geradeswegs gegen die steilen Wandabstürze, die zur Zahnkofelscharte niederschießen. Die kleine Felswelle muß links umgangen werden, dann öffnet sich eine seichte Schrofenrinne, die nach etwa 20 *m* in immer stärker geneigten Felsen verläuft. Ein schmales Band ermöglicht nordwärts das Weiterkommen, bald wird es schmäler und schmäler (ein brüchiger, vorspringender Block verlangt große Vorsicht) und endet endlich angesichts einer kurzen, abwärts streichenden Verschneidung. An ihrem Fußpunkt harrte ein willkommener Abseilzacken seiner Benützung und ein Doppelseil leitete uns etwa 20 *m* auf eine kanzelartige Gratrippe hinab. Hier bot ein 1908 geopferter Eisenring erneute Sicherungsmöglichkeit; flott turnten wir am Hanfstrick weiter, stiegen in einen schmalen, nach Süden geöffneten Spalt und aus diesem etwa eine Viertelstunde nach Verlassen des alten Weges südlich in die Zahnkofelscharte. Die Neigung der Felsen überschreitet die Senkrechte nirgends und ermöglicht nach menschlicher Voraussicht auch einen Aufstieg über diese gelbe Flanke. Wenn aber, so wie im August 1908, Eiszapfen und kristallene Kulissen und Vorhänge die Wände zieren, deren glasig-durchsichtige Körper oft 20 bis 30 *m* hoch den Fels verhüllen, dann wird man besser reuig zur Route der guten, alten Zeit zurückkehren, die senkrechte Eiswände durch einen schrägen, diamantenen Schild ersetzt. Da die Eisgebilde der Natur in diesem Wundergarten leider nicht selten sind, sei unter gewissen Bedingungen vor allen Schleifenrouten gewarnt.

Noch ist eine bedeutsame Variante zu erwähnen, die den von der Langkofelhütte kommenden Steiger verlocken kann. Er steigt in der Schneerinne, die Plattkofelgletscher und Zahnkofelscharte verbindet, bis zur Abzweigung eines in die Felsen des Innerkoflerturms streichenden Seitenastes an. Dieser wird kurze Zeit verfolgt, dann geht man nach rechts in sanftes Plattengeschröfe über, das sich, am Fuße einer Steilwand nach Süden emporziehend, in ein großes Felsband verwandelt [1]). Das Band nach rechts verfolgend, betritt man bald eine Kante, hinter der die Wände faltenlos glatt in die Eisrinne hinabgleiten. Wir gehen daher wieder etwas zurück, arbeiten uns durch eine abschreckend steile, enge Kluft 25 *m* auf ein zweites, schmäleres Band empor und wandern abermals nach rechts. Auf die folgenden, teilweise verschwindenden Leisten, die um die

[1]) Hochtourist, Band III. Hierher gelangt man auch vom unteren Ende der Eisrinne, indem man links davon durch einen engen Kamin in ein Schartel und knapp nördlich seiner Kehle durch einen schmalen Einriß etwa 15 *m* auf das Band emporklettert.

nahe Kante leiten, ist dieser Ausdruck eigentlich schlecht angewandt; kaum aber werden wir uns der ausgesetzten Lage bewußt, so unterbricht ein senkrechter, schwerer Kamin den Quergang, der uns nach 30 *m* wieder zu einem kleinen, ebenen Schuttplatz bringt. Schon haben wir den oberen Rand der Eisschlucht unter uns, aber glatte, wenig vertrauenerweckende Wände trennen noch von dem ersehnten Ziel. So folgt denn jetzt erst der schwerste Teil der zeitraubenden Schleifenroute. Ein Schrofengürtel, an den sich gute Bänder schmiegen, leitet rechts zu einer gratartigen Kante empor. Jenseits zieht in den Flanken der Gletscherrinne ein Kamin etwa 10 *m* abwärts zu kleinen Vorsprüngen, von denen man kaum den Weiterweg erkämpfen kann. Wir steigen daher über eine überhangende Felsnase zu schmalen Gesimsen auf, die abermals bei einem Kamin enden. Dieser aber streicht zu Schuttbändern hinab und lädt zum endgültigen Scheiden von den steilen Plattenfluchten ein. Nach rechts querend, trifft man die Pfadspuren der Route Bernards.

Die große Ausgesetztheit und Glätte der Kletterstellen gestaltet die Variante zu dem schwierigsten Teil des Westweges. Sie konnte vor Auffindung des Südostweges Freunden einer scharfen Kletterei empfohlen werden. Da jedoch dieser Südostweg für die aufgewandte Mühe weit besser zu entschädigen vermag, dürfte sie jetzt ihre Bedeutung völlig eingebüßt haben und fand hier nur der Vollständigkeit halber Erwähnung.

DER NORDOSTWEG Wie in der geschichtlichen Einleitung betont wurde, zerfällt die Ersteigungsgeschichte des Nordostwegs in zwei Abschnitte: in den Abstieg von Frerichs und Haselberg und die darauffolgende „erste Ersteigung des Innerkoflerturms von Norden“ durch W. Endres und Bauer aus München. Die Route führt jedoch nicht wirklich durch die Nordwand; sie geht von dem Fuß der die Nordwand rampenartig durchziehenden Eisrinne aus und verfolgt sie nahezu in ihrer ganzen Ausdehnung. Erst an der Nordostseite gingen Endres und Bauer in die steilen, aber niederen Gipfelwände über und Frerichs und Haselberg hatten sogar vom Gipfel den direkten Abstieg in die kleine, östliche Schartenkrönung der Rinne gewählt. Da keine Kunde von Wiederholungen in die Öffentlichkeit drang, scheint die kurze, äußerst schwierige Felstur, die einen mehrstündigen Zugang in erschreckend steilen, von Steinbatterien bestrichenen Firnrinnen erfordert, wenig Freunde gefunden zu haben.

a) Der Abstieg Frerichs—Haselberg: An einem trüben Sommertag einer langen Regenperiode brachen 1902 Frerichs und Haselberg von der Langkofelhütte mit der Absicht auf, den Innerkoflerturm und die Grohmannspitze zu überschreiten.

Schon auf dem Gipfel des Innerkoflerturms verhinderte dichter Nebel die Orientierung. Nichtsdestoweniger entschlossen sie sich im Tatendrang des vollen Kraftgefühls zu dem Abstieg in den von brodelnden, dampfenden Schleiern bedeckten, unbekannten Abgrund. Von dem Bande nördlich des Gipfels stiegen sie über eine brüchige Wand auf eine etwas geneigte Platte, von deren Rand sie etwa 12 *m* unter sich eine scharfe Eisschneide erblickten, die sich zur Langkofelkarspitze als steile Rinne fortsetzte. Durch Abseilen wurde der überhangende, bauchige Wandabbruch bezwungen und nun wurde die Lage der Scharte genau erforscht: das Eistor schneidet zwischen dem Innerkoflerturm und einem schroffen Ausläufer des Grates der Langkofelkarspitze ein, der breit und eisumgürtet zwischen Grohmannspitze und Innerkoflerturm lagert. Es wird von mehreren riesigen Blöcken gebildet, „die, völlig in blaues Eis gebettet, den felsigen Stützpunkt des oberen Endes der nördlichen Eisrinne bilden“, und setzt so eigentlich die Grenze zwischen unserem Berge und der

Langkofelkarspitze fest, während die Grohmannscharte die Scheide zwischen diesem zerklüfteten Zacken und dem Felsdom Grohmanns darstellt[1]).

Die beiden querten durch die jenseitige Wand auf den die Eisschlucht (orographisch) rechts begrenzenden hohen Gratrücken. Seiner Schneide entlang gingen sie, den kühnen Plan der Gipfelüberschreitung wegen schlechten Wetters aufgebend, zu Tale. Türme und Abbrüche wurden immer nach links in den steilen Wänden, die zur gefahrdrohenden Eisrinne niederschießen, umgangen. Dichtes Nebelgebräu verdeckte plattige Steilstufen, die im unbekannten Gemäuer überlistet werden mußten. Sie verschmähten eine zum Grohmanngletscher nach Nordwest streichende „fragwürdige, kaminartige Rinne zugunsten leichterer Schrofenhänge zur Linken, die sie nach zweimaligem Abseilen betraten. Die Eisrinne, die sich um die senkrechten, glatten, endlosen Wände des Innerkoflerturms im Viertelkreise herumlegt, läuft jetzt, flacher, senkrecht zu ihrem oberen Ende, und die Gratrippe folgt ihr, flach und schrofig zum Massiv, senkrecht und glatt zum Plattkofelkar abfallend. Sie bricht plötzlich ab und die Rinne macht eine scharfe Biegung senkrecht vom Berge fort, von da unmittelbar in die Geröllwüsten des Plattkofelkares führend.“ Im ungewissen Dämmerlicht glitt Haselberg am Schneehang aus, prallte gegen die Begrenzungswand der Schlucht und wurde, schwer verletzt, im nächtlichen Regen zur Langkofelhütte getragen. Der traurige Ausgang des kühnen Unternehmens hatte glücklicherweise für keinen der Teilnehmer dauernd nachteilige Folgen.

Frerichs und Haselberg gebührt nicht nur das Verdienst, den schwersten Teil des Abstieges zur Grohmannscharte ausgeführt zu haben, sie waren es auch, die in zuversichtlichem Streben die Frage der Gipfelüberschreitung ins Rollen gebracht hatten, und die Verwegenheit ihrer Tat beweist der späte Zeitpunkt des erst viel später erfolgten, endlichen Sieges — im Jahre 1910. Der Verwegenheit und dem Mut aber verdankt die heutige Alpinistik zum Teil ihre Erfolge und ruhmvoll reiht sich deshalb die Tat der beiden in die Ersteigungsgeschichte unserer Berge ein.

b) Der Aufstieg Endres-Bauer. Über diesen durch die Nordostwand führenden Anstieg ist folgendes zu berichten: Die beiden Alpinisten stiegen vom Plattkofelgletscher durch die im oberen Teile sehr steile Eisrinne zwischen Langkofelkarspitze und Innerkoflerturm bis 30 *m* unter den Verbindungssattel. Nun über eine schwierige Wand auf ein steil nach rechts ziehendes Band und über eine 10 *m* hohe Wand (nach einigen Spreizschritten) auf ein Schuttband, das bis zu einer Ecke verfolgt wurde. Durch einen äußerst schwierig zu passierenden Riß und durch einen links davon befindlichen, 25 *m* hohen Kamin wurde der Gipfel erreicht[2]).

DER OSTGRAT Erst nachdem der Innerkoflerturm von dem Plattkofelgletscher aus bezwungen worden war, wurde die alte Absicht des Übergangs zur Grohmannspitze wieder aufgegriffen. Am 28. Juli 1907 standen die Bozener Kletterer Paul Mayr, Ferdinand Forcher-Mayr und Dr. W. Kofler frühmorgens auf dem sonnenbeschienenen Gipfel des Innerkoflerturms. Von dem gleichen Wunsche beseelt wie ihre Vorgänger vor fünf Jahren verließen sie gegen 10 Uhr die Spitze und seilten sich nach dem Beispiel Frerichs über den steilen Wandabbruch in die Scharte zwischen Bergmassiv und nordöstlichem Vorturm ab. Von diesem bereits früher genau geschilderten Eistor gingen sie, die Spuren früherer Ersteiger verlassend, unbekannten Abenteuern entgegen. „Sie erkletterten den Vorgipfel von Westen, verfolgten dessen kurzen Gipfelgrat bis in die letzte Scharte und stiegen auf der Südwestseite zuerst gerade, dann stark links querend

[1]) Haselberg bezeichnete 1903 seine Route als im Aufstieg undurchführbar — eine Anschauung, die aber vor der modernen Klettertechnik nicht standhielt.

[2]) W. Endres, D. A. Z. VI, S. 120.

hinab, bis sie an die rote, sehr ausgesetzte Südkante des Vorgipfels kamen, der sie unter zweimaligem Abseilen folgten. In der Nordostflanke eines Seitengrates, der zum Massiv des Vorgipfels stößt, ging es bis ungefähr in gleiche Höhe mit der Grohmannscharte durch eine plattige Rinne abwärts, worauf über eine glatte Nische ein nach rechts führendes Band und nach Querung einer Eisrinne (Stufenarbeit) drei Stunden nach Verlassen des Gipfels die Grohmannscharte erreicht wurde". Die bei günstigen Verhältnissen nach der schweren und gefährlichen Kletterei als angenehme Abwechslung wirkende Westroute der Grohmannspitze setzte keine bedenklichen Hindernisse mehr entgegen; man erreichte in 1 1/4 Stunden den Gipfel.

Vier Tage später folgten die Würzburger Haupt, Christian und Fr. Oertel den Spuren ihrer Bozener Freunde. Wie schon erwähnt, wird die Scharte zwischen Innerkoflerturm und nordöstlichem Zackengrat durch mehrere Riesenblöcke gebildet, die gegen die Südrinne balkonartig vorhängen und die mächtigen Eispolster der Nordschlucht stützen. Die Überkletterung des Zwischenbaus (der schon des öfteren als Vorturm bezeichnet wurde) gelang auf sehr interessantem und abenteuerlichem Wege. Durch eine Lücke gelangte man zur Unterseite der Blöcke, die sich als Steingewölbe über einen 20 *m* hohen Eissaal lagern. Am Doppelseil in freier Luft hinabgleitend, erreichten sie die Schneesohle der Südrinne und gingen 15 *m* tiefer in die Schrofen des Vorturms über. Hier wurde 45 *m* höher an der rechten Gratkante ein Schartel sichtbar, an das sich unmittelbar links eine spitz zulaufende Platte lehnt. In brüchigen Felsen kletterten sie zu einer Höhlenöffnung empor, querten Steintafel und Schartenkehle, stiegen hinter der Kante 20 *m* durch eine Rinne ab und gewannen so wieder die Route ihrer Vorgänger. Haupt legte im Turenbuch des Sellajochhauses seine Ansichten über diese Bereicherung der Langkofelturen dar, die hier teilweise wiedergegeben seien: Der Wiederaufstieg auf die Grohmannspitze ist sehr schön und wegen des prächtigen Gesteins gegenüber der gefährlichen Brüchigkeit des Zwischenbaus eine Erholung. Es ist hierbei nicht nötig, sich genau an die Beschreibung im „Hochtourist" zu halten. Man benützt gleich den bei der Grohmannscharte ansetzenden Riß und kann im folgenden zwischen der rechten Kante, einem gegen Süden geschobenen Riß und den benachbarten Felshängen wählen. Immer wird man endlich oben eine schneerfüllte Rinne betreten, die nach Bewältigung ihres leichten Überhangs über die rechte Flanke verlassen wird. Bald wendet man sich schwach nach links und klettert schließlich in einer Rinne oder an ihren linken Plattenschrofen zum Gipfel. — Haupt glaubt, daß der Gratübergang vom Innerkoflerturm jedem tüchtigen Kletterer, der vielstündiges Stufenschlagen scheut, als neuer, eisfreier Zugang zur Grohmannscharte willkommen sein müsse.

Da an dieser Stelle notgedrungen einige allgemeine Bemerkungen eingefügt werden müssen, möchte ich auch kurz die Gründe Haupts widerlegen: Von jenen sechs Klettergesellschaften, die bisher in die Ostabstürze des Innerkoflerturms eingedrungen sind, haben nur die zeitlich benachbarten Unternehmungen Mayr—Forcher-Mayr—Kofler und Haupt—Örtel günstige Verhältnisse angetroffen. Nicht nur, daß also der Innerkoflerturm schon wegen des Zugangs zur Zahnkofelscharte und seiner Gletscherrinne, deren Umgehung mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, als Eisberg der Dolomiten zu bezeichnen ist, fand die Mehrzahl der Kletterer auch den Abstieg zur Grohmannscharte durch Schneeanwehungen und glasige Firnplatten erschwert oder ungangbar gemacht. Unter diesen Umständen kommt natürlich der alte Fehler des Westwegs der Grohmannspitze, der dazu beigetragen hat, ihn dem Kletterer zu entfremden, noch mehr in Betracht. Wagt der eisscheue Felsgeher daher bei kühlem Wetter den Übergang, so läuft er — abgesehen von

dem Kampfe mit firnbedeckten Felsstürzen — noch Gefahr, die Nacht im Bereich des Berges zubringen zu müssen. Er wird daher trotz des neuen Felsenwegs zur Grohmannscharte besser tun, die altbewährte Tatkraft in dem äußeren und inneren Wandgürtel der Gruppenhäupter aufs neue zu erproben und das eisdurchsetzte Felsenlabyrinth dem erfahrenen „Gletscher- und Felsenmann" zu überlassen.

Schrittweise ging die Eroberung des Innerkoflerturms von Osten weiter. Hatte schon Haupt für die Möglichkeit der Ersteigung entschieden, so verdankte der endgültige Beweis doch einem Zufall seine Entstehung: Am 20. September 1909, einer für solche Unternehmungen viel zu weit vorgerückten Jahreszeit, wollten Luigi Rizzi und Dr. Ernst Kraupa vom Gipfel des Innerkoflerturms die Grohmannspitze erreichen. Trotz allseits glänzender Eisspiegel drangen Rizzi und Kraupa bis in die Nähe der Grohmannscharte vor. In einem Augenblick großer Gefahr kam ihnen endlich der Ernst ihrer Lage zu Bewußtsein und nach einem verzweifelten Kampf mit lotrechten Eiswänden und überwächteten Gratkämmen kletterten beide wieder auf den Innerkoflerturm zurück. Bei dieser Gelegenheit mußte Rizzi den gelben Überhang der Ostseite durch eine seichte Wandfalte erklettern, neben der die eisstarrenden, zackig geknickten Risse, die bereits Haupt ins Auge gefaßt hatte, hinter einer abschließenden Firnmauer höhnisch herübergrüßten.

Schon 30 Jahre früher hatte der Innerkoflerturm als dankbares Objekt für phantastische Fahrtenberichte gedient; nun wiederholte sich das alte Spiel. Der Ersteigungsgeschichte Unkundige, deren Erzählungen vielleicht auch 1908 den scharfen Kampf über die Südwandersteigung herbeigeführt hatten, wollten wissen, daß Rizzi nach vielen vergeblichen Angriffen den Kampf mit dem Abbruch des Ostgrates aufgegeben hatte.

Kein Wunder also, daß 1910 der Wiener Kletterer Walter Palme zu neuem Sturme auszog, um die spröde, vielumworbene Mauer zu bezwingen. Nach Überschreitung der Grohmannspitze stand er an einem schönen Augusttage zur Mittagszeit in der dämmerigen, kalten Grohmannscharte. Von der Scharte strebt nun ein steiler Pfeiler zu einem mächtigen Zackengrat empor, der nordsüdlich streicht und im Punkt 3001 *m* gipfelt. Von diesem Gipfel löst sich nördlich der nach Westen gekrümmte Seitengrat ab, der die beiden Langkofelkarspitzen trägt; nach Westen aber hängt diese 3000 *m* hohe Spitze [1]) mittels einer Firnscharte mit dem Gipfelmassiv des Innerkoflerturms zusammen. Über den Felspfeiler direkt oberhalb der Grohmannscharte (links von zwei vereisten Kaminen) ansteigend, kam Palme in der Höhe der rechten Einschartung an den ersten Gratzacken heran und erreichte mittels eines Querganges nach rechts dieses Felstor. Er beschloß, den Grat, auf dem er stand, bis vor seinem höchsten Punkt zu verfolgen, um dann über den Firnsattel zwischen „Vorturm" und Innerkoflerturm den Gipfel des letzteren zu erreichen.

Über den zersägten brüchigen Grat klomm er auf den höchsten Zacken und stieg in die letzte tiefe Eiskluft ab, „die schmal unter der steilen Wand liegt, mit der der Hauptturm sich hier verteidigt" [2]). Gegenüber der morschen Felsschneide seines Standplatzes befand sich an der senkrechten Turmwand ein Vorbau, dessen rotes Gestein zahlreiche Löcher und Nischen aufwies. Von rechts unten stieg er in die Wand ein, indem er eine links aufwärts ziehende Rinne benützte, die bei einer kleinen Felshöhlung endet. Aus der Nische führte rechts ein enger Riß in die Höhe eines Abseilzackens und zu einem Felsköpfel (links oben), von dem aus ein schwerer Quergang in die überwächtete Scharte am Innerkoflerturm bringt.

[1]) Palme benennt den Zacken „Punta 3000". Mir scheint jedoch in diesem Berggebiete mit deutscher Nomenklatur die italienische Bezeichnung nicht zu passen.

[2]) Mitteilungen der Akadem. Sektion Wien.

Hier schien die Wand jenseits der Scharte senkrecht, ja überhangend und mauerglatt. Nur rechts unter der Firnschneide des Sattels zeichnete sich eine mehrfach gebrochene dunkle Linie in die Wand; es schien dort ein schmaler Riß vorhanden zu sein! Rechts davon ragten einige scharfe Felskanten aus der Wand, mit deren Hilfe Palme ein kleines Schuttplätzchen etwa in halber Höhe des Absatzes erreichte. An der linken Flanke eines tiefen Spaltes kletterte er ohne Schwierigkeiten auf eine terrassenartige Platte empor und eilte über die an Neigung abnehmende Wand zum Gipfel des Innerkoflerturms, den er zwei Stunden nach Verlassen der Grohmannscharte betrat.

Durch die beiden letzten Bergfahrten wurde nach Beendigung der Diskussion über die Ersteigungsmöglichkeiten eine damit verquickte, alte Streitfrage von neuem aufgerollt: Nach Überlieferungen aus der ersten Zeit der Berggeschichte soll Michel Innerkofler den Gipfel von der Grohmannscharte gewonnen haben. Nach den Erfahrungen Mayrs, Forcher-Mayrs, Haupts, Örtels, Koflers und anderer schien die Angelegenheit dahin erledigt, daß Innerkofler im günstigsten Falle den „vielbesprochenen Vorturm“ über dessen Nordseite erstiegen habe. Als maßgebender Grund für diese Annahme wurden die ungewöhnlichen Schwierigkeiten des letzten Mauerwalls ins Treffen geführt. Wie jedoch Rizzi dem Verfasser ausdrücklich betonte und auch die Bergfahrt Palmes bestätigte, sind die Hindernisse des engen Spalts keineswegs so groß, als der Augenschein annehmen ließ. Wenn daher auch die Erkletterung des Berges von der Grohmannscharte in einer halben Stunde in das Gebiet der Sage verwiesen werden kann, so ist die Möglichkeit, daß Innerkofler tatsächlich den Gipfel erreicht hat, nicht unbedingt zurückzuweisen. Die überall erwiesene Wahrheitsliebe Innerkoflers läßt die Möglichkeit eines „Irrtums“ zwischen Innerkoflerturm und Vorwerk, der einem erfahrenen Felsenmann nur absichtlich unterlaufen könnte, nicht zu. Die Verwicklungen und Widersprüche können sehr wohl von Zwischenträgern der Nachrichten herrühren, die leicht Zeitangabe und Scharte verwechseln können; eine Verwechslung des Gipfels jedoch erscheint schon in Anbetracht des Umstandes, daß der heutige Innerkoflerturm zu jenen Zeiten noch unbenannt war und der Kletterer daher die relative Höhe und Lage angeben mußte, ausgeschlossen. Es ist ein kühnes Unternehmen, über die sagenumwobene Tat des ersten und berühmtesten Dolomitenkletterers, der in alpinem Sinne ein Held ohne Fehl und Tadel war, den Stab zu brechen, solange die Gründe, die für ihn sprechen, nicht fest und klar widerlegt sind. Der Wunsch, dem Andenken eines idealen Kämpfers kein Unrecht zuzufügen, veranlaßte den Verfasser, der bei Behandlung der Ersteigungsgeschichte der allgemeinen Meinung Genüge leistete, auch einige der vielen Gründe, die für Innerkofler sprechen, anzuführen. Zu einer endgültigen Entscheidung fühlt er sich nicht berufen.

Dem Kapitel der Streitfrage weiter folgend, gelangen wir zur Ersteigung des Innerkoflerturmes über

---

DIE SÜDWAND Jahrzehntelang schlummerte die Aufmerksamkeit der Kletterer, die Neuturen in der Langkofelgruppe suchten. Besonders dem Innerkoflerturm wandte sich nur sehr geringes Interesse zu, bis schließlich eine kühne Tat einen heftigen Streit der Meinungen entfachte: Am 18. August 1908 gelang Luigi Rizzi, Max Mayer, Giuseppe Davarda und mir die erste Durchkletterung der Südwand.

Herrliche Felsbilder, schaurige Klüfte, nachtschwarze Höhlen und glitzernde Eiskaskaden, die mannigfaltigsten Überraschungen sind in dieser Flanke vereinigt, die im August 1911 zum zweiten Male von Dr. Paul Preuß, W. Schmidkunz,

Tomassi und Gutmann bezwungen wurde. Nach Ansicht dieser Kletterer ist der Südkamin das Juwel der Gruppe und bietet seine Bezwingung die abenteuerlichste Kaminkletterei der Ostalpen.

Im Winter 1908 reifte in Rizzi der für damalige Verhältnisse überaus waghalsige Plan der Südwanddurchkletterung. Bei einer im Juni unternommenen Aufklärungstur durchstieg er mit seinem Freunde Giuseppe Davarda die untere Wandhälfte und kehrte nach Zurücklassung eines Seiles an einer bedenklichen Stelle ins Tal zurück. Die beiden hatten nur ihren Familien ihr Vorhaben verraten, nichtsdestoweniger wurde schon bald danach der Welt verkündet, daß die beiden auch auf dem Gipfel gewesen seien, was freilich damals nicht ernstlich geglaubt wurde [1]). So beschlossen auch Angelo Dibona und Agost. Verzi, Broome und Corning, die Durchkletterer der Westwand der Rotwand, die gelbe Riesenmauer anzugreifen. Ein Zufall wollte es, daß wir dem damals noch unbekannten, heute berühmten Dibona und seinem geheimgehaltenen Plan zuvorkamen.

Am 18. August 1908, an einem Tage, da die Quellen selbst im Talgrunde mit Äxten von ihrer Eishülle befreit werden mußten und ungeheure Firnhüllen über die Flanken der Bergkörper wogten, zogen wir frühzeitig vom Sellajoch aus.

Um 5 Uhr stiegen wir etwa in der Fallinie des rechtsseitigen und höchsten Südwandkamins, der oberhalb eines Gürtels von brüchigen Felsschuppen ansetzt, in die kalten Felsen ein. Ein brüchiger, senkrechter und seichter roter Spalt leitete auf bandähnliche Gesimse, die, schräg übereinander angeordnet, den Weiterweg vermittelten [2]). Höher oben ging es nach rechts in einen seichten, plattigen Einriß, nach dessen schwieriger Überwindung wir immer in gleicher Richtung an den Fuß des ersten Mauerwalls kletterten, der uns wieder nach Westen in den Riesenkamin drängte. Gleich der erste, 25—30 *m* hohe, moosgepolsterte Absatz zeichnete sich durch große Glätte aus. Höher oben öffneten sich die gelben Mauern immer mehr und trieben uns in den Grund der dunklen Klüfte, deren zerrissenes Gestein sturzbereit auf Lebewesen zu lauern schien. In wenig veränderter Art ging es so lange Zeit empor; eine schluchtartige Erweiterung, in deren Grund zwei messerscharfe Keile verklemmt sind, leitete eine Reihe von dämmerig dunklen Überhängen ein, an deren Wänden das Schmelzwasser immer mehr den dicken Eisauskleidungen Platz machte. In unermüdlich eifriger Arbeit klommen wir weiter empor. Finstere Höhlungen, in denen zahlreiche Dohlen ängstlich die Nester umflatterten, abenteuerlich vorklaffende Felsmauern, deren Überhänge das „Kirchl“ im Schmittkamin vielleicht fünfmal an Größe übertreffen, wechselten in bunter Reihenfolge mit luftigen Klemmblöcken. Dort aber, wo der Kamin etwa 30 *m* tief in unverändertem Bau zur Höhe strebte, begann der Widerstand der Elemente in verstärktem Maße. Ein weit vorgeneigtes „Dach“, das den Riß in seiner ganzen Tiefe sperrte, mußte an der westlichen Seitenwand umgangen werden. Wir spreizten vorerst am Außenrande der sich immer mehr voneinander entfernenden Wände empor, stiegen dann unterhalb eines Mauerringes, der von Rizzis Juniunternehmung herrührte, an die linke, nahezu lotrechte Mauer, an der schmale Leisten östlich zu einem kleinen Vorsprung leiteten. Mancher Überhang mußte jetzt noch erklettert, mancher boshafte Wulst niedergerungen werden, bis endlich eine kleine Plattform gestattete, den sicheren Kamin wieder zu gewinnen. Doch sieh, immer mehr erglänzen die Steine in demantener Verzierung, immer schneller verwandeln sich mattschillernde Wasserperlen in blitzendes Geschmeide, das bald den ganzen Felsbau mit glänzenden Bändern und Kronen überdeckt. Schnell

[1]) Sollte einmal die Notwendigkeit gefühlt werden, die Angelegenheit unparteiisch einer Entscheidung zuzuführen, so ist der Verfasser gerne bereit, sachlichen Erörterungen objektiv zu erwidern.

[2]) Ein Lokalaugenschein im Sommer 1910 lehrte, daß die rechte Seitenwand des Risses zusammengestürzt war und sich ein schräg östlich ansteigender, gutartiger Spalt gebildet hatte.

trachten wir aus dem unheimlichen Reich unerwünschter Winterschätze zu entkommen, als nach 50 *m* ein bisher verdecktes, drohendes Hindernis plötzlich vor unseren Blicken auftaucht: ein zweiter dachartiger Bau, der den Felsschacht abermals sperrt, muß an der östlichen Flanke überlistet werden. Rizzi gewann durch zwei schräg ansteigende Quergänge in einer Schleife die Oberseite der Felsdecke und ließ uns durch den Riß unter Seilsicherung nachkommen. Hatten wir bisher schon durch das Walten der winterlichen Kälte viel an Zeit eingebüßt, so erfüllte uns das Aussehen des Weiterwegs mit bangen Ahnungen. Nirgends entdeckte das hastig suchende Auge jetzt ein aperes Plätzchen, das willkommenen, sicheren Stand geboten hätte; die glatten, spiegelnden Wände gaben dem Riß das Gepräge einer gähnenden Gletscherspalte in einen himmelhoch anstrebenden Eisbruch. Die sonstige tiefe Stille unterbrach heute das schwirrende Sausen und grelle Prasseln unzähliger, losgeschlagener Splitter, die unbarmherzig auf uns Nachfolgende niedergingen. Trotzdem kletterten wir hoffnungsfreudig weiter, bis schließlich ein eigenartig prächtiger und doch schauerlicher Anblick die Zuversicht erstickte: Vor einen kleinen, schwach ausgeprägten Überhang hatte sich breit und mit erdrückender Wucht eine Eisdecke gelegt, die einen Wald von Eiszapfen nach abwärts streckte und die äußere Südwand des Berges in ununterbrochenem Schwung verband, so daß die tiefe, verfirnte Spalte fast bis zum Außenrande geschlossen war. Etwa 1 1/2 Stunden arbeitete hier Rizzi, bis er durch einen mit dem Eisbeil geschlagenen Schacht der kalten Höhle entrann, von der nun ein leichterer Absatz in eine kesselartige, verschneite Erweiterung leitete. Hier verließen wir den ungastlichen Spalt nach rechts und stiegen unter heftigem Hagelschlag über niedere Wandstufen und einen scharfen Grat zur Spitze.

Der Zeitaufwand von 14 Stunden kann für Nachfolger, deren erfreulichere Verhältnisse warten, nicht maßgebend sein. Die zweiten Ersteiger durchstiegen den Kamin in sieben Stunden, trafen jedoch große Nässe an. Bei allen Nachteilen wird diesem Weg doch infolge seiner einzigartigen Szenerien und dem überall verbreiteten Ruf großer Schwierigkeiten doch vielleicht die Zukunft einer Modetur ersten Ranges blühen. Es sei jedoch eindringlichst vor der Unterschätzung der Hindernisse gewarnt. Wo bei lachendem Sonnenschein prächtige Felsstufen emporführen, kann die eisige Faust winterlicher Kälte urplötzlich den Weg zur Freiheit und zum blühenden Leben mit unüberwindlichen Schanzen versperren.

DER SÜDOSTWEG Rückhaltlose Anerkennung zahlreicher Nachfolger rechtfertigen den Rang, den die Erstersteiger dieser von Angelo Dibona, Max Mayer, Luigi Rizzi und dem Verfasser im August 1910 eröffneten Anstiegsroute ihrem neuen Pfad beilegten. An Steilheit der Südwand wenig nachstehend, scheinen die südlichen Abstürze der Ostwand, die eine selbständige Route von einheitlicher, großzügiger Führung bergen, aus der Ferne vollständig unnahbar. Es bedurfte einer genauen Kenntnis aller Geheimnisse der Südabstürze des Gruppenringes, um hier den schwachen Punkt auszukundschaften. Daß der Pfad nicht nutzlos Felsgeheimnisse entweihte, beweist der Umstand, daß seit seiner Auffindung bis zum Sommer 1912 keine vom Sellajoch unternommene Ersteigung des Innerkoflerturms mehr über den alten Westweg geleitet wurde. Ein Blick in das Reich der Wahrscheinlichkeiten der Zukunft eröffnet das Bild der Zurücksetzung der Südwand, während die Südostwand allen Anstiegsrouten des Berges voransteht. An leichter Auffindbarkeit kommt ihre Route jener der Südwand gleich, an Schönheit der mittelschweren Kletterstellen aber kann sie mit dem leichteren Enzenspergerweg der Grohmannspitze in erfolgreichen Wettstreit treten, während sie nach der Ansicht von Dr. Preuß der Normalroute auf die Guglia di Brenta ähnelt.

Unter dem die Südschlucht zwischen Grohmannspitze und Innerkoflerturm teilenden Felssporn querten wir am 6. August 1910 in die unter den lotrechten Wänden des letzteren bergaufziehende Rinne. Bald ersetzte eine weiche Schneedecke den lockeren Schutt. — Stufen tretend stiegen wir zu einem steileren Aufschwung empor, unter dem sich der bisher unnahbare Sockel der Ostwände in Schrofen auflöst. Hier tritt aus dem gelben Wandmassiv ein schlanker, angebauter Zacken vor, den beiderseits tiefe Risse von der Bergwand trennen. Der nördliche Spalt, dessen Öffnung gegen den Gipfel der Grohmannspitze gerichtet ist, kann über gut gestufte Schrofen (vorerst gerade aufwärts, dann nach links) gewonnen werden. Im tiefen Riß geht es anstrengend etwa 20 *m* in eine tiefe, enge Torscharte, deren dunklem Schlund wir leicht entrinnen, indem wir durch die drückend enge, horizontale Felskluft gegen Süden schreiten. Ein nach außen geneigtes, schmales Plattenband läßt nun den Weiterweg nicht verfehlen. Es führt nach links in eine kleine Wandfalte, zwingt uns, einige Meter abzusteigen, und leitet in einen hohen, gegen Süden geöffneten Kamin, der vollständig durchklettert wird. So oft sich die Steilrinne überhangend aufbäumte, erwarteten wir den Beginn großer Schwierigkeiten, erkannten jedoch unsere Meinung stets als unrichtig. Nach 100 *m* endete der Riß in einer Scharte, deren Ausdehnung in diesem eigenartigen, anscheinend ungegliederten Felsbau verblüffend wirkte. Da der Kamin sich schon vorher schwach nach Norden hinzieht, bildet der über dem ersten Zacken liegende, lotrechte zweite Turm mit seinen gleichgearteten Felskameraden eine vielzackige Rippe, die mehrfach mit der gelben Bergwand verschmilzt und im Norden von einer Reihe mächtiger Eiskamine begleitet wird.

Inmitten einer großartigen Felswildnis sahen wir uns jetzt einer trapezartigen Felsplatte gegenüber, deren Parallelseiten unten von einem brüchigen Überhang, am Scheitel aber durch die wagrechte Schneide eines kanzelartigen Vorbaues gebildet wurden. Da hinter dem Bollwerk rechts eine breite Kaminreihe den Weiterweg kündete, galt es zunächst die Kanzel zu betreten. Dibona erwählte die Platte zum Angriff und bewältigte den glatten Panzer in wenigen Minuten; gleichzeitig aber folgten Rizzi, mein Bruder und ich durch einen seichten Riß an der linken Begrenzungsseite der Tafel nach und musterten mit freudigem Blick die leichte Fortsetzung des in Aussicht genommenen Weges. Beruhigt ließen wir uns auf dem Vorbau zu langer Rast nieder und besprachen die Ersteigungsaussichten der gegenüberliegenden Südwestwand der Grohmannspitze. „Vielleicht gelänge es dort drüben noch einen leichten Zugang zum Scheitel des Riesendoms zu finden! Dies wäre ein Problem, würdig, sich für seine Lösung einzusetzen!“ Nach langen Erörterungen über die Schwierigkeiten der letzten Stelle, die ein Teil der Gesellschaft als leicht, der andere als dem Winklerriß ebenbürtig betrachtete, einigten wir uns schließlich für die goldene (vermutlich richtige) Mittelstraße und wandten uns wieder der Felsarbeit zu. Ein brüchiger, vereister Riß brachte uns schwach gegen links in eine Scharte, von der der Blick frei westwärts schweifte, zur Rosengartengruppe und zu den südlich der luftigen Warte grünenden Almmatten. Noch folgte eine lustige Kletterei in freier Höhe, dann tauchten die Steindauben der Südroute auf und wiesen über eine niedere, glatte Gratmauer den Weg zum Gipfelplateau, auf dem wir drei Stunden nach unserem Aufbruche ankamen.

Schwermütige Erinnerungen an verbrachte, gefahrvolle Zeiten ergriffen uns, als wir an dem Biwakplatz des Jahres 1908 vorbeikamen. Dazwischen aber tauchte vor mir aus der Vergangenheit ein durch den alles mildernden Schein der Zeit verklärtes Bild von wilden Kämpfen und endlichem Sieg auf und nie wurde mir ein Berg so lieb und wert wie dieses Felsenhaupt, das uns den Glauben an die eigene Kraft und die Zuversicht zu späteren Taten gab.

Wer abseits der Südwand auf dem Ostweg Dibonas reine Freude suchen und die Eisrinne des gewöhnlichen Abstiegs auf dem empfohlenen Pfad meiden wird, auch der wird das gesuchte Juwel vielfach finden und das erlöste Dornröschen der Gruppe lieben und anbeten lernen wie ich.

DER ZAHNKOFEL

Jede Hütte, die dem schwankenden Begriff hochturistischer Zwecke dienen soll, bedarf verschiedener Faktoren, die vermittelnd und aufbauend in das alpine Leben eingreifen. In erster Linie wirkt natürlich die aufsteigende Reihe bergtüchtiger Besucher fördernd; bedingt wird jedoch das Nahen tatenlustiger Felssteiger wieder durch die Herrschermacht charakteristischer Berggestalten, die den Kletterfreudigen in ihren überwältigenden Bann fordern. Was für die Zinnenhütte die Drei Zinnen sind, wie in den Ampezzaner Dolomiten die Croda da Lago Heerscharen zur Reichenberger Hütte lockt, die Marmolata den Wanderer in sehnsuchtsvollem Verlangen zum Fedajapaß treibt und Winklerturm und Rosengartenspitze zur Vajoletthütte grüßen, so sind Zahnkofel und Langkofelmassiv die „Hüttenberge“ der Unterkunftsstätte der „Akademischen Sektion Wien“.

Der Zahnkofel wurde am 28. Juni 1889 erstmals von Luigi Bernard unbeabsichtigt in dichtem Nebel erstiegen, dem wenige Stunden später Darmstädter mit dem Erstbezwinger und Hans Stabeler folgten. Der durch die obere Nordwestwand leitende Weg bot so große Schwierigkeiten, daß sich Bernard bald bemühte, seine Route durch einen neuen, weniger gefährlichen Pfad zu ersetzen. Schon am 16. Juni 1890 war dieses Streben von Erfolg gekrönt. Er fand mit Max Schlesinger und seinem Bruder Giorgio einen Durchstieg durch die Westwand, der sich durch hervorragende Kürze und den Mangel wirklich bedenklicher Steilen von der Route des Vorjahrs günstig unterschied. Außer einer bedeutungslosen kleinen Variante war Oskar Schuster 1896 nur noch der Südwestweg bekannt, der jedoch, in irrtümlicher Auffassung als „Gelegenheitsroute“ ausgeführt, nicht die Bezeichnung einer wichtigen Neuerung verdient und Sepp Innerkofler mit Frau J. Immink seine Schöpfung verdankt.

Erst am 4. Oktober 1896 eröffnete Dr. Hans Lorenz mit einem Versuch an der Ostwand die Reihe kühner Angriffe, die das engmaschige Routennetz der Neuzeit woben. Wenn sich auch dem immer Sturmbereiten und stets Siegreichen lotrechte Eiswände entgegenstellten, so gelang es ihm doch, den Firnhängen den Erfolg abzuringen und das Problem zu lösen. Die Überschreitung und das Betreten der Spitze versagte ihm ein neidisches Geschick, das sich erst 1897 Hermann Delago und Karl Berger gegenüber günstiger erwies. Nach der langen Zeitspanne von acht Jahren errang der Ansturm der Münchener Kletterer F. X. Endres, H. Bauer und Genossen seinen Vollbringern in der Südostwand neue Lorbeeren. Im September 1909 durchkletterten Johann Fiechtl und H. Stieve die Nordwestwand auf teilweise neuer Route und leiteten damit die Gruppe der neuesten Varianten ein, aus der auch die Ersteigung der beiden westlichen Vorbauten des Zahnkofels durch Johann Mußner und Ferdinand Keyfel im Jahre 1910 nur wenig hervorragt.

Wer die Bezeichnung der verschiedenen Wegrouten ohne Beachtung der Einzelheiten liest, dem scheint der Zahnkofel von allen Seiten bezwungen. Und doch ist er, der kleinste der Langkofelberge, nach Zwergenart die unnahbarste und widerspenstigste Felsgestalt der Gruppe! Tatsächlich erwies sich der Turm bis jetzt nur von zwei Seiten als angreifbar; von Westen bis Nordwesten und von Osten aus der Zahnkofelscharte. An diesen Stellen treten alle Routen in den Felsbereich des Zahnes ein und überwinden auf gemeinsamer Fährte den Bergessockel. Dort erst, wo zwischen glatten Steilmauern sich höher oben Schuttplätze

einzunisten beginnen, trennen sich die Pfade und bilden ein Labyrinth von Wegspuren, dessen geheimnisvolle und doch lichtreiche Gänge noch niemand völlig erforschen konnte.

DER NORDWESTWEG

Als unnahbarer Riesenzahn und doch nur als abenteuerlicher Felskobold inmitten einer Schar größerer Genossen zeigt sich der Zahnkofel von der Langkofelhütte. Der Anblick, so herrlich er dem unbefangenen Auge dünkt, wird keinen selbstbewußten Kletterer erfreuen. Eine überhangende Riesentafel, ein lotrecht in das reine, unberührte Eis niederschießender, feuchtdunkler Grat und rechts eine moderige, kalte Schlucht, durch deren unergründliche Schlünde Stein nach Stein in eisige Schanzen schlägt, führen die menschliche Ohnmacht manchem übermütigen Stürmer zu Gemüte und so, wie jeder nützliche Warner durch eine ernüchternde Mahnung sich zumeist keine Freunde schafft, schienen auch diese ungastlichen Felsgefilde unsere Kletterer fernzuhalten. Der Vorstoß Hermann Stieves und Hans Fiechtls am 22. September 1909 bezeichnet vielleicht den Beginn einer Belagerung der Nordseite. Diese Route ist die einzige, die mit Fug und Recht „Nordwestweg" genannt werden kann. Sie bewies die, wenn auch nicht angezweifelte, so doch auch nie benützte Möglichkeit, den Zahnkofel ohne Vermittlung seiner Begrenzungsscharten zu erklettern.

Fiechtl und Stieve stiegen vom Plattkofelgletscher in der Eisrinne empor, die von der Scharte zwischen Zahnkofel und westlichem Vorbau herabzieht. Als sie sich in der Höhe der untersten Felsen des vorgezeichneten Zieles befanden, wandten sie sich horizontal nach links und gelangten so zum Felseinstieg. Nun ging es über die brüchige Wand etwa 100 *m* schräg rechts empor, bis ein Band die willkommene Gelegenheit bot, nach links zu queren. Dieses in nordöstlicher Richtung (nach links) verfolgend, betraten sie schließlich nach Überschreitung zweier großer Kamine eine kleine Kanzel, von der sich nur nach aufwärts ein nicht unbedenklicher Ausweg bot. Eine sehr schwere, aber festgefügte Mauer führte zu leichteren Felsen, in die sich schräge Schrofenhänge und schuttbedeckte Nischen mengten und über welche die beiden Kletterer rasch gegen links auf den Gipfelgrat und zu den letzten Felsenstellen der bekannten Route klommen.

DIE ANSTIEGE AUS DER ÖSTLICHEN PLATTKOFELSCHARTE

Nordwest-, West- und Südostweg vereinigen sich in der Scharte in friedlicher Gemeinschaft und nur der Südwestpfad Innerkoflers entspringt der südlichen Schuttschlucht. Schon der im Felsgebiete Unbekannte wird aus den Benennungen auf ein krauses Durcheinander mannigfaltiger Routen schließen, deren Verlauf den gebräuchlichen Bezeichnungen nicht entspricht. Der Verfasser schlägt deshalb die Einführung neuer, wenn auch längerer Namen vor, die den Charakter des Weges möglichst erkennen lassen.

a) Aus der östlichen Plattkofelscharte durch die Nordwestwand zur Spitze: Auf diesem Wege wurde der Plattkofel zuerst von Luigi Bernard besiegt. Trotzdem das Felsgefüge schon seit 22 Jahren bekannt war, berührte nur selten eines Menschen Fuß die alten Fährten; denn schon nach einer Lebensdauer von einem Sommer machte der eigene Schöpfer der Daseinsberechtigung seiner ersten Route ein Ende, indem er von der Scharte, statt zeitraubende Umgehungen auszuführen, geradeswegs zur Höhe ging.

Der Vollständigkeit halber sei hier die Richtung Bernards nochmals wiedergegeben: Von der östlichen Plattkofelscharte steigt man ein wenig in der vom Plattkofelkar heraufziehenden Schneerinne ab, quert eine Schlucht, die vom Plattkofelkar zu der Scharte emporzieht, die das eigentliche Massiv von einem

westlich stehenden, 20 *m* hohen Vorkopf scheidet, und klettert über Fels und Schnee in nordöstlicher Richtung zu einer spaltartigen Querschlucht, die ein scharfer Felszahn verdeckt. „Bald nachher biegt man um eine vorspringende Felskante zu einem durch eine Wandfalte gebildeten kleinen Felsenkessel mit jäh abstürzenden Wänden, von dem aus ein an dessen Rückwand gegen Südosten ziehender Kamin mit Klemmblock das Weiterkommen vermittelt. Der Kamin läuft in einer überhangenden Wand aus, über die man sich nach links zu einem in gleicher Richtung laufenden Risse emporarbeitet; dieser führt zu einer mit glatten Blöcken erfüllten, meist vereisten Steilschlucht und ober ihr etwas nach rechts über eine rauhe, jäh abstürzende Wand zu einem kleinen Sattel (rechts ragt ein scharfer Felszacken), von dem aus links über eine steile Wand und einen kleinen Grat der Gipfel gewonnen wird."

Doch über den Pfad, den der erste Turist, der ihn begangen hatte, mit dem Fermedaturm und der Pala della Madonna verglich, fiel der dichte Schleier der Vergessenheit. Seinen Ehrenplatz aber nahm sodann der Westweg ein.

b) Der Westweg aus der Östlichen Plattkofelscharte. Täglich, ja manchmal stündlich wird seinen Schönheiten gehuldigt. Die Ursache des Vorzuges, den der Westweg auf den Zahnkofel vor den Nachbarrouten auf die Berge der Gruppe genießt, ist in seiner Kürze und den nicht unerheblichen Schwierigkeiten zu suchen. Wenn Wetterumschlag zu erwarten ist oder in den höheren Felsgebieten der Winterbann eisige Fesseln schmiedet, dann eignet sich die Besteigung vortrefflich zur tatenreichen Beendigung eines hoffnungslos begonnenen Tages, die nicht nur dem kampflustigen Felsenmanne, sondern auch dem bescheideneren Kletterer, der nun das Ziel seiner Wünsche erreicht hat, eine Quelle reiner Befriedigung werden muß.

Die erste Begehung dieses Weges wurde am 16. Juni 1890 durch Luigi und Giorgio Bernard und Max Schlesinger ausgeführt: Man überklettert von der östlichen Plattkofelscharte den niedern, dem Zahnkofel westlich vorgelagerten Felsbau und gelangt so in die kleine Scharte zwischen Bergmassiv und Vorbau. Knapp südlich der Scharte führen schrofige Felsen in eine schon seit langem lockende, schräg nach links emporziehende Felsschlucht. Die Rinne verbreitert sich, verengt sich dann wieder und mündet schließlich mit einem plattigen Kamin in ein kleines Schartel, wo der Weg der Erstersteiger von Nordwesten her den Grat betritt. Über sich sieht man nun zwei kleine Felszacken. Diese gilt es, trotz des unfreundlichen Aussehens der darunter glänzenden Felstafeln zu erreichen. Eine schwierige und wenig gegliederte Plattenwand, die während 25 *m* scharfe Arbeit erfordert, leitet zur Lücke zwischen den kleinen Nadeln, die eine Felsrippe mit der Gipfelkrone verbindet[1]).

c) Aus der östlichen Plattkofelschlucht durch die Südwestwand auf den Südwestgrat. Die Ersteigungsgeschichte kennzeichnet diesen Weg als Verlegenheitsroute Sepp Innerkoflers, den nur seine hervorragende Kletterkunst vor schnödem Rückzug schützte. So sehr auch der Pfad Innerkoflers unter der Vergessenheit, der die meisten Zahnkofelwege anheimfielen, zu leiden hatte, war er doch einst von großer Bedeutung. Er zeigte nämlich die Möglichkeit der Überwindung eines senkrechten Abbruchs des Südostgrates, dessen Höhe später auch Lorenz, Delago und Berger erklimmen mußten, die sich daher dank der Vorarbeit Innerkoflers und Frau Imminks bei Bezwingung der schwersten Stelle ihres Anstieges bereits in begangenem Felsgebiet befanden.

[1]) In die Reihe der bedeutungslosen Varianten gehören die Linksquerung oberhalb der „Platte" mit Erkletterung des Gipfels von Norden und die Schleife Mußners und Keyfels. Letztere gingen, da die gebräuchliche Route vereist war, nach links fast horizontal in die Südwestwand des Berges über und stiegen bald wieder gegen rechts zur bekannten Route empor.

Die beiden stiegen aus der zur östlichen Plattkofelscharte nach Süden ziehenden Schlucht schon in deren halber Höhe voreilig in die Felsen ein und kletterten schräg gegen rechts auf die Schneide des Südostgrates empor. Steindauben und geringe Hindernisse hatten bisher zu der Annahme, den alten Weg zu verfolgen, beigetragen. Als sich jedoch plötzlich von der kleinen, so gewonnenen Scharte nördlich eines breiten Riesenturms eine abenteuerliche, ungastliche Felswildnis erschloß, mußte Innerkofler den wilden Gratbruch bezwingen.

d) Aus der östlichen Plattkofelscharte über die Südostwand und den Grat zum Gipfel. Auch die Schöpfung des neuesten und — man möchte fast in Anbetracht seiner Routenführung und Schwierigkeiten sagen — modernsten Weges entsprang keiner fühlbaren Notwendigkeit oder Zweckmäßigkeit. Die Selbständigkeit des Anstiegs wird durch die Querung der alten, viel großzügiger und idealer angelegten Innerkoflerroute, sowie durch die bedenkliche Nähe des Ostwegs zerstört.

Am 20. Juli 1906 gingen Hans Bauer, F. X. Endres und Genossen[1]) aus dem Plattkofelkar in die westliche der beiden zwischen Zahn- und Plattkofel eingerissenen Scharten empor. Unter der Jochhöhe nach links querend, gelangten sie in eine mäßig steile, breite Firnrinne und durch diese in die östliche Plattkofelscharte. Sie überkletterten nun den niederen, dem Zahnkofel westlich vorgelagerten Felsbau, kletterten in das kleine Felstor zwischen diesem und dem Bergmassiv hinab und betraten ein mäßig breites Band. Unter der markanten Felsschlucht der Westroute querten sie auf breiten, brüchigen Gesimsen die Südwestwand und Innerkoflerroute etwa 200 *m* ziemlich horizontal nach rechts und gelangten bald an einen scharf ausgeprägten Gratzug, hinter dem eine wasserüberronnene Steilschlucht zu einem Geröllkessel der Südostwand führt. In der Rinne über mäßig schwierige Wandabsätze emporklimmend, betraten sie schließlich den schon von unten sichtbaren Geröllkessel. Nach mißlungenen Versuchen an den rechtsseitigen Wänden, die den Hintergrund in großartiger, von Wasserfällen durchbrauster Rundung umrahmen, entschlossen sie sich endgültig zum Angriff auf den rechten der beiden „schwarzdrohenden, schier endlosen Kamine in der linken Wandwölbung".

Etwa 50 *m* ging es über gutgriffige, steile Schrofen empor bis zu einem breiten Felsband, das, zusehends schmäler werdend, nach rechts zum Einstieg des schwarzgähnenden Riesenschlundes führte. Von hier balancierte Endres über sehr brüchigen Fels bis zu einer scharfen Gratecke. Um diese herumhangelnd, schob er sich über spärliche Griffe und Tritte an der Wand hinüber; „über einen losen Zacken, dessen Gestein beim ersten Schritte in die Tiefe donnerte, betrat er den Kamingrund, dessen Durchkletterung sich sehr anstrengend und schwierig gestaltete. Besonders der gewaltige Überhang am Einstieg und die drei folgenden, zum Teil vereisten, je 30 *m* langen Absätze, stellten an die Ausdauer und Klettertechnik große Anforderungen[2])." Schon bereiteten sich alle drei zu einer Beiwacht im trockenen Schlußstück des Risses vor, als Bauer plötzlich zu ihrer Überraschung den nahen Gipfelsteinmann bemerkte. „In fiebernder Hast ging es nun über die nächste 20 *m* hohe Wand empor, in gebückter Stellung durch ein gewaltiges Felstor hindurch und wenige Minuten später betraten sie ($10^1/_2$ Stunden nach Verlassen der östlichen Plattkofelscharte) den heißumstrittenen Gipfel[2])."

AUS DER ZAHNKOFELSCHARTE ZUM SÜDOSTGRAT UND ZUR SPITZE

Von 1893 bis 1897 trugen die hervorragendsten Langkofelerschließer in mühevollem Wirken Stein nach Stein zusammen, daß schließlich ein stolzes Denkmal alpiner Tüchtigkeit erstand, das noch heute unsere vollste Achtung in Anspruch nimmt. Die schauerliche Steilheit der gelben Zy-

[1]) Name dem Verfasser unbekannt.

[2]) Nach F. X. Endres, D. A.-Z., VIII.

klopenmauern, zwischen denen kunstgerechte Rampen, Bänder und Gesimse den flüchtigen Fuß hindurchleiten, die einheitliche Routenanlage und der Ruf hervorragender Schwierigkeiten sind es wohl in erster Linie, denen der hartnäckig verteidigte Weg das allseitige Interesse und die heute noch währende Bevorzugung verdankt.

Als Bahnbrecher des Weges sind Sepp Innerkofler und Hans Lorenz zu nennen. Ersterer bezwang, wie schon erwähnt, der Not und seinem Ehrgefühl gehorchend, den oberen, schwersten Teil des Grates, Hans Lorenz aber, der alle Bedingungen zum Sieg in seinem Können vereinte, mußte sich, dort wo Innerkofler bereits triumphiert hatte, drei Jahre später von den Eisunbilden des Spätherbstes geschlagen geben. Hermann Delago und Karl Berger vereinten dann 1897 nur die Lorbeerzweige der Erfolge ihrer Vorgänger zum endgültigen Siegeskranz.

Von der Zahnkofelscharte steigt man über brüchigen Fels nördlich in eine kurze, steile Rinne ein, die durch eine an der Wand lehnende, nördlich der Scharte fußende Felsrampe gebildet wird. Diese Wandfalte verläßt man so bald als tunlich nach links und geht auf den rampenartigen Vorbau über. Je weiter man dieses eigenartige Steingebilde gegen Süden verfolgt, desto steiler gleitet der Außenrand gegen die Tiefe ab und formt endlich ein schmales Plattenband, das zum Fuß eines blockgesperrten Kamins ansteigt. Nach Überwindung seiner beiden Überhänge oder der rechten Begrenzungswand klettert man über niedere Felsstufen etwas empor und geht um die stumpfe Felskante nach links in eine seichte Schrofenmulde über. Jetzt wird das Felsgebiet des Weiterweges sichtbar. Um eine Scharte nördlich der dem Südostgrat breit und schwierig entragenden Riesensäule zu gewinnen, klettert man anfangs gerade und leicht über Schrofen und durch einen Kamin, dann über eine schwere Wandstelle auf ein steil nach links emporziehendes Band hinauf, das sich bald zu einer kleinen Rinne vertieft und in dem Grattor endet.

Von nun an werden die Spuren Innerkoflers verfolgt. Der Beginn der Gratwanderung setzt keine Schwierigkeiten entgegen. Schon aber nähern wir uns einem senkrechten, gelben Abbruch, der gegen links mit einer scharfen Kante abschließt. Nun gilt es, mit vollen Kräften zur Bewältigung der westlichen, 25 *m* hoch gerade aufstrebenden Begrenzungsrippe anzustürmen! Gelingt die Tat, dann empfängt zum Lohne ein gutes Band, das nach links in eine kleine Steilschlucht führt[1]). An niedrige Absätze schließt sich als letzte schwere Stelle ein steiler Blockkamin, und bald winkt der Gipfelsteinmann, nur mehr durch die leicht überschreitbare Südostspitze von uns getrennt, frohen Sieg.

In vielen Burghöfen der Alpenfesten würde solch schlanker Riesenberg wie der Zahnkofel der andächtigsten Bewunderung würdig erachtet werden. Wo die Natur jedoch wahllos all ihre Schätze und Juwelen verschwenderisch verstreut hat, dort muß im Gedränge des Mächtigen das Zarte und Bescheidene der Pracht des Glanzes unterliegen. Wer daher stille, fast unzugängliche Felsklippen sucht, dem werden die Ostmauern gar trefflich gefallen, und wer das Schwierigere scheut, der fahre auf der felsigen Straße der Westseite zu Berge!

DIE ZAHNKOFELTÜRME

Schon wieder zwei neue Türme entdeckt! — werden Kenner der Dolomitenkletterei entrüstet ausrufen. Diejenigen, die in der Verwendung scharfer Zacken als Turngeräte eine Entweihung reiner Felsnatur erblicken, wird vielleicht trösten, daß auch die Erstersteiger ihre Leistung nicht als die Lösung einer Hauptaufgabe der Alpinistik betrachteten.

[1]) P. Relly empfiehlt, einen Spreizschritt um die linke Felskante zu machen und drüben mittels eines Risses über die stark abhängende Wand emporzuklettern.

Johann Mußner aus Wolkenstein und Ferdinand Keyfel beabsichtigten am 25. Juli 1910 eine Ersteigung des Zahnkofels über die gewöhnliche Westroute. „Unter den ungünstigsten Verhältnissen (Neuschnee, Nebel und Vereisung) versuchten sie dem Bergmassiv, das im Einstieg völlig vereist war, von der westlicheren Wandstelle beizukommen und stiegen durch eine Eisrinne direkt in die Westliche Scharte empor.“ Nun standen sie am Fuß der beiden Felsspitzen, die sich aus der breiten Felssohle des zwischen Zahnkofel urd Plattkofel eingebetteten Joches erheben.

Von der Scharte gingen sie einige Meter hinab und durch eine eisgepolsterte Rinne scharf links zum Anfang einer großen Schlucht, die zwischen West- und Ostturm mündet. In ausgesetztem und brüchigem Quergang stiegen sie an der Rinne vorbei in die Nordwestflanke des höheren Turmes (P. 2862 *m*) und kehrten nach verschiedenen Versuchen zu einem schweren Kamin zurück, der auf den südlichen Grat führte. Über leichte und gutgestufte Felsen gelangten sie zu einem kleinen Grattor, von wo der Kamm bis zu dem kleinen, von einer mächtigen Klamm gespaltenen Gipfel verfolgt wurde. Nachdem derart in zweistündiger Arbeit der „kleine“ Berg bezwungen worden war, galt es, sich jenseits wieder in die Scharte vor dem niedrigen Vasallen zurückzuziehen. Dieses Vorhaben gelang mittels eines kleinen Überhanges, unter dem ein willkommener Riß bis in den Grund der tiefen Felskehle leitete. Durch einen kurzen Kamin im Westabfall des niedrigeren Zackens betraten sie bald darauf dessen Grat und hatten schon nach dreiviertelstündiger Kletterei die zweite „Erstersteigung“ des Tages vollbracht. Nun erst näherten sie sich endgültig dem gerade und übersichtlich gegenüberliegenden Zahnkofelmassiv. Durch eine Rinne gewannen sie über die Ostseite ein Band, das mit einigen Unterbrechungen, zuletzt mit einem mannhohen Absatz in ein Schartel leitet, das sich zwischen Ostturm und Zahnkofel in den Hauptgrat gräbt.

Der Vorteil, den dieser große Umweg bei Vereisung bieten soll, ist demjenigen, der mit der Felsenwelt des Zahnkofels nicht treueste Freundschaft schloß und alle Einzelheiten kennen lernte, unverständlich, es sei denn, daß abnorme Firnwandlungen und Eisveränderungen am Ort der Handlung Aufklärung bringen. —

DER PLATTKOFEL

Mehr und mehr entfernen wir uns aus dem Bereich der erhabensten Felsbilder. Jedoch nur scheinbar! Auf gleiche Art, wie im Karwendelgebirge die weltberühmten Glanzstücke der Grubenkarspitze und der Lalidererwand von Süden harmlosen Schutthügeln gleichen, wie den 1000 *m* hohen Steilmauern der Hochbrunnerschneide und der dräuenden Südwand der Marmolata harmlose Hänge auf den Gegenseiten gesellt sind, zeigt auch der Plattkofel von Norden ein finsteres, drohendes Felsenhaupt, während im Südwesten die sanfte Rundung grasbewachsenen, schrägen Gesteins einen „Geröllmugel“ vortäuscht, der des Kletterers Gemüt nur wenig erfreut.

Vom Confinboden schweift der Blick in ein graugelbes Gemäuer. Wo eisiger Atem der Klüfte weht, wo rauschende Wasser und prasselnde, kalte Schleierfälle den Bergleib verhüllen, wo haushohe Blöcke zerschellen und Steingeschosse zischend zur Tiefe sausen, dort drang noch kein menschlicher Fuß in die nachtdunklen Bergfalten. Doch daneben winkt so einladend klar im wärmenden, kosenden Sonnenglanz ein gelber, zerborstener Riesengrat! Lang schweift das Auge über Türme und Zacken, ersteigt im Geiste zahllose Nadeln und enträtselt nach langer Betrachtung den Bau der versteinerten Riesengestalten.

Und sonderbar; wo ringsum ein enges Routennetz Zacken und Zinken in Fesseln schlägt, dort ragt noch stolz und unbezwungen ein siebenhörniger Riesenkamm in das blaue Luftreich empor. Fürwahr, ein edles Ziel noch für kühne Stürmer, die Tatendrang und Erobererlust in das Felsreich des Plattkofels treiben!

Weiterhin gegen Osten schieben sich zwei massige Türme vor die Nordabstürze, stören den gleichmäßigen Fall der Wände und schließen mit dem Plattkofel im Westen und Osten steile Felsrinnen ein: es sind die Plattkofeltürme, die sich gar selten menschlichen Besuchs erfreuen! — Noch weit nach Osten aber setzen sich die Wandabstürze fort. Sie bergen schrofig gebänderte Schluchten, bauen Basteien gegen die Karmulde vor und ziehen sich dann wieder stolz und erhaben in lotrechten Mauern von den niedrigen Schneegefilden zurück. Westlich der Türme schlängelt sich die Route Rizzi Kraupa zu dem Nordwestgipfel empor, den der aus dem östlichen Felsbereich kommende leichte Oskar-Schuster-Steig quer durch die Wand erreicht. Näher dem Zahnkofel beginnt der sehr schwierige Weg Adang-Pospischil-Nogler, der einzige, der aus dem Plattkofelkar zum Südostgipfel bringt. Nebst den Nord- und Ostabstürzen birgt noch der östliche Teil der zerklüfteten Südwände erhabene Schönheiten. Durch ihn dringt der Pfad Rizzis und Dr. Kraupas zur Spitze vor; er ist der letzte, der in die Gruppe der hochturistischen Pfade eingereiht werden kann.

Der Zeit nach ist der Ostanstieg Rob. Hans Schmitts und J. Santners zuerst zu nennen. Ihm folgt der steinsichere Zugang, den Hans Lorenz und Oskar Schuster 1895 eröffneten und dessen Verwendbarkeit 1896 Schuster und Lohmüller durch Auffindung einer leichteren Variante erhöhten. Die Erstersteigung, die neben dem „Adangkamin“ den guten Ruf des Dolomitenführers Jos. Adang begründete, wurde 1905 von diesem Führer in Begleitung Fr. Pospischils und J. Noglers über die Nordwand des Südostgipfels vollführt. Einer Anregung des Verfassers folgend nahmen Dr. Ernst Kraupa und Luigi Rizzi im September 1911 die Nordostwand des Nordwestgipfels in Angriff, ließen sich jedoch den wundervollen, kilometerlangen Nordgrat entgehen und durchkletterten zwei Tage später mühelos den wenig bedeutenden Südhang des Südwestgipfels.

DER OSKAR-SCHUSTER-STEIG AUF DEN NORDWESTGIPFEL

Wo himmelstürmende Mauern in weißen Schneekaren fußen und lichtumspielte Grate von unendlichen Höhen niederblicken, dort führt der Schustersteig hoch in das Reich sonngleißender Gipfel hinan. Wie schon der Name verrät, haben wir keine Anstiegsroute im Sinne „scharfer“ Dolomitenkletterei vor uns, daß aber lotrechte Mauern eine breitspurige Fährte, deren Verlauf durch rote Marken gekennzeichnet ist, zwischen ihren schwarzroten Felsleibern ermöglichen, verraten Aufbau und Faltung selbst dem langerprobten Felsenmann nicht.

Die Erlebnisse während der Erstersteigung gab Schuster in seiner Arbeit 1896 schon bekannt. Es wird daher genügen, der Vollständigkeit halber den heutigen Wegverlauf des teilweise etwas verschobenen Kletterpfades in Kürze wiederzugeben:

Von der Langkofelhütte schreitet man auf gutem Wege südwärts in das Hochkar des Plattkofels. Geheimnisbergend schauen gelbe Felsenwände in das Tal. Ob Donnerrollen in lautem Widerklang von Wand zu Wand, von Turm zu Turm und First zu First rollt, ob leise Schleierwölkchen Silberkronen um Gipfel und Grate weben, der Kessel, dem Hochgebirgsgewalt den Stempel ewiger Öde auf bleiche Firn- und Schneewände aufdrückt, wird auf jenen mächtig einwirken, der sich König Plattkofel nähert.

Ohne den zum Plattkofelgletscher führenden Hang zu benützen, schwenkt man gegen Westen zu den Felsen ab, wo zwischen zwei tiefen Schluchten ein Schrofenband nach rechts zu einem kleinen Kopf emporzieht. Auf deutlichem Steiglein geht es zu der Scharte hinter dem Felshaupt und drüben über Schutt nach rechts zu einer kleinen, gefahrlosen Schlucht, die links von gelben überhangenden Felsen in die Höhe zieht. Oberhalb wird eine breite Geröllterrasse an der nördlichen Randscharte betreten, gegen rechts wieder verlassen und links abbiegend über schrofige Felsen zu dem Sockel einer 50 *m* hohen tiefen Steilklamm, in die rechts buntfarbige Mauern dräuen, hinangeklettert. Gute Steiger können, dem Beispiel von Lorenz und Schuster folgend, den Kamin bezwingen, andere werden besser der bezeichneten Fährte folgen. Sie weicht den Schwierigkeiten aus, indem sie absteigend und horizontal nach rechts eine Felsrinne quert, deren Grund bis unter einem Absatz begangen wird. Nun schlängelt sich der Pfad nach links, gewinnt über eine steile, gut gestufte Barre einen Gürtel großgriffiger Felsen, der links oben bei einer breiten Geröllrinne endet. Die Schrofenschlucht ein Stück gegen den Hauptgrat verfolgend, schreiten wir bald dem Gipfelkamm entgegen, auf dem im Norden der zielverheißende Steinmann grüßt. Die auf und niederwogende Felswelle, deren überstürzende Kämme rechts gemieden werden können, verbindet in edlem Schwunge das Spitzenpaar und leitet mühelos zum höheren Südostgipfel. —

Bevor wir diesen Weg verlassen, ist des bahnbrechenden Sturmes Schmitts und Santners zu gedenken. Der Schleier der Vergessenheit zieht dichte graue Nebel vor die Tat und das Geschick, dessen boshafter Gewalt der kühne Schmitt nicht widerstehen konnte, verbirgt der beiden Spuren, unkenntlich für die Nachwelt, im wilden Felsenlabyrinth. —

DIE NORDWAND DES NORDWESTGIPFELS ▫ Rizzi und Dr. Kraupa gingen von der Langkofelhütte auf dem Santnerweg bis zur Abzweigung des Fassajochsteiges, der die Schutthalden der Nordwand quert, hinab. Während der nächsten Stunde nahm sie eine kühle Schneeschlucht, die die Plattkofeltürme vom Hauptmassiv trennt, auf und leitete zu den schneeigen Hochregionen einer Firnrinne, die etwa 100 *m* unter der Scharte zwischen beiden Bergreihen verklemmt ist. Hier erfolgte der Einstieg in die rechtsseitige Felsflanke. Sie verfolgten eine Rinne 30 *m* nach aufwärts, schmiegten sich nach links über Platten ebenso hoch empor und klommen durch einen senkrechten Riß etwa 15 *m* weiter. Ein Quergang über eine schmale Felsrippe brachte nach rechts zu einem breiten, glattgeschliffenen Kamin, an dessen linker Flanke jedoch schon 5 *m* höher schrofiges Terrain etwa haushoch zu einer eigenartigen Felskluft zog, die gleich einer schmalen, einem Engpaß ähnelnden Klamm 5 *m* wagrecht nach links leitete. Nach einem 10 *m* langen Quergang kamen beide über schwierige Platten in eine glatte Rinne, deren abdrängender, verkeilter Block die Reihe schwerer Stellen schloß.

In flotter Kletterei durch wenig anstrengende Kamine und Risse gelangten sie, sich stets schwach links haltend, schnell 100 *m* höher an einen lotrechten Abbruch. Hier wurde wieder 10 *m* nach links gequert, bis ein feiner Steilriß sehr schwierig zur Höhe leichter Felsen brachte. Sie klommen nun wieder 60 *m* über Schrofen und Schutt zu einem schwarzen, von Wasser durchronnenen engen Spalt, ober dessen Mündung die Riesenburg des Gipfels mit gelben Schutzwehren zum Himmel strebt. Doch an der linken Flanke klaffen Breschen, die in Rinnen übergehen und bis zum Gipfelsteinmann den Felsleib durchfurchen.

Von Erquickung des Gemüts und Befriedigung einer schönheitsdurstigen Seele

schweigt der Bericht der Pfadfinder, doch dürfte, was auf dem Confinboden dem Beschauer als Bild ungezügelter Felsenwildheit erscheint, auch in der Nähe den Felsenmännern gewiß durch gewaltige Sprache tiefe Eindrücke geschenkt haben.

DIE NORDWAND DES SÜDOSTGIPFELS

Dort wo die Riesenwand des Berges noch frei von Schutthalden und unberührt vom scharfen Huf der Gemse erscheint, begannen Adang, Pospischil und Nogler die Ersteigung des Südostgipfels.

Sie bezeichnen ihre Nordroute als äußerst schwierig und befanden sich sechs Stunden in den Wänden. Von der Langkofelhütte durchschritten sie auf der Steigspur des Schusterweges das Plattkofelkar und gingen über Schnee und Eis zum Fuße der Nordostwand. Steile Felsstufen brachten nach links in eine Rinne, die in gleicher Richtung gegen einen kanzelartigen Vorbau gequert wurde. Über schrofige Absätze, zwischen denen Bänder und Schrägflächen im Zickzack höher brachten, kletterten sie gerade zu einer 30 *m* hohen, blanken Platte hinan, deren Scheitel im Osten von Rissen und Kaminen begrenzt wird. Weiterhin gegen den Morgensonnenglanz durchfurchten nun enggedrängt Schluchten und senkrechte Klüfte den orgelpfeifenähnlich geformten Fels. Hier galt es, immer schräg durch die sich wild aufbäumenden Wände hindurchzukommen. Die Erstersteiger wandten sich daher gleich oberhalb der blanken Tafel nach links und klommen durch einen sich oben erweiternden Riß zu einer vorspringenden Schulter. Die daneben zur Höhe streichende Rinne, sowie die noch weiter im Osten klaffende Schlucht wurde ohne Höhengewinn überstiegen und man benützte erst deren linke Seitenwände zum Emporklettern. In gelben Mauern schloß sich an Schrofenhänge ein hoher, abschreckender Riß, der nach 80 *m* die Kletterer in den Bereich rotbrüchiger, senkrechter Felsflanken zwang. Aus diesem Bann unnahbarer Bergbastionen befreite sie ein höchst gewagter, 20 *m* langer Quergang (nach Osten), wonach sie in weitgeschwungener Schleife etwa 70 *m* zu einer griffarmen Wand anstiegen. Nachdem das letzte Hindernis in Gestalt eines sehr schwierigen Risses genommen war, wurde von der Höhe des erklommenen Vorbaues der südöstliche und höchste Bergscheitel sichtbar, der über die verbindende Gratscharte nach $4^1/_2$stündiger anstrengender Arbeit betreten wurde.

DIE SÜDWAND DES SÜDOSTGIPFELS

Die alten Südwestwege des Plattkofels vermögen niemandens Aug' und Sinn zu erfreuen; einzelne von ihnen, zum Beispiel der Weg vom Fassajoch, können ohne Gefahr der unbegründeten Herabsetzung langweilig genannt werden, andere, nur wenig reizvollere Pfade weichen der Südwand an der westlichen Umrandung aus. Es ist daher als angenehme Neuerung zu begrüßen, daß Rizzi und Dr. Kraupa die Südwand erschlossen und einen interessanten, kurzen Zugang zur höchsten Spitze schufen.

Der Einstieg in die Felsen erfolgte aus der tiefen, der Südwand entlang ziehenden Schlucht durch einen breiten, die senkrechten Wände durchfurchenden Kamin von mäßiger Schwierigkeit. Nach 70 *m* verließen sie die moosbewachsene Klamm und stiegen schon nach wenigen Schritten östlich in einem engen, zwei Stockwerke hohen Riß empor. Oben versperrte ein eingekeilter Block den Weg und zwang zur äußerst schwierigen Umgehung an der rechten Flanke. Nun ging es 40 *m* über leichte Felsen weiter, dann traten die Wände allseits zurück; freundliche Bänder gaben das Geleite in den verlassenen Einstiegskamin, und im Eilschritt liefen die Kletterer über Vor- und Hauptgipfel zum Steinmann empor, den sie

schon 2½ Stunden nach Verlassen der Schutthalden im Schein der Morgensonne begrüßten.

Sie hatten keine alpine Glanzleistung mit dieser Bergfahrt vollbracht. Allein auch in bescheidener Arbeit kann Wertvolles der Allgemeinheit geschenkt werden, die dann darüber zu entscheiden hat, ob die Absicht des Spenders mit der Wirkung im Einklang steht und unerbittlich das Recht der Verwerfung oder der Annahme ausüben kann.

DIE PLATTKOFELTÜRME

„Aus der langen, zerklüfteten Ostwand des Plattkofels springt eine Rippe gegen das Plattkofelkar vor, die zwei Felstürme trägt, welche ungefähr nördlich vom Nordgipfel des Berges liegen. Hoffentlich fallen sie noch recht lange nicht der jetzt herrschenden Sucht zum Opfer, jeden Zacken, der nur halbwegs Ähnlichkeit mit einer Spitze trägt, zu besteigen und sie dann unter klingendem Namen als ‚sehr schwierig' in die Literatur einzuführen." Wie überholt klingt doch heute dieser Ausspruch Oskar Schusters aus dem Jahre 1896! Wahrlich, die idealen Förderer der Hochturistik könnten zufrieden sein, wenn sich die Gelüste der Erstersteiger solchen Zielen — nach neuen Anschauungen fast reinrassigen Bergen — zuwenden würden.

Neben dem großen und kleinen Plattkofelturm taucht in der Literatur noch der „Plattkofelzacken" auf, der, von Konrad Ebersberger 1896 erstiegen, in der Höhe mit dem nordwestlichen Hauptgipfel der Riesenplatte übereinstimmen und zwischen der Nordwestspitze und dem großen Turme aufragen soll. In diese übrigens wertlose Nachricht dürften sich zweifellos Fehler eingeschlichen haben, deren Klärung im Felsgewirre nur durch genaue Forschung möglich wäre.

Die Plattkofeltürme bilden einen streng nach Norden gerichteten, scharfen, vielzinkigen Kamm, dessen teilweise messerscharfe Schneide nach Osten wie nach Westen mit 300—400 *m* hohen Mauern in Eis- und Schuttkare niederschießt. Im Süden trennt ihn eine scharfgeschnittene, tiefe Scharte von der massigen Haupterhebung des Plattkofels; sie schafft durch ihre Tiefe eine selbständige, ausgeprägte Felsgestalt. Die Wandentwicklung gegen Norden ist von bedeutender Ausdehnung und kommt an Höhe den schönsten Felsstürzen mancher Gruppenhäupter gleich. Der höchste Turm wurde erstmals von Emil Terschak und Dr. Bröckelmann am 19. Juli 1896 betreten. Sie nahmen ihre Aufstiegslinie durch die Nordflanke, die seither wieder vereinsamt ist und von Nebenbuhlern geschont wird, also dem menschenscheuen Alpinisten und Naturfreund empfohlen werden kann.

Der Einstieg ist von der Langkofelhütte in zehn Minuten zu erreichen. Schon von dem Hause bemerkt man an der gegenüberliegenden Wand eigentümliche Schichtenbänder, die etwa in der Höhe der Hütte als grüne Streifen einen nahezu lotrechten, riesigen Felspfeiler queren. Von dem Geröll steigt man zur ersten grasdurchsetzten Schrofenterrasse empor, die nach rechts bis unter einen schwarzen, gut sichtbaren Fleck beschritten wird. Ein 7 *m* hoher Kamin leitet auf ein höheres Band, das bei stets zunehmender Höhe dieses lotrechten Sockels, dessen Flanken sich immer tiefer in die Schuttreißen bohren, zum Wasserabflusse der hinter einem Vorzacken befindlichen Schlucht führt. Am Westrande dieser von plätschernden Bächlein durchzogenen Steilmulde geht es empor, bis sich links eine große Schlucht den Blicken öffnet, unter der man über grasige Schrofen nach rechts emporsteigt. Bald biegt man wieder links durch eine kleine Rinne und über Grasschöpfe in eine seichte Geröllschlucht ab, oberhalb deren man abermals links über Schrofen und durch einen kurzen Kamin ein kleines Schartl betritt. Jenseits bemerkt man eine der ersten gleichlaufende

Schlucht, in die mit geringem Höhenverlust eingestiegen wurde. Durch einen rechten Seitenast kletterten Terschak und Bröckelmann westlich an einer kleinen Höhle vorbei und gelangten endlich über zerrissene Felsflanken auf einen Sattel, der den nordöstlichen Vorbau mit dem roten, wallenden Felsmantel des Turmes verbindet und den Ausblick nach Süden eröffnet. Zunächst ging es nun über grasdurchsetzte Schrofen in südlicher Richtung aufwärts und auf anschließenden felsigen Schräghängen zu einem kleinen Kamin, der knapp unterhalb der gelben Mauern endet. Ein Quergang nach links brachte nach kurzem Anstieg in den oberen Teil eines Risses, der in dem Osttor unter dem Vorgipfel mündet. Letzterer mußte durch einen engen Riß erstiegen werden und nun wurde leicht über die Verbindungsscharte der gelbe, vorher unbetretene Hauptgipfel gewonnen.

Die Hindernisse der Felsrampen ragen an keiner Stelle über das Mittelmaß hinaus. Große Brüchigkeit des Gesteins, das noch nicht durch häufige Begehungen von seiner lockeren Hülle befreit wurde, und große Ausgesetztheit erfordern jedoch einen erfahrenen Bergsteiger, der aber die aufgewandte Mühe und den Entschluß, abseits der Heerstraßen einsame Pfade zu suchen, nach Aussage der Ersteiger durch herrliche Einblicke in das innere Gefüge der Berggruppe reichlich belohnt findet.

DIE LANGKOFELKARSPITZE

Nur das Verwegene, weithin Leuchtende und trotzig Mächtige kann sich in der Felsenwelt wilder Dolomitriesen bemerkbar machen. Drum lag sie so lange im Dornröschenschlaf und fanden sie die Menschen, die in den Bergen aufdringliche Schönheit lieben, ihres Wagemuts nicht wert. Doch auch die Langkofelkarspitze erhielt bei Verteilung der Schönheitsgüter der Natur genug der herrlichen Beigaben erhabener Felstitanen, um aussichtsvoll den Wettstreit bestehen zu können.

Der Berg bildet die letzte und bedeutendste Graterhebung jenes Felskammes, der von dem vielbesprochenen östlichen Vorturm des Innerkoflerturms nach Norden streicht und dessen stolzes Zackengefüge Plattkofelkar und Grohmanngletscher scheidet. Nach längerem Verlauf biegt die getürmte Riesenwelle, die, aus sturmbewegtem, steingewordenem Meere vordringend, Tal und Firntuch zu überfluten droht, nach Westen ab und trägt hier die Höhenkronen der Langkofelkarspitze (Punkt 2795 und 2808) und des nordwestlichen Vorbaus (2648 *m*). Wir haben daher bei der Besprechung des Haupt- und Nebengipfels streng geschieden vorzugehen und auch die Ersteigungsgeschichte beider Spitzen zu trennen.

Kehren wir zur Vergangenheit zurück, so treffen wir in den Kühnen, die den Gipfel 1892 bestiegen, die bekannten Namen von Lorenz, Merz und V. Wessely wieder. Erst im Jahre 1895 lockte der Felskegel neue Bewunderer. Die zweiten Ersteiger jenes Sommers entdeckten leichtere Umgehungen der schwersten Stellen der Nordostroute und im September noch bezwang Delago die steile Ostwand. Bezüglich der Südwestwand erscheint die Ersteigungsgeschichte verwirrt. Einer Mitteilung aus dem Jahre 1898 zufolge wurde von Luigi Bernard und A. Homm die Felswand des südlichen Kares durchklettert, während die ersten genauen Nachrichten von den Teilnehmern der Augusttur 1910, von Walter Palme, Dr. Franz Holzinger und Erich von Posch stammen. Sowohl zeitlich, als auch in geographischer Beziehung liegt dazwischen die Abstiegsvariante von Ferdinand Horn, der den Gipfel in nördlicher Richtung verließ. Der in der Verbindungslinie zwischen Hütte und Hauptgipfel liegende nordwestliche Felsbau wurde 1909 von Dr. Rudolf Krulla und Hans Kaufmann überschritten[1]).

[1]) Schon nach Abschluß dieser Arbeit setzten Wiener Kletterer die letzterwähnte Route bis zum Hauptgipfel fort. Siehe Jahresbericht der Akadem. Sektion Wien.

DIE OSTWAND UND NORDOSTWAND DES HAUPTGIPFELS

sollen, um nicht Bekanntes zu wiederholen, an dieser Stelle nicht behandelt werden. Es sei hier nur auf die Beschreibungen in der Monographie Dr. Oskar Schusters sowie auf die Schilderungen im „Hochtourist“ von Purtscheller und Heß und in dem alten Dolomitenführer Wolf-Glanvells verwiesen.

DER NORDWEG

Ob diese Route, die der Eröffner (Ferd. Horn) in bescheidener Weise als „Abstiegsvariante“ bezeichnet, als selbständige, wichtige Anstiegsroute betrachtet werden soll, kann ich nicht entscheiden. Ing. Horn machte über seinen Abstieg nur folgende spärliche Angaben: Man verläßt den Gipfel in nördlicher Richtung und klettert über steile, sehr brüchige Wandpartien in ein mit Firn erfülltes Couloir ab. Kurze, sehr steile Abfahrten, dann wieder enge, vereiste Stellen bringen zu zwei nassen, durch Abseilen zu bewältigenden Absätzen, unter denen das Couloir an den Schutthalden kurz oberhalb der Langkofelhütte mündet.

DIE SÜDWESTWAND

Es ist wohl angebracht, die alte Route Bernards und den Weg Palmes nicht zu identifizieren. Verschiedene Wahrscheinlichkeitsgründe sprechen für die Annahme, daß Bernard in dem dunklen Schlunde der steilen Schluchten unter dem Gipfel blieb, während Palme das Klettern an sonniger, freier Wand liebte. Die genauen Berichte Palmes[1]) erlauben die sichere Festlegung seines Weges, weshalb seine Angaben im Auszug wiedergegeben seien.

Palme, Holzinger und Posch stiegen bis an den Fuß der Firnfelder im Plattkofelkar hinauf. Hier öffnet sich östlich ein schmales Seitenkar, das in die Flanken des Karspitzengrates und des Innerkoflerturms eingebettet ist. Seinem Firnboden entragt die steile, sonnige Südwand, deren stark vorgebauter unterer Felsgürtel leicht durchsteiglich schien, während die Gipfelfelsen glatt und unwegsam herniederglänzten. Dort, wo die Wand mit wuchtigem Eckpfeiler gegen den Karboden abstürzt, stiegen die drei Kletterer in die Felsen ein. Links lehnt am Wandmassiv ein Zacken, von dessen schmaler Trennungsscharte ein Kamin zur Tiefe zieht. Rechts davon erkletterten sie den teilweise bewachsenen Absatz und querten oben nach links in die Scharte, die auch aus dem Langkofelkar zu erreichen wäre. Über eine senkrechte Wandstufe stiegen sie in eine seichte Rinne, die tiefer in die Wand leitete. Nach Überkletterung von drei Kaminabsätzen erreichten sie ein kleines Schartel in der oberen Pfeilerkante, wo der Steilaufschwung der Gipfelwand beginnt. Sie kletterten rechts an eine Felskulisse und über deren morsche Schneide nach links zu einem engen Schartel vor einer gelben Wandstufe. Von dem vorgebauten Zacken mit weitem Schritt hinüberspreizend, gingen sie an die Bergmauer über, hielten sich jedoch bald wieder nach rechts, um durch eine seichte Rinne in einen kleinen Kessel emporzusteigen, dessen glatte Rückwand im rechten Teil von Überhängen verziert wurde. Knapp links neben den kleinen Felsdächern führte ein schräger Felsriß in Schrofengestein empor. Rasch ging es nun auf die letzte, schwarzgelbe Wandstufe los, deren unterer, schlecht geschichteter Absatz schräg rechts in eine niedere, von zackigen Felsrippen begleitete Rinne brachte. Alle Schwierigkeiten waren nun vorbei und froh ging es auf dem bald erstürmten Westgrat der höchsten Spitze zu.

Palme berechnet für seine an landschaftlichen Schönheiten so reiche Route drei bis vier Stunden Kletterei. Die schwerste, schwarzgelbe Wandstufe dürfte

[1]) Siehe Jahresberichte der Akadem. Sektion Wien.

wahrscheinlich mit geringem Höhenverlust in der westlichen Schlucht zu umgehen sein. Sein Weg besitzt also alle Vorbedingungen, um ihn der Allgemeinheit lieb und nützlich zu erweisen und die Zahl der mittelschweren Modeturen zu vergrößern.

DER NORDWESTGIPFEL

Im Sommer 1909 führten Ingenieur Rudolf Krulla und Hans Kaufmann den nordwestlichen Vorgipfel in die alpine Literatur ein.

Von der Langkofelhütte stiegen sie etwa 100 *m* im Langkofelkar und dann nach rechts über Geröll zu einer Terrasse aufwärts, die bis an ihr linkes Ende verfolgt wurde[1]). Oberhalb dieser Stelle münden zwei seichte Rinnen. Durch die linke, deren Mündung etwas höher liegt als der Sockel der rechten, ging es teils im Grunde, teils an ihren beiderseitigen Flanken und durch die kaminartig gegliederte, brüchige Fortsetzung zu einem kleinen Grattor empor. Von diesem klommen sie in gerader Linie auf die nächste Stufe und querten auf dem schuttbedeckten Scheitel einige Schritte gegen die östliche Schneerinne, welche die Felskörper des Haupt- und Nordwestgipfels scheidet. Die Stufenkrone bricht hier plötzlich ab; man klettert daher durch eine sehr steile, blockige Verschneidung gerade zu einer kleinen Scharte empor, von der aus man wieder auf die der Schneerinne abgewandte Seite des Gipfelmassivs blicken kann. Die nunmehr betretene Nordwestabdachung des Gipfelstockes ist schrofig und leichter gangbar, wenn auch noch immer sehr steil. Man geht von der Scharte etwas nach Südwest, nähert sich schließlich wieder dem Gipfelgrat und erreicht, ihm folgend, den Gipfel.

Kaufmann und Krulla hatten bis zur Spitze 2½ Stunden benötigt. Beim Abstieg verfolgten sie den Grat, der zum Hauptgipfel hinüberstreicht, bis in die tiefste Scharte und klommen nach einer 20 Minuten langen Kammwanderung durch die schneerfüllte Nordnordostrinne in das Langkofelkar hinab.

Die Schlucht des Rückweges zeigte sich im oberen Teile nicht sehr steil, wies jedoch in halber Höhe Steilstufen, Eiswände und Schneeklüfte auf, deren Überwindung beträchtlichen Zeitverlust verursachte und bei schlechten Verhältnissen die Begehung der Schneesohle zu einem Wagnis gestalten kann. Nach Angaben Krullas würde die Mitnahme eines Pickels den Abstieg sehr erleichtern, bei der Ersteigung der Spitze aber hinderlich sein.

Nachdem das Felsgefüge eingehend betrachtet, die Gipfel ringsum bewundert wurden, müssen wir uns schweren Herzens von dem erforschten Hochgebiete trennen. Noch aber ist außerhalb des Banns der Gruppe ein Grasberg zu erwähnen, harmlos von Gestalt, doch hinterlistig und fürchterlich in heimtückischer Wut, wenn der Gebeugte wehrlose Menschen mit felsigen Fesseln umklammert — die Rodella.

DIE RODELLA

Bescheiden und in unauffälligen Formen, fast einer Graskuppe der steirischen Zentralalpen ähnlich, lehnt sich der kleine, grüne Kegel an die riesigen Felsberge der Langkofelgruppe. Gleich einem schrillen Ton in sanften Harmonien erglänzt das grellrote Gebäude des Herrschers der Rodella und der Seiseralpe, Dialer, der durch Umzäunung des Gipfelstockes bewies, daß auch der abstrakte, unfaßbare Begriff der schönen Aussicht als gewinnbringendes Gut in Besitz genommen werden kann.

Auf der Südseite spielt die Rodella ihren Trumpf aus, der sie in den Bereich der turistischen Ziele einführt. Dort schießt eine Plattenwand mehr als hundert Meter tief in ungestörtem Schwunge nieder. Als vollwertiges Objekt moderner

[1]) Aus den Mitteilungen der Akadem. Sektion Wien.

Hochturistik kann eine kirchturmhohe Mauer nicht gelten, da aber Steilheit und Glätte des Gesteins sie aus dem Rahmen grasbedeckter Schrofen heben, wurden mit der Durchkletterung der Südwand schon öfters sonnige Hochsommertage, die der Rast geweiht sein sollten, verkürzt.

Die kleine Bergfahrt bildet fast ausschließlich für die Fassaner Führer Luigi Rizzi und Luigi Favé eine willkommene Halbtagstur. Der größeren Zielen gewachsene Favé, der, kaum den Jugendjahren entronnen, der Nachfolger Rizzis im Fassatal zu werden versprach, fiel seiner Lieblingskletterei zum Opfer. Im Oktober 1911 stürzte er mit seinem Turengenossen, dem Lehrer Riz, in den vereisten Gipfelfelsen ab und blieb 80 *m* tiefer, von nachstürzendem Blockwerk fast vollständig begraben, zerschmettert liegen. Traurige Ereignisse knüpfen sich jetzt an die unscheinbaren Wände und doppelt tückisch scheint es, daß Favé gleich Norman-Neruda das kleine Felsenreich den Tod gegeben, das er am meisten geliebt und dessen Eigenheiten er am besten gekannt hatte.

Die Südwand wird von drei Kaminen durchfurcht. Der westliche wurde 1904 von Luigi Rizzi durchstiegen. Er gliedert sich in drei Absätze, deren letzter sich durch glattes, brüchiges Gestein auszeichnet. Damals begleitete Th. Trukstorfer den Ersteiger; er blieb jedoch in halber Wandhöhe zurück und wurde über ein Schrofenband aus der Mauer geleitet. Den östlichen Kamin erkletterten 1909 Rizzi, Dr. E. Kraupa und Fräulein Valentini. Sie klommen damals über zwei sehr schwierige Kaminabsätze zur Höhe und stiegen auf — — dem Dache des Rodellahauses aus!

Beide Wege, die große Ähnlichkeit mit Übungsrouten größerer Kletterschulen haben, übertreffen den Daumenschartenweg der Fünffingerspitze an Schwierigkeit.

DIE ADAMELLO- UND PRESANELLAGRUPPE
VON HANNS BARTH

II. DIE PRESANELLAGRUPPE[1])

Räumlich nur etwa ein Drittel des Flächenausmaßes der weitverzweigten Adamellogruppe umfassend, ist das Presanellagebiet doch ein würdiger Rivale jener, ja, in Bezug auf seine äußere Erscheinung sogar ein überlegener; denn sein Aufbau — im großen und ganzen ein west-östlich streichender Felsgrat, der mit einer namenlosen, 3052 *m* Seehöhe messenden Splitterschneide zwischen dem Einschnitt des Passo di Maroccaro, 2975 *m*, und der Senke des Presenapasses, 3011 *m*, beginnt, und nach dem höchsten und Hauptgipfel in der ungefähren Längsmitte, der 3564 *m* hohen Presanella, gegen Norden und Süden, besonders aber gegen Osten vielfach verästelt — ist grundverschieden von dem der Adamellogruppe, die trotz ihrer langen Parallelketten infolge der dazwischen eingelagerten Gletscherplane mehr stockartigen Eindruck macht.

Im Norden vom Sulzberg (Val di Sole), östlich von der Furche des Meledriobaches, dem grünen Sattel des Passo Campo di Carlo magno und der Schlucht der Nambino-Sarca, im Süden vom Genovatal, westlich von der Geröllmulde des Lago scuro und dem Presenatal begrenzt, brechen in diese Umrandung die vergletscherten, aber bis hoch hinauf dicht bewaldeten, kurzen Staffeltäler des Presanellagebietes mit einer ziemlich hohen Steilstufe jäh ab. Tiefer in die Gruppe schneiden nur zwei Täler ein: nordseits das Pianatal, im Oberlauf Val di Bon genannt, und südöstlich das Nambronetal, die durch die Mulde der Cornisellosee n und das Joch des Passo di Scarpacò, 2616 *m*, miteinander in Verbindung stehen und das Presanellagebiet in zwei Teile zerlegen, und zwar:

1. in die Presanellakette; 2. in den Nambronestock.

Beide haben gegen das Adamellogebiet in turistischer Hinsicht den ganz besonderen Vorteil ungehinderter Freizügigkeit voraus, da sie völlig innerhalb der österreichischen Reichsgrenze liegen.

1. DIE PRESANELLA-KETTE

Sie ist der hochalpine Abschnitt dieses Gebietes. Reichlich vergletschert, ragen die wilden Felszinnen ungemein steil empor; ihre zerhackte, schmale Kammlinie erscheint gestützt von scharfen Graten, die strebepfeilerartig jäh absinken und zwischen denen dräuende Schluchten und eisgepanzerte Rinnen eingeschlossen sind. Von dem Viertelhundert turistisch besuchter Gipfel, sind nur vier keine Dreitausender, die meisten anderen übersteigen jedoch diese alpin-aristokratische Grenze ziemlich bedeutend; aber auch von dem Dutzend der gebräuchlichen Übergänge liegen acht über dieser Höhe, was wohl der beste Beweis ist für den kühnen Aufbau dieser Gruppe, besonders wenn man berücksichtigt, daß die Begrenzungstäler höchstens bis auf 1700 oder 1800 *m* ansteigen. Vier Schutzhütten, alle in großartiger, aussichtsreicher Lage und auf guten Steigen erreichbar, erleichtern die Überwindung dieser großen relativen Höhenunterschiede bei der Besteigung dieser Berge, von denen drei, das alte, kleine Rifugio Presanella, 2204 *m*, im

[1]) I. Die Adamellogruppe, siehe Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1912.

Nardistal, das Rifugio Denza, 2503 *m*, im Stavèltal, und das Rifugio Segantini, 2500 *m*, im Amolatal, unbewirtschaftet und Eigentum der Società degli Alpinisti tridentini sind, die vierte, das bewirtschaftete, große Mandron-Haus, 2441 *m*, der Alpenvereinssektion Leipzig gehört. Immerhin ist aber von diesen durchwegs einfachen, anheimelnden Unterkunftsstätten beim Besuch der Gipfel noch ein Höhenunterschied von 800 bis 1100 *m* zu überwinden. Sonst befindet sich die heute völlig erschlossene Gruppe im Urzustand, bietet an ungelösten Problemen höchstens noch ein paar Gratübergänge, ist jedoch trotzdem ein Paradies für Bergsteiger von echtem Schrot und Korn, die inmitten einer einzig schönen Hochgebirgszenerie gern ihre eigenen, unmarkierten Pfade durch die große Einsamkeit wandeln wollen.

Gleich der erste Gipfel, von dem sich der etwa 10 *km* lange Hauptkamm gegen Osten spinnt, ist 3069 *m* hoch — die Cima di Presena —, von Nord und West bis zum Scheitel mit Firn bedeckt, gegen dessen eisige Überschiebung die südwärts vorspringende Felsbastion der Cima del Cigolon, 3040 *m*, ihn zu stützen scheint. Südwestlich von diesen beiden Ecktürmen öffnet sich das breite, hügelige Geröllkar, Maroccaro genannt, inmitten den dunklen Lago scuro bergend, jenseits vom Mandronekamm, dem nördlichsten Glied der Adamellokette[1]), begrenzt, das zu den blumigen Matten ob dem wilden Eisbruch des Mandrongletschers absetzt, auf denen das trutzige Haus der Sektion Leipzig thront. Von dort windet sich ein guter Saumpfad durch die Trümmerwirrnis bis unter den Maroccaro- und Presenapaß hin, von welch' letzterem man leicht in kaum einer Viertelstunde auf dem sanften, westlichen Firndach zum aussichtsreichen Presenagipfel aufsteigt.

Die heutige Cima di Presena, die schon in der Generalstabskarte vom Jahre 1824 als Cima del Dosson erscheint und von Jul. v. Payer, ihrem ersten namhaft zu machenden Besucher, am 11. September 1868, Croz del Val Cigola genannt wurde, ist sicherlich der frühest bestiegene Hochgipfel der Presanellagruppe, denn der anliegende Presenapaß — seit alters her stets ein gern benutzter Übergang zwischen Tonalestraße und Genovatal — machte den Berg zu einem leicht zugänglichen Triangulierungspunkt, wozu er auch schon 1854 und bei der österreichischen Katastralvermessung 1859—1860 Verwendung gefunden hat.

Bei dieser, dem II. Bande der „Erschließung der Ostalpen", S. 231, entnommenen Reminiszenz sei mir gestattet, die Bemerkung zu wiederholen, daß auch diese Fortsetzung meiner in der vorjährigen Zeitschrift begonnenen Arbeit nur beabsichtigt, dem grundlegenden Werk über diese Gebirgsgruppe des um sie hochverdienten Herrn Professors Dr. Karl Schulz die turistischen Daten der seit dessen Erscheinen dort erfolgten alpinen Begebenheiten anzugliedern, und ich verweise daher bezüglich der alpin-historischen Erschließungsangaben auf die Abschnitte 8 und 9 der vorerwähnten Monographie. Meine Nachträge wollen also diese einzige, das gesamte Presanellagebiet umfassende Schrift vor einem Veralten bewahren.

Gegen Osten senkt sich ein gezähnter Felsgrat von der Cima di Presena zum Passo dei Segni, 2876 *m*, hinab, welcher Einschnitt eine ungünstige, seit Jul. von Payers Überschreitung am 11. September 1868 wohl nur einmal noch von Bergsteigern[2]) benutzte Verbindung zwischen dem Cigolatal und dem östlichen Lappen des Presenagletschers ermöglicht. Den Ostgrat der Cima di Presena begingen als erste am 13. August 1911 führerlos Ing. Fridolin Hohenleitner, Graz, und Sepp Plattner, Innsbruck, worüber Ersterer folgendes mitteilte: „Nachdem wir den Gipfel vom Mandronhaus über den Passo di Maroccaro erreicht hatten,

[1]) Siehe Zeitschrift d. D. u. Ö. A.-V. 1912, S. 228. [2]) Siehe Seite 314.

Naturaufnahme von Joseph Netzuda

Mezzotinto Bruckmann

Presanella aus dem Stavéltal

Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1913

begannen wir den Abstieg. Es ist eine ganze Reihe von Türmen zu überklettern, die meist am besten auf der Südseite umgangen werden. Die Kletterei ist nicht ganz leicht. Vom Passo dei Segni liefen wir über den Gletscher hinab zu unserm Zelt am See", P. 2292. Die Zeit schätzten sie auf 2—2½ Stunden.

Der Hauptgrat zieht nun ostnordöstlich empor, vielfach zersägt und gezähnt, über den Punkt 3134[1]), aus dessen zerfurchter Südflanke ein Seitengrat entspringt, der mit der südlichen Ausstrahlung der Cima del Cigolon das Cigolatal einschließt, bis zum steileren Aufschwung des westlichen Vorgipfels der Busazza. Dort ist auf der Nordseite der Wände des Hauptgrates, die aus dem sich hochanschmiegenden Firn des östlichen Gletscherbeckens der Vedretta Presena jäh aufsteigen, eine hohe, steile Eisrinne eingezwickelt, P. 3127. Die Alpenvereinskarte gibt diese Stelle nicht ganz richtig wieder, indem sie Rinne und nicht kotierten Vorgipfel zu weit auseinandergerückt und die südlich absinkende Gratrippe ein Stückchen zu weit östlich angesetzt hat.[2])

Vom Vorgipfel fällt und steigt der lange, schmale Gratfirst ziemlich gleichmäßig zur Hauptspitze der Busazza, 3329 *m*, und setzt sich hierauf rein östlich ähnlich fort, in der Mitte turmbewehrt, zum verfirnten Ostgipfel, 3293 *m*.

Den gestreckten Scheitelbau der Busazza stützen seitlich strebepfeilerartige Gratrippen: südlich eine kurze, nordseits aber eine weit in das Presenatal hinabreichende, die, nordöstlich ausbiegend, den Kessel des Busazzagletschers vom Becken der Vedretta Presena scheidet und dazwischen, von sekundären, nordwestlich streichenden Felsschneiden umklammert, zwei kleine Hängegletscher einschließt, die ich als Westliche Vedretta Busazza bezeichnen möchte. Firn und Fels gestalten somit die Titanenmauer des Busazzaaufbaues zu einem wildschönen Bild, das, von der Tonalestraße aus betrachtet, von überwältigender Größe und wuchtiger Eigenart ist und trotzdem himmelstürmenden Schwung besitzt.

Von der Firnhaube des Ostgipfels, 3293 *m*, der Busazza gabelt sich der Kamm. Ostwärts zieht der Hauptgrat über eine kotierte Erhebung (dem scheinbaren Knotenpunkt der Alpenvereinskarte südlich der Einerziffer des P. 3293) zum Monte Cercen, als kilometerlange sägeartige Zackenschneide in eine scharfe Einschartung, P. 3120, sich senkend, die ich Forcella di Busazza nennen möchte.

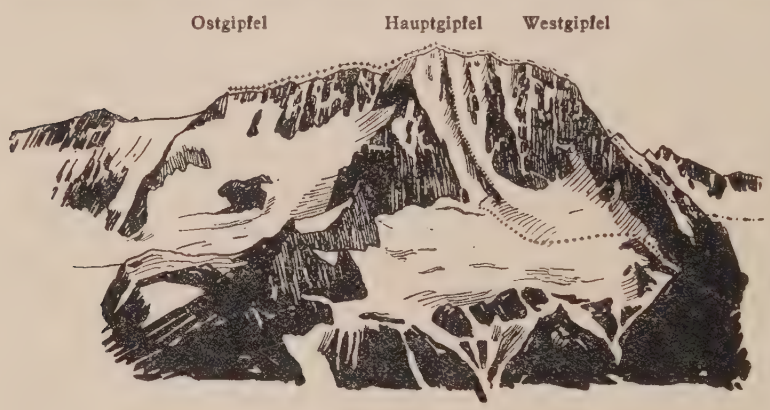
Die südliche Gabelung entfernt sich anfangs nur allmählich vom Hauptgrat, mit diesem eine firnerfüllte Schlucht, den Canale di Busazza, einschließend, entwickelt sich aber plötzlich in rein südlicher Richtung als mächtiger Felsrücken (Dossone), dessen Ausstrahlungen in der bewaldeten Sockelregion die Steilabstürze bilden, die in der Tiefe des Genovatales auf dem berühmten Wiesenplan von Bedole fußen und jene Rampe schaffen, auf der die übrigen südlichen Pfeilerrippen der Busazza und der Cima del Cigolon wurzeln und auf der auch der zu einem Alpenvereinsweg ausgebaute Hirtenpfad Platz findet, der sich stellenweise recht luftig vom Mandronhaus zum Cercenpaß schlängelt. Die unverdient selten besuchte Busazza erreichte man früher einzig auf der mäßig schwierigen Wegrichtung der Erstersteiger (de Falckner mit den Führern F. Collini und Dallagiacoma am 5. Juli 1883, bezw. Gstirner und Schulz mit Führer Bonapace am 1. August 1889[3]), nämlich: Von der Quelle im Cercental nördlich hinan zum Moränenwall an der Mündung der Busazzaschlucht und durch den schaurigen, aber gut gangbaren Schlund des Canale di Busazza zum schneeigen Ostgipfel empor; nun über den nicht kurzen, schneidigen Grat, wobei ein sperrender Felsturm nördlich umgangen wird, zur höchsten Spitze.

[1]) Alle Höhenangaben beziehen sich auf die Alpenvereinskarte vom Jahre 1903.

[2]) Siehe Bild: Die Busazza von der Lobbia Alta aus, in Erschließung der Ostalpen, Band II, zwischen S. 232/33.

[3]) Näheres Erschließung der Ostalpen, II. Band, S. 233.

In der zum Presenagletscher absinkenden Firnrinne des Westgipfels der Busazza stieg Anfang Juli 1900 E. Matze, Berlin, mit Führer Caola aus Pinzolo zum Gipfel; sie vollführten die erste Besteigung dieses Berges von Westen. Der Bericht hierüber lautet: „Wir gelangten über ihn (den Presenagletscher vom Presenapaß. D. V.) an ein Trümmermeer, dessen zwar sehr große, aber meist lose liegenden Blöcke wir in etwas südlicher Richtung überschritten. Nach eineinhalbstündiger schwieriger Kletterei kamen wir an eine fast senkrechte, von starkem Steinfall belebte Eisrinne, die harte Stufenarbeit kostete. Nach Überwindung derselben ging es in einem neuen Trümmerfeld steil hinauf nach dem langgestreckten westlichen Grat und auf diesem fort unter Überkletterung mehrerer Türme zum Gipfel, 3329 *m*. Dauer sieben Stunden. Der Abstieg ($3^1/_2$ Stunden) erfolgte bis zum Presenagletscher auf demselben Wege. Von hier jedoch ging es steil hinauf nach dem Passo dei Segni, wo wir ein Rudel Gemsen aufscheuchten. Dann ebenso steil hinab nach der Val Cigola und der Mandronhütte auf dem Weg vom Cercenpaß."



Busazza von Norden
+ + + + + Richtung Schulz-Gstirner.
– · – · – · – · Richtung Matze-Caola.
. . . . . Richtung Hohenleitner-Plattner.

Am längsten haben sich die wilden Nordabstürze der Busazza ihre Unberührtheit bewahrt, was wohl jeder begreifen wird, der sie von der Tonalestraße angestaunt hat. Dafür wurden sie dann kurz nacheinander zweimal erobert: am 12. August 1911 von Ing. Fridolin Hohenleitner und Sepp Plattner, am 6. September 1911 von Leutnant Ad. Listhuber und Korporal Ed. Kasperkowitz, die in Pizzano garnisoniert waren.

Erstere berichteten folgendes hierüber: „Zwischen Vedretta Busazza und Vedretta Presena der Alpenvereinskarte ist ein dritter, kleiner Hängegletscher, eingeschlossen von zwei von der Busazza kommenden Felsrippen, an den Fuß der Nordwand angeschmiegt. Diesen erreichten wir von unserem Zeltlager bei P. 2292 der Alpenvereinskarte über Moränenschutt und die westliche Felsrippe. Nun steuerten wir auf eine Wandrippe westlich eines großen Couloirs zu, deren Felsen am weitesten in den Gletscher herabreichen. Über diese Rippe vollzog sich der Anstieg. Doch wurden wir durch loses Gestein häufig zum Ausweichen gezwungen. Die große Brüchigkeit bietet die Hauptschwierigkeit. Der Gipfelgrat wurde etwa 10 Minuten östlich des Hauptgipfels erreicht."

Die zweite Partie verfolgte, ohne Kenntnis von ihren Vorgängern zu haben, dieselbe Richtung und wurde erst durch deren Gipfelkarten auf diese aufmerksam. Leutnant Listhuber und sein Begleiter bewältigten die 350—400 *m* hohe Wand in $1^3/_4$ Stunden. Sie erklären sie für nicht schwierig, wobei aber allerdings zu berücksichtigen ist, daß die beiden vorzüglich in Übung waren und viele schneidige

Naturaufnahme von J. Netzuda

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Presanella von der Denzahütte (Stavèltal)

Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1913

Klettereien im Gebiet hinter sich hatten. Als Ersatz für das Zuspätkommen auf der Nordseite eröffneten sie einen neuen Abstieg über die Südwand, über den ich folgenden Bericht erhielt: „Vom Gipfel schräg südöstlich hinab über Blöcke und Platten querend zu einer Schlucht, die gerade nach Süden mündet. In der Schlucht, immer links in der Wand haltend, schwierig abwärts, etwa 100 *m* vor der Mündung der Schlucht nach rechts querend bis zur abbrechenden Wandkante hinaus und nördlich einwärts auf das Schneefeld der Schlucht hinab (schwieriger Quergang). Wandhöhe 200—300 *m*, sehr steinfallgefährlich und ziemlich schwierige Kletterei, 1½ Stunden. — Nun über Geröll und steinigen Almboden zur Mandra Dossone am Hüttenweg und zur Mandronhütte, 2 Stunden.“ —

Alle Besucher der Busazza, die das Glück klaren Wetters hatten, rühmen die Aussicht von diesem Gipfel, sowohl die Rundschau auf Ortler- und Berninagruppe als auf die nähere Umgebung des Adamello-Presanella-Gebietes und die prächtigen Tiefblicke in das Genova- und Sulzbergtal.

Der nächste Berg im Verlauf des Hauptgrates ist der doppelgipfelige Monte Cercen. Von der Forcella di Busazza, P. 3120, schwingt sich der Grat ziemlich steil zu dem meist weit überwächteten Westgipfel des Monte Cercen, 3280 *m*, auf und senkt sich sanft geschwungen, südseits ein Schneefeld tragend, zum niedrigeren Ostgipfel, 3250 *m*. Südlich mit einer kurzen Steilrippe im obersten Kar des Cercentales fußend, die die Mündung des Canale di Busazza von den Firn- und Geröllhängen des Cercenpaßes scheidet und noch unbegangen ist und bleiben dürfte, bricht die Nordseite des Monte Cercen ebenso jäh, aber besser gegliedert als die Busazza zum östlichen Busazzagletscher ab: der Westgipfel mit jungfräulichen Felsrippen, der Ostgipfel mit einem kühnen Grat, dessen Schneide in jenen langen Firnkamm übergeht, der den obersten Westrand des Presanellagletschers bildet und auf der Alpenvereinskarte S. Giacomo heißt. Dieser zum Busazzagletscher mit steilen, zerfurchten Felswänden abbrechende Firnkamm setzt sich dann nordwärts als Felskamm bis zum P. 2819 fort, wo er sich gabelt. Der nordwestliche Ast, im P. 2890 gipfelnd, bildet mit dem gegenüber vorschiebenden Auslauf der Mandronekette, dem Monticellirücken, die Pforte des Presenatales; der nördlich ausstrahlende Ast, vom Passo di Pozza, 2599 *m*, unterbrochen, bildet die Westflanke des Stavèltales und endigt mit dem Croz di Stavèl, 2638 *m*. Beide Äste schließen das Pozzikar ein, durch das von der Osteria Cantoniera an der Tonalestraße ein rot bezeichneter Pfad über den Pozzapaß zur Denzahütte führt.

Der Monte Cercen ist also der erste Knotenpunkt im Kammverlauf der Presanellakette und gegenwärtig dessen einziger Berg, der noch turistischen Lorbeer bietet. Denn außer den oben angedeuteten neuen Anstiegsmöglichkeiten ist auch der Gratübergang zur Busazza, ein sicherlich sehr interessantes Unternehmen, noch zu eröffnen.

Die kurze Ostflanke des Monte Cercen ist hoch hinauf firnbedeckt und trotz ihrer steilen, aber reichlich gefurchten Felsen gut zugänglich. Sie wird seit Payers Besteigung am 11. Oktober 1868 auch ausschließlich benützt, und zwar kann man sowohl die südöstlich in das oberste Cercenkar absinkende Rinne, wie den nördlichen Firngrat zum Anstieg benutzen, aber auch gerade neben und über den zum Cercenpaß abfallenden Grat hinaufklettern. Keinesfalls sollte aber der so rasch zu erreichende Gipfel so wie bisher gemieden werden, denn er ist ein Aussichtsberg ersten Ranges. Zum Beweis siehe das Vollbild in diesem Jahrbuch.

Nun folgt der breite Sattel des Cercenpasses, 3043 *m*. Nach Norden sanft geböscht, bricht er südlich sehr steil zum Cercental ab und wird daher wegen dieser kurzen Eisstufe besser zum Übergang vom Cercental in das Stavèltal benützt.

Alpengeschichtlich ist der Cercenpaß bemerkenswert, weil auf ihm 1862 A. von Ruthners Versuch, die Presanella zu besteigen, — der 1. turistische An-

griff in dieser Gruppe überhaupt — an der Ungunst der Witterungsverhältnisse scheiterte, worauf ihn 1864 nach ihrer siegreichen Eroberung der Presanella Freshfield, Walker und Beachcroft mit dem Führer Devouassoud am 25. August nach Bedole erstmals überschritten.

Der Cercenpaß ist einer der aussichtsreichsten Alpenübergänge, die ich kenne, und schon für sich allein eines Besuches wert. Es ist wahrlich ein Wunder, daß er bisher der Hüttenbaulust unserer Zeit entging.

Den bis hierher glatten östlichen Kammverlauf sperrt nun der mächtige, quergestellte Firnwall des gewaltigen Presanellaaufbaues. Nördlich von den Felsbastionen der Cima di Vermiglio, 3456 *m*, südlich von der Firnkuppel des Monte Gabbiolo, 3377 *m*, aus der sich ein langer, wild gezackter Felsgrat (Belvedere) in das Genovatal hinabsenkt, flankiert, ist der Firnwall oberhalb zweier klaffenden, riesigen Querspalten etwas eingesunken. Diese Senke wurde von den obengenannten Engländern bei der Erstbesteigung der Presanella überschritten und heißt seitdem Freshfieldsattel (Sella di Freshfield). Der Firnwall stellt die kühn nach Norden ausbiegende Kammlinie dar, die zugleich die Scheidewand zwischen Presanella- und Nardisgletscher und der Beginn der reichen Verästelung des Hauptkammes ist, der von der Cima di Vermiglio wieder südöstlich als wächtengekrönter First der großartigen Nordabstürze zum Hauptgipfel der Gruppe, zur Presanella, 3564 *m*, zieht und von dieser Spitze nordöstlich jäh zur Bocca di Presanella, 3056 *m*, absinkt, ober dieser Scharte einen zackigen Felsvorbau einschaltend.

Zur Ersteigungsgeschichte der Presanella, die ausführlich im Ostalpenwerk (Band II, S. 235—237) enthalten ist, und zwar die bemerkenswertesten Unternehmungen bis zum Jahre 1887 umfassend, wären noch folgende Besteigungen zu verzeichnen.

Nachdem die mächtige von Eis und Firn starrende Felsmauer der Nordflanke des Presanellagipfelstockes am 5. August 1894 von Professor Dr. Winckelmann, Straßburg, mit Führer Hans Kerer aus Kals im Abstieg von der Cima di Vermiglio begangen und dieser Abstieg östlich über die lockeren Felsen unmittelbar neben dem breiten Firnhang sehr schwierig und steinschlaggefährdet in 4½ Stunden vollzogen ward, blieb noch der direkte Anstieg zur Presanellaspitze übrig.

Auch dieser ist indessen von Führerlosen ausgeführt worden. Am 4. August 1908 vollführten ihn die Herren Gustav Jahn, Wien, und Viktor Sohm, Bregenz, worüber sie folgenden Bericht in der Ö. A.-Z. (Nr. 788, S. 146) veröffentlichten:

Presanella, 3564 *m*. I. Ersteigung über die Nordwand.

„Nach biwakähnlichem Übernachten im Vorraume des Rifugio Denza, dessen Schlüssel trotz aller Bemühungen nicht zu beschaffen war, brachen wir am 4. August 1908, 4 Uhr früh, zur Besteigung der Presanella mit der Absicht auf, den Gipfel vom Presanellagletscher aus direkt über die Nordwand zu erreichen.

Von der Hütte erst über die westliche Moräne gegen den Cercenpaß. Bei 2800 Meter Höhe wird die Richtung auf die Bocca di Presanella genommen. Eine mächtige Lawine hatte den sonst sehr zerklüfteten Gletscher gerade dort überbrückt, wo der Weg zu nehmen ist, nämlich gegen den Fuß einer wenig vorspringenden, knapp unter dem Gipfel endigenden Felsrippe. Nach horizontalem Quergange über die fast ganz verdeckte Randkluft mittels weniger Stufen im sehr steilen Hange auf die ersten großen Blöcke der erwähnten Rippe (etwa 3000 *m*), 7 Uhr—7 Uhr 20 Min. Die von der Ferne schlecht aussehenden Felsen sind gut gestuft und gestatten ein anregendes und schnelles Fortkommen. Nun immer der Gratschneide entlang, dann unter den Wächten des Nordostgrates — etwa in der Höhe des östlichen Hängegletschers der Nordwand — über steilen

Naturaufnahme von Joseph Netzuda

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Presanella vom Monte Cercen

Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1913

Firn gerade empor. Nach einigen Seillängen schräg rechts gegen den die Fortsetzung des unteren Gratstückes bildenden, hier sehr schmalen Felsstreifen. Teils über diesen, teils über die anschließenden Firn- und Eispartien in der Richtung auf den höchsten Punkt des Gipfelgrates. Nach Überquerung einiger schmaler, aber sehr steiler Eisrinnen auf die letzten aus dem Eise ragenden Felsblöcke. Über eine etwa 25 *m* hohe, ungemein steile Firnwand direkt zur Gipfelwächte und durch diese auf die Spitze. (10 Uhr.)

Nach einstündiger Gipfelrast kehrten wir auf dem gewöhnlichen Wege über die Sella di Freshfield und den westlichen Teil des Presanellagletschers zum Rifugio Denza zurück. 7 Uhr abends waren wir wieder in Fucine.

Auf unserem Anstieg durch die Presanellanordwand trafen wir die denkbar besten Verhältnisse. Bei erweichtem Firn wäre die Tur kaum oder doch nur unter großer Gefahr ausführbar gewesen, bei blankem Eise würde sie harte Stufenarbeit erfordert haben. In vorgerückter Jahreszeit dürfte die Felsrippe vollständig ausapern, also einen ununterbrochenen Felsanstieg vom Fuße der

Cima Presanella und Cima di Vermiglio

. . . . . Abstieg Winckelmann-Kerer.
– . – . – . Anstieg Jahn-Sohm.
– – – – } Anstieg Hohenleitner-Plattner.
+ + + +

Wand bis auf eine Seillänge unter der Gipfelwächte gestatten, aber der Weg über den Gletscher bis zu den Felsen würde dann jedenfalls nicht so einfach sein, als wir ihn fanden."

Über die Nordkante der Cima di Vermiglio erreichten am 6. August 1911 die Herren Fridolin Hohenleitner, Graz, und Sepp Plattner, Innsbruck, auf neuem Weg diesen Gipfel, indem sie durchaus westlich von der Winckelmann-Route anstiegen.

Des Ersteren Bericht hierüber lautet: „Vom Rifugio Denza ausgehend, gingen wir auf dem gewöhnlichen Cercenwege bis auf die Vedretta Presanella, bogen hier südöstlich ab und erreichten durch ein System von Spalten die untersten, schuttbedeckten Felsen der Nordkante. Über gutes Gestein kletterten wir nun, meist an der Ostseite, zu einer kleinen Kanzel empor und von hier über eine Plattenstelle auf leichte Felsen, die zum letzten Plattenaufbau des Gipfels leiten. Diese Platten lassen sich sehr gut an ihrer linken Seite erklettern und führen direkt zum Gipfel. Vier Stunden vom Gletscher einschließlich Rast."

Die Ostwand der Presanella, die als dunkles Felsdreieck den Amolagletscher überragt und — ein würdiges Gegenstück zur furchtbaren Adamellonordseite — dem Gipfel, von Osten aus betrachtet, zu seiner charakteristischen, hornartigen Gestalt verhilft, wurde nach einer Eintragung im Hüttenbuch des

Rifugio Segantini am 30. Juli 1909 von Vico Bonfioli, Trient, mit dem Führer Amanzio Collini, Pinzolo, durchstiegen. Sie benötigten hierzu elf Stunden, wovon 7½ Stunden auf die Kletterei allein entfielen, und gelangten im oberen Teil ihres Anstieges auf dem bereits am 4. August 1881 von B. Wagner und Kratky mit den Führern Kederbacher und B. Nicolussi begangenen Nordostgrat zum Gipfel.

Mit diesen erstklassigen Anstiegen ist das Presanellamassiv allseits erschlossen und es bliebe höchstens noch das Erreichen des Monte Gabbiolo von Süden her aus dem Gabbiolotal eine lösenswerte Frage.

Vom Monte Gabbiolo entringt sich in südsüdöstlicher Richtung dem anfangs fast seine gezackte Mauerkrone überflutenden Firn des Nardisgletschers ein langer Seitengrat, der einerseits im Verein mit einem der Presanella südöstlich entstrahlenden Kamm die Mulde des Nardistales umrahmt, anderseits mit seinen ungemein wilden Westhängen die geschlossene linke Steilflanke des Genovatales bildet. Seine selten besuchten Gipfelerhebungen sind der Monte Botteri, 3272 *m*, der Ago di Nardis (Nardisnadel), 3291 *m*, die Cima delle Rocchette, 3254 m, der Cimon delle Giere, 3015 *m*, und als Endpunkt die Cima del Tamale, 2581 *m*. Sie sind gegen das stolze Dreigestirn: Presanella, Vermiglio und Gabbiolo von untergeordneter Bedeutung, trotzdem wurden sie schon früh betreten[1]). Immerhin würden ihre prallen Westabbrüche interessante Klettereien bieten. Einen Besuch der ersteren drei Gipfel verband Hans Forcher-Mayr, Bozen, im Jahre 1901, wobei er die Nardisnadel und die Cima delle Rocchette erstmalig überschritt.

Die kräftigst entwickelte Berggestalt unter ihnen ist die Cima delle Rocchette, von der auch südwestlich eine Gratrippe entspringt, die das Gabbiolotal vom Rocchettatal, zwei kurze Karmulden, scheidet, die mit steilen, engen Bachschluchten in das Genovatal absetzen.

Die parallel mit dem Rocchettagrat vom Presanellagipfel ausstrahlende Kammrippe scheidet das Nardis- vom Amolatal. Sie beginnt als wilde Zackenschneide neben der Presanella-Ostwand, verschwindet unter der Firnkuppel des Monte Bianco, 3368 *m*, und bildet hierauf den Monte Nero, 3240 *m*, der von der Segantinihütte aus betrachtet als ein ungemein kühnes, schlankes Felshorn erscheint. Nach der gut passierbaren Scharte der Bocchetta di Monte Nero, 3078 *m*, folgt der Felsriegel der Cime Quattro Cantoni, 3017 *m*. Zwischen ihm und dem Auslauf des Costone di Nardis ist der gut passierbare Passo di Quattro Cantoni, 2748 *m*, eingeschnitten. Schließlich in den Ast des Monte Ceridolo und den des Monte Peterdico sich gabelnd, endigt die ursprünglich schmale Kammrippe als breiter, massiger Sockel bei Carisolo zwischen den Mündungen des Genova- und Nambronetales.

Die markanteste Berggestalt dieses Kammes ist der Monte Nero, den Gstirner und Caola, von der Bocchetta di Monte Nero ausgehend, links unter dem daraus aufsteigenden Südostgrat am 8. August 1892, erhebliche Schwierigkeiten überwindend, erstmals betraten[2]). Der im Amolagletscher fußende, kühn profilierte Nordostgrat und seine Steilflanken sind noch unberührt.

Die Cima Quattro Cantoni Basso und Alto erstieg als Erster Hans Forcher-Mayr, Bozen, im Sommer 1901.

Nach der engen Einsenkung der Bocca di Presanella, 3056 *m*, die eine direkte Gletscherverbindung zwischen dem Rifugio Segantini am Amolagletscher und dem Rifugio Denza im Staveltal vermittelt, erhebt sich der Hauptkamm zur schmalen, hochgewölbten Felsschneide der Cima d'Amola, 3277 *m*. Ähnlich

[1]) Erschließung der Ostalpen, Bd. II, S. 238.

[2]) Erschließung der Ostalpen, Bd. II, S. 238.

Naturaufnahme von Joseph Netzuda

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Busazza vom Maroccaropaß

Zeitschrift des D.u.Ö.A.-V. 1913

wie dem jenseits zur Bocca di Presanella absinkenden Nordostgrat der Presanella ist dem diesseits aufstrebenden Südwestgrat der Cima d'Amola ein getürmter Pfeilervorbau als Bollwerk vorgelagert. Die Cima d'Amola fußt mit ihren jungfräulichen Nordwestabstürzen im dort wild zerklüfteten Presanellagletscher, mit ihrer prallen Südostmauer im sanften Amolafirn. Südlich bricht der Gipfelbau in eine ungemein steile Schlucht ab, die von der vorspringenden Kante der Südostmauer begrenzt wird und auf eine vorgelagerte Rampe mündet, deren Abfall mit den Hängen der Bocca di Presanella die oberste Firnmulde des Amolagletschers bildet. Diese meist mit Schnee und Eis erfüllte Schlucht vermittelte den ersten Besteigern, A. Gstirner mit dem Führer Bonapace am 10. August 1891, den nicht leichten Zugang zum Gipfel. Seit Bestehen der Segantinihütte erhielt der Berg häufiger Besuch; er ist mit Ausnahme seiner Nordwestabstürze heute allseits erschlossen.

Den aus der Bocca di Presanella aufstrebenden Südwestgrat der Cima d'Amola bewältigten als Erste am 8. August 1911 die Herren F. Hohenleitner, Graz, und Sepp Plattner, Innsbruck. Deren Bericht hierüber lautet: „Über leichte Felsen auf der Westseite erreichten wir die Höhe der ersten Erhebung. Der Abstieg in die nächste, tiefste Scharte war schwieriger. Eine Plattenstelle wurde vom Letzten durch Abseilen überwunden. Dann umgingen wir eine glatte Klippe an der Westseite, indem wir über einen Spalt zuerst aufwärts kletterten und dann schief abwärts über glatte, zuletzt brüchige Felsen die Scharte erreichten. Aus ihr über brüchigen Fels und eine schwierige Platte kletternd, erreichten wir die Höhe des ersten einer Reihe von Gendarmen. Da sie alle nach Nordosten überhängen, querten wir an der Westseite durch über schlechten Fels und Eisrinnen in die Scharte vor einer hohen, roten Wand. Über diese sehr schwierig (Kletterschuhe) hinauf (rechts ein vielleicht leichterer Kamin) und weiter durch einen Spalt auf leichteren Fels. Die nun bis zum Gipfel folgenden Grattürme umgingen wir, indem wir uns in eine Rinne abseilten und von Süden über nicht leichte Felsen auf den Gipfel kamen (6½ Stunden von der Bocca)."

Cima d'Amola von Südosten

. . . . . Gstirner-Rinne.
– · – · – · Richtung Hohenleitner-Plattner.
– – – – Richtung Listhuber-Kasperkowitz.
o o o o o o Richtung Horn.
+ + + + Richtung Barth-Alimonta.

Leutnant Adolf Listhuber und Ed. Kasperkowitz eröffneten am 10. September 1911 einen neuen Anstieg von der Südseite, der sich durchweg auf dem Abfall der großen Türme des Südwestgrates zum obersten Firnbecken des Amolagletschers vollzog. Listhuber bezeichnet den letzten Turm vor dem Gipfel der Cima d'Amola als Mittelgipfel, diese selbst als Hauptgipfel. Sein Bericht lautet: Von einer Schotterterrasse, links von der Mündung der Gstirnerrinne gelegen, „halblinks über Schrofen anfangs leicht aufwärts, dann schwierig um die Südwestkante des Mittel-

gipfels herum, sehr schwierige und exponierte Traverse, ca. 50 *m*, in die Westwand und nun senkrecht durch einen kurzen Kamin auf einen kleinen Sattel. Und durch diesen in der Südwand auf gut gangbarem Bande nach Osten bis zu einem 50 *m* hohen Stemmkamin. Durch diesen und wieder nach rechts. Nun nach einer ca. 30 *m* hohen Kaminreihe in ein Schartel und auf den Mittelgipfel (Wandhöhe ca. 250—300 *m*, sehr anstrengende, schwierige Klettertur, 2½ Stunden). Vom Mittelgipfel nach Osten in die Scharte und auf den Hauptgipfel (20 Min.)."

Am 6. Juli 1911 vollführte Herr Ing. Ferd. Horn auf der Suche nach der Gstirner-Route einen neuen Zugang. Sein Anstieg war nicht leicht und vollzog sich nach dem Bericht folgendermaßen: Erst in einem schmalen, sehr steilen, von hartem Firn erfüllten Couloir empor zu zwei Kaminen (links in rißartiger Verschneidung zu umgehen). Dann immer auf der Südseite der Grattürme empor und schließlich auf begrüntem Band in die Gstirner-Rinne queren, die man 20 *m* unter dem Gipfel erreicht. (Dürfte teilweise mit der Listhuber-Route identisch sein. D. V.) Im Abstieg benützte Horn wieder das begrünte Band, stieg aber dann über Bänder immer weiter westlich, bis sich ein jäher Tiefblick in die Firnschlucht neben der Bocca di Presanella bot. Der Abstieg in diese Schlucht war unschwer. Ing. Horn hielt sich erst etwas nach rechts, dann links. Durch die Schlucht sausende Abfahrt.

Den Nordostgrat benützte der Verfasser mit Führer Ernesto Alimonta als Träger am 5. Juli 1912 zum Anstieg und vollführte damit zugleich die erste Überschreitung von Nordost nach Süd.

Der Nordostgrat der Cima d'Amola bricht jäh in eine Scharte ab, von der jenseits zum Presanellagletscher eine Firnrinne hinabzieht. Diese Scharte ist der Passo Monredond, etwa 3120 *m*. Von diesem auf der Amolaseite über gute Felsen, zwei Rinnen aufwärts querend, zur Grathöhe hinan. Dieser folgend bis zu der Gratsenke vor dem Gipfel, wobei man Hindernissen bald links, bald rechts ausweicht. Unter der Gratsenke ist auf der Amolaseite eine seichte Mulde eingebettet. Diese zuerst absteigend, dann aufsteigend querend, kletterten wir über einen Schneefleck zum damals firngekrönten Gipfel empor, den wir beim Steinmann erreichten. Die Kletterei war mittelschwer und dauerte vom Monredondpaß drei Stunden; sie dürfte der günstigste Zugang sein.

Auf den Passo Monredond folgt ein Felskopf, der sich mit einer halbkreisförmig gegen Osten ausbiegenden Zackenreihe zum Passo d'Amola, 3105 *m*, fortsetzt, die den Hauptkamm darstellt.

Von diesem Zackenkranz zieht eine Zinnenreihe südöstlich zu einem Schneesattel, aus dem sich als Seitengrat der Cornisellokamm entwickelt, der die Firngasse des Amolagletschers vom Becken des Cornisellogletschers scheidet. Der breite Sattel der Bocchetta del Laghetto und die Bocchetta dell'Uomo lassen ihn leicht überschreiten, worauf er, vielfach zerrissen, steil zum Nambronetal absetzt, dessen westliches Gehänge zwischen der Mündung des Amolatales und des Abflusses der Corniselloseen bildend.

Der einzige Gipfel dieses etwa 4 *km* langen Seitenastes ist die Cima Cornisello, 3160 *m*. Sie besteht aus drei Zacken, die eine nach Süden abfallende Schuttmulde umstehen, die über den südöstlich ausstrahlenden Grat unschwer erreicht wird. Dieser Grat vermittelte auch die Erstersteigung seitens Prof. K. Schulz' mit Führer A. Collini am 30. Juli 1889, die den Mittelzacken als höchsten Punkt mit einem Steinmann kennzeichneten. Seit Errichtung der Segantinihütte verfolgt man am besten von der Bocchetta del Laghetto den langen Grat über P. 2937 bis zum Gipfel, der eine hübsche, abwechslungsreiche und nirgends schwere Kletterei bietet.

Naturaufnahme von Joseph Netzuda

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Busazza vom Monte Cercen gegen die Berninagruppe

Zeitschrift des D.u.Ö.A.-V. 1913

Von Westen kann der Anstieg zum Gipfel durch Firneinlagerungen etwas schwieriger gestaltet werden. Eine Überschreitung des Cornisello von Südost nach Nordwest haben Walter Laëng und Genossen am 26. August 1910 ausgeführt.

Von Westen erreichten am 9. August 1911 die bereits mehrmals genannten Herren F. Hohenleitner und Sepp Plattner die Cima Cornisello, welchen Zugang sie als neuen Weg bezeichneten. Er dürfte aber wahrscheinlich mit der Abstiegsrichtung der vorerwähnten Gesellschaft identisch sein. Hohenleitners Bericht lautet: „Vom Rifugio Segantini gingen wir auf die Vedretta d'Amola und stiegen über eine Schuttgasse auf eine markante Scharte westlich des mit vielen Nadeln gespickten Westgrates des Cornisello. Auf der Nordseite reicht der Firn der Vedretta di Cornisello bis zur Scharte. Auf diesem Firn umgeht man jenen zerrissenen Gratteil und gelangt leicht, etwas steil, in eine Scharte am Fuß des Gipfels, den man dann über leichte Felsen erreicht. 2½ Stunden von der Hütte. Leichtester Anstieg."

Vom Passo d'Amola zieht der Hauptkamm fast nördlich über eine unbenannte Felsschneide, P. 3209, die man nach dem an der Zunge des von ihr östlich absinkenden Cornisellogletschers eingebetteten Vedrettisee „Cima Vedretti" nennen könnte, zum schmalen Einschnitt des Passo di Cornisello, 3092 *m*. Hierauf steigt die Kammlinie nordöstlich zur Cima di Scarpacò, 3329 *m*, an, senkt sich nördlich zum Croz di Scarpacò, P. 2979, und endet, östlich ausbiegend, in der dreigipfeligen Mauer des Palù, 3019 *m*.

Von dem Westabfall der turistisch noch unbestiegenen Cima Vedretti senkt sich nordwestlich eine Gletscherrampe zum Presanellagletscher, die durch eine niedere Felsbarre von diesem getrennt wird und die ein jenseits des Cornisellopasses zu Tal streichender Klippengrat begrenzt. Dieser Klippengrat scheidet zugleich die kleinen Gletscherlager unter der gebänderten Westwand der mächtigen Cima di Scarpacò vom Presanellagletscher. Östlich entsendet die Cima di Scarpacò einen Seitenast, der über die Cima di Venezia, 2966 *m*, zur Cima di Bon, 2900 *m*, streicht und am Passo Scarpacò endet. Dieser Seitenast schließt mit einer südlich vorgelagerten Schwelle, der Cresta Vedretti (P. 2915, 2884, 2752), das nach Osten zu den Corniselloseen abdachende weite Moränenbecken des Cornisellogletschers ein.

Die mächtige Cima di Scarpacò, 3329 *m*, ist über den Südkamm leicht zugänglich und wurde sicher von Gemsjägern schon vor dem ersten turistischen Besuch (Compton, Martin und Professor Schulz am 12. August 1887) betreten. Hingegen sind die Nordostflanke, die in das oberste Kar der Val di Bon absetzt, und die schräg gebänderte Westwand, die zum Stavèltal absinkt, erst spät erobert worden.

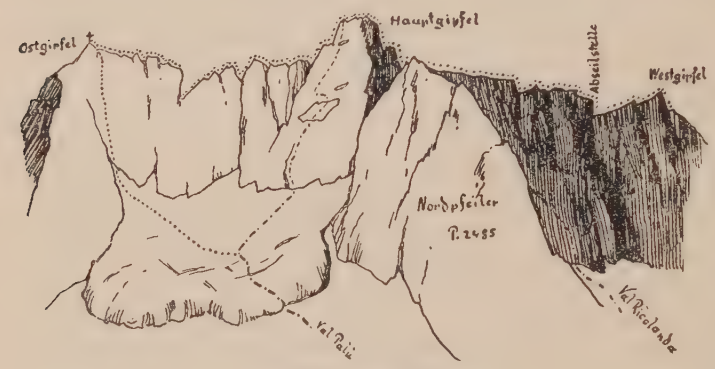
Die Nordostflanke erstiegen am 17. August 1904 Karl Greenitz und Ingenieur Hans Reinl; sie vollführten damit zugleich die erste Überschreitung. Der hierüber in der Ö. A.-Z. Nr. 677, Seite 10, veröffentlichte Bericht lautet:

Im obersten Drittel der Nordostwand der Cima di Scarpacò befindet sich ein ansehnliches steiles Firnfeld, von dessen unterem Rande eine steile, steingefährliche Rinne abstreicht, die westlich von einer Felsrippe begrenzt ist. Aus dem obersten Firnbecken der Val di Bon zum Einstiege, der sich hinter dieser Felsrippe befindet (9 Uhr 10 Min.). Durch eine enorm brüchige, teilweise vereiste Rinne in eine Scharte hinter einem überhangenden Felsturme in oberwähnter Rippe. Einige Schritte nach links in eine flache Einsenkung und durch diese hübsch in festem, plattigem Fels hinauf auf eine Schutterrasse. Erst auf schönem breiten Bande, dann über Platten horizontal nach links zum unteren Rande des eingangs erwähnten Firnfeldes. (Steinfallgefahr!) Knapp links neben diesem über Schutt und große Tonalitblöcke auf den Ostgrat und über

eine schwach eingesenkte Scharte in wenigen Minuten zum Gipfel der Cima di Scarpacò (10 Uhr 45 bis 11 Uhr 45 Min.).

Die Westwand der Cima di Scarpacò erkletterten am 9. September 1911 Leutnant Ad. Listhuber und Ed. Kasperkowitz, worüber mir folgender Bericht zukam: „Vom Rifugio Denza quer über die Moräne und den Scarpacògletscher (sehr viele und riesige Spalten) zur Fallinie des Gipfels. Einstieg: breiteste und eiserfüllte Schlucht der Westwand. Zwei Stunden. — Die Schlucht von links nach rechts querend aufwärts, über eine schotterige Rampe zu einer kleinen Kamin- und Rißreihe und immer gerade aufwärts über Schrofen und kurze, senkrechte Wandstellen ohne zeitraubende Schwierigkeiten direkt zum Gipfel. (Wandhöhe 600 *m*, abwechslungsreiche, nicht besonders schwierige Klettertur, 1½ Stunden.) Abstieg nach Süden und über den Cornisellopaß zum Rifugio Denza, 1½ Stunden."

Den Croz di Scarpacò, P. 2979, erstieg als Erster Ingenieur Hans Reinl am 17. August 1904. Seine bezüglichen Wegangaben (Ö. A.-Z. Nr. 677, S. 11) lauten: „Von der Scharte südlich des Gipfels über Blöcke in die Westseite und beliebig über brüchige Felsen, hohe Blöcke und schutterfüllte Runsen unter den obersten Gipfelbau, zuletzt von Norden her in kurzer Kletterei zur Spitze".



Palù-Gipfel von Norden
. . . . . Richtung am 16. Juli 1911.
— — — — Richtung am 2. Juli 1911.

Vom Croz di Scarpacò schwingt sich der Grat nördlich zum Westgipfel des Palù, 2986 *m*, der über P. 2791 einen Gratast zum Sattel, P. 2294, entsendet, welcher mit dem vorgelagerten Croz della Luna, 2346 *m*, und dem gegenüber aufragenden Endpunkt des vom Monte Cercen ausstrahlenden Kammes, dem Croz di Stavèl, 2633 *m*, die Pforte des Stavèltales bildet. Der nun östlich streichende Felsbau des Palù schiebt vom Hauptgipfel, 3019 *m*, nördlich eine Felsrippe vor, welche die kurzen, zum Vermiglio jäh absinkenden Täler: Val Ricolonda und Val Palù scheidet. Vom Ostgipfel des Palù, 2996 *m*, der entgegen der Alpenvereinskarte das trigonometrische Signal trägt, springt gleichfalls nördlich eine Felsschneide vor, die mit der nordöstlich verlaufenden Grataussstrahlung über den Piz de Montinel, 2753 *m*, und die Cima di Stavai, 2695 *m*, ein drittes, nördlich zum Vermiglio sich öffnendes Tal, das Barcotal, einschließt, in dem ein kleiner See weltvergessen träumt. Die erwähnte Grataussstrahlung bildet zugleich die Westflanke der Val di Bon. Alle drei Palùgipfel bestiegen als Erste Leutnant Ad. Listhuber und Ed. Kasperkowitz und zwar: Den Hauptgipfel über die Nordostwand am 2. Juli 1911 wie folgt: „Von Pizzano durch das Palùtal auf schlechtem Schafsteiglein zum Baito Pradazzo, zwei Stunden. Nun über die Schuttmoräne auf den Gletscher und in dessen Mitte halbrechts aufwärts zum untersten plattigen Absatz des Hauptgipfelmassivs, zwei Stunden. Einstieg über eine Randkluft zu einer Rinne, die zuerst südlich und dann schräg

Naturaufnahme von J. Netzuda

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Monte Gabbiol vom Mandronhause

Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1913

in der Wand bis in deren Hälfte gegen den Gipfel aufsteigt. Vom Einstieg schwierig rechts der Rinne (links häufig Steinfall von der Gratwand) über griffarme, bucklige Platten etwa 100 *m* aufwärts, dann in der Rinne, leichter werdend, empor. Über ein etwa 60 Grad steiles, 40 *m* langes Schneefeld. Oberhalb des Schneefelds, wo die Fortsetzung der Rinne zum Risse und überhangend wird, etwa 15 *m* nach links (großer, freistehender Block). Nun gerade aufwärts ohne besondere Schwierigkeit zu einem östlichen Vorgipfel und über eine Schneescharte zum Hauptgipfel (zwei Stunden, Wandhöhe 300 *m*).“ Der Abstieg erfolgte über die Nordwestwand in das Ricolondatal, gleichfalls erste Begehung, und zwar: „In der zweiten Rinne westlich der nördlich vorspringenden Felsrippe hinab. Bis zu einem steilen Schneefeld leicht. Nach dessen Passierung immer schwieriger werdend und über ein zweites Schneefeld in breiter, muldenartiger Schlucht über glatte, schwarze, wasserüberronnene Platten und dann etwa 200 *m* über griffarme, steile, abschüssige Schrofen ausgesetzt und immer schräg nach Westen querend und leichter werdend hinab ins Kar, wo sein Schnee am weitesten heraufreicht. (Wandhöhe etwa 600 *m*. Schwierige, ausgesetzte und sehr steinschlaggefährliche Klettertur.) Durch das Ricolondatal nach Pizzano, 1 3/4 Stunden.“

Den Ostgipfel des Palù, 2996 *m*, erstiegen die Genannten am 16. Juli 1911 über die Nordwand, welchen Zugang auch die Vermessungsleute seinerzeit benützt haben dürften. Und zwar: „Vom obersten, östlichen Winkel des Palùgletschers gerade aufwärts über verwitterte Schrofen und lose Blöcke zum Trigonometer (Wandhöhe 200 *m*, nicht schwierig, drei Viertelstunden).“ Hieran schlossen die beiden die erste Überschreitung des ganzen Palùgrates, der eine der herrlichsten Klettereien der Presanellagruppe bietet.

Der Bericht lautet: „Vom Ostgipfel etwa 100 *m* westlich zu einem 30 *m* tiefen Gratabbruch. An seiner nördlichen Kante leicht hinunter in eine Scharte. Nun (Kletterschuhe!) über den schneidigen Grat auf festem Gestein in herrlichster, ausgesetzter Kletterei zum Hauptgipfel (zwei Stunden). Dann abwechselnd über brüchigen und festen Grat bis zu einem 15 *m* tiefen, überhangenden Abbruch. Nur Abseilen möglich. Nun nur mehr etwa 200 *m* und nicht mehr schwierig auf den Westgipfel, 2986 *m*, mit seinen zahllosen, durcheinandergewürfelten Tonalitblöcken (zwei Stunden). — Abstieg über den Südgrat. Durch die tiefste Scharte hinaus auf die Nordwestseite und über Schnee, Schutt und durch Erlengebüsch auf einem Steiglein zum Baito Presanella und zum Hüttenweg.“

Den Endpunkt des von der Cima di Scarpacò östlich streichenden Grates, die Cima di Bon, 2900 *m*, bestiegen als Erste am 16. August 1904 Karl Greenitz und Ing. Hans Reinl, worüber sie in der Österr. Alpenzeitung, Nr. 677, S. 10, folgendes berichten: „Aus der Val di Bon über Schutt und Firn auf den Passo di Scarpacò und mit wenigen Schritten nach rechts zum Ansatze des Ostgrates der Cima di Bon. Anfänglich rechts neben dem Grate, dann an seiner plattigen Kante empor auf einen etwa 100 Meter hohen Vorbau. Durch einen engen Riß einige Meter hinab auf eine nahezu horizontale Gratstrecke, der eine Reihe kleiner Zacken aufgesetzt ist. Nach deren Überkletterung weiter über den steil aufbauenden, plattigen Grat bis vor eine ungangbare Stufe. Links in die Südseite hinaus, bald aber wieder auf den Grat zurück, der in einem engen Schartel betreten wird, gerade vor einer glatten, durch einen Riß gespaltenen Riesenplatte. Kurzer, schwieriger Quergang auf schmaler Leiste nach rechts in den engen Riß und durch ihn wieder zur Grathöhe empor. Es folgt eine mäßig geneigte, rauhe Platte; über diese schief rechts aufwärts und weiter über die hübsche, plattige Gratkante, oder knapp neben ihr, zuletzt über Rasen und Blockwerk auf den Gipfel. Vom Passo di Scarpacò eine Stunde.“

2. DER NAMBRONESTOCK

Er hat seine Wurzel in der Cima Ginèr, die überdies der einzige Dreitausender dieses Abschnittes ist. Anfangs als eine noch wenig verzweigte, aber vielfach geknickte Kette beginnend, die im großen und ganzen vom Scarpacòpaß west-östlich streicht und nordseits drei gut entwickelte Gletschereinlagerungen birgt, verästelt sie von der Rocchetta di Nambrone (P. 2746) an mannigfach. Seenreiche Kare und Mulden stufen dazwischen gegen Osten zur Hochfläche des Sattels Campo di Carlo magno ab und zur Furche des nordwärts von diesem abfließenden Meledriobaches wie zu der südwärts strömenden Sarca di Campiglio, während vom einheitlich gestalteten Kamm des Nambronestockes lange Täler absinken. So gegen Norden die Paralleltäler: Pianatal, das durch einen unmittelbar neben dem Scarpacopaß nördlich vorspringenden Felsrücken (P. 2873, 2784 u. 2506), der ein Ausläufer des Ginèrmassivs ist, aus zwei Ästen entspringt, der Val di Bon und dem Abflußkar des Ginèr- und Cagalatgletschers, und bei Ossana (Fucine) gegenüber dem Pejotale im Sulzberg mündet. Weiters das Baselga- und Gelatatal (Gilada), die sich zur Val della Fos vereinigen, um endlich als Val Fazzon bei Pelizzano im Sulzberg die Tonalestraße zu erreichen. Dann gegen Süden das Nambronetal, das mit dem Nambinotal bei Carisolo-Pinzolo in das Rendenatal übergeht.

Sämtliche, meist leicht zugängliche Gipfel sind prächtige Aussichtswarten für die Gebiete der Presanella-, Ortler- und Brentagruppe, und ihre Umgebung mit dem reichen Schmuck der glitzernden oder geheimnisvoll dunkelnden Seen inmitten wilder Kare oder prächtigster Wald- und Almherrlichkeit, die vom nahen Madonna di Campiglio auf guten Wegen fast mühelos erreicht werden können, ist eine Schatzkammer an landschaftlicher Schönheit, die noch viel zu wenig gewürdigt wird.

Zu den Angaben im Ostalpenwerk (Bd. II. S. 242—244) ist nicht viel hinzuzufügen, da besondere turistische Erfolge seit damals nicht errungen wurden.

Dem Verfasser gelang mit Führer Ernesto Alimonta als Träger am 10. Juli 1912 die Besteigung der Cima Ginèr, 3052 *m*, von Osten.

Wer den Steinmann samt Stange auf dem anschließenden Gipfel des Cagalatin errichtet hat, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Der Gipfel ist überdies in der Alpenvereinskarte weder kotiert noch benannt. Den nächsten Gipfel, den Cagalat (Monte Caldoni, 2921 *m*), dürfte seit Gstirner niemand mehr besucht haben. Auch die lange Zackenreihe der Baselganadeln ist noch immer unbestiegen. Damit wären wir im Gebiet der Verästelungen des Nambronestockes angelangt, deren Gipfel, Grate und Kuppen nach wie vor ab und zu Bergsteiger, Jäger und Hirten besuchen. Hierzu sei mir nur die Feststellung gestattet, daß der von Hjalmar Arlberg (Ö. A.-Z. No. 358, S. 246 u. No. 356, S. 255) am 24. Juli 1892 mit Ferrari, Campiglio, turistisch erstmalig besuchte Gipfel (2770 *m*) nicht Cima Lucy sondern Cima di Laste heißt.

Recht wünschenswert wäre es, wenn die vom Förderungsverein Campiglio herausgegebene Karte der Umgebung von Madonna di Campiglio von Eduard Pfeiffer (1:25000) mit der Alpenvereinskarte in Einklang gebracht würde.

Wem Wetterungunst größere und schwierigere Unternehmungen versagt oder wer leichte aber dankbare Ziele zwischen Brenta- und Presanella-Siegen genießen will, dem empfehle ich den Nambronestock wärmstens. Und wird er erst eine Hütte in seinem Mittelpunkt besitzen, so werden sich die Bergsteiger und die Naturfreunde wundern, daß ein so schönes Gebiet so lange unbeachtet bleiben konnte.

(Schluß dieses Jahrgangs)

BEILAGE ZUR ZEITSCHRIFT
DES D. UND Ö. ALPENVEREINS
JAHRGANG 1913:

Karte der Lechtaler Alpen: Arlberggebiet

FRW

PRW